This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Gen 38903

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT
(Class of 1828).

Received 26 July, 1899.

1103

Preußiſche Geſchichte.

Erſter Band.

Preußiſche Geſchichte

von

William Pierſon.

Siebente, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben

von

Dr. John Pierſon,

Oberlehrer

Erſter Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)
1898.

13564.23
Ger 3610.3

HARVARD COLLEGE
JUL 26 1899
LIBRARY.

Minot fund
I-II

Alle Rechte, vornehmlich das der Übersetzung, vorbehalten.

Vorwort zur sechsten Auflage.

Die preußische Geschichte — eine Geschichte ohne Gleichen, weil sie einen Fürstenspiegel aufstellt, glänzender als irgend ein anderer, und Thaten der Volkskraft, Beispiele von Opfersinn erzählt, die nie und nirgends sind übertroffen worden — ohne Gleichen, weil sie von einem Staate handelt, der in seinem Kerne auf dem Triumph der sittlichen und intellektuellen Kräfte über die Ungunst der Natur beruht, und von einem Volke, das inmitten gleichsprachiger Stammverwandten und von kleinen Anfängen aus sich zu einer großen Nation entwickelt hat — diese Geschichte mit Liebe zu schreiben, ist leicht. Und wo, wie hier, so viel Erhebendes und so wenig Demütigendes zu berichten ist, da wird es auch nicht schwer, mit der Wärme des Patrioten die beste Tugend des Historikers, die Wahrheitsliebe, zu verbinden.

Aber dem Verfasser lag mehr ob. Es kam nicht bloß darauf an, von der politischen Entwickelung, und zwar bis auf die Gegenwart, ein lebendiges und treues Bild zu geben, sondern auch die kulturhistorische wenigstens zu skizzieren, und nicht nur den großen und schönen Stoff in eine Form zu fassen, die ihm gerecht und seiner würdig sei, sondern auch den überreichen in einem verhältnismäßig kleinen Raume zu beschließen.

Was den Verfasser einst — in seinen jungen Jahren — ermutigte, sich an eine Aufgabe von solcher Schwierigkeit zu wagen, war die Überzeugung, daß derartige Versuche immer nützlich sind. Denn, indem sie sich an das große Publikum der gebildeten Laien wenden, tragen sie die Kenntnis der vaterländischen Geschichte oder wenigstens ein Interesse dafür in weitere Kreise, als vielbändigen Fachwerken oder gelehrten Einzeldarstellungen möglich ist. Aus ihren Erinnerungen aber fließt die beste Kraft einer Nation.

Das Werk des Verfassers ist freundlich aufgenommen worden und hat seit seinem ersten Erscheinen vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren mehrere neue Auflagen erlebt. Wie in jeder der früheren (1872, 1875, 1881, 1889)

der Text dem Stande der Forschung gemäß berichtigt und die Darstellung der neuesten Zeit hinzugefügt ward, so ist beides auch diesmal geschehen. Wesen und Absicht des Buches aber sind dieselben geblieben. Möge es weiter mithelfen, auch im neuen deutschen Reiche in Preußens Jugend und Volk die preußische Überlieferung und Gesinnung — ohne welche dieses Reich weder entstanden wäre noch sich behaupten könnte — wach und hoch zu halten!

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!

Berlin, im Juni 1894.

William Pierson.

Vorwort zur siebenten Auflage.

Schon vor dem Erscheinen der vorigen Auflage verfiel mein Vater, der Verfasser der „Preußischen Geschichte", in schwere Krankheit, so daß er die Durchsicht der sechsten Auflage nur zum Teil noch besorgen konnte. Ich übernahm dann für ihn die weitere Herausgabe; so rührt z. B. der Schluß, die Regierungszeit des jetzigen Kaisers, zum größten Teil von mir her. Es waren die Anschauungen meines Vaters über diese Zeit; ich gab ihnen die, wie ich zugeben will, bisweilen etwas schroffe Fassung.

In der jetzt vorliegenden Auflage, die ich ebenfalls für meinen Vater besorgte, habe ich mich nun im Schlusse darauf beschränkt, die Ereignisse unter Kaiser Wilhelm II. nur zu skizzieren, da allerdings eine sichere und gerechte Beurteilung der letzten zehn Jahre augenblicklich noch nicht möglich sein dürfte.

Berlin, im August 1898.

John Pierson.

Inhalts-Verzeichnis

zum

ersten Bande.

Erstes Buch.

Seite

Geschichte der Mark Brandenburg bis zur Ankunft der Hohenzollern 1
Die Vorzeit 1
Die brandenburgischen Markgrafen aus dem Hause Ballenstädt 10
Innerer Zustand der Mark unter den Ballenstädtern, vornehmlich im dreizehnten Jahrhundert 20
Brandenburgs Zerrüttung 28

Brandenburg unter den hohenzollernschen Kurfürsten bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms des Großen (1415—1640) 43
Kurfürst Friedrich I. 43
Friedrich II. der Eiserne 51
Albrecht Achilles 55
Johann Cicero 59
Innere Zustände der Mark im 15. Jahrhundert 60
Joachim I. Nestor 64
Die Reformation 68
Kurfürst Joachim II. Hektor und Markgraf Johann von Küstrin 74
Johann Georg 80
Joachim Friedrich 82
Geschichte des Landes Preußen bis zu seiner Vereinigung mit Brandenburg 86
Johann Sigismund 112
Vorgeschichte der jülich-kleve-bergischen Lande 112
Der dreißigjährige Krieg 120

Zweites Buch.

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst 133
Rückblick auf die ältere Geschichte des Landes Pommern 137
Der westfälische Friede 141
Gründung des brandenburg-preußischen Staates 143
Erwerbung der Souveränität 150
Fehrbellin 169
Des großen Kurfürsten letzte Regierungszeit 183
Innere Zustände des brandenburgischen Staates im siebzehnten Jahrhundert 195

Seite

Vom Tode Friedrich Wilhelms des Großen bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen 203
Kurfürst Friedrich III. 203
Erhebung Preußens zum Königreich 218
Friedrich I. als König 223
Friedrich Wilhelm I. 232
Friedrich Wilhelms I. Staatsverwaltung 239
Auswärtige Verhältnisse 274
Friedrich Wilhelms I. Familienleben und Ende 282
Innere Zustände Preußens bei Friedrich Wilhelms I. Tode 286

Drittes Buch.

Friedrich der Große 292
Friedrichs Thronbesteigung und erste Regierungshandlungen 302
Erster schlesischer Krieg 308
Schlesien 311
Mollwitz 314
Ostfriesland 324
Der zweite schlesische Krieg 325
Die Jahre des Friedens von 1745—1756 337
Der siebenjährige Krieg 357
Vom Hubertusburger Frieden bis zum Tode Friedrichs des Großen . . . 418
Auswärtige Angelegenheiten. Die erste Teilung Polens 434
Der bayrische Erbfolgekrieg und der deutsche Fürstenbund 442
Friedrichs des Großen Ende 448
Innere Zustände Preußens unter Friedrich dem Großen 453

Verfall der alten Monarchie 464
Friedrich Wilhelm II. 464
Die Feldzüge gegen die französische Revolution 475
Die zweite Teilung Polens 487
Fortsetzung der Feldzüge gegen die französische Revolution 489
Die dritte Teilung Polens 492
Friedrich Wilhelms II. Ende 495
Friedrich Wilhelm III. 498
Jena 505
Tilsit 528

Erſtes Buch.

Geſchichte der Mark Brandenburg bis zur Ankunft der Hohenzollern.

Die Vorzeit.

Vielleicht kein Volk hat auf ſein Land ſo viele Rechte wie das brandenburgiſche; jeder Fuß breit Bodens iſt hier von den Deutſchen in jahrhundertelangen, blutigen Kämpfen den Slawen abgerungen und ebenſowohl mit der Pflugſchar wie mit dem Schwerte erobert. Und dieſe Eroberung nahm nur einen alten Beſitz wieder. Schon tauſend Jahre, bevor der Sachſe mit dem Wenden um die Mark ſtritt, wohnten Deutſche an der Havel und Spree; die Geſchichte kennt hier keine frühere Bevölkerung. Ihr erſter Strahl, der auf dieſe Gegenden fällt, zeigt hier das Volk der Semnonen ſeßhaft; ſie waren der älteſte und edelſte Zweig des ſueviſchen Stammes, den Cäſar das größte und kriegeriſcheſte aller deutſchen Völker nennt. Die Sueven breiteten ſich über den ganzen Nordoſten Deutſchlands aus, wohnten in 100 Gauen und führten jährlich 100 000 Krieger ins Feld, die beſonders im Reiterkampfe nicht ihresgleichen hatten. Nach Tacitus (90 n. Chr.) bildeten ſie zwiſchen Elbe und Weichſel einen großen Bund blutsverwandter Völkerſchaften, von denen die ſemnoniſche die zahlreichſte und angeſehenſte war. Später zu Ruf gekommen ſind unter den übrigen Suevenvölkern die Langobarden, welche zwiſchen Elbe und Harz, die Rugen und Burgunden, welche in Pommern, und die Goten, welche an der Netze und Warthe wohnten. Ein Hauptheiligtum des Bundes, in einem Walde (vermutlich an der Havel), verſammelte alljährlich die Feſtgeſandtſchaften der Stämme zu einer gottesdienſtlichen Feier. Wie es bei Ebenenbewohnern zu geſchehen pflegt, erhob ſich unter den Sueven frühzeitig die Monarchie; doch herrſchten ihre erblichen Könige mit beſchränkter Macht. Übrigens paßt die Beſchreibung, die Tacitus von Land und Leuten Germaniens giebt, auch auf die öſtlichen Stämme.

Es waren gewaltige Menschen jene alten Deutschen, riesig an Gestalt und Körperkraft, mit funkelnden blauen Augen, goldblonden Haaren. Zu den Werken des Friedens wenig aufgelegt, voll Verachtung gegen Handwerk und Handel, verstürmten sie in Jagd und Krieg ihr halbes Leben. Wenn es galt, den Wolf und den Bären, den Auerochsen und das Elen mit Spieß oder Keule zu erlegen, oder gar eine Kriegsfahrt auf Abenteuer und Beute mitzumachen, da war der Germane ganz Eifer und Thatkraft, von rasender Kampfwut aber, wenn ihm ein Feind ins Land fiel. Die Römer bewunderten oft seine Vaterlandsliebe; ihnen konnte Germanien freilich nicht gefallen. Ein rauhes Land, bedeckt mit weiten Sümpfen, ungeheuren Wäldern, wenig angebaut; ohne anderen Ertrag als Getreide, Rüben, Kohl; ohne Städte; die Häuser in den Dörfern und auf den Gehöften von Holz, weiß angestrichen; die Geräte darin von Stein, Bronze, Eisen. Da gab es kaum irgendwo Gold und Silber; der Reichtum der Bewohner bestand hauptsächlich in Vieh, das zahlreich, aber unansehnlich war. Ebenso ärmlich erschien die Tracht — ein Mantel von Tierfellen, bei den Reicheren außerdem enganliegende Kleider, bei den Frauen noch ein linnenes Untergewand — und die Bewaffnung; außer Schild und Spieß höchstens noch ein Schwert und eine Lanze, selten eine ganze Rüstung. Dem Deutschen aber behagte sein Leben, wenigstens wenn er ein freier Mann war; als solchen erwies ihn das lange Haar, das bei den Sueven vorn in einen dicken Schopf geschürzt ward, und die Waffe, die er nie von sich ließ. Den höchsten Grad von Freiheit hatte der freie Grundbesitzer. Wie ein König saß derselbe auf seinem Gut (Allod), den Seinigen ein Richter, Priester und Fürst. Den Acker bebauten ihm die Knechte, die Unfreien und Leibeigenen, die es als Kriegsgefangene oder zur Strafe eines schändlichen Vergehens oder im Würfelspiel geworden waren. Seine Wünsche gingen über die Wälder rings, die von Wild wimmelten, kaum hinaus; im Grunde brauchte er keinen Menschen. Das politische Band, das ihn mit den andern verknüpfte, war denn auch locker genug. Eine Gemeinde von 100 Hofbesitzern bildete eine Hundertschaft, mehrere Hundertschaften den Gau. Die gemeinsamen Angelegenheiten dieser Vereine, besonders die Rechtspflege, der Krieg und die Wahl der Obrigkeiten, wurden in regelmäßigen Versammlungen aller freien Grundbesitzer beraten und beschlossen. Der Ort war die Malstatt auf dem Gemeinlande (der „Mark"), die Zeit der Vollmond. Alle freien Besitzer waren sonst gleichberechtigt, aber gewisse Geschlechter, die von den Ahnen und Stiftern der Gemeinde abstammten, genossen eines höheren Ansehens und hatten das Recht, der Volkswahl die Bewerber um ein obrigkeitliches Amt zu liefern.*) Ihre Häupter, die Fürsten, besaßen indes rechtlich nur so viel Macht, als die Gemeinde ihnen freiwillig einräumte. Zum Heerführer (Herzog) wählte man den Tüchtigsten. War der Krieg von der Gemeinde beschlossen, so sandte der Herzog von Hof zu Hof den Heerpfeil als Zeichen des Aufgebots zur Volksbewaffnung (Heerbann).

*) Vgl. H. v. Sybel, Entstehung des deutschen Königtums, Frankfurt a. M. 1881, S. 133 u. a.

Mit Schild und Spieß, zu Fuß und zu Roß sammelten sich dann an den Malstätten die Wehrmänner, und nach Geschlechtern, Hundertschaften, Gauen geschart, Weiber und Kinder auf Wagen hinterher, ging's in die Schlacht. Weit häufiger jedoch als solche Volkskriege waren die Fahrten auf Abenteuer, welche die kriegslustige Jugend unternahm. Denn da die Güter in der Regel auf den ältesten Sohn vererbten, so mußten die jüngeren Brüder sich anderwärts ihren Besitz suchen, und sie traten meist in den Dienst der Fürsten, die im Frieden sie ernährten oder mit ihnen einen Kriegszug auf Beute oder Landerwerb machten. Dies Verhältnis brachte beiden Teilen Ehre und Nutzen, und zwischen dem Dienstherrn, der, wenn sein Gefolge groß war, Heerkönig hieß, und seinen Leuten herrschte wechselseits eine unverbrüchliche Treue.

Tapferer als irgend ein anderes Volk, gastfreundlich und über alles freiheitsliebend, zeichneten sich unsere Urväter doch am meisten durch Sittenstrenge und Biederkeit aus. Tacitus sagt von ihnen das schöne Wort: „Niemand lacht daselbst über Laster, und das Verführen und Verführtwerden nennt man nicht den Lauf der Welt. Es gelten bei ihnen gute Sitten mehr als anderwärts gute Gesetze".

Die Frau glich dem Manne an Zucht und Kraft, an Einfachheit und Gradsinn. Ehrbar und treu versah sie ihm das Hauswesen, und wie ihr der Bräutigam als Hochzeitsgabe Rinder, Waffen und ein gezäumtes Roß gebracht hatte, zum Zeichen, daß sie in Frieden und Krieg seine Genossin sei, so zog sie, wenn es galt, mit in die Schlacht, von der Wagenburg herab Mann und Söhne anzufeuern. Nirgends in der Welt war die Ehe würdiger, Vielweiberei seltener. Man ehrte etwas Heiliges in den Frauen und hörte gern auf ihren Rat. Im Hause schalteten sie den Männern gleichberechtigt.

Gab's für den Deutschen keinen Jagd- oder Kriegszug, so konnte er ganze Tage auf der Bärenhaut verträumen. Aber über die Maßen liebte er Zechgelage, wenn die Hörner des Urs voll Bier oder Met im Kreise herumgingen, und die Heldensänger zum Harfenklange und Waffengeklirr die alten Kriegslieder anstimmten, von Tuisko, dem göttlichen Stammvater der Deutschen, oder von Hermann, der den Varus schlug, und anderen Helden. Diese Lieder erzählten ihm von Vergangenheit und Zukunft; Sage und Religion verwoben sich darin. Es gab eine Art von Schrift, die Runen; aber sie diente nur zu religiösem Gebrauche.

Als höchster Gott, von dem aller Sieg kam, wurde Wodan verehrt, der mit Wünschelrute und Wünschelhut im Sturme furchtbar daherfuhr; ihm war die Sonne heilig und der Wolf. Unter ihm herrschten der Kriegsgott Ziu und der wilde Donnergott Donar, dessen heiliges Tier der Fuchs war, und Freir mit seiner Gemahlin Freia, die Gottheiten des Friedens und der Fruchtbarkeit, der Liebe und Freude. Diesen Göttern wurde bei großen Opferfesten an der Malstatt oder unter heiligen Bäumen geopfert, von Priestern, die es durch Alter und ererbte Weisheit waren.

Ein Teil der Sueven verehrte besonders die Mutter Erde, die sie „Nerthus",

die Nährende, nannten, als Gottheit; auf einer Insel der Nordsee — vielleicht in der Gegend von Hamburg — hatte sie an einem Waldsee ein Heiligtum, von wo ihre Priester zu gewissen Zeiten ihr Bild auf einem mit Kühen bespannten Wagen zu festlichem Umzuge, Frieden und Freude bringend, durch die Lande führten.

Außer den Göttern gab es noch andere Wesen, zu denen die Einbildungskraft des Volkes die Naturkräfte verkörpert hatte; man glaubte an Elfen und Kobolde, an Riesen und Zwerge.

Auf dem Krankenlager oder vor Altersschwäche zu sterben, galt als ein Unglück; denn der so Gestorbene kam an einen Ort des Grauens, zu Hel, der Göttin der Finsternis und des Todes. Dagegen der im Kampfe Gefallene ward von den Walkyren, den Siegesgöttinnen, zu Wodan nach Walhalla emporgetragen, in einen Himmel des Kampfes und der Gelage. In der Schlacht zu sterben schien daher ein Glück, und ohne viel Klage begrub oder verbrannte man den Toten samt seinen Waffen, seinem Hunde und Rosse.

Jahrhundertelang hausten unsere Urväter so, schlicht und recht, frei und tüchtig an Leib und Seele, zufrieden mit ihrem rauhen Lande, in dem sie sich eingeboren glaubten. Die Erde, so hieß es in ihren alten Liedern, gebar den göttlichen Tuisko (den „Deutschen"), und Tuisko zeugte den Mannus (den „Menschen"). Ein äußerer Anlaß, die hunnische Völkerwanderung, brachte im vierten und fünften Jahrhundert den tief in ihnen steckenden Wandertrieb, der sie einst aus Asien nach Deutschland geführt, zu mächtigstem Ausbruch. Fast alle Stämme erhoben sich ganz oder teilweise, freiwillig oder von den Nachbarn gedrängt, aus ihren alten Sitzen und wanderten dem schönen Süden und Westen zu. Vor diesen Fluten aus dem männerreichen Germanien barsten alle Dämme, die bisher das römische Reich mühsam geschützt; es fiel in die Gewalt der Barbaren, die darauf neue Reiche gründeten.

Die massenhafte Auswanderung hatte in den Bestand der Bevölkerung Deutschlands große Lücken gerissen. Am meisten war das ehemalige Suevenland entvölkert; hier rückten jetzt die Nachbarn im Osten, die Slawen, ein. Seit dem sechsten Jahrhundert breiteten sie sich vom Quellgebiet des Dniepr und der Wolga, ihrer Heimat, bis zur Ostsee und dem adriatischen Meer, in die russischen Steppen und bis zur Elbe und Saale, dem Böhmerwald und Inn aus, ein zahlreiches in viele Stämme gespaltenes Volk. Die in das Suevenland drangen — die Sorben zwischen Bober und Saale, die Ljutizen, von den Deutschen Wilzen genannt, an der Spree, Havel und Peene, die Obodriten in Mecklenburg und Holstein — wurden von ihren westlichen Nachbarn, den Sachsen, mit dem gemeinsamen Namen Wenden benannt.*)

Zwischen den Sachsen (d. h. den Deutschen, welche das Land von der Niederelbe bis zur Ems und von der Nordsee bis Hessen und Thüringen be-

*) Brückner, die slavischen Ansiedlungen in der Altmark und im Magdeburgischen, Seite 7.

wohnten) und den Wenden bestand über 200 Jahre lang ein freundschaftliches Verhältnis. Als jene aber durch Karl den Großen zum Christentum bekehrt und gleich den übrigen deutschen Stämmen in das große Frankenreich eingefügt waren, da trat an der Elbe das deutsche Wesen gegen das slawische in einen Kampf, der von Geschlecht zu Geschlecht erbitterter wurde. Es ging mit den Deutschen in dieser Zeit eine wesentliche Veränderung vor. Sie waren Christen geworden und hingen dem neuen Glauben bald mit glühender Liebe an. Sie waren (seit 843) zu einer politischen Einheit gekommen, und ihre dadurch verstärkte Kraft wendete sich gegen die heidnischen Nachbarn, welche zu bekämpfen außer irdischen Vorteilen auch den Segen des Himmels brachte. Immer entschiedener lenkten sie zugleich in die Wege civilisierter Nationen ein; mit dem Christentum hatten sie von den Romanen auch manches andere Bildungselement empfangen. Freilich kam auch viel Schlimmes über den Rhein, zumal das Lehnswesen, das rasch die alte Volksfreiheit überwucherte. Denn da die Macht des Königs hauptsächlich auf der Größe seines Kriegsgefolges beruhte, so suchte er möglichst viele und vornehme Dienstmannen an seine Person zu fesseln; er versicherte sich ihrer Treue dadurch, daß er ihnen Güter auf so lange lieh, als sie ihm Kriegsdienste leisten würden. Die Großen ahmten dies nach, und mancher starke Nachbar ließ nicht ab, den Geringeren zu bedrängen, bis dieser sein freies Gut aufgab und es von ihm zu Lehen nahm. Andere trieb die Not der Zeit, sich freiwillig unter den Schutz eines Mächtigeren zu begeben. Mit der Freiheit des Bodens wich aber leicht auch die persönliche Freiheit, und aus freien Bauern wurden mit der Zeit hörige Knechte. Doch gab es auch Gegenden, namentlich in Sachsen, wo sich das Volk seine Freiheit bewahrte. Selbst die Volksversammlungen, die mehr und mehr den Gerichtshöfen der Grafen oder königlichen Richter Platz machen mußten, erhielten sich hie und da. Neben den Grafen und den Vertretern der Stämme, den Herzögen, welche nun den hohen Adel ausmachten, erhob sich die Geistlichkeit zu größtem Ansehen. Es galt als verdienstlich, Kirchen und Klöster reich auszustatten, und da der Reichtum in Grundbesitz, in Land und Leuten bestand, so hatten die Bischöfe und Äbte bald weite Gebiete, in denen sie als Fürsten schalteten. Auch das städtische Wesen, bisher nur an den alten Römergrenzen Donau und Rhein eingebürgert, faßte nun im inneren Deutschland Fuß. Alle diese Veränderungen gewöhnten das deutsche Volk allmählich an ein geordnetes Zusammenwirken, und nachdem die Krone an die Sachsen übergegangen, wurde es zu einer starken, mächtigen Nation. Durch Heinrich I. (919—936) kam denn auch in die Feindseligkeiten gegen die Wenden Plan und Regel; die Deutschen drangen seitdem überlegt und nachdrücklich wieder nach Osten vor; aber am kräftigsten und erfolgreichsten war dieser Rückschlag im Norden, wo er von der gewaltigen und zähen Thatkraft des sächsischen Stammes selbst ausging.

Doch war es kein verächtlicher Gegner, gegen den die Sachsen nun den Vernichtungskampf eröffneten; er bewies es, denn dieser Krieg hat Jahrhunderte

gedauert.*) Auch die Wenden waren ein zahlreiches und kriegerisches Volk, auch sie spornte unbändige Freiheitsliebe und der Glaube, daß die in der Schlacht Gefallenen zu besonderer Seligkeit eingingen. In der Bildung standen sie den Sachsen damals im ganzen nicht viel nach; sie wohnten in Burgen, Dörfern und Städten und hatten ihr Land in gute Kultur gebracht. Die Wiesen zwischen den Wäldern und Sümpfen nährten zahlreiche Viehherden; die Äcker und Gärten trugen hinreichend Weizen, Hirse, Mohn, Gemüse und Obst; die Bienenzucht lieferte Honig, Wachs und Met genug. Neben der Landwirtschaft trieb man Jagd und Fischfang, auch einige Gewerbe, besonders Weberei. Doch beschränkte sich das Handwerk wahrscheinlich auf die Herstellung der täglichen Gebrauchsgegenstände. Die Erzeugnisse höherer Kultur mußten sie daher einführen. Der Handel war stark im Schwunge, nach Norden und Westen, am meisten an der Seeküste. Die Richtung und die Schiffbarkeit der Flüsse (Spree, Havel, Elbe, Oder) machten das nach Nord- und Ostsee offene Land zum Schauplatz eines regen Verkehrs. Der Hauptsitz des Seehandels war die altberühmte Wendenstadt Julin (Wollin) mit einem Hafen, der oft 300 Schiffe barg. Denn von Deutschland, Dänemark, von allen Slawenländern und selbst aus dem byzantinischen Reiche strömten Kaufleute dort zusammen, um wendische Leinwand, preußischen Bernstein, russisches Pelzwerk einzutauschen. Von hier gingen dann die Erzeugnisse fremden Kunstfleißes, Metallwaren, Armbänder, Ringe, römische und arabische Münzen, Glasperlen, Zeuge, Wein u. a., weit in das Innere der slawischen Länder. Daneben ging aber auch ein schwungvoller Handel mit Sklaven von einem Elbufer zum andern. Julins Blütezeit war im zehnten und elften Jahrhundert. Im Jahre 1175 wurde diese reiche Stadt von den Dänen ausgeraubt und fast zerstört; seitdem erholte sie sich nicht mehr. Leicht gebaut, wie sie gewesen, hat sie nicht einmal Spuren ihres Daseins hinterlassen; das Meer fraß allmählich selbst den Boden, wo sie gestanden.

Die Wenden waren ein kräftiger Menschenschlag, von gedrungenem Körperbau, nicht besonders groß, mit hellen, häufig braunen Haaren und Augen. Hitze und Kälte, Hunger und Durst ertrugen sie leicht. Sie kleideten sich nach morgenländischer Art in lange Gewänder. Auch in ihrem Charakter erinnerte manches an den Orient. Die Stellung der Frau war bei ihnen hart und unwürdig; sie war die Sklavin des Mannes, der über sie wie über alle seine Angehörigen unbeschränkt verfügte. Auch herrschte Vielweiberei. Es war daher nichts Seltenes, daß eine Mutter ihr neugeborenes Mädchen tötete, um es einer reizlosen und mühevollen Zukunft zu entziehen. Andererseits ließen sich altersschwache Eltern von ihren Kindern töten, weil das Diesseits ihnen unerträglich schien, und ein gewaltsamer Tod in ein besseres Leben führte. Man fand an den Wenden jedoch auch mancherlei zu rühmen. Allgemein

*) B. Guttmann, die Germanisierung der Slawen in der Mark, Forsch. z. brand. u. preuß. Gesch., 1896, IX. S 395 ff.

übten sie die Tugend der Gastfreundschaft, oft bis zum Übermaß, und waren mild und wohlthätig gegen Arme.

Ihr politischer Zustand beruhte, wie bei allen Slawen, auf genossenschaftlichem Zusammenhalt der Sippen und Geschlechter, deren Gesamtvermögen von Ältesten (Staroſten) verwaltet wurde. Darüber erhob sich Häuptlingsherrschaft. Ursprünglich zwar waren die Freien einander an Rechten gleich; jede Gemeinde entschied ihre Beratungen nach Stimmenmehrheit und wählte sich ebenso den Friedensrichter (Zupan) und den Heerführer (Woiwod). Mit der Zeit aber bildete sich aus den Reicheren und aus denen, die sich im Kriege oder als Priester ein größeres Ansehen erworben hatten, ein erblicher Adelsstand, dessen Häupter zu Fürsten (Knäsen) wurden. Jeder Stamm mußte nun seinen Fürsten Abgaben zahlen und Kriegsdienste leisten, und die schwersten Lasten fielen auch hier auf die Gemeinen; von einer Volksmeinung war seit dem 12. Jahrhundert keine Rede mehr. Je mehr der Adel aufkam, desto größer wurde die Zahl derer, die aus freien Bauern zu leibeigenen Knechten herabsanken.

Trat Krieg ein, so mußte jeder freie wehrhafte Mann mit Schild, Spieß und Schwert oder Bogen und Pfeilen oder einer Keule ins Feld. In Abteilungen zu 10, 100, 1000 zogen sie aus, jede Gemeinde unter ihrem Zupan, mehrere Haufen unter einem Knäsen, voran die heiligen Fahnen oder Götzenbilder auf Stangen. Die Wenden kämpften meist tapfer, in der Regel zu Fuß. Auf dem Rückzuge flüchteten sie hinter die Gräben und Wälle ihrer befestigten Plätze, verbrannten ihre hölzernen Hütten und vergruben ihr Korn und die wertvollen Geräte. Die einzelnen Stämme umschlang etwa seit der Zeit der Ottonen kein politisches Band mehr, wie es anfänglich z. B. bei den Ljutizen gewesen war. Sie lagen vielmehr unter einander fortwährend im Kampfe, der auch dann selten aufhörte, wenn sie von den Deutschen bedrängt wurden. Die Wenden hatten also viel Übung im Kriegswesen; gleichwohl standen sie hierin an Tüchtigkeit und Zucht den Deutschen immer nach. Auch zur See, die sie öfter als Räuber denn als Kaufleute befuhren, kamen sie den germanischen Völkern nie gleich.

Die Toten wurden feierlich verbrannt; ihre Asche that man in thönerne Urnen, fügte mancherlei Schmucksachen bei und bestattete alles in steinernen Grabmälern auf den gemeinschaftlichen Begräbnisplätzen.

Alle Slawen glaubten an *einen* höchsten Gott im Himmel, den Belbog (weißen oder guten Gott); das Licht, das Feuer, die Sonne mit allem ihren Segen kamen von ihm. Die Finsternis dagegen und alles Böse in der Welt war das Reich des Czernybog, des schwarzen, bösen Gottes. Außer diesen oberen Gottheiten verehrten die Wenden noch Untergötter, vornehmlich den Kriegsgott Radegast; er gab Kraft, Weisheit, Sieg. Sein Haupttempel, das Nationalheiligtum der Wilzen, stand zu Rethra auf einer Insel im Tollense-See gegenüber Wustrow in Mecklenburg. Dort feierte man seine Feste, bei denen ihm oft Kriegsgefangene als Opfer geschlachtet wurden. Noch allge-

meiner betete man den Triglaw an (den Dreiköpfigen, den Herrn des Himmels, der Erde und der Unterwelt); besonders zu Stettin und Brandenburg hatte er große und prächtige Tempel. In Havelberg wurde Gerowit angebetet; die Slawen auf Rügen, die ljutizischen Rujaner, verehrten den Swantewit, der kein anderer ist als der christliche Sankt Vitus. Seine Verehrung war im 9. Jahrhundert durch Korveier Missionare zu den Ljutizen gebracht worden. Sein Tempel zu Arkona auf Rügen war in solchem Ansehen, daß seine Priester wie Fürsten über das Volk herrschten. Jeder Rujaner mußte dem Gotte ein Kopfgeld zahlen, jeder landende Kaufmann einen Zoll entrichten. Von weit her holten auch andere Slawen die Wahrsagungen und Ratschläge der Diener Gottes und bezahlten ihre Orakelsprüche mit reichen Geschenken.

Überhaupt genossen die Priester bei den Slawen große Ehre; ihre Stimme galt oft so viel und mehr als die des Fürsten. Überall brachte ihnen das Volk die Erstlinge der Feldfrucht und der Herden und einen Teil der Kriegsbeute als Opfer für die Götzen, und ohne ihren Spruch, der den göttlichen Willen verkünden sollte, wurde kein Krieg angefangen, kein Frieden geschlossen. Sie waren es denn auch, die bei den Wenden immer am eifrigsten zum Widerstande gegen die andringenden Deutschen trieben, und man folgte ihnen um so williger, weil es galt, mit dem Glauben auch Freiheit und Volkstum zu verteidigen. Drei Dinge waren es ja immer, welche der Feind verlangte: Tribut, Unterwerfung unter die Oberhoheit des deutschen Reiches und Bekehrung zum Christentum.

Diese Forderungen setzte nun zuerst König Heinrich I. durch; wenigstens die Heveller an der Havel, deren Hauptfeste Brandenburg 928 erobert wurde, die Redarier zwischen Havel und Peene, die Sorben in der Lausitz und die Ukrer an der Ucker mußten, den sächsischen Waffen unterlegen, sich seinem Willen fügen. Die Eroberung zu behaupten und weiter auszudehnen, setzte er hier Markgrafen ein, d. h. Militärbeamte, welche die Mark oder Grenze an Stelle des Königs zu beschützen hatten. Ihre Aufgabe war schwer genug; denn die Wenden benutzten jede Gelegenheit zum Aufstande, um das verhaßte Joch wieder abzuschütteln. Anfangs freilich ohne Erfolg. Unter Heinrichs Nachfolger, Otto dem Großen, breitete sich die deutsche Herrschaft sogar noch weiter, bis zur Oder, aus. Es war dies vornehmlich dem Markgrafen Gero zu danken, einem gewaltigen Kriegsmann, der die verwegenste Thatkraft mit schlauer List zu verbinden wußte. Einst hatten sich dreißig wendische Häuptlinge verschworen, ihn zu ermorden; er lockte sie auf seine Burg und ließ sie niedermachen. Nur einer entrann und erregte einen Aufstand, der indes rasch unterdrückt wurde (940). Um die Befestigung des Gewonnenen erwarb sich der König selber erhebliche Verdienste, indem er durch manche kluge Einrichtung in den wendischen Marken deutsches Wesen anpflanzte. Namentlich wurden viele deutsche Dienstmannen angesiedelt und zur Bekehrung der Heiden Bistümer gestiftet — Havelberg (946), Brandenburg (948), Meißen, Zeitz, Merseburg und über alle diese das Erzbistum

Magdeburg im Jahre 968.*) Damit aber der Geschäfts- und Machtkreis des Markgrafen nicht übermäßig groß werde, teilte Kaiser Otto nach Geros Tode (965) das eroberte Wendenland in drei Marken: die Nordmark, die Ostmark (Lausitz) und die Mark Meißen. Die Nordmark umfaßte das Land vom Harz bis zur untern Havel und hieß später Altmark; ihr Hauptort war Salzwedel. Sie ist der Kern gewesen, aus dem nachmals die Mark Brandenburg erwuchs. Doch gerade sie wollte zuerst am wenigsten gedeihen. Ottos Ansiedelungen gingen hier nirgends tief ins Land hinein; der Gehorsam der Unterjochten beruhte daher mehr auf der Meinung, die sie von der entfernten Macht des Kaisers hatten, als auf ihrer Furcht vor dem Markgrafen; denn dieser besaß keine großen Streitmittel. Zwar zogen überall Priester und Mönche durch das Land und predigten eifrig das Evangelium. Aber die Bekehrung, die sie vornahmen, blieb eine rein äußerliche. Ihre Sprache und Bräuche waren dem Volke meist unverständlich; es haßte in den christlichen Sendboten die deutschen Dränger, und Christ werden bedeutete ihm Knechtschaft, bedeutete Unterwerfung unter die Gewaltthaten und Erpressungen, die sich die sächsischen Krieger erlaubten, und besonders unter den verhaßten Zehnten, den die christliche Geistlichkeit forderte. Auch der Stolz der Zwingherren empörte. Hielt doch der Sachse den Slawen für unehrlich, für ein Wesen geringerer Art, mit dem gar durch Ehebande sich zu vereinigen schimpflich gewesen wäre. Dazu kam die Grausamkeit, mit welcher manche der sächsischen Herren ihre Untergebenen behandelten. So konnte das wendische Volk denn nur mit Gewalt zur Taufe gebracht werden, und die Sehnsucht nach den alten Göttern und der alten Freiheit brannte fort in den Herzen. Als nun im Jahre 983 die Kunde von Kaiser Ottos II. Niederlage und Tode aus Italien nach Deutschland und in die Slawenländer drang, da kam der stille Grimm der Wenden zum wütenden Ausbruch. Wie ein Mann erhoben sich die Obodriten nnd Ljutizen zerstörten die Kirchen, schlachteten die christlichen Priester auf den Altären der Götter, vernichteten mit Feuer und Schwert in ihrem Lande jede Spur von Christentum und Deutschtum. Von den Obodriten wurde damals Hamburg erstürmt, von den Ljutizen Brandenburg und Havelberg. Die Richtung auf Italien, in die das deutsche Königtum durch seine Verbindung mit der römischen Kaiserwürde geraten war; dann, seit die Franken die deutsche Krone an sich gebracht hatten, der Zwiespalt zwischen den Anliegen des Kaisers und der sächsischen Fürsten erleichterte die Anstrengungen, mit denen die Wenden der Nordmark die wiedererrungene Freiheit behaupteten. Oft fielen sie selbst ihrerseits raubend und mordend über die Elbe ins Nachbarland ein, und gar im Jahre 1056, wo sie den Sachsen bei Pritzlawa an der Havelmündung eine große Niederlage beibrachten, verbreiteten sie dort weithin den Schrecken. Die Bistümer Brandenburg und Havelberg bestanden fast

*) H. Breßlau, Zur Chronologie und Geschichte der ältesten Bischöfe von Brandenburg, Havelberg und Oldenburg. Forsch. z. br. u. pr. Gesch., 1888, I. S. 385 ff.

200 Jahre lang nur dem Namen nach. Es gab zwar immer noch Grafen der Nordmark — sie gehörten meist den Häusern Walbeck und Stade an — aber keiner vermochte es, die Eroberung Heinrichs I. und Ottos I. wieder zum Reiche zu bringen.

Nur als Kaufleute drangen nun die Deutschen noch über Havel und Spree, über Peene, Ucker und Oder; denn der Handel mit den Slawen war immer beträchtlich. Eine Hauptstraße desselben ging im zehnten und elften Jahrhundert von Hamburg nach Julin, von dort meist zu Lande nach Gyddanisk (Danzig) und Preußen und über Samland nach Ostrogard, dem späteren Nowgorod, von da an den Dniepr nach Kiew, wo diese Linie mit den Handelswegen zusammentraf, die aus dem Morgenlande, aus Asien, kamen.

Die brandenburgischen Markgrafen aus dem Hause Ballenstädt.

1134—1319.

Längst war das Kreuz bei Tschechen und Polen, bei Sorben und Pommern, ja selbst im fernen Rußland zur Herrschaft gelangt; nur die Obodriten und Ljutizen, allein von allen Slawen, und am Baltastrande die Preußen widerstanden noch. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erlagen auch sie. Denn in dieser Zeit nahm das Deutschtum den mächtigsten Aufschwung, teils durch die vorzüglichen Gaben der großen Kaiser, die damals regierten, Helden und Staatsmänner wie Friedrich I. und II. von Hohenstaufen, teils und am meisten durch die eigenen Anstrengungen des deutschen Volkes, das nun in allen Werken des Friedens wie des Krieges den anderen Nationen voranstrebt. Seiner regsamen und ausdauernden Thätigkeit ward es daheim bald zu eng; sie wandten sich leicht dem Nordosten zu, wo die fromme Begeisterung Heiden zu bekämpfen, zu bekehren, wo der Kaufmann, der Ansiedler weite, reiche Gebiete der Arbeit und des Erwerbes fand. Kluge und tapfere Fürsten brachen die Bahn und leiteten den Strom; mit besonderem Geschick und Erfolge that es der Mann, der in der Geschichte als der Gründer des brandenburgischen Staates fortlebt: **Albrecht der Bär, Graf von Ballenstädt.**

Die Ballenstädter, oder wie sie nach ihren späteren Sitzen — dem Schloß Anhalt im Selkethal und der Stadt Aschersleben (Ascania) — auch heißen, die Anhaltiner oder Askanier, waren ein altes, reiches Grafengeschlecht sächsischen Stammes, kamen aber erst dann zu größerer Bedeutung, als sie durch eine Heirat des Grafen Otto mit Eilike, der Tochter des letzten billungischen Herzogs von Sachsen, auf dieses Herzogtum eine gewisse Anwartschaft erhalten zu haben schienen. Ottos und Eilikes Sohn, Albrecht der Schöne (um das Jahr 1100 geboren), wurde durch jene Aussicht zu einem Ehrgeiz entflammt, der ihn an der Verwaltung seines angestammten Besitzes keine Befriedigung finden ließ. Er dürstete nach größeren Thaten. Durch Tapferkeit, die ihm den Beinamen des Bären eingetragen, erwarb er sich die Achtung, durch treue Dienste in Italien den Dank des Kaisers Lothar. Täuschte ihn auch seine Hoffnung

auf die sächsische Herzogswürde, so wurde ihm doch ein Lehn zu teil, das seinem hochstrebenden, thatenlustigen Geiste den weitesten Spielraum bot; er erhielt im Jahre 1134 die Nordmark.

Ihr Bestand war freilich gering; sie umfaßte kaum mehr als die heutige Altmark; östlich der Elbe gehörte dazu nur noch der Landstrich bei Havelberg zwischen der Havel und der Elbe. Aber die Umstände, sie zu erweitern, waren gerade jetzt recht günstig. Die Ljutizen, eine Zeit lang mit den Obodriten zu einem Reiche verbunden, hatten sich unlängst von diesen getrennt und zerfielen nun wieder in mehrere Stämme unter eigenen Fürsten. So gelang es dem neuen Markgrafen schon im Winter 1136—1137 ihnen die Priegnitz abzuringen. Zu einer noch wichtigeren Erwerbung ist er auf friedlichem Wege gekommen. Der Fürst der Heveller, Pribislaw von Brandenburg, war mit seiner Gemahlin Petrussa Christ geworden und zu der markgräflichen Familie in ein nahes freundschaftliches Verhältnis getreten; er hatte dem Söhnchen Albrechts des Bären einen Teil seines Gebietes, die Zauche (zwischen Havel, Plaue und Nuthe), zum Patengeschenk gemacht. Im Jahre 1136 setzte er nun mit Übergehung seiner Verwandten den Markgrafen selber zum Erben seines übrigen Landes (zwischen Havel und Rhin) ein und scheint ihm schon damals den festen Platz Brandenburg übergeben zu haben. Denn seitdem nannte sich Albrecht Markgraf von Brandenburg.

Indessen ehe er sich dieses Zuwachses seiner Macht recht freuen konnte, hatte er noch manche Wechselfälle des Glückes zu bestehen. Er erhielt vom Hohenstaufen Konrad III., für den er gegen die Welfen Partei ergriff, 1138 das Herzogtum Sachsen, verlor es aber sogleich wieder an die Welfen und verlor selbst die Nordmark; er war einige Jahre ein Fürst ohne Land. Erst 1142 auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. kam der Friede zustande; Albrecht verzichtete zu Gunsten Heinrichs des Löwen auf Sachsen, dagegen gaben ihm die Welfen die Nordmark zurück. Im Jahre 1150 starb Pribislaw, und rasch besetzte Albrecht die Stadt Brandenburg mit einer starken Schar Bewaffneter. Mit der Nord- und Altmark bildete nun dieses neue Gebiet an der Havel, welches später Mittelmark genannt wurde, die Markgrafschaft Brandenburg; der Kaiser Konrad III. gab sie Albrecht dem Bären als ein erbliches Reichsfürstentum zu Lehen, und sein Nachfolger Friedrich Rotbart verband mit ihr 1156 ein hohes Reichsamt, die Erzkämmererwürde, welche bisher bei den Herzögen von Schwaben gewesen war.

Mit neuem Eifer verfolgte Albrecht nun sein Ziel, die noch heidnischen Slawen für immer Christo und dem deutschen Reiche zu unterwerfen. Auch er vertraute zunächst auf das Schwert. Wie manchen Kreuzzug, namentlich in Verbindung mit Heinrich dem Löwen hat er gegen die Ljutizen und Obodriten unternommen! Der größte Versuch dieser Art zur Bezwingung der Wenden war der Kreuzzug, der gegen sie im Jahre 1147 geführt wurde. Mit Albrecht dem Bären nahmen fast alle Fürsten Ostdeutschlands unter Leitung Heinrichs des Löwen daran teil. Das Zeichen, mit dem sich diese Kreuzfahrer schmückten,

war ein Kreuz auf einer Kugel (dem Reichsapfel), das sogenannte „wendische Kreuz", um anzudeuten, daß mit der Ausrottung des Heidentums hier auch dem Reiche viel gedient sei. Doch wurde außer einer wilden Verheerung des Landes zwischen Elbe und Oder nichts erreicht. Denn die gewaltsam Bekehrten fielen nach dem Abzuge des großen Kreuzheeres wieder ab. So ging es Albrecht dem Bären auch in seinem Havellande. Im Jahre 1157 erregte hier ein Verwandter des verstorbenen Pribislaw, ein Polenhäuptling Jaczo, einen Aufstand und nahm die Stadt Brandenburg durch Verrat der von Albrecht dem Bären noch belassenen wendischen Burgbesatzung ein.*) Der Markgraf schlug zwar mit Wichmanns, des damaligen Metropolitans von Magdeburg, und anderer Fürsten Hilfe die Empörung blutig nieder (Sage von Schildhorn), zwang auch die Brandenburger zur Übergabe ihrer Stadt, aber um auf die Dauer diese Gegenden dem deutschen und christlichen Wesen zu gewinnen, dazu bedurfte es noch anderer Mittel als das Schwert. Am geeignetsten dazu — das erkannte Albrecht bald — war die Schöpfung deutscher Kolonieen, wie solche, namentlich niederländischer Herkunft, in der Altmark schon seit 1157 und im Magdeburgischen durch Wichmann blühten; er wandte nun dieses Mittel auch an der Havel an. Es war ihm nicht genug, daß er jedem seiner Krieger je nach Verdienst ein mehr oder minder beträchtliches Grundstück, wohl auch eine Burg zu Lehen gegeben; daß sich nun an den gefährdeten Ostgrenzen zu Kremmen, Bötzow, Trebbin, Spandau, Potsdam (1314 mit Sicherheit zum erstenmal erwähnt**) feste Burgen mit starker Besatzung erhoben; daß auf seine Bitte Brüder der Ritterorden von St. Johann und vom Tempel, deren Nutzen er auf einer Pilgerfahrt ins heilige Land (1158) kennen gelernt hatte, sich in der Mark niederließen, um bei der Bekehrung der Wenden mit ihren weltlichen und geistlichen Waffen zu helfen; daß endlich auch die zerstörten Bistümer wiederhergestellt, Kirchen und Klöster gebaut, Mönche herbeigezogen waren. Alle diese Maßregeln konnten wohl einen deutschen Herren- und Priesterstand, aber kaum eine deutsche Bevölkerung schaffen; die Einwanderung aus Deutschland mußte massenhafter geschehen, der Bauer und Bürger sich daran beteiligen. Albrecht ließ daher durch ganz Deutschland Aufrufe ergehen, die auch den gemeinen Mann zur Übersiedelung nach der Mark einluden. Land genug stand ja hier zur Verfügung. Viele Heveller hatten es vorgezogen, lieber von Haus und Hof zu weichen, als sich der neuen Herrschaft zu fügen; andere Landstriche lagen noch von altersher infolge der langen Kriege wüst. Die Anerbietungen, die der Markgraf machte, waren denn auch so lockend, daß (seit 1159) große Scharen von Anzöglingen erschienen. Die meisten kamen aus Flandern, Holland, Friesland, Westfalen. Sie erhielten gegen bestimmte Abgaben und

*) Ob dieser Jaczo identisch gewesen ist mit dem Jaczo von Köpenick läßt sich nicht erweisen. Vgl. Breitenbach, das Land Lebus unter den Piasten, Fürstenwalde 1890 und Forschungen z. brand. u. preuß. Gesch. II, 289; IV, 308; V, 294; VI, 598.

**) G. Sello, Potsdam und Sans-Souci, Breslau 1888.

Kriegsdienste Landbesitz, legten Dörfer an und bebauten besonders die vielen sumpfigen Niederungen, die sie durch Abdämmen und Austrocknen bald in ertragreichen Boden verwandelten. Es waren fleißige und geschickte Leute, die auch manche Kunstfertigkeit, manches neue Gewerbe mitbrachten; doch ist die Annahme, daß erst die niederländischen Kolonisten den Backsteinbau in der Mark eingeführt und den wendischen Feldsteinbau verdrängt haben, eine irrige.*) Aus den größeren Ansiedelungen, vornehmlich um die Burgen und Bischofssitze, bildeten sich bald Städte mit deutschen Einrichtungen, geschützt durch Mauern und vom Markgrafen mit vielen Freiheiten und Rechten begabt. Rasch zog sich der Handel dorthin, und mit dem Wohlstande wuchsen Macht und Bildung. Diese Kultur wirkte mehr als das Schwert. Die Wenden befreundeten sich allmählich mit dem deutschen Wesen, seit sie zu ihm als zu einer höheren Stufe der Gesittung aufblicken mußten. Sie sahen die Vorteile, die es in der Wirtschaft wie im Staate brachte, und nahmen allmählich eine nach der andern, die deutschen Sitten und Weisen an. Am schnellsten ging diese Verdeutschung bei dem wendischen Adel vor sich. Albrecht stellte ihn klüglich dem deutschen gleich; die Folge war, daß die Edelleute in der Mark welches Stammes sie auch sein mochten, den mit Abgaben belasteten wendischen Bauern gegenüber einen gemeinsamen Stand und Vorteil hatten. Dieses starke Band hielt die beiden Nationalitäten zusammen, bis Wechselheiraten zuletzt jeden Unterschied verwischten.

So kehrten unter Albrechts weiser Verwaltung der Friede und die Ordnung in die Mark zurück, und was die mächtigen Herzöge von Sachsen und so viele Markgrafen vor ihm vergebens versucht hatten, ihm war es gelungen. Als er (am 18. November 1170) starb, hatte das Christentum und das Deutschtum in dem Wendenlande an der Havel und Spree bereits feste Wurzeln gefaßt.

Auf den Wegen, die er einschlug, sind dann alle Markgrafen aus dem Hause Ballenstädt gegangen. Auch darin waren sie ihm ähnlich, daß sie bei den inneren Wirren des deutschen Reichs stets treu zum Kaiser hielten; — eine richtige Politik; denn zum Vorkämpfer des Reichs nach außen hin bestellt, konnten sie kaum in den Fall kommen, zwischen ihrem eigenen Vorteil und dem Interesse des Kaisers wählen zu müssen. Durch solche Politik, durch eigene Anstrengungen bei vorzüglicher Begabung und durch seltene Eintracht in ihrer Familie erstiegen die Ballenstädter bald eine Höhe von Macht und Größe, welche jedes andere norddeutsche Fürstengeschlecht überragte. Dabei wurden sie durch äußere Umstände, besonders durch den Sturz Heinrichs des Löwen (1180) gefördert. Denn der Kaiser Friedrich Rotbart zerstückelte nun das allzu mächtige Herzogtum Sachsen, gab diese Würde mit einem Teil der Lehen an den Anhaltiner Bernhard, den jüngsten Sohn Albrechts des Bären, Stammvater der heutigen anhaltischen Fürsten, und übertrug manche

*) Th. Rudolf, die niederländischen Kolonieen der Altmark im XII. Jahrh., Berlin 1889.

Rechte und Ehren, welche Sachsen gehabt, dem damaligen Markgrafen von Brandenburg Otto I., Albrechts ältestem Sohne (1170—1184). Allerdings erlangte Otto noch nicht die Lehnshoheit über Pommern. Die Pommernfürsten wurden vielmehr 1181 in den Reichsfürstenstand erhoben und direkte Vasallen des deutschen Kaisers.

Diese pommerschen Länder waren damals, zum Teil durch die Bemühungen Heinrichs des Löwen, vornehmlich aber durch die einheimischen Fürsten selber dem Christentum und dem deutschen Reiche zugeführt worden.*) Schon 1124 hatte Bischof Otto von Bamberg, der „Apostel der Pommern", mit Hilfe des Christ gewordenen Herzogs Wartislaw zu Stettin und Julin Tausende von Heiden getauft, das Bild des Triglaw zerstört und zu Julin ein Bistum gestiftet, welches später, nach Zerstörung dieser Stadt durch die Dänen 1175, nach Kammin verlegt und dem Erzbistum Magdeburg unterstellt wurde.**) Was er begonnen, setzten andere Missionäre mit Glück fort, und rasch verbreitete sich die neue Lehre von der Peene bis zur Weichsel. Die pommerschen Herzöge fanden bald, daß ihre eigene Fürstengewalt dabei zunahm; denn das Ansehen, welches die heidnischen Priester beim Volke einbüßten, wuchs hier den Fürsten zu. Auch das Deutschtum, dessen höhere Kultur sie anzog, wurde von ihnen begünstigt. Ähnlich stand es in Mecklenburg. Dafür machten die Fürsten von Mecklenburg und von Pommern aber auch auf gleiche Ehren mit den anderen deutschen Reichsfürsten Anspruch, und namentlich die Pommern erkannten jene brandenburgische Lehnshoheit nicht an. Sie wurde auch von anderer Seite bedroht. Die Deutschen waren nicht die einzigen, welche an den wendischen Küsten der Ostsee Fuß zu fassen suchten; auch die Dänen lockte dieser Besitz. Seit sie unter ihrem Könige Waldemar I. (1168) Rügen, das slawische Seeräubernest, erobert, den Tempel des Swantewit zu Arkona zerstört, den Fürsten der Insel zur Taufe und zum Gehorsam gezwungen hatten, glaubten sie sich zu weiteren Fortschritten unter den Slawen berufen. Waldemars Nachfolger, Kanut, nannte sich nach einem glücklichen Zuge gegen Pommern und Mecklenburg 1185 bereits „König der Slawen und Wenden". Dem jungen deutschen Wesen in diesen Gegenden erhob sich also ein neuer und gefährlicher Feind. Aber die brandenburgischen Markgrafen, Ottos I. Söhne, Otto II. (1184—1205) und Albrecht II. (1205—1220), nahmen ihr Amt als Stellvertreter des Kaisers, dem die Herrschaft über ganz Wendenland zukam, kräftig wahr; in Verbindung mit anderen norddeutschen Fürsten wiesen sie die Dänen wieder in ihre Grenzen zurück. Damals erst (um 1198) trat Pommern in ein Unterwürfigkeitsverhältnis gegenüber dem Markgrafen von

*) W. v. Sommerfeld, Gesch. d. Germanisierung d. Herz. Pommern. Leipzig 1896 (Staats- u. socialwissensch. Forschungen, herausg. von G. Schmoller, Bd. XIII, Heft 5). — Vgl. dazu Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 1896, IX. S. 268 ff.

**) W. Wiesener, Die Grenzen des Bistums Kammin, in den Baltischen Studien, 43. Jahrg., Stettin 1893, S. 117 ff.

Brandenburg, welches bis 1211 gedauert hat. Dann kam Pommern wieder unter die frühere däniſche Oberherrſchaft.*)

Es ſcheint, daß ſich Otto II. noch in einen andern Kampf einließ, der ſchlimmer ablief, nämlich mit der Kirche. Es ſcheint, daß er mit dem Erzbiſchof von Magdeburg in Streit geriet, und daß dieſer über ihn den Bannfluch ausſprach. Der Markgraf war ein tapferer Mann — die Wenden im Barnim und Teltow hatten ſeinen Arm gefühlt, — aber die Ausſtoßung aus der kirchlichen Gemeinſchaft war eine Waffe, gegen welche auf die Dauer keine weltliche Rüſtung ſtand hielt. Es war ja damals für die Geiſtlichkeit die Zeit der höchſten Macht; wähnte doch das fromme Volk, Gott ſelbſt ſpreche aus dem Munde der Prieſter, und der Papſt galt für den Stellvertreter Chriſti, für den Statthalter Gottes auf Erden, vor dem Kaiſer und Könige ſich beugen müßten; eher wurden die Gläubigen an ſich als an der Geiſtlichkeit irre. Dem Gebannten wankte alſo der Boden unter den Füßen; die ihm gehorchen ſollten, meinten ſich der Pflicht entledigt, ſelbſt die Freunde betrachteten ihn wie einen Ausſätzigen. Es war eine furchtbare Wahrheit in dem Sprichwort, daß „von einem Gebannten kein Hund ein Stück Fleiſch annimmt“. Otto II. mag dies empfunden haben, wenn er wirklich, wie manche vermuten, dem Zorn der Kirche verfiel. Wie dem auch ſei, er brachte freiwillig für ſein Seelenheil ſchwere Opfer: alle ſeine Allodien oder Familiengüter in der Altmark und im weſtlichen Havelland kamen unter die Lehnshoheit des Erzſtifts Magdeburg (1196).

Den Aufſchwung der Markgrafſchaft hemmte dies Verhältnis jedoch nur kurze Zeit. Unter Albrechts II. Söhnen, Johann I. und Otto III., errang ſie nach außen und innen großartige Erfolge. Dieſes Brüderpaar, eine der ſchönſten Zierden des ballenſtädtiſchen Hauſes, bietet ein ſeltenes Beiſpiel einer aufs glücklichſte in Gemeinſchaft geführten Regierung. Vierzig Jahre lang (ſeit 1226) herrſchten die beiden, einer deckte den andern, getreulich teilten ſie Ruhe und Genuß wie Kampf und Arbeit. So haben ſie zu der Stiftung Albrechts des Bären die meiſten jener weiten Gebiete, aus denen dann jahrhundertelang der brandenburgiſche Staat beſtand, hinzugefügt und mit Keimen des Deutſchtums bepflanzt. Ihre Erwerbungen geſchahen hauptſächlich durch das Schwert; ſo nahmen ſie die Ländchen Barnim und Teltow den Pommern**), die 1231 von Kaiſer Friedrich II. als Vaſallen Brandenburgs erklärt wurden und 1250 dieſe Lehnshoheit auch anerkannten, und eroberten Stargard in Mecklenburg und die Uckermark (1250); mit den Waffen drangen ſie auch über die Oder und an der Warthe vor. Dort um Küſtrin, Soldin, Königsberg, deckten noch weite Wälder und Sümpfe das Land; es war wenig bebaut, ſchwach bevölkert; dennoch war es längſt ein ſteter Zankapfel zwiſchen

*) F. Nachfahl, Der Urſprung des brandenburgiſch-pommerſchen Lehnsverhältniſſes, und F. Zickermann, Das Lehnsverhältnis zwiſchen Brandenburg und Pommern im 13. und 14. Jahrh., Forſch. z. br. u. pr. Geſch., 1891, IV. S. 1 ff. und 1892, V. S. 403 ff

**) Vgl. G. Sello, Altbrandenb. Miscellen, Forſch., 1892, V. S. 293 ff.

den Polen und den Pommern. Jene suchten von Süden, diese von Norden her sich darin festzusetzen; jetzt mußten beide den Brandenburgern weichen, und die Markgrafen sicherten sich das eroberte Land, das dann die Neumark hieß, durch deutsche Ansiedelungen, wie sie denn hier unter andern die Stadt Landsberg an der Warthe (1257) gründeten. Auch das Land Lebus an der Oder wurde 1249 dem Deutschtum gewonnen. Boleslaw der Kahle, Sohn des gegen die Mongolen gefallenen Herzogs Heinrichs des Frommen, trat es zur Hälfte an den Erzbischof von Magdeburg ab, um dessen Unterstützung gegen seinen Bruder zu gewinnen. Brandenburg erlangte damals den Mitbesitz noch nicht; aber bald darauf findet der in seinen Einzelheiten noch nicht aufgeklärte Eintritt der Brandenburger in den Mitbesitz von Lebus statt: die Markgrafen gründeten auch hier im Jahre 1253 eine deutsche Stadt, nämlich Frankfurt a. O.*) Einen andern Besitz, die Oberlausitz mit Görlitz, Bautzen, Lauban, erwarben sie (1255) von dem Böhmenkönig Ottokar, der ihnen Geld schuldete. Aber noch mehr als ihre glänzenden Kriegsthaten und umsichtigen Unterhandlungen nützte die kluge Sorgfalt, die sie auf die innere Entwickelung der Mark verwendeten. Gleich ihrem Ahnherrn sorgten sie unabläßig für den Anbau und die Verdeutschung des Landes, zogen deutsche Bauern in die Wälder und Wüsten, deutsche Bürger in die Ortschaften der Slawen und förderten die schon vorhandenen deutschen Gemeinden durch Verleihung neuer Freiheiten und Rechte. Damals, um das Jahr 1242, wurde Berlin als deutsche Stadt am rechten Ufer der Spree gegründet. Die Beschäftigung ihrer Bürger war Ackerbau und Handel, nicht aber die Fischerei; überhaupt ist Berlin nie ein wendisches Fischerdorf gewesen. Die Berechtigung zum Fischfang stand vielmehr an der Oberspree den Stralauern, an der Unterspree den Bürgern von Kölln a. d. Spree zu. Das wendische Fischerdorf Kölln auf einer Insel der Spree zwischen Berlin und dem linken Spreeufer war bereits früher von Deutschen besiedelt und hatte 1232 Stadtrecht erhalten, und zwar Spandauer. Nach diesem durften die Köllner ihre Ratsmänner nicht selber wählen — das that vielmehr der markgräfliche Vogt — während die Berliner, welche mit Brandenburger Stadtrecht beliehen wurden, in den Besitz dieses Rechtes kamen. Beider Städte Name ist ohne Zweifel ursprünglich wendisch, wenn schon die Bedeutung desselben bei Berlin ziemlich dunkel, bei Kölln auch zweifelhaft ist; letzteres heißt wahrscheinlich soviel wie „Pfahlbau".**)

Auch die Geistlichkeit, der die Markgrafen doch immer den festen Sinn des Herrschers zeigten, erfuhr manche Gunst, die zugleich eine Wohlthat für das Land war. Otto I. hatte 1171 in den Morästen der Nuthe das Kloster Zinna, 1183 in der Zauche das Cistercienser-Kloster Lehnin gestiftet; dieses

*) S. Breitenbach, Das Land Lebus unter den Piasten, Fürstenwalde 1890.

**) C. Schwebel, Gesch. d. Stadt Berlin, Berlin 1888. — P. Klauswitz, Kritische Übersicht über die Litteratur zur Geschichte Berlins, in den Schriften des Ver. f. d. Geschichte Berlins, Heft 31, Berlin 1894, S. 115 ff.

sollte das Erbbegräbnis seiner Familie sein. Das Kloster erwies sich aber auch in anderer Weise sehr nützlich: die Mönche trieben, wie ihre Ordensregel es vorschrieb, mit großer Emsigkeit den Landbau, und ihre Güter wurden Musterwirtschaften für die ganze Umgegend. Nach diesem Beispiel gründeten nun die beiden Brüder zwei neue ansehnliche Klöster, Chorin und Strausberg. Zuweilen mußten sie aber auch das Schwert gegen die Geistlichkeit ziehen, wie in dem Kriege gegen den Bischof von Halberstadt und den Erzbischof von Magdeburg und mit Meißen (1238—45).

Die Mark begann aufzublühen, sie bekam immer mehr das Ansehen einer deutschen Landschaft. Der Friede in ihrem Innern, die Sicherheit des Verkehrs, die in ihr herrschte, konnte den Einwanderer für manches entschädigen, was er hier an höherer Kultur noch vermißte. Denn wie sah es damals im „Reiche" aus? In hunderte von Landesherrschaften zersplittert — Herzogtümer, Grafschaften, Rittergüter und Städte, Bistümer und Abteien, alle gleichsam Staaten für sich, deren Herren sich untereinander befehdeten und um das Ganze wenig kümmerten — so war Deutschland eine Stätte wildesten Faustrechts, wüstester Unordnung geworden. Bei solcher Zerklüftung mochte sich dann der Kaiser abmühen, wie er wollte; seine Gewalt reichte selten weiter als bis an die Grenzen des Herzogtums oder der Grafschaft, die seine Hausmacht bildete. Es war zum Teil die tief in den Deutschen steckende Sondersucht, was die Bildung so vieler Einzelstaaten, die Zersplitterung des Reichs herbeigeführt hatte, zum Teil ein äußerer Umstand: die Verbindung der römischen Kaiserwürde mit dem deutschen Königtum. Denn da die Kaiser, als Schirmvögte der abendländischen Kirche und Häupter der Christenheit, Größeres beanspruchten, als bloß in Deutschland nach dem Ihrigen zu sehen, da ihnen namentlich in Rom und Italien die Herrschaft zustand, so gerieten sie in einen zweihundertjährigen Kampf mit den Päpsten, welche ebenfalls die Obersten der christlichen Welt und die Herrscher in Rom sein wollten. Anstatt nun treu zu ihrem Herrn zu halten, zogen des Kaisers Beamte, die Herzöge und Grafen, es meistens vor, seine Bedrängnis für sich selbst zu nützen, ihr Kriegsgefolge zu seinen Römerzügen ihm teuer zu verkaufen, oft auch gegen ihn Partei zu ergreifen. So brachten sie zuerst ihre Ämter als erbliche Lehen, dann die königlichen Einkünfte und Befugnisse in ihren Bezirken an ihre Häuser, bis dem Kaiser fast nichts blieb als der Titel. Ähnlich wie die Grafen und Herzöge thaten die Städte und Ritter; wo sie nicht in die Gewalt jener oder der geistlichen Fürsten gerieten, kauften sie so viel landesherrliche Rechte an sich, als sie konnten. Den ganzen Handel bezahlte schließlich der Bauernstand, er wurde fast überall in Deutschland leibeigen. Aus der Nation schwand hierbei aller Gemeinsinn.

Die Regsamkeit so vieler fast selbständiger Staaten, die beim Zerfall des Ganzen ihre Thätigkeit destomehr auf die eigensten und nächsten Angelegenheiten richteten, hatte indes auch ihr Gutes. Das Leben nahm mannigfaltige, bunte Formen an, und da jeder Einzelne für sich selbst sorgen und

einstehen mußte, ward alles Besondere und Einzelne kräftiger angefaßt und entwickelt.

Ein Vorteil von dieser Veränderung des deutschen Reichswesens, zu der sie doch nie mitgewirkt hatten, fiel auch den Markgrafen von Brandenburg zu: der allgemeine Brauch bekräftigte und sicherte ihnen nun, was sie in ihrer besonderen Lage, als Stellvertreter des Kaisers und Kriegsherrn im Wendenlande, dem Wesen nach schon besaßen: die Landesherrschaft. Sie beruhte in der Mark auf gerechterem Grunde, als im inneren Deutschland; den Wenden, nicht dem Kaiser war sie abgerungen.

Gegen Ende ihres Lebens — Johann I. starb 1266, Otto III. 1267 — teilten die Brüder das Land, um ihre Nachkommenschaft zu befriedigen; nach der Sitte der Zeit halbierte der eine, der andere wählte. Seitdem herrschten über die Mark zwei ballenstädtische Fürstengeschlechter, das ältere in Stendal, welches von Johann, und das jüngere in Salzwedel, welches von Otto abstammte; nur die Erzkämmererwürde war dem jedesmaligen Senior des Hauses vorbehalten. Gleichwohl blieb Brandenburgs Macht fortwährend im Aufsteigen. Denn immer standen die Markgrafen, nach dem schönen Beispiel der Stifter ihrer Linien, alle für einen und einer für alle. Sie waren ein zahlreiches Geschlecht, 19 Fürsten im Jahre 1280, und hochbegabt mit kriegerischen und Regenten-Tugenden; dem Haupte der Familie lieh jeder auch über das Pflichtteil hinaus seinen Beistand. Von 1281 bis 1309 führte sie Otto IV. „mit dem Pfeile". Ihn kennt die Litteraturgeschichte als einen Dichter kräftiger und lieblicher Minnelieder. Aber er glänzte auch, wie fast alle Ballenstädter, durch ritterliche Tapferkeit, die er in jüngeren Jahren, ehe er Erzkämmerer war, oft bis zur Verwegenheit trieb. Sein frischer, kecker Kriegsmut ließ sich nie beugen; auch nicht, als er Anfang 1278 von den handfesten Bürgern Magdeburgs, denen er seinen Bruder Erich zum Erzbischof aufdrängen wollte, in der Schlacht bei Frohse gefangen und gefesselt nach Magdeburg eingebracht ward*). Von dort, aus der Haft in der verhaßten Bischofsstadt erlöste ihn das unablässige Bemühen seiner Gemahlin Hedwig (Heilwig), wie die Dichtung „von dem Streite zu Frohse" vollkommen wahrheitsgetreu berichtet, mit Hilfe eines treuen, alten Ritters, Johanns von Buch, der die große Summe, mit welcher der Markgraf seine Freiheit erkaufen sollte, 4000 Mark (Pfund) Silbers herbeizuschaffen wußte. Schlimmer erging's ihm dann noch in demselben Jahre in einer zweiten Fehde gegen Magdeburg. Vor Staßfurt an der Bode traf ihn ein Pfeil, dessen Spitze er ein Jahr lang hat im Kopfe herumtragen müssen. Zuletzt nötigte er seinen Gegnern doch seinen Willen auf: 1283 wurde Markgraf Erich Erzbischof von Magdeburg.

Trotz ihrer häufigen und kostspieligen Fehden hatten die Markgrafen bei dem blühenden Zustande ihres Landes, welches sie in der Weise ihrer Väter

*) G. Sello, Brandenb.-Magdeburgische Beziehungen 1266—1283, in den Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg, 23. Jahrgang, Magdeburg 1888, S. 71ff. u. 131ff.

pflegten, Geld genug, um sehr bedeutende Erwerbungen zu machen. Sie erkauften von dem thüringer Landgrafen Albrecht dem Entarteten die Mark Landsberg mit Delitzsch und Lauchstädt (1291), dann die Pfalz Sachsen und Sangerhausen und von Albrechts Sohne Dietzmann die Niederlausitz (1304). Aber während die Macht des Hauses immer zunahm, mähte der Tod in unerhört kurzer Zeit die alten und neuen Sprossen ihres Geschlechtes hin. Von jener zahlreichen Schar, die (nach der Sage) im Jahre 1280 auf dem „Markgrafenberge“ bei Rathenow versammelt, fast fürchtete, daß das Land sie nicht alle werde standesgemäß ernähren können, waren 28 Jahre darauf nur drei männliche Erben noch übrig.

Nach dem Absterben so vieler Zweige des ballenstädter Stammes sah sich die ganze Mark nun unter dem Zepter Waldemars wieder vereinigt, der nach seines Oheims Otto IV. Tode Haupt der Familie und Erzkämmerer wurde (1309—19). Man hat ihn den Großen genannt; in der That ist er eine der glänzendsten Gestalten des vierzehnten Jahrhunderts. Ein gewaltiger Kriegsmann, sieghafter und furchtbarer in der Schlacht, als selbst sein Ahnherr Albrecht der Bär und ebenso klug im Rate; dabei großmütig und milde und in seiner Hofhaltung prachtvoll wie ein König; — so war er die Bewunderung seiner Zeitgenossen und der Stolz seiner Unterthanen. Brandenburg kam unter ihm zu solcher Macht, solchem Wohlstand und Ansehen, wie es nachher zweihundert Jahre lang nicht mehr genossen hat. Die Nachbarn freilich hatten von seinem unruhigen Ehrgeize viel zu leiden; nach Mecklenburg und Pommern, nach Polen, Meißen und Thüringen führte er seine siegreichen Waffen. Aber um das Deutschtum erwarb er sich ein großes Verdienst: er riß (1308) Pommerellen (das pommersche Land zwischen Persante und Weichsel mit der Hauptstadt Danzig) den Polen aus den Händen, überließ den östlichen Teil für Geld dem deutschen Orden, fügte den westlichen zu der Mark. Im Süden erweiterte er deren Grenzen über Torgau hinaus, im Südosten längs der Oder bis zur Obra.

Die Fürsten ringsum blickten auf ihn mit Neid und Besorgnis; er bedrohte sie alle. Er schien voll gefährlichster Entwürfe, da er plötzlich als Schutzherr der hansischen Stadt Stralsund auftrat, die von dem rügischen Herzog Witzlaw bedrängt wurde. Es bildete sich wider ihn ein furchtbarer Bund: die Könige von Dänemark, Schweden und Polen, die Herzöge von Sachsen-Lauenburg, von Lüneburg und Braunschweig; die Herren von Mecklenburg und Werle, der Markgraf von Meißen, die Grafen von Holstein, Schwerin und Anhalt, der Erzbischof von Magdeburg*), die Bischöfe von Schwerin, Ratzeburg und Havelberg nebst vielen anderen Herren, selbst Vasallen des Markgrafen thaten sich zusammen und brachen von allen Seiten in die Mark ein. Kühn und besonnen hielt Waldemar dem Ungewitter stand. Bei

*) Iwan Koch, das Leben des Erzbischofs Burchards III. von Magdeburg (1307 bis 1325), in den Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg, 23. Jahrgang. Magdeburg 1888, Heft 3 u. 4

Gransee lieferte er (im August 1316) einer dreifachen Übermacht eine Schlacht, größer und blutiger, als je eine im Wendenlande geliefert worden. Nur der Opfertod der Seinen rettete ihn selbst vor der Gefangenschaft; aber auch die Feinde hatten so schwer gelitten, daß sie seinen Heldenmut nicht weiter auf die Probe stellen mochten. Der Friede zu Templin (November 1317) verkürzte weder ihn noch die Stadt Stralsund, vor deren Mauern ein gleichzeitiger Angriff an der Tapferkeit ihrer Bürger völlig gescheitert war.

In diesem Kriege hatte Waldemar an seinem Adel nicht die besten Erfahrungen gemacht; wohl aber hatte sich die Treue der Städter vorzüglich bewährt. Er begünstigte daher ihr Aufkommen auf jede Weise, suchte auch eine engere Verbindung der märkischen Städte mit dem mächtigen Hansabunde herzustellen. Aber es war ihm nicht vergönnt, so manchen großen Gedanken, den sein reicher Geist für Brandenburgs Gedeihen trug, zur That zu machen; ein früher Tod raffte ihn hin. Waldemar starb, erst achtundzwanzig Jahre alt, am 14. August 1319; mit ihm sank der mächtigste und ruhmvollste Ballenstädter, sank der letzte Markgraf von Brandenburg aus Albrechts des Bären Geschlecht ins Grab. Noch war ein schwaches Reis dieses Stammes in der Mark vorhanden; ein minderjähriger Vetter Waldemars, Heinrich von Landsberg; doch im nächsten Jahre starb auch er, und das Haus Ballenstädt in der Mark war nun erloschen.

Innerer Zustand der Mark unter den Ballenstädtern, vornehmlich im dreizehnten Jahrhundert.

Wer ein Land eroberte, nahm einen Teil des Grundes und Bodens für sich und seine Kriegsgenossen, den andern ließ er gegen einen bestimmten Zins im Besitz der Eingeborenen; herrenloses Gut gehörte dem Könige, der es den Seinigen zu Lehen gab. Nach diesen Grundsätzen deutschen Rechts verteilten die Markgrafen das Wendenland, welches sie als Eroberer und als Stellvertreter des Königs beherrschten. Zuerst wurden die deutschen Krieger bedacht; überall in der Mark erhielten sie Rittergüter, 4 bis 6 Hufen*) groß, zu Lehen, für die sie, so oft der Markgraf es heischte, mit Wehr und Waffen, mit Roß und Knechten den Kriegsdienst leisten mußten. Diese Ritter waren zum Teil freie Adlige, die aus der Altmark und dem innern Deutschland hergezogen kamen, um sich im Wendenlande Ehre und Besitz zu erstreiten; zum Teil Dienstleute, die sich durch besondere Tapferkeit und Treue um ihren Herrn, den Markgrafen, größere Verdienste erworben hatten, als andere gemeine Diener; zum Teil endlich freie Söldner, die statt des Geldes Grundbesitz annahmen. Am ange-

*) Das Wort Hufe bedeutet ursprünglich einen Hof, Bauernhof, dann ein Ackermaß von sehr verschiedener Größe. In der Mark hatte eine „große Hufe“ 30 große oder 66⅔ kleine Morgen; eine „Hakenhufe“ nur zwei, eine „Landhufe“ nur einen großen Morgen. Der große Morgen hatte 400, der kleine 180 Quadratruten (= 25 Ar oder 2500 Quadratmeter). In Preußen rechnete man die Hufe zu 30 Morgen, den Morgen zu 180 Quadratruten.

sehensten unter den Rittern waren die „Schloßgesessenen," die Vögte und Hauptleute der Burgen samt ihren Schloßmannen oder Kastellanen; am zahlreichsten die „Zaunjunker," deren Wohnungen nicht ein Burgwall, sondern bloß ein Zaun umschloß.

Der größte Teil der Einwanderer bestand aus solchen, die weniger das Schwert als den Pflug zu handhaben pflegten. Auch sie waren hoch willkommen. Der Markgraf berief einen Unternehmer und verkaufte ihm ein bestimmtes Maß Landes, 30 bis 60 Hufen, mit der Verpflichtung, darauf ein Dorf anzulegen. Nun schnitt der Unternehmer ein Stück von der Masse für sich, ein anderes für die Kirche ab, den ganzen Überrest verteilte er an andere deutsche Ansiedler, die dafür eine gewisse Grundsteuer an den Markgrafen zu entrichten hatten. War der Boden erst urbar zu machen, so blieb er eine Zeitlang von allen Abgaben frei. Das Gut des Unternehmers war immer steuerfrei; es galt als ein erbliches Lehen, auf dem die Vasallenpflicht des Reiterdienstes haftete. Zugleich war mit ihm das erbliche Amt eines Schulzen verbunden. Der „Erbschulze" saß als solcher dem niederen Dorfgericht vor, dessen Beisitzer oder „Schöffen" Bauern waren. Er bezog ein Drittel der gerichtlichen Geldstrafen und hatte zuweilen noch andere Vorrechte, z. B. Schenken und Mühlen anzulegen. Er nahm den Zins von den Hufen der Bauern und lieferte ihn nebst den Gerichtsgefällen an den Markgrafen ab. Mit den Schulzen anderer Dörfer zusammen bildete er als Schöffe das Ober- oder Landgericht, das sich unter dem Vorsitz des markgräflichen Vogts dreimal im Jahre versammelte und daher Dreiding hieß. Später kaufte an vielen Stellen der Adel die Erbschulzen aus und ernannte dann „Setzschulzen", welche dieselben Amtspflichten hatten. Noch öfter ging das grundherrliche Recht des Markgrafen durch Kauf oder Verleihung an Äbte, Bischöfe, Städte oder Ritter über, welche dann die Einkünfte des Dorfes bezogen und den Oberrichter im Dreiding stellten. Oft gründeten sie auch selber in ihren Besitzungen solche deutsche Dörfer.

Die Bauern waren persönlich frei, die Lasten, die sie für ihre Güter trugen, sehr mäßig: von der Hufe jährlich dem Landesherrn ¼ Mark Silbers (einen „Vierdung") als Zins und eben so viel oder einen Malter Korns der Kirche als Zehnten; zuweilen Spanndienste (Dienst mit Pferd und Wagen) für die Grundherrschaft, doch nur in fest bestimmtem Maße; weiter hatten sie nichts zu leisten. Dafür gehörten ihnen die Güter erb- und eigentümlich, wenngleich sie dieselben nicht ohne Zustimmung des Grundherrn verpfänden durften, der auch bei Verkäufen ein Vorkaufsrecht hatte. Die Kossäten, d. h. die Ansiedler, die nur einzelne Gärten oder kleine Ackerstücke erhielten, zahlten dafür einen geringen Zins und leisteten genau abgemessene Handdienste. Der Bauernstand in der Mark besaß also unvergleichlich mehr Recht und Freiheit, als die Bauern im übrigen Deutschland, die großenteils in Leibeigenschaft schmachteten. Mit der Freiheit aber erzeugte der Fleiß bald eine gewisse Behäbigkeit.

Der Wohlstand ihrer deutschen Nachbarn reizte dann die wendischen

Bauern, es jenen gleich zu thun. Sie erwarben sich an vielen Stellen dieselbe Verfassung des Gemeinwesens und nahmen dann um so leichter auch deutsche Sitten und Weisen an. Mit ihrer Freiheit und ihrem Glauben hatten sie die stärksten Pfeiler ihres Volkstums stürzen sehen; und mit dem Vertrauen verloren sie auch die Liebe dazu; das Fremde, Neue schien ersprießlicher. So verschmolzen sie allmählich mit den Deutschen zu einem Volke. Die Germanisierung erstreckte sich bis in die Pflanzenwelt der Mark; denn auch neue Gewächse brachten die Einwanderer mit, den Krapp, vom Rhein her die Weinrebe und manche andere nützliche Pflanze; viele einheimischen veredelten sie*). Selbst die slawischen Namen vieler Ortschaften wurden mit deutschen vertauscht; wo sie blieben, erinnerte später nur hier und da ein eigentümlicher Brauch noch an das alte Wendentum. An anderen Orten dagegen erhielt sich dasselbe eine geraume Zeit, namentlich in den Fischerdörfern, den sogenannten „Kietzen", deren Bevölkerung darum auch in tiefer Verachtung stand. Am längsten beharrte die wendische Sprache, auf dem platten Lande ist sie noch im sechzehnten Jahrhundert häufiger, als die deutsche gewesen; in einem Teile der Lausitz hört man sie noch heute. Doch ist sie jetzt auch dort im Aussterben begriffen.

Auf ganz ähnliche Weise wie bei der Anlegung von Dörfern verfuhr man bei der Gründung neuer oder der Umwandlung vorhandener slawischer Städte in deutsche. Ein oder mehrere Unternehmer kauften vom Markgrafen ein Gebiet von 100 bis 300 Hufen, das sie in der Regel der Feldmark eines schon bestehenden Ortes hinzufügten. Ein Stück davon bekam der Hauptunternehmer vorweg für sich als freies Erbeigentum, dazu das erbliche Amt eines Stadt- oder Lehnschulzen, mit welchem, wie bei den Dorfschulzen, mancherlei Vorrechte verbunden waren. Die übrigen Stücke verteilte er an deutsche Ansiedler, die nun ihre Häuser und Buden darauf anlegten. In der Regel gehörte zu jedem Lose auch ein Acker außerhalb der Stadt, und ein Teil des Landes diente zur Weide. So war es u. a. in Berlin, dessen Weichbild 124 große Hufen umfaßte, und dessen Bürger zuerst im wesentlichen Ackerbürger waren. Das Rathaus, das Kaufhaus und andere Kramläden hatte der Stadtschulze zu erbauen, dem es auch zukam, die Stadt mit Wall und Graben zu umziehen. Die Befestigungswerke waren anfangs wie die Häuser nur von Holz; erst seit 1250 erhielten die Städte steinerne Mauern und Türme. Mit Ausnahme des Schulzen hatte jeder Eigentümer für sein Grundstück einen Zins zu zahlen, von welchem ein Drittel an den Schulzen, zwei an den Landesherrn fielen. Dieselbe Teilung geschah bei den Gerichtsgefällen; denn der Stadtschulze war zugleich erblicher Stadtrichter.

Die Angelegenheiten der Stadt, insbesondere die Polizei, die Marktsachen und das Gemeindegut, verwaltete ein Rat aus 12 Personen, die von der

*) P. Schwartz, Der Weinbau in der Mark Brandenburg in Vergangenheit und Gegenwart, Berlin 1896.

Gemeinde gewählt wurden, und von denen alljährlich ein Teil ausschied. Über die Ratsherren hatte nur der Markgraf, über die Bürger der Stadtrichter die Gerichtsbarkeit, die in den Schöffengerichten ausgeübt ward. Alle Bürger waren frei und wehrhaft; sie selber hatten ihre Stadt zu schützen und führten daher die Waffen eben so gut, wie ihr Handwerkszeug. Sie konnten im Notfall ihren Anteil an den Rechten, welche die Bevölkerung der Mark besaß, gegen jedermann verteidigen.

Es gab in Deutschland verschiedene Überlieferungen des Rechts, hier galt fränkisches Recht, dort flämisches, magdeburger oder lübisches; in der Mark, deren Gründung ja von Sachsen geschah, herrschte sächsisches Recht. Aber ein und dasselbe galt nicht für alle und jeden, vielmehr richtete sich jeder Stand nach seinem besonderen Herkommen; die Städter nach Stadtrecht, wie die Bauern nach Landrecht und die Vasallen nach Lehnsrecht. Alle diese rechtlichen Gewohnheiten sächsischer Weise wurden erst in den Jahren 1215 bis 1233 vollständig aufgeschrieben, und zwar von dem Ritter Eike von Repgow, in einem Rechtsbuche, welches der „Sachsenspiegel" heißt. Da konnten die Schöffen sich Rats erholen, wenn ihnen ein seltener Rechtsfall vorkam. Für gewöhnlich hatten sie das Recht im Kopfe; in einfachen schlichten Satzungen erbte es durch mündliche Überlieferung von Vater auf Sohn. Öffentlich vor aller Augen saßen sie zu Gericht, der Richter und die Schöffen, unter Gottes freiem Himmel. Der Richter war der Schulze; die Schöffen, gewöhnlich 7 oder 12, gewählte Grundbesitzer; die Zeit der helle Mittag; der Ort im Dorf auf der Feldmark, in der Stadt vor dem Rathause. Ringsum stand das Volk — der „Umstand" — nur durch eine Schnur von dem Gerichtsplatz geschieden. Saßen die Schöffen und hatte der Richter sein Haupt bedeckt und den Gerichtsstab vor sich gelegt, so trat der Anwalt des Klägers, der „Vorsprech", in den Ring und brachte seine Sache vor. Darauf wurden die Zeugen verhört, und nun hatten die Schöffen das Urteil zu finden, wobei manchmal, wenn sie keine rechte Entscheidung wußten, die Ansicht des Umstands, als öffentliche Meinung, den Ausschlag gab. Der Richter verkündete ihr Urteil und sorgte, daß es vollzogen ward. Die Strafen bestanden je nach der Schwere des Verbrechens in Geldbuße oder den Verlust eines Gliedes oder des Lebens, für schimpfliche Vergehen in Staupenschlag oder Brandmarkung. Beruhigte sich jemand bei dem Urteile nicht, so konnte er das Urteil „schelten", d. h. Berufung an einen höheren Gerichtsstuhl einlegen; ein Weg, der freilich viel Zeit und Geld kostete. Als solche höhere Rechtsquellen galten die Schöffengerichte zu Stendal, Salzwedel, besonders aber zu Brandenburg, ferner das markgräfliche Hofgericht zu Tangermünde. Selbst von diesem konnte man sich noch auf das kaiserliche Reichsgericht berufen. Die Gottesurteile, die früher oberster Rechtsbrauch gewesen, hörten auf; die Anhaltiner schafften dieselben ab und führten mit dem Sachsenspiegel das „neue Recht" ein. Ursprünglich stand die oberste Gerichtsbarkeit in der Mark, namentlich über Blutsachen — der sogenannte „Blutbann" —, dem Markgrafen zu; er gebot ja hier anstatt des Kaisers und wie

ein Landesfürst. Er übte dieselbe entweder persönlich aus — als Vorsitzer des „Hofgerichts“ — oder durch Vögte, die den Landgerichten, durch die Lehnschulzen, die den Stadtgerichten vorsaßen. Nur kleinere Rechtshändel schlichteten die Gemeinden in ihren Gerichtssitzungen ganz selbständig. Mit der Zeit aber kam an diese auch das Obergericht, und namentlich die Städte erkauften vom Fürsten den Blutbann. Es stand in ihnen auf dem Markte eine „Rolandssäule“. Diese Rolandsbilder waren mehr oder weniger rohe Kaiserbilder (Männer mit einem bloßen Schwert). Sie waren Marktzeichen; in Süddeutschland und am Rhein waren es Kreuze. Als Riesen fanden sie sich in Norddeutschland, besonders in Niedersachsen und den Marken, und zwar seit Mitte des 13. Jahrhunderts. Anfangs Zeichen der Marktgerechtigkeit, wurde der Roland später als Wahrzeichen der Gemeinde-Selbständigkeit angesehen. Solch ein Roland steht z. B. noch heute vor dem neustädtischen Rathause in Brandenburg a. H.*)

Für die Städte der Mark galt allgemein das Recht und die Verfassung der Stadt Brandenburg, welche wiederum ihr Stadtrecht dem magdeburgischen nachgebildet hatte. Danach konnte jeder Bürger, der erblichen Grundbesitz hatte, in den Rat gewählt werden, also an der Verwaltung der Stadt teilnehmen. Es bildete sich aber allmählich ein Unterschied zwischen den reichen und den armen Bürgern; zu jenen gehörten die größeren Grundbesitzer und die wohlhabenden Kaufleute und Gewandschneider oder Tuchhändler; zu den anderen die kleinen Ackerbürger und die meisten Handwerker. Es kam nun der Mißbrauch auf, daß nur die Reichen den Rat besetzten und so die ganze Gemeinde beherrschten. Beim Aufblühen des Verkehrs, des Handels und Wandels nahmen indes die Handwerker an Zahl und Wohlstand rasch zu, begannen sich zu fühlen und wollten sich jene Zurücksetzung nicht gefallen lassen. Ihre Innungen, Gilden und Gewerke eröffneten um die Besetzung der Ratsstellen einen Kampf mit den reichen Geschlechtern, der Jahrhunderte gewährt hat. Namentlich die vier vornehmsten Gewerke, die Fleischer, Bäcker, Schuster und Wollenweber, die „Viergewerke“, machten den reichen Altbürgern viel zu schaffen. Gegen den äußeren Feind waren jedoch alle einig.

Es gab in den Städten Raum und Sicherheit für jede Thätigkeit, einen Markt für jede Ware; aus dem Kleinhandel erwuchs mit der Zeit der Großhandel, der wieder den Gewerben mächtig emporhalf; und die Wohlhabenheit gebar dann die Kunst und die Bildung. Diesen Segen verbreitete das deutsche Bürgertum überall, wo es sich damals festsetzte, in Pommern, Schlesien, Preußen, wie in der Mark. Auch waren alle deutschen Städte in den genannten Ländern einander ähnlich in Recht und Verfassung, und der Verkehr zwischen ihnen brachte das Verwandte in noch engere Verbindung. Denn ihr **Handel** war bereits sehr rege. Der Reichtum des Ostens an nützlichen Naturerzeugnissen lockte den Kaufmann, sie gegen die Kunstwerke des gebildeten Westens einzu-

*) G. Sello, die deutschen Rolande, Forsch. z. brand. u. preuß. Gesch., 1890, III, S. 399 ff.

tauschen. Die Mark lieferte dazu hauptsächlich Tuch, Leinwand, Hopfen, Waid (zum Färben der Tücher), ferner Talg, Speck, Schinken, Honig, Wachs, Getreide, Bretter; empfing von Pommern besonders Heringe, die damals an der pommerschen Küste so starken Zug hatten, daß man sie bisweilen im eigentlichen Sinne des Wortes mit Händen greifen konnte; von Preußen Bernstein, von Polen und Rußland Pelzwerk, von Halle Salz. Der Gewinn dieses Handels wurde freilich durch die Unsicherheit mancher Straßen, noch mehr durch allerlei Zölle zu Lande und zu Wasser vielfach geschmälert. Um diese und ähnliche Hindernisse zu beseitigen und sich gegen gemeinsame Feinde besser zu schützen, traten schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts manche märkische Städte dem Hansabunde bei, welcher, 1241 von Lübeck und Hamburg gestiftet, in kurzer Zeit die meisten Städte Norddeutschlands vereinigte. Die märkischen bildeten darin mit den mecklenburgischen, pommerschen, schlesischen zusammen das sogenannte wendische Quartier, dessen Haupt das mächtige Lübeck war.

Noch blieb der Handel zum größten Teile Tauschhandel, aber das Geld begann bereits auch bei ihm eine Rolle zu spielen. Man rechnete nach Marken, Schillingen, Pfennigen. Die Mark wog ursprünglich ein Pfund, und das Pfund Silber wurde zu 240, das Pfund Gold zu 960 Pfennigen ausgeprägt. 12 Pfennige machten einen Schilling aus. Das Gold hatte den zwölffachen Wert des Silbers. Also war ein Silberpfennig gleich 35 Pfennig unseres Geldes, ein Goldpfennig oder ein Silberschilling gleich 4 Mark 20 Pf., ein Goldschilling gleich 44 Mark 40 Pf., die Mark Silbers (die jedoch später nur die Hälfte, nur 16 Lot wog) gleich 84 Mark unseres Geldes. Die Kaufkraft des Geldes war aber damals wohl siebenmal größer als heute. Das Geld war knapper vorhanden, und es auf Zinsen zu leihen, galt für verdammlichen Wucher. Man gestattete ihn nur den Juden, die, wie man meinte, ohnehin in die Hölle kämen. Dieser Volksstamm, frühzeitig in Deutschland eingewandert, lebte hier wie überall zerstreut unter den Christen und in großer Verachtung; doch wurden die Juden reich durch Kleinhandel und Geldgeschäfte. Aber ihr Reichtum vermehrte noch den Haß, den ihr Glaube und ihre Absonderung ihnen zugezogen; oft rettete sie nur der Schutz des Landesherrn. Denn sie gehörten dem Könige als dessen „Kammerknechte“ und mußten ein starkes Schutzgeld zahlen, an vielen Orten auch in besonderen Judenvierteln wohnen. Ohne Ehrenrechte, oft ihres Geldes beraubt und verjagt, kehrten sie doch immer wieder und entschädigten sich für alle Verluste durch desto rührigeren Handel und Wucher. In der Mark hatten sie noch die erträglichste Stellung; in einzelnen Städten durften sie sogar Bürger werden und Häuser besitzen, wenn auch nur in besonderen Stadtteilen. Doch waren ihnen auch hier gewisse Abzeichen und Kleider vorgeschrieben. Die Gerichtsbarkeit über sie hatte der Stadtrat, der gleich dem Markgrafen von ihnen ein Schutzgeld erhob.

Mit dem Fortschritt der Besiedelung und dem Wachstum und der Verbesserung des Anbaues stieg natürlich auch der Ertrag des Landes; ohne bedrückt zu werden, brachte es dem Markgrafen sehr beträchtliche Einkünfte.

Sie bestanden, außer dem Grundzinse, den gerichtlichen Bußen und dem Münzregal, vorzüglich in dem Zehnten. Diese Abgabe gehörte zwar nach dem alten Rechte eigentlich den Bischöfen; da aber die brandenburgischen Markgrafen die Kirchensprengel von Havelberg und Brandenburg erst hatten den Wenden mit dem Schwerte wieder abgewinnen müssen, so beanspruchten sie von den Bischöfen auch einen Lohn dafür und zogen in einem Teile des Landes den Zehnten an sich. Derselbe wurde von den Ackerbürgern und Bauern anfangs in Erzeugnissen, später statt der Garben und des Viehs in Geld geleistet. Auch die Wälder und Gewässer, bei den alten Deutschen ein Gemeingut, gehörten im Wendenlande nach dem Rechte der Eroberung dem Markgrafen. Für ihre Benutzung erhob er den „Holzpfennig", von den Fischern den „Kahnzins". Die Land- und die Wasserstraßen trugen ihm mancherlei Warenzölle. Diese festen Einnahmen reichten indes nicht hin; die unaufhörlichen Kriege, die Stiftung und Ausstattung von Kirchen und Klöstern, die Pracht des Hofstaates mit verschwenderischen Festen und Gelagen kosteten viel Geld. Um nun auf einmal größere Summen zu bekommen, verpfändeten oder verkauften die Markgrafen oft ihre Einkünfte für ein Pauschquantum an Städte oder Private. Noch lieber wandten sie sich bittweise an das Land, beriefen, wie es überall in Deutschland Sitte war, als dessen Vertreter die drei Stände, nämlich die hohe Geistlichkeit, den Lehnsadel und die städtischen Behörden, zu einem Landtag zusammen und stellten ihre Not vor. Die Geldsumme, welche die Stände darauf bewilligten, hieß zum Zeichen, daß sie freiwillig gegeben ward, Bede (Bitte). Die Markgrafen kamen aber mit diesen Beden so oft, daß die Vasallen und Städte in den Jahren 1280—1282 mit ihnen diese Abgaben ein für allemal regelten: das platte Land zahlte danach anfänglich für jede Hufe guten Ackers jährlich ein Zehntel der Hufenzinsleistung, nämlich zwei Silberschillinge; ebenso gaben die Städte jährlich eine bestimmte Pauschalsumme (die sogenannte Ordbede). Wer weniger als eine Hufe besaß, z. B. die Müller und Kossäten, gab für gewöhnlich keine Bede.*)

Einen großen Teil der markgräflichen Einnahmen verschlangen die Höflinge, die Dienerschaft des Markgrafen. Sie war sehr zahlreich; denn obwohl der Dienstmann oder Ministeriale durch den Hofdienst seine persönliche Freiheit einbüßte, so drängte sich der Adel doch zu dieser Stellung. Ein fürstlicher Dienstmann genoß nämlich sehr viele und große Vorteile. Für geringe Mühe — etwa ein paar Monate im Jahre eins der markgräflichen Schlösser verwalten zu helfen oder dem Fürsten persönliche Handreichungen zu leisten — erhielt er ein Hoflehen, entweder ein Grundstück oder gewisse Landeseinkünfte, zum Lohn. Und dann, war nicht das Hofgesinde immer um den Fürsten?

*) O. Merklinghaus, die Bede-Verfassung der Mark Brandenburg bis z. 14. Jahrh., Forsch. z. brand. u. preuß. Gesch. 1895, III., S. 59 ff. — Vgl. auch Zeumer, Die deutschen Städtesteuern im 12. u. 13. Jahrh. (Staats- und sozialwissensch. Forsch., herausgegeben von Schmoller, Bd. I.).

bildete es nicht seine Ratgeber? Es hatte also viel Ansehen und Einfluß im Staate; es konnte sich auch bei der Verwaltung der Ämter und besonders beim Einziehen der Steuern leicht bereichern. So geschah es in der That, daß die Ministerialen gewöhnlich bald sehr wohlhabend wurden; viele erkauften sich dann von ihrem Herrn die Freiheit und hießen „Freiherren", gleich anderen adeligen oder bäuerlichen Besitzern. Aus solchen Hofdienern ist der größte Teil des heutigen Adels in der Mark, wie im übrigen Deutschland entstanden. Die obersten Ministerialen waren der Truchseß (Droste) oder Küchenmeister, der Schenk oder Kellermeister, der Marschall, der die Aufsicht über die Pferde und Waffen führte, und der Kämmerer. Der letztere hatte das wichtigste Amt; denn er sorgte nicht bloß für Wohnung und Kleidung des Fürsten, sondern war auch dessen Schatzmeister, nahm daher manchen Anteil an den Regierungsgeschäften, zu denen ja vorzüglich auch die Geldsachen gehörten. Die Schreibereien wurden von den Hofkapellanen und Hofnotaren besorgt. Andere Beamten waren die Schloßvögte und Hauptleute, geringer die Heidereiter oder Forstmeister, die Landreiter oder Steuereinnehmer, die Münz- und die Mühlenmeister.

Oberster Kriegsherr und oberster Richter, Stellvertreter eines Kaisers, der nie in das Land kam, im Besitz einer Macht, die immerfort wuchs, konnte der Markgraf den Seinigen wohl wie ein König erscheinen. Auch darin glich er dem höchsten Gewalthaber, an dessen Stelle er hier stand, daß er in der Mark, wie jener im deutschen Reich, überall umherzog und nach dem Rechten sah. Eine feste markgräfliche Residenz gab es nicht. Die Stadt Brandenburg war zwar die vornehmste, gleichsam die Mutter der anderen märkischen Städte im Osten der Elbe, von ihr hatten sie ihre Verfassung, wie das Land den Namen. Auch war sie im Jahre 1170 auf einem von Otto I. zu Havelberg gehaltenen „Botdinge" oder Gerichtslandtag feierlich zur Hauptstadt der ganzen Mark erklärt worden. Aber die Markgrafen nahmen in ihr doch nur zuweilen Wohnung; sie erschienen mit ihrem zahlreichen Gefolge bald hier, bald da auf den einzelnen Hofstätten, den Schlössern, deren sie eine große Menge besaßen. Auch die Klöster mußten ihnen oft Herberge und Bewirtung geben.

Neben diesem vielgegliederten Leben der weltlichen Stände kam die Geistlichkeit in der Mark nicht ganz zu der Bedeutung, welche sie anderwärts hatte. Hier war die Gewalt des Markgrafen von Anfang an so groß und festbegründet, daß die Macht der Bischöfe sich mit ihr nicht messen konnte. Diese waren zwar — mit Ausnahme des Bischofs von Lebus — auch in der Mark ursprünglich reichsunmittelbare Fürsten; aber die Markgrafen hatten ihnen die Sprengel erobert und waren als Schutzvögte der Domstifter, die sie mitausgestattet, sowie als Gewalthaber gegen die Wenden auch nachher in der Lage, die bischöflichen Einkünfte und Güter zu beeinträchtigen oder zu vermehren; das gab ihnen eine überlegene, mit der Zeit eine landesherrliche Stellung. Eine andere Schranke fand der Bischof an seinem Domkapitel, der Beamtenschaft des Hochstifts; dazu gehörten der Dompropst und mehrere

Domherren, unter denen der Küster (Aufseher der Kirchengebäude), der Kellermeister, Schulmeister, Spittelmeister die vornehmsten waren. Das Domkapitel bestätigte den vom Landesherrn ernannten Bischof und nahm an der Verwaltung des Kirchengutes teil. Die Kirche war reich; auf dem Todbette vermachte ihr so mancher, seine Seele zu retten, den besten Teil seiner irdischen Habe. Viele Schenkungen wurden bestimmten Zwecken, zu Seelenmessen, der Krankenpflege, dem Schulunterricht, gewidmet.

Die Klöster in der Mark gehörten meistens dem Orden der Prämonstratenser und der Cistercienser an; sie machten sich um die Bekehrung, die letzteren auch um den Landbau hoch verdient. Weniger nützten die Franziskaner und Dominikaner. Sie waren später eingewandert (seit 1252) und nährten sich ihrer Ordensregel gemäß vom Betteln. Daher wohnten sie fast nur in Städten, — die Franziskaner oder Graumönche hatten Klöster in Stendal, Salzwedel, Brandenburg, Berlin, Prenzlau; die Dominikaner oder Schwarzmönche in Seehausen, Kölln, Ruppin u. a. Jene zeichneten sich durch volkstümliche Beredsamkeit, die freilich oft in Roheit und Gemeinheit verkam, diese durch eine gewisse Gelehrsamkeit aus. Vornehmer waren die Rittermönche, die Templer (z. B. in Tempelhof), die Johanniter, die Deutschherren; die letzteren waren sehr wenig vertreten.

Mit dem Wachstum der Städte und Dörfer mehrte sich gleichzeitig die Zahl der Kirchen und ihrer Priester, der Pfarrer, Vikare und Meßpriester, die zusammen den Stand der „Weltgeistlichkeit" ausmachten. Am zahlreichsten waren die Meßpriester. Denn jeder, der es konnte, ließ gern für sein oder der Seinigen Seelenheil Messe lesen; selten fehlte in einem Testamente eine Schenkung zu diesem Behufe. Der kirchliche Sinn der Zeit liebte überhaupt äußerliche Zeichen der Frömmigkeit. Zahllose Heilige wurden verehrt, und jeder hatte seinen besonderen Festtag, an dem man ihn feierte, so daß es im Jahre mehr Fest- als Werkeltage gab.

Um die Gelehrsamkeit und Bildung der Geistlichkeit, daher auch um das Schulwesen in der Mark sah es im ganzen übel aus, hauptsächlich wohl, weil hier Benediktiner fehlten. Nur wenige Klöster, am ersten noch die Nonnenklöster, enthielten Schulen und Bibliotheken. Mehr geistige Thätigkeit war an den Höfen der Markgrafen zu finden; hier pflegte man auch die Dichtkunst, welche in Süddeutschland damals die schönsten Blüten trieb. Die Zunge des Minnegesanges war denn auch das Oberdeutsche (oder Hochdeutsche). Sonst herrschte in der Mark allgemein die niedersächsische Mundart, von welcher das heutige Plattdeutsch abstammt.

Brandenburgs Zerrüttung.

Kaum erscholl die Nachricht von Waldemars Tode, da fielen von allen Seiten die benachbarten Fürsten wie Raubtiere in das verwaiste Land; jeder griff zu und nahm an Rechten und Gütern, was ihm zunächst lag, unter guten

oder schlechten Vorwänden.*) Die Mecklenburger rissen die Priegnitz und ein Stück der Uckermark an sich, die Pommern nahmen die übrige Uckermark und das westliche Pommerellen, der Herzog von Glogau zog Krossen, Züllichau, Schwiebus ein, der König von Böhmen die Oberlausitz. Um den Rest stritten sich andere; namentlich erhoben die den Ballenstädtern verwandten askanischen Fürsten von Anhalt und Sachsen Anspruch auf das Erbe. Auch die Großen unter den Märkern selbst suchten im Trüben zu fischen; überall war Unordnung und Zwiespalt. Gerade jetzt hätte die Mark des Kaisers bedurft. Aber es traf sich, daß im Reiche ein ähnlicher Zustand herrschte; dort stritten zwei Gegenkaiser um die Krone, der Bayernherzog Ludwig von Wittelsbach und Herzog Friedrich von Österreich. Endlich siegte der Bayer, und die Schlacht bei Mühldorf (1322) entschied auch das Schicksal der Mark; der Kaiser zog sie als erledigtes Reichslehen ein und belehnte damit im Jahre 1323 seinen 8 Jahre alten Sohn Ludwig. So gelangte hier nun das wittelsbachische Haus zur Herrschaft. Aber es brachte nur neues Unheil her. Brandenburg ward, wie es Nebenländern zu geschehen pflegt, fremden Interessen untergeordnet und hatte durch die Fehler und Unfälle der bayrischen Politik schwer zu leiden, ohne aus deren Erfolgen Nutzen zu ziehen.

Der neue Markgraf war minderjährig und stand unter der Vormundschaft des Kaisers; als dieser nun in einen erbitterten Streit mit dem Papste geriet, da fiel Roms Bannstrahl auf Vater und Sohn, und der Streit der Welfen und Ghibellinen, der Päpstlichen und Kaiserlichen, der Deutschland und Italien verheerte, ergriff auch die Marken. Zu dem inneren Parteikampfe, der nun hier entbrannte, gesellte sich bald Not von außen. Denn 1326 brachen die Polen ins Land auf Geheiß ihres Königs Wladislaw Lokietek, welcher Pommerellen für sich beanspruchte, und verwüsteten wie Türken und Tartaren mit Mord und Brand die deutsche Pflanzung bis zur Oder. Damals kam es in Berlin zu einem heftigen Ausbruche der Volksleidenschaft; die kaiserlich gesinnte Bürgerschaft rottete sich zusammen, schlug einen besonders verhaßten Führer der Päpstlichen tot, der gerade in ihrer Stadt verweilte und als Polenfreund galt, nämlich den Propst Nikolaus von Bernau, und verbrannte die Leiche auf dem Platze des Hochgerichts, auf dem Neuen-Markte. Dafür verhängte dann der Papst über die Städte Berlin und Kölln das Interdikt: aller Gottesdienst hörte also auf; jahrelang ertönte hier keine Kirchenglocke, ohne Sang und Klang fuhren die Toten ins Grab, ohne priesterlichen Segen traten die Brautleute in die Ehe, ohne Taufe die Kinder ins Leben. Mit schwerem Gelde ward später (1335) der Papst versöhnt; ein besonderer Altar in der Marienkirche, wo immer Seelenmessen für den Erschlagenen gehalten wurden, am Orte der Blutthat ein steinernes Kreuz mit einer ewigen Lampe erinnerten

*) G. Salchow, der Übergang der Mark Brandenburg an das Haus Wittelsbach in den Hall. Beiträgen z. Geschichtsforschung. Heft IV. Halle a. S. 1893

noch die Nachkommen an den wilden Zorn der Väter und an die Rache der Kirche.

Auch die Frankfurter verfielen wiederholt dem Bann und Interdikt. Denn 1341 wurde das erste Interdikt über ihre Stadt verhängt durch den Bischof von Lebus; das zweite erfolgte durch den Bischof Carpentras zu Ville neuve d'Avignon, weil die Frankfurter sich nicht von Bayern lossagen wollten. Erst 1354 lösten sie Bann und Interdikt durch Geld ab.

Der arge Mißbrauch, den der Papst mit seiner geistlichen Macht trieb, öffnete auch anderwärts vielen Leuten die Augen. Die öffentliche Meinung in Deutschland, bisher sehr geteilt, wandte sich jetzt einmütig gegen ihn. Die großen Reichsfürsten, denen nach dem Herkommen die Wahl des Kaisers zukam, erklärten im Kurverein zu Rense (1338) feierlich, daß der Papst sich in die staatlichen Angelegenheiten des Reiches nicht zu mischen habe. Dasselbe verkündeten dem Volke auf dem Lande und in den Städten die Franziskaner, die, gerade mit Rom zerfallen, der öffentlichen Meinung jetzt als wirksamste Wortführer dienten. Kaiser Ludwig atmete freier auf; auch der Markgraf kam wieder zu größerem Ansehen, wenngleich er den Nachbarn einen Teil ihres Raubes lassen mußte. Aber bald entzündete die Länderſucht der Wittelsbacher einen neuen Bürgerkrieg in Deutschland, der auch der Mark wieder tiefe Wunden schlug. Mit Hilfe der Luxemburger, damals des mächtigsten unter den deutschen Fürstenhäusern, das in Lothringen reich begütert war und über Böhmen herrschte, hatte einst Ludwig der Bayer den Kaiserthron bestiegen; jetzt vergalt er ihnen schlecht. Er entriß ihnen Tirol, indem er 1342 die Erbin dieses Landes, Margarete Maultasch (so genannt nach ihrem Geburtsort, einem Schlosse in Tirol), die mit dem jungen Johann von Luxemburg eine unglückliche Ehe führte, von ihrem Gatten schied und an seinen Sohn, den Markgrafen, verheiratete. Da spaltete der Bannstrahl des Papstes Deutschland abermals in zwei Heerlager, und die Luxemburger erhoben offenen Aufruhr. Böhmische Heere verwüsteten nun die Mark, die ohne Nutzen 20000 Mark Silbers als Ersatz für Tirol opferte. Endlich stürzte gar ein jäher Tod den Kaiser vom Throne (1347), und die deutsche Krone, die ihm Karl von Luxemburg nicht hatte abringen können, fiel diesem jetzt von selber zu. Ein anderes, noch weit weniger erwartetes Ereignis, ein wahres Wunder, stieß bald darauf auch in der Mark die wittelsbachische Herrschaft um.

Markgraf Ludwig I. „der Ältere" (1323—1351), hatte die Liebe der Brandenburger nie gewonnen. Er war ein stolzer Herr, der ihnen unfreundlich begegnete und bei jeder Gelegenheit zeigte, wie hoch er Bayern und Tirol, und wie gering er die Mark schätzte. Selten weilte er unter ihnen, und wenn er kam, so mochte er ihre Klagen und Anliegen nicht hören; aber immer forderte er Geld und verwendete, was er erhielt, fast nur zu seinem eigenen Nutzen. War ein Hofamt, eine Vogtei zu vergeben, so bekam es ein Bayer oder Tiroler; der märkische Adel mußte zurückstehen. Wären nun wenigstens die Angelegenheiten des Staates gut gegangen; aber Ludwig griff alles halb

an, er war leichtsinnig, sorglos, ohne Ausdauer und Thatkraft; so konnte unter seinen Händen nichts gedeihen. Vierundzwanzig Jahre hatte er nun die Markgrafschaft inne, und was hatte er geleistet? Das Land war zerstückelt, verpfändet, ganze Gebiete — die Mark Landsberg und die Pfalz Sachsen an Meißen, die Oberlausitz an Böhmen, andere Teile an Mecklenburg und Pommern — verloren; auch die Ehren des Staats verkürzt; hatte er doch, von den Pommern mehrmals besiegt, zuletzt auf die Lehnshoheit über ihr Land verzichtet und sich mit der Anwartschaft begnügt. Und wie sah's im Innern des Landes aus! Weite Strecken in den langen Fehden verödet, viele Dörfer und Ortschaften niedergebrannt, andere verschuldet und verarmt; auf den Landstraßen und in festen Schlössern verwegene Raubritter, das Faustrecht im Schwange, durch den Bann auch in der Kirche Verwüstung; überall Not und Aufregung. Wie anders war's zur Zeit der Väter unter den Ballenstädtern, unter dem glänzenden Waldemar, da war Brandenburg mächtig und angesehen, in Ruhe und Ordnung, Wohlstand und Glück. So seufzten sehnsüchtig die Märker. Da scholl urplötzlich, erst leise und unsicher, dann immer lauter und bestimmter eine wundersame Kunde durch das Land: Markgraf Waldemar, der Große und Gute, sei wieder da, sei nie gestorben und begraben, eine andere Leiche habe man zum Schein statt seiner in Chorin beigesetzt, er selbst aber sei heimlich, eine Sünde zu büßen (weil er zu nahe mit seiner Frau verwandt gewesen) nach Jerusalem gepilgert und nun wiedergekommen, seine Märker von aller Not und allem Elend zu erretten. Der Erzbischof von Magdeburg und die askanischen Fürsten von Anhalt und Sachsen bekräftigten es; sie führten einen bejahrten Mann mit sich in die Mark, der, im Frühling 1348 in Pilgertracht am Hofe des Erzbischofs zu Wollmirstädt erschienen, an seiner Gestalt und an einem Siegelringe als der echte Waldemar erkannt worden war, für den er sich ausgab. Das brandenburgische Volk jubelte hoch auf; mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel zog es ihm allerorten entgegen, den geliebten Herrn festlich einzuholen, und er seinerseits teilte überall als Landesfürst freigebig urkundliche Rechte und Freiheiten aus. Nur wenige Städte blieben dem Bayern treu, besonders Frankfurt a. O., auch Briezen oder, wie es seitdem zum Unterschiede von Wriezen a. O. hieß, Treuenbriezen. Wie fast die ganze Mark, so erklärten sich auch die benachbarten Fürsten für die Echtheit des gleichsam vom Himmel Gefallenen; niemand aber bereitwilliger, als Kaiser Karl IV., der rastlose Feind der Wittelsbacher. Nachdem viele Fürsten und Ritter, auch solche, die einst dem Markgrafen Waldemar persönlich nahe gestanden, die Echtheit des Mannes beschworen hatten, belehnte ihn der Kaiser mit der Mark und bedrohte alle diejenigen mit der Reichsacht, die Waldemar nicht anerkennen würden. Dafür trat dieser die Lausitz an Böhmen ab und setzte zugleich die Askanier zu seinen Erben in der Mark ein (Oktober 1348 im Lager zu Heinersdorf).

Vergebens behauptete die bayrische Partei, es werde ein freches Gaukelspiel getrieben, man habe einen dem verstorbenen Markgrafen Waldemar

ähnlichen Mann (es soll ein Müller aus Hundeluft bei Zerbst, Namens Jakob Rehbock, gewesen sein) zu diesem Betruge angestiftet.*) Mit seinem Einspruch abgewiesen und unfähig, mit den Waffen etwas auszurichten, suchte nun Ludwig den Gegnern in ähnlicher Weise beizukommen, als ihm geschehen war; er und seine Freunde stellten in der Person des Grafen Günther von Schwarzburg einen Gegenkaiser auf. Dies wirkte; Günther starb zwar bald darauf, aber Karl IV. zog es doch vor, sich mit den gefährlichen Wittelsbachern auszusöhnen und bedachte sich keinen Augenblick, seinen Markgrafen Waldemar als Sühnopfer preiszugeben. Er erklärte, sich geirrt zu haben, und belehnte nun wieder (1350) Ludwig mit der Mark. Dieser fand indes an seinem wiedergewonnenen Besitztum noch weniger Freude als vordem, übergab es 1351 seinen Brüdern Ludwig II. und Otto und zog sich nach Bayern zurück.

Ludwig II., der „Römer" (1351—1365), geboren zu München 1330**), war von ernster, kräftiger Sinnesart; thätig und gewandt setzte er den Kampf gegen den falschen Waldemar fort, brachte die Fürsten von Pommern und Magdeburg durch Landabtretungen, den Herzog von Sachsen durch Geld auf seine Seite und nötigte so die Fürsten von Anhalt, die nun allein noch Waldemars Partei hielten, sich ebenfalls mit Geld abfinden zu lassen; Waldemar mußte auf die Mark verzichten (1355). Er lebte seitdem in Dessau bei dem Fürsten von Anhalt; dort starb er auch und ward im fürstlichen Erbbegräbnis beigesetzt (1357). Ob er der falsche oder der rechte gewesen, darüber ist noch in neuerer Zeit gestritten worden; die stärksten Gründe aber sprechen dafür, daß er ein Betrüger, ein Werkzeug der Anhaltiner und des Kaisers Karl war. Auch hatte sein Auftreten die Leiden des unglücklichen Brandenburgs nur vermehrt, der Parteiwut, dem Kriege, den Räubereien neue Nahrung gegeben und zuletzt nur den Nachbarn genützt. Den größten Gewinn machte dabei der Herrscher Böhmens, der zugleich das deutsche Kaisertum ausbeutete. Karl IV., so habsüchtig wie schlau, war mit der Lausitz, die er bis zum Jahre 1368 vollständig an sich brachte, noch bei weitem nicht zufrieden; er warf seine Netze auch nach der übrigen Mark aus. Es kam ihm dabei zu statten, daß die Wittelsbacher nicht, wie einst die Ballenstädter, fest zusammenhielten, vielmehr sich selbst durch Unfrieden schwächten. Der erste Zwist entbrannte unter ihnen, als der Kaiser durch die „Goldene Bulle" 1356 an Brandenburg eine Würde erteilte, die er dem Herzogtum Bayern versagte. Jenes Reichsgesetz — nach der goldenen Kapsel, die das Siegel der Urkunde enthielt, so benannt — ordnete Deutschlands staatliche Verfassung und hat ihr jahrhundertelang als wesentliche Grundlage gedient. Den Hauptinhalt der goldenen Bulle bildeten feste Bestimmungen über die Königswahl und über die Rechte und Pflichten der Kurfürsten. Die Kurwürde hatten danach folgende Fürsten: drei geistliche,

*) Vgl. den Bericht der Halberstädter Annalen und Forsch. 1888, I. S. 6 Anm.

**) Den Beinamen „der Römer" erhielt er, weil er der Erstgeborene Ludwigs des Bayern nach der Kaiserkrönung war. Vgl. Lohmeyer, Ludwig der Römer, in der „Allg. deutschen Biographie".

die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln, die zugleich Erzkanzler des Reichs waren, und vier weltliche, der Pfalzgraf vom Rhein (Erztruchseß), der Herzog von Sachsen-Wittenberg (Erzmarschall), der König von Böhmen (Erzmundschenk), der Markgraf von Brandenburg (Erzkämmerer). Diese sieben Säulen des Reichs erhielten den Rang vor allen übrigen deutschen Fürsten, ja sie sollten den fremden Königen an Würde gleich geachtet werden; aber sie wurden auch durch sehr wesentliche Vorrechte ausgezeichnet, denn sie bekamen die höchste Gerichtsbarkeit in ihren Ländern und unbeschränktes Recht über die Bergwerke, die Münze und die Juden. So fand ihre landesherrliche Gewalt gesetzliche Bestätigung und erheblichen Zuwachs, während der Kaiser, der nunmehr in den Kurfürstentümern nur noch wenig zu sagen hatte, die Reichssachen nur mit dem Beirat des Kurfürsten entscheiden durfte.

Die Eifersucht, welche die Rangerhöhung der brandenburgischen Wittelsbacher bei den bayrischen erregte, dann nach Ludwigs des Älteren Tode (1361) ihren Hader über das Erbe, benutzte der Böhme, um die Markgrafen so aufzuhetzen, daß sie 1363 in einem Erbvertrage die Anwartschaft auf das Land an ihn und nicht an Bayern erteilten. In jener Zeit (1362—1365) finden wir als Regenten der Mark den Erzbischof Dietrich Kagelwit von Magdeburg, der 1361 mit durch die Unterstützung Karls zu dieser Würde gelangt und in seinem Sinne, wenn auch begreiflicher Weise nicht allzu eifrig, thätig war.*) Im Jahre 1365 starb Ludwig der Römer, und nun konnte Karl IV. seine Beute noch viel enger umstricken. Denn auf Ludwig II. folgte in der Markgrafschaft dessen jüngerer Bruder Otto (1365—1373), ein schlaffer, verschwenderischer Fürst, der aus Schwäche und für Geld sich vom Kaiser bevormunden und ausbeuten ließ. Erst als dieser geradezu den rechtlichen wie den thatsächlichen Besitz der Mark forderte, ermannte sich Otto zum Widerstande; aber von einem starken böhmischen Heere angefallen, mußte er sich fügen. Im Vertrage zu Fürstenwalde 1373 trat er dem Kaiser und dessen Sohne Wenzel die Mark ab; dafür erhielten die Wittelsbacher von Karl IV. 500000 Goldgulden (etwa 5 Millionen Mark), Markgraf Otto außerdem ein Jahrgehalt, sowie einige Schlösser und Städte in der Oberpfalz, wo er seitdem thatenlos, daher „der Faule“ zubenannt, sein Leben verbrachte.

Die Brandenburger konnten froh sein, daß sie die bayrische Herrschaft los waren; aber die neue, die luxemburgische, erwies sich bald noch schlimmer. Zwar, solange Karl IV. (als Vormund des Markgrafen Wenzel) sie handhabte, ließ sie sich gut genug an. Er hatte, so verwerflich auch die Mittel waren, durch die er die Mark erwarb, doch einen wahren Beruf zum Herrschen; denn ein Land in Ordnung und Blüte zu bringen, das verstand er wie wenige. Er war kein Held, aber ein kluger Staatsmann und von vielseitiger Bildung, ein Freund der Wissenschaft und Kunst. Der Ehrgeiz seines Lebens war es, ein

*) G. Sello, Erzbischof Dietrich Kagelwit von Magdeburg, im 23. Jahresbericht des Altmärk. Vereins f. vaterl. Gesch. u. Industrie zu Salzwedel, Abt. f. Gesch., Magdeburg 1890.

großes luxemburgisches Reich von der Adria bis zur Ostsee zu gründen, ein Ziel, dem er nun schon nahe stand. Denn außer der Lausitz und der Mark hatte er auch Schlesien mit seinem böhmisch-mährischen Reiche vereinigt.*) Aber seine Staaten sollten auch die glücklichsten, für das Wohl der Unterthanen am besten eingerichteten sein. Wie Böhmen unter seiner weisen Verwaltung bereits herrlich aufgeblüht war, so sollte es nun auch die Mark. Er ward ihr in der That ein rechter Landesvater. Mit seinem Erscheinen kehrten Friede und Ruhe zurück; der mächtige Kaiser schreckte den verwilderten Adel und die raubgierigen Nachbarn. Als Grundlage jeder geordneten Verwaltung ließ er im Jahre 1375 ein „Landbuch der Mark" anfertigen, in welchem alle Grundstücke, Erträge, Einkünfte, Abgaben und andere zuständliche Thatsachen verzeichnet waren; es ist noch jetzt vorhanden und ein schönes Denkmal seiner Ordnungsliebe. Sodann half er wenigstens den schreiendsten Mißbräuchen ab; er ließ die Wegelagerer an den Bäumen der Landstraße aufhängen, stellte die zerrüttete Rechtspflege wieder her, hob den Handel, dessen besonderer Freund er war, indem er die Schiffahrt auf der Elbe und Oder erleichterte. Diese beiden Flüsse, von der Natur schon zu Handelsstraßen geschaffen, ersah er sich als die Lebensadern seines Reiches. Sie stellten ihm die Verbindung mit der Ost- und Nordsee her. Für den einen Weg war Frankfurt a. O. der Hauptstapelplatz, für den andern sollte es Tangermünde an der Elbe sein. Hier hielt sich Karl am liebsten auf, wenn er in die Mark kam; hier verewigte er sich durch glänzende Bauten, ein prächtiges Schloß, das Rathaus, eine Kirche, das Kollegiatstift. Mit der Hansa, besonders mit dem Haupte derselben, dem mächtigen Lübeck, knüpfte er den freundschaftlichsten Verkehr an; ein Handelsbund sollte Deutschland, zunächst den Osten, unter luxemburgischem Zepter vereinigen. Denn bei allem seinem Streben kam es ihm doch in erster Linie auf die Wohlfahrt und Größe seines Hauses an. Aber diese rastlose und nachdrückliche Thätigkeit für die Mark war fast nur wie ein Lichtblick durch Wolken, die sich rasch wieder zum alten Dunkel schlossen.

Schon 1378 mit Karls IV. Tode endete die bessere Zeit, die unter der neuen Herrschaft anzubrechen schien.

Nach dem Willen des Verstorbenen kam nun das Hauptland Böhmen an Wenzel, die Mark an dessen Bruder Sigismund (1378—1415). Er war noch ein Knabe, als er Kurfürst wurde. Wie er heranwuchs, zeigte er manche glänzenden Eigenschaften. Sigismund war ein stattlicher Ritter, ein geistreicher Redner, immer voll hochfliegender Pläne, die er leidenschaftlich ergriff, aber bald wieder fallen ließ; stetiger, ruhiger Sinn mangelte ihm; am wenigsten hatte er Lust und Geschick, in geordneter, maßvoller Thätigkeit ein Land glücklich zu machen. Nun gar die Mark mit ihren schweren Schäden aus der wittelsbachischen Zeit und ihren engen Grenzen; das schien ihm kein

*) W. Lippert, Wettiner und Wittelsbacher, sowie die Niederlausitz im XIV. Jahrh., Dresden 1894.

Feld, würdig seines Ehrgeizes. Ein großes Reich mit einer Königskrone, Polen oder Ungarn, am liebsten beide, erstrebte er. Durch Heirat ward er 1387 auch wirklich König von Ungarn, und nun kümmerte er sich um Brandenburg noch viel weniger. Er kam kaum je einmal dorthin, und dann nur um den Ständen Geld abzudringen oder einzelne Besitzungen zu verpfänden. Denn seine auswärtigen Unternehmungen und seine verschwenderische Hofhaltung kosteten große Summen. Zuletzt verpfändete er für 560000 Gulden selbst das Kurfürstentum an seinen Vetter, Jobst (Jodokus) von Mähren (1388 bis 1411), der 1397 auch die Belehnung damit erhielt, und verkaufte 1402 für 140000 Gulden die Neumark an den deutschen Orden. Mit dem übrigen Brandenburg schaltete dann auf ähnliche Weise Jobst; er setzte Statthalter darüber, die thun mochten, was sie wollten und konnten, wofern sie ihm nur möglichst viel Geld herschafften. Einer dieser „mächtigen Vorsteher der Mark" war Jobstens kluger und tüchtiger Schwager Wilhelm von Meißen, dem er zuerst 1395 und dann wieder 1402 die Mark übertrug, um auf seine Unterstützung im Kampf gegen Sigismund rechnen zu können. Der damalige Hochmeister des deutschen Ordens, Konrad von Jungingen, beglückwünschte den neuen Statthalter wegen des von diesem erlangten Besitzes; der Mark selbst blieb jedoch Wilhelm leider fern. Es folgte ihm glücklicherweise bald als Statthalter Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard, der sich der bedrängten Märker nach Kräften annahm. Viel jedoch konnte auch er nicht helfen.*) So verfielen denn die Schöpfungen Karls IV., ehe sie noch hatten recht Wurzel fassen können, und die alten Plagen — die Fehden mit den Nachbarn und das Faust- und Raubwesen des Adels — kamen ärger denn zuvor über das Land.

Bei einem solchen Regiment, wie es fast ein Jahrhundert lang durch Wittelsbacher und Luxemburger hier gehandhabt wurde, mußte die Mark äußerlich und innerlich verkümmern. Wenn sie nicht ganz zu Grunde ging, wenn ihre Zustände, zum größten Teil entartet, doch in einigen Beziehungen die Blüten aus der ballenstädtischen Zeit bewahrten, so war dies nicht das Verdienst jener Herrscher, sondern ihrer Vorgänger und des Volkes. Denn darauf beruhte der altdeutsche Staat, daß sich jede Gemeinde selber verwaltete, und der Landesherr nur die allgemeinen Angelegenheiten besorgte. Daher kam es, daß ein schlechter Fürst zwar den Staat als Ganzes sehr beschädigen konnte, das Leben der Teile aber darum noch nicht verdarb. Die Sonderwesen im Staate, vornehmlich die großen Vasallen und die Städte, schlossen sich, jedes in seinem Kreise, nur desto fester zusammen, ein jeder verwahrte sich gegen das Unwetter der Zeiten, so gut er konnte; und da ihm der Staat nicht half, so half er sich nach Kräften selber, oft auf Kosten des Ganzen oder schwächerer Staatsgenossen. So ging es auch in Brandenburg unter den wittelsbachischen und luxemburgischen Markgrafen. Da sie ihre Pflicht als

*) J. Heidemann, die Mark unter Jobst von Mähren. Berlin 1881. — Vgl. O. Tschirch, die Übertragung der Mark Brandenburg an Wilhelm von Meißen im Jahre 1402 ꝛc., Forsch. z. brand. u. preuß. Gesch., 1893, VI S. 565 ff.

Schützer der Einzelnen nicht erfüllten und die Mittel des Staats veruntreuten, so suchten die Stände ihnen möglichst wenig Macht in die Hände zu geben und an sich selber die landesherrliche Gewalt zu bringen, die doch ausgeübt werden mußte. Als Handhabe dazu benutzten sie die stete Geldnot der Markgrafen. Willkürlich die Unterthanen zu besteuern, das betrachtete man nach alten deutschen Rechtsbegriffen als Raub; jede Steuer beruhte auf gegenseitiger Uebereinkunft. Es wäre unbillig von den Ständen gewesen, einem das Beste des Landes suchenden Fürsten für nötige und nützliche Zwecke die Geldbeihilfe zu versagen; aber den Wittelsbachern und den Luxemburgern gegenüber, wie sie in der Mark wirtschafteten, hielt man mit Recht den Geldbeutel fest. Da diese nun ohne immer neue Beden nicht bestehen konnten, so ließen sich die Stände für ihr Geld Rechte und Freiheiten bewilligen, welche die landesherrliche Gewalt ungemein beschränkten. Wurden die Forderungen zu arg, so verweigerten die Stände wohl auch kurzweg jede neue Steuer, wie auf dem Landtage zu Berlin 1345 geschah. Später (1355) setzten sie dem Markgrafen gar einen Rat, den sogenannten „Hofmeister", zur Seite, ohne dessen Zustimmung keine markgräfliche Verordnung Gültigkeit hatte. Wuchs so die Gewalt der Landstände überhaupt, so mehrte sich in noch viel höherem Grade die Macht der Städte; denn sie hatten Geld genug, um sich Rechte zu erkaufen, und Waffen, um dieselben zu schützen. Fast alle landesherrlichen Befugnisse innerhalb ihrer Mauern brachten sie allmählich an sich, insbesondere die oberste Gerichtsbarkeit und das Münzrecht; sie erwarben sogar das Recht, den Markgrafen die Treue aufzusagen, falls sie von diesen ungesetzlicherweise beschädigt würden. Zuletzt hatten einzelne Städte, wie Berlin und Kölln, gar Brief und Siegel darauf, daß ohne ihre Erlaubnis der Markgraf nicht mit bewaffnetem Gefolge in ihre Thore einziehen durfte.

So ein Bürgermeister von Berlin oder Brandenburg, Stendal, Frankfurt u. s. w. herrschte über seine Stadt und über die Dörfer und Schlösser ringsum, die zu ihrem Weichbilde gehörten, gleichsam wie ein König, freilich nicht wie ein unbeschränkter; seine Maßregeln bedurften vielmehr der Zustimmung des Rates. Mit dem Schulzentitel war auch die Erblichkeit der Würde abgekommen, und der „Bürgermeister" war es jetzt durch die Wahl des Rates, der ihn auf Lebenszeit einsetzte und mit großer Vollmacht betraute. In der Mitte des Jahrhunderts büßten die alten Geschlechter indes an ihrer Herrschaft viel ein; sie mußten den Gewerken, die immer drohender auftraten und selbst zu den Waffen griffen, allmählich nachgeben und neben dem eigentlichen kleineren Rat einen größeren sich bilden lassen, in welchem auch der Ausschuß der Viergewerke Platz nahm. Wie die wohlhabenden Zünfte sich dadurch einen Anteil an der Regierung errungen hatten, so setzte dann das geringe Volk durch, daß der Rat ohne Bewilligung der gesamten Gemeinde keine neue Steuer auflegen durfte.

Es gab im Mittelalter nicht Freiheit, sondern Freiheiten, nicht Recht, sondern Rechte: jeder einzelne hatte gerade das Maß und die Art von Recht

und Freiheit, die seinem Stande nach Sitte und Herkommen oder durch Vertrag mit anderen Ständen zukam; der Sohn mußte werden, was der Vater war, und nur selten glückte es einem, sich über den Stand emporzuschwingen, in dem er geboren ward. Die Märker kannten es nicht anders. Kein Meister nahm z. B. einen Lehrling an, dessen Vater ein Schäfer oder Barbier, ein Bader, Zöllner, Pfeifer, Müller oder Wende war; alle diese galten für „unehrlich“, wie noch heute hie und da vom Volke die Scharfrichter betrachtet werden. So hatten die Bürger ihren Geburtsstolz ähnlich wie die Edelleute, die ihrerseits wiederum auf den Handwerker mit Verachtung herabsahen. Innerhalb seines Standes aber, in seinem besonderen Kreise, war jeder ungestört, da durfte ihm kein anderer, und wär's der Markgraf oder der Kaiser, hineingreifen. Jeder Stand hielt ängstlich auf seine Ehre; er erwartete nicht, daß man ihm mehr Ehre erwies, als ihm gebührte; diese aber forderte er in ihrem ganzen Umfange, wie er den andern die ihrige gab. Der Zunftzwang war streng; aber um ihrer Ehre willen sorgte die Zunft auch dafür, daß ihre Angehörigen die Ware ohne Tadel und ohne Überteuerung lieferten. Für diejenigen Gewerbe, auf denen der Großhandel einer Stadt beruhte, wie die Bierbrauereien in Salzwedel, die Tuchweberei in Stendal, ernannte hie und da auch der Rat einen aus seiner Mitte, um mit den Beschauern, welche die Zunft dazu bestellte, die Güte der Ware zu prüfen. Es geschah dann wohl, daß man das Bier auf die Bänke goß und sich darauf setzte; klebten die Beschauer beim Aufstehen fest, so hatte das Bier die Probe bestanden.

Was die Gewerbe in der Mark besonders förderte, war die Verbindung, welche die meisten ihrer Städte mit der Hansa angeknüpft hatten. Denn nun erhielt der märkische Handel eine weitreichende Thätigkeit. Bis nach Nowgorod vertrieb er seine Ausfuhr, namentlich Tücher und Leinwand. Von dort holten die deutschen „Gäste“, die Hansebrüder — es waren besonders Lübecker — die russischen Schätze, Zobel- und Marderpelze, auch Erzeugnisse des fernen Indiens und Chinas, die auf Karawanen ans kaspische Meer, von da durch Genueser und Venezianer in die Wolga gebracht, dann nach Moskau und Nowgorod gekommen waren. Für Wollen- und Linnenwaren, für Salz und Heringe, gab's da Seide und Baumwolle und kostbare Gewürze und Spezereien, als Ingwer, Safran, Pfeffer, Galgant, Kubeben. Neben den lübischen zeichneten sich besonders die Breslauer Kaufleute durch weite Reisen aus; sie kamen bis in die große Tatarei und bis nach Venedig. Aber auch die von Stettin, Danzig, Frankfurt, von Burg, Salzwedel, Berlin und anderen brandenburgischen Städten eiferten den unternehmenden Handelsherren von Lübeck nach. Gegen die Räuber schützte man sich, so gut es ging, durch bewaffnetes Geleit; gegen die Zollschranken, die überall auf den Gebieten der Fürsten und anderer Großen aufkamen, durch festes Zusammenhalten in Güte und Gewalt. So kam es, daß Handel und Gewerbe trotz der Ungunst der politischen Lage auch in der Mark noch gediehen, und der Wohlstand der Bürger zunahm. Sie thaten es in genußvoller Lebensweise schon den Adeligen gleich und zuvor.

Besonders bei Hochzeiten und Kindtaufen wurde viel Aufwand getrieben, und die Üppigkeit griff so um sich, daß eigene Verordnungen gegen sie von der Obrigkeit erlassen werden mußten. Denn man war der Ansicht, ein jeder dürfe nur soviel Pracht treiben, als für seinen Stand sich schickte. Daher verbot z. B. der Berliner Magistrat (in einem Luxusgesetze vom Jahre 1335) den Bürgerfrauen mehr als eine halbe Mark an Goldsachen oder Perlen, oder goldbrokatene oder mit kostbarem Zobel besetzte Kleider zu tragen; ebenso beschränkte er die Zahl der Gäste bei Hochzeiten auf 80, der Schüsseln auf 40, während bei Kindtaufen nur 6 Gäste und 3 Schüsseln gestattet wurden. Selbst der Einsatz beim Kegel- und Würfelspiel durfte eine gewisse Höhe (5 Schillinge*) nicht überschreiten.

Der Wohlstand der märkischen Städte erlitt indes gegen Ende des 14. Jahrhunderts die härtesten Stöße. Denn unter Sigismunds fahrlässigem Regiment konnte das alte Übel des Faustrechts und der Wegelagerei zur allgemeinsten, entsetzlichsten Landplage werden. Sie ging zum Teil von den Nachbarn, zum Teil von verlaufenem Gesindel, den „Stellmeisern" (d. h. eigentlich Vogelfängern), hauptsächlich aber von dem märkischen Adel aus. Er hatte sich nie sehr durch ritterliches Thun ausgezeichnet; jetzt war er der verwildertste im ganzen deutschen Reich. Meist verarmt, beneidete er den Reichtum der Städte, verachtete aber die bürgerliche Thätigkeit, aus der dieser Wohlstand floß. Er wollte wohl ernten, aber nicht säen. Daher ergab er sich dem Raubwesen, und bald schien ihm des Adels Beruf in nichts anderem zu bestehen, als mit gewaffneter Hand den Städtern ihr Hab und Gut abzudringen. Auf allen Wegen und Stegen lauerten die Raubritter dem Kaufmann auf, warfen ihn nieder, nahmen sein Geld und seine Waren, schleppten auch ihn selbst auf ihre Burgen, um ihn dort so lange zu quälen, bis er sich mit neuen Opfern auslöste. Oder sie zogen in hellen Scharen vor die Städte, verwüsteten das Weichbild, plünderten die Dörfer, trieben Vieh und Gefangene mit sich fort. Hatten sie gar im raschen Überfall oder mit Hinterlist ein Städtchen erobert, so ward darin gehaust wie von Heiden und Wilden. Der Fürst war fern, der Statthalter ohnmächtig oder gar mit den Räubern im Bunde; es galt sich selbst zu schützen. Der Nährstand kam nie zur Ruhe; aber in den Städten war er noch wehrhaft. Steckte der Wächter auf dem Wartturm die Fahne aus oder ein Licht, dann erschollen durch die Stadt die Sturmglocken, die Bürger stürzten mit Spießen und Schwertern aus den Häusern und auf den Markt; jede Innung unter ihren Altmeistern, voran das Stadtbanner, daneben die Geschlechter in schimmernder Rüstung hoch zu Roß, — so brachen sie aus dem Thore heraus, den Räubern die Beute wieder

*) Man rechnete noch nach Marken, Schillingen, Pfennigen; daneben kamen aber die böhmischen Groschen und die rheinischen Gulden auf. Jene, ursprünglich gleich 70 Pfennig unseres Geldes, sanken durch Münzverschlechterung allmählich auf den Wert von 27 Pf. und waren nur bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts üblich. Der rheinische Gulden (Goldstück) sank in derselben Weise von $10^1/_2$ auf 7 Mark unseres Geldes.

abzujagen, setzten oft selbst bis an das Raubnest nach, um die Burgmauern zu erstürmen, zu brechen. War dann die Burg geschleift, so zogen die Städter mit dem Geretteten jubelnd heim, und der gefangene Edelmann mußte seinerseits sich loskaufen, oder war's ein zu schlimmer Mordbrenner, so köpften sie ihn auf dem Markt. Dann schrie wieder die Ritterschaft Rache, und die Fehde ging von neuem los.

Keine Familie unter dem märkischen Adel trieb das Raubhandwerk so im großen wie die Quitzows.*) Die Quitzows (deutscher Abkunft) hießen so nach einem Dorfe Quitzow bei Perleberg. Sie erwarben im 14. Jahrhundert weiten Grundbesitz in der Priegnitz; ihr Hauptsitz war Schloß Kletzke bei Perleberg. Durch glückliche Fehden wurde gegen Ende des 14. Jahrhunderts ihr Haupt Kuno von Quitzow reich. Ihm eiferten nun von seinen Söhnen die beiden ältesten, Dietrich und Johann, nach. Sie waren ihm gleich an kühnem Mut, übertrafen ihn aber an Fehdelust und Beutegier. 1404—1411 ist die „Zeit der Quitzows". Ein Teil der mittelmärkischen Stände (Berlin, der Barnim) wählte den Johann von Quitzow zum Hauptmann über die Mittelmark; ein anderer Teil (Lehnin u. a.) und Jobst erkannten dies nicht an. Aber Johann, unterstützt von seinem Bruder Dietrich, riß die Gewalt an sich, bedrückte die Gegenpartei, verteidigte aber auch das Land nach außen Im Herbst 1408 z. B. schlugen Johann und Dietrich Einfälle magdeburgischer Edelleute ins Havelland siegreich zurück. Als Jobst 1408 (im November) nach der Mark kam, fand er die Quitzows als die mächtigste und reichste Familie im Land. Er erkannte in ihnen Leute, die ihm Geld schaffen konnten, und machte auch sogleich mit ihnen Geschäfte, verpfändete 1408 an Dietrich Strausberg, an ihn und Johann 1409 Rathenow und verkaufte 1409 an Dietrich Friesack. Weiteres Umsichgreifen brachte diesen aber nun in Streit mit Berlin. Er weigerte sich, das zum markgräflichen Eigentum gehörige Schloß Köpenick, dessen er sich bemächtigt hatte und das in seinem Besitz eine große Gefahr für Berlins Handel war, zu räumen. Dietrich von Quitzow saß auf Schloß Friesack (doch erst seit 1409), Hans, der jüngere Bruder, auf Plaue, welches er 1400 erheiratet hatte; außerdem hatten sie aber noch manche andere Burg im Havelland, und viele Ritter, wie die Rochows, Putlitz' und Bredows hielten es mit ihnen. Sie konnten so viele Kriegsgesellen aufbringen, daß sie zuweilen sogar mit den benachbarten Fürsten auf eigene Hand Krieg führten. Aber am schwersten lastete ihr Arm auf ihren Landsleuten; sie waren der Schrecken des Bürgers und Bauern. Im Bunde mit dem Herzog von Pommern, dem Erzbischof von Magdeburg, den Grafen von Ruppin u. a. verheerten sie 1402 weit und breit die Mark; die Stadt Strausberg mit Umgebung ward dabei von den Pommern und ihren Verbündeten so zerstört, daß von der Bevölkerung der Stadt nur ein Drittel übrig blieb, und viele Dörfer vom Erdboden verschwanden. Größeres Unheil wehrten die Städte der Mittelmark ab; im

*) J. Heidemann, a. a. O.

Verein mit einigen Wohlgesinnten vom Adel brachten sie ein Heer zusammen, das unter Anführung des Ritters v. Manteuffel die Räuberbande schlug und Dietrich von Quitzow gefangen nahm. Der Kurfürst Jobst ließ diesen indes wieder los, verzieh ihm auch dann, als derselbe den kurfürstlichen Statthalter verjagte; er sah dem Unwesen ruhig zu, weil die Quitzows den Raub mit ihm teilten. Ja er verkaufte ihnen sogar noch einige Burgen. Fiel ihr eigenes Interesse mit dem des Landes zusammen, so machten sie sich wohl auch einmal um das Gemeinwesen verdient, wie sie denn 1404 im Bunde mit Berlin einen Einfall der Pommern in die Mark tapfer und erfolgreich abwehrten. Einen Augenblick schienen sie die berufenen Vertreter der Mark zu sein; Berlin gab ihnen zu Ehren einmal ein Fest, auf welchem es mit Schmausereien, Saitenspiel und Lustbarkeiten aller Art hoch herging. Allein ihre nationalbrandenburgischen Anläufe erlagen immer zuletzt der Selbstsucht. „Ihre Losung war durch Kampf zum Reichtum und durch Reichtum zum Güterbesitz.“ Die Zerrüttung der Mark bot ihrer Vergrößerungslust das ergiebigste Feld. Sie einigten sich schließlich mit Jobst, dessen schlaffer Regierung sie anfangs entgegengetreten, um die Märker selbst zu bedrücken und auszubeuten, und benutzten seine Schwäche und Geldnot, um unbehelligt durch Gesetze ihrer Beuteluft nachzugehen. Nachdem Jobst 1409 wieder das Land verlassen, wo er im Winter 1408/9 gewesen, setzten Dietrich und Johann, deren Macht er nicht gebeugt, sondern noch verstärkt hatte, ihr gewaltthätiges und beutegieriges Treiben in der Mark fort. Gegen Berlin machte Dietrich seinem Groll Luft. Recht über Streitigkeiten zu nehmen, war nicht seine Sache. Er überfiel 1410 die Dörfer bei Berlin, trieb die Herden weg und brachte den herzueilenden Bürgern eine Niederlage bei.

Immerhin konnten die festen Städte, zumal die größeren, sich wohl noch schützen; aber auf dem platten Lande trat eine gründliche Verschlimmerung der Dinge ein. Die zahlreichen freien Bauernschaften, die hier im zwölften und dreizehnten Jahrhundert entstanden waren, verloren den größten Teil ihres Wohlstandes und ihrer Freiheit. Durch die fortwährenden Fehden und Kriege war manches Dorf verödet oder doch verarmt; um so leichter fiel es in die Gewalt der adligen Nachbarn. Diese rissen an vielen Orten die Lehnschulzenämter und damit die Gerichtsbarkeit über die Bauern an sich und mißbrauchten dann ihren Einfluß, um sich auf Kosten derselben zu bereichern, oder sie nahmen den Dorfgemeinden geradezu Ländereien mit Gewalt fort. So wuchsen die Rittergüter, während die freien Bauernhöfe zusammenschrumpften. Selten gedieh freilich das unrechte Gut. Denn immer mehr wandten sich die Adligen dem leichten Erwerb des Stegreifrittertums zu. Rasch war eine Fehde vom Zaun gebrochen, und das Plündern begann. Aber das schnell Gewonnene war durch Prassen und Spielen ebenso bald zerronnen, riß besser Errungenes, altes Besitztum mit sich, und die Armut hielt nun den Ritter, der sonst aus Übermut oder Habgier sich hinter die Hecke gelegt und auf die Beute gepaßt hatte, bei dem elenden Handwerke fest. Der vornehmen Räuber

Beispiel entschuldigte die gemeinen Leute, die auch lieber ohne Arbeit satt wurden. So mehrte sich die Zahl der Räuber und Diebe. Da half die Härte der Strafgesetze nicht. Und doch waren sie so grausam: griff man einen, der drei Schillinge gestohlen, so ging's ihm an den Hals, er wurde hingerichtet; hatte er weniger genommen oder sonst ein kleines Vergehen verübt, so ging's ihm an Haut und Haar; er ward gestäubt oder gebrandmarkt oder verstümmelt und mußte dann „Urfehde“ schwören, d. h. versprechen, sich wegen dieser Strafe nicht zu rächen, auch das Gebiet, wo er sie erlitten, nie wieder zu betreten. Nun war er ohne Heimat; den Ehrlosen nahm keine Gemeinde auf, er schloß sich einem Raubritter an oder ging in den Wald unter die Stellmeiser und ward Räuber wie sie. Zuletzt war die Mark in ganz Deutschland so verrufen, daß man zu sagen pflegte, „wem etwas abhanden gekommen sei, der solle es nur in der Mark suchen“.

Galten die märkischen Edelleute im Reich für arge Schelme oder, wenn sie ehrlich lebten, für roh und bäurisch, so hatte auch die Geistlichkeit keinen guten Ruf. Dem Ansehen der Bischöfe schadete, daß sie Vasallen des Markgrafen waren; der Bischof von Lebus war von jeher landsässig, d. h. dem Markgrafen unterthan, gewesen; die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg aber hatten, seit Kaiser Karl IV. Regent der Mark geworden, ihre Reichsunmittelbarkeit verloren. Beim niederen Klerus vermißte man zu oft den inneren Wert. Denn ein großer Teil desselben war über die Maßen unwissend; viele Mönche und Priester konnten kaum lesen, geschweige denn schreiben. Darum waren auch die Klosterschulen, wo die reichen Bürgerkinder und adligen Junker unterrichtet wurden, im Durchschnitt bei weitem nicht so gut als heute unsere Dorfschulen. Ähnlich den fahrenden Schülern, die in Deutschland von Hochschule zu Hochschule zogen, trieben sich in der Mark umher, „Bacchanten“ genannt, die vorgaben, studieren zu wollen, sich indes mehr allerlei Kurzweil, als der Studien befliſſen; kleinere Knaben, „ABC-Schützen“, die sie als ihre Schüler mit sich führten, mußten für sie betteln. Leider war die Geistlichkeit, von der die anderen Stände doch alle höhere Bildung empfangen sollten, nicht bloß sehr unwissend, sondern zum großen Teil auch sehr unsittlich; beides nährte den Eifer, mit dem sie jeder Art von Aberglauben Vorschub that. Auch die Mark hatte durch sie einen berühmten Wallfahrtsort; seit 1383 wallfahrteten Hohe und Niedere von nah und fern nach Wilsnack, sich durch das „Heilige Blut“, das daselbst Wunder thun sollte, von Sünden und anderen Übeln erlösen zu lassen. Manchmal nahm der religiöse Wahn eine bösartigere Gestalt an, zumal wenn ein großes allgemeines Unglück unerwartet hereinbrach, wie ein solches die in den Jahren 1348—1351 Europa verheerende Pest war. Langsam, doch unentrinnbar kam sie von Osten nach Westen und von Süden nach Norden hergezogen und lagerte sich über die Länder. Schwarze Beulen am Leibe waren ihr Zeichen; am dritten Tage folgte der Tod. Den vierten Teil der europäischen Menschheit raffte diese Pest hin; man nannte sie in Deutschland „das große Sterben“. Maßlos wie das Verderben war das

Entsetzen, welches sie verbreitete; der Mann floh vor seinem Weibe, der Vater vor den Kindern, der Freund vor dem Freunde. Das letzte Gericht schien gekommen. Da stürzten sich die einen, das Leben noch auszukosten, so lange sie's hatten, in die wildesten Strudel des Genusses, in den tiefsten Abgrund der Sinnlichkeit. Andere wähnten, durch Abtötung des Fleisches Gottes Zorn zu versöhnen; Haufen von Schwärmern zogen, vor der Pest fliehend, durch das Land, die sich bis auf das Blut geißelten und, Bußlieder singend, schwere Kreuze mit sich schleppten. Das waren die „Geißelbrüder“, die so von sich und dem Lande die Pest abzuwenden meinten; aber sie folgte ihnen überall. Bald artete die Schwärmerei in Greuel jeder Art aus; die Geißler trieben Raub und Unzucht, bis sie von den Fürsten und Bischöfen unterdrückt wurden. Am schlimmsten fuhren in solchen Zeiten die Juden; auch jetzt fiel der Pöbel wütend über sie her; wo die Pest war, weil sie die Krankheit durch Vergiftung der Brunnen hervorgerufen hätten; wo die Pest nicht war, damit sie dieselbe nicht herbeizögen. Sie waren wegen ihres Reichtums, den sie meist durch Wucher erworben, und wegen der Härte, mit der sie ihre Schuldner behandelten, verhaßt. Der Groll des Volkes gegen sie kam nun unter jenem Vorwande zum Ausbruch; viele von ihnen wurden samt ihren Häusern verbrannt, andere beraubt und ins Elend hinausgetrieben. So geschah es 1349 und 1350 in der Mark wie in ganz Deutschland; erst im nächsten Jahre, als die Pest gewichen war, legte sich auch die Raserei der Menschen.

Der Schaden, den auch der Volkscharakter durch solche Ereignisse nahm, war groß, aber noch mehr verwilderten Geist und Gemüt durch die dauernden Übel, an denen die Mark unter den Wittelsbachern und Luxemburgern allzulange krankte, zumal durch das herrschende Räubertum. Es entsittlichte alle Klassen der Gesellschaft, indem es die Begriffsverwirrung über Recht und Unrecht zur Gewohnheit, den Sieg der rohen Gewalt zur Regel machte. Schwach und wehrlos nach außen, zerrüttet im Innern, in diesem jammervollen Zustande war die Mark, als das fünfzehnte Jahrhundert anbrach. Wird es dem Lande den Retter bringen?

Brandenburg unter den hohenzollernschen Kurfürsten bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms d. Gr. (1415—1640).

Kurfürst Friedrich I.

Im Schwabenlande zwischen Neckar und Donau, nicht fern vom hohen Staufenberg, der die Stammburg der gefeiertsten unter den alten deutschen Kaisern trug, da liegt auch das Ahnenschloß der Hohenzollern, und ihr Name erscheint ziemlich zu gleicher Zeit mit den Staufen, nämlich 1061, zum erstenmal in der Geschichte.*) Es war ein Grafengeschlecht, das dort auf dem Zollern — (dem Söller, der Hochwarte) — hauste, angesehen und begütert bis zum Bodensee. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts erwarb es auch in Franken Besitzungen, sowie die Burggrafschaft zu Nürnberg, und nun sonderte es sich durch eine Erbteilung der Brüder Konrad und Friedrich um 1227 in zwei Linien, die ältere, welche die fränkischen Güter nebst dem Burggrafentum, und die jüngere, welche den schwäbischen Besitz einnahm; von jener stammen die preußischen Könige, von dieser die Fürsten von Hohenzollern ab. Schon die Burggrafschaft gab den Zollern im Reiche einige Bedeutung, sie war ein wichtiges Amt; denn der kaiserliche Burggraf stand in seinem Bezirk anstatt des Kaisers. Er verwaltete hier dessen Güter und Einkünfte, war auch für alle die weiten Landstriche, welche in Franken und Schwaben zur staufischen Hausmacht gehörten, der oberste Richter und Kriegsherr. So recht eigentlich zum Diener des Kaisers und Reichs bestellt, führten die Burggrafen von Nürnberg ihr hohes Amt mit Kraft und Treue. Nach dem Untergange der Hohenstaufen, zu deren eifrigsten Anhängern sie fast immer gehört hatten, waren sie es, denen das Haus Habsburg seine Erhebung verdankte. Ihr Haupt, Burggraf Friedrich III., lenkte 1273 die Kaiserwahl auf den Grafen Rudolf von Habsburg, der sein Vetter war, und half demselben dann zu seinen größten Erfolgen, indem er 1278 in der Schlacht auf dem Marchfelde die Sturmfahne des Reiches trug und 1282 die deutschen Fürsten überredete, daß sie das eroberte Österreich an die Söhne des Kaisers kommen ließen. Einen Dank erntete er dafür vom Hause Habsburg nicht, und sein Sohn verschaffte daher, insofern er einen Hauptanteil an dem Siege bei Mühldorf hatte, dem Wittelsbacher Ludwig den Kaiserthron.

Die hervorstechendsten Eigenschaften der Hohenzollern waren von jeher Klugheit, Tapferkeit und Wirtschaftlichkeit. Durch diese Tugenden, zum Teil auch durch eine Geldquelle, die aus ihren Bergwerken am Fichtelgebirge floß,

*) Vgl. E. Berner, Die Abstammung und älteste Genealogie der Hohenzollern. Forsch. z. br. u. pr. Gesch., 1893. VI S. 1 ff.

vermehrten sie ihr Besitztum an Städten und Dörfern, Burgen und Wäldern in einem solchen Maße, daß Kaiser Karl IV. sie 1363 zu Reichsfürsten erhob. Seitdem standen sie auch gesetzlich den großen Fürstenfamilien gleich, die sie einst alle weit zu überragen bestimmt waren. Den ersten Schritt dazu thaten sie ebenfalls mit Hilfe eines Luxemburgers. Sigismund, König von Ungarn, hatte im Jahre 1410 das höchste Ziel seines Ehrgeizes erreicht, er war deutscher Kaiser geworden. Aber daß ihn ein Teil der Kurfürsten gewählt hatte, daß ihn im folgenden Jahre nach Jobsts Tode auch dessen Partei anerkannte, das verdankte er größtenteils den geschickten Bemühungen seines Freundes und Beraters, des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg; er beschloß, ihn dafür zu belohnen. Soeben (1411) war sein Vetter Jobst gestorben, und die Mark wieder an ihn heimgefallen, und nun kamen von deren Städten und Mannen Abgesandte zu ihm nach Ofen, wo er noch Hof hielt, und schilderten Brandenburgs Elend. Es fiel ihm aufs Herz, wie er den Jammer hörte und bedachte, daß er allezeit wie ein Stiefvater an dem Lande gehandelt; aber er gestand sich, daß er jetzt unter der Last der kaiserlichen Geschäfte noch weniger als bisher dazu kommen würde, seine Pflicht gegen die Mark zu erfüllen. Ein so verwildertes Land wieder in Ordnung zu bringen, dazu bedurfte es eines klugen und starken Regenten, der sich ganz dieser Arbeit hingab. Als ein solcher mußte ihm sein Freund, der Burggraf, erscheinen.*) Die äußeren Machtmittel desselben waren nicht sehr beträchtlich; ihm gehörte von der zollernschen Hausmacht in Franken nur ein Teil, nämlich Ansbach, den andern Teil, Bayreuth, besaß sein Bruder Johann. Aber um so größer war Friedrichs persönlicher Wert. Schon die äußere Erscheinung des Mannes wird von den Zeitgenossen gerühmt, seine männliche Schönheit, seine feinen Sitten; doch was ihn vornehmlich auszeichnete, war seine geistige Überlegenheit: sein scharfer Blick, der Menschen und Verhältnisse sofort durchschaute, die Besonnenheit und Gewandtheit, auch in den schwierigsten Lagen sich leicht zurecht zu finden und sie zu bemeistern, endlich, damals selten genug, eine glänzende Bildung, genährt an den Dichtern und Geschichtsschreibern in alten und neuen Sprachen. Kein Wunder, daß der geistreiche Kaiser die Freundschaft und den Rat eines solchen Mannes sehr hoch schätzte, den erprobten Gehilfen bei allen großen Ereignissen zum Beistand rief und auch jetzt zunächst an ihn dachte. Er betraute daher den Burggrafen Friedrich, um ihm seinen Dank und der Mark seine Pflicht zu leisten, mit dem schweren, aber ehrenvollen Amte eines **Statthalters** in Brandenburg, wies ihm zur Bestreitung der Kosten, um das Land in desto besseren Stand zu bringen, eine Beihilfe von 100 000 ungarischen Gulden an und verschrieb ihm für diese Summe (die er später auf 150 000 erhöhte), die Mark als Unterpfand (8. Juli 1411). Zugleich erließ er an die Märker den Befehl, dem Burggrafen zu gehorchen, den er ihnen „als einen rechten

*) E. Brandenburg, König Sigmund und Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg, Berlin 1891. — O. Heuer, der Binger Kurverein 1424, in der Deutsch. Zeitschr. f. Geschichtsw., Freib. 1892, Bd. 8.

Obristen und Verweser" senden werde. Eine schwierige Aufgabe für Friedrich! Der gesamte Adel und ein großer Teil der Städte des Kurlandes war dem Fremden, der sie zu regieren kam, feindlich gesinnt. Viele, besonders von der Ritterschaft, sahen sich in ihren Besitzrechten bedroht. Denn zu den Aufgaben des neuen Statthalters gehörte auch, die aus landesherrlichem Besitz fortgekommenen Güter wieder zu nehmen. Wie denn Sigismund das Schloß Plaue dem Sohne des Burggrafen Friedrich überwiesen und der Burggraf einem seiner Freunde die Anwartschaft auf Schloß Golzow, in dessen Besitz ein von Rochow war, erteilt hatte. So waren denn namentlich die havelländischen Ritter sehr empört; sie spotteten über den „Nürnberger Tand" und Johann von Quitzow meinte, er würde kein Schloß herausgeben, auch wenn es ein ganzes Jahr hindurch Burggrafen von Nürnberg regnete. Andrerseits erwarben dem neuen Herrn, als er nun im Juni 1412 anlangte, seine persönliche Erscheinung und sein vertrauenerweckendes Wesen sogleich manche Anhänger. In Brandenburg und den anderen Städten, wohin er, um die Huldigung zu nehmen, kam, wurde er freundlich empfangen und die Huldigung geleistet. Denn er zeigte sich leutselig und bestätigte unentgeltlich die Rechte und Freiheiten der Gemeinden. Außer den Städten schloß sich auch die Geistlichkeit ihm an. Der angesehene Abt Heinrich Stich von Lehnin brachte durch seinen Einfluß auch einen Teil des havelländischen Adels auf die Seite Friedrichs; eine Anzahl Ritter von dort huldigten im September 1412. — Aber auf Sigismunds Geheiß sollte Friedrich nicht bloß Einheimischer, sondern auch der Nachbarn Pfandrechte auf märkische Güter ablösen. Hierdurch fühlte sich der Herzog Suantibor von Pommern verletzt und schickte Truppen unter seinen Söhnen Otto und Kasimir zum Einfall ins Havelland, um sich wohl dort mit den Quitzows zu verbinden; nur mit Mühe wehrte Friedrich sie im Gefecht am Kremmer Damm (24. Oktober 1412) ab. Aber immerhin hatte er den Angriff abgeschlagen, und das machte auf die Gegner Eindruck. Die Städte der Altmark und der Priegnitz lösten sich von dem adligen Widerpart des Burggrafen und leisteten, jene im November, diese im December 1412 die Huldigung. Als Friedrich am 11. November dazu in Tangermünde erschien, fand er freundliche Aufnahme. Durch Festigkeit und Klugheit wußte er sich weiter Ansehen zu verschaffen; viele brachte er durch gütliche Unterhandlungen, andere durch die Drohungen, die er den Kaiser aussprechen ließ, auf seine Seite; zuletzt huldigten ihm auch die Aufsässigsten, die Putlitz, Quitzow, Rochow und andere Ritter in der Priegnitz, Altmark und im Havelland (April 1413). Er vertrug sich mit ihnen dahin, daß sie einige der ihnen bestrittenen Schlösser und Städte gegen Schuldschein herausgaben, andere ihnen verpfändete zur Auslösung stellten (5. April 1413 zu Berlin Vertrag mit den Quitzows und Rochows). Auch folgten die Quitzows und die andern Edelleute dem Aufgebote des Burggrafen, der gegen die von Maltitz, welche die Pfandablösung des Schlosses Trebbin weigerten, einschritt. Aber das Ansehen des Statthalters sank wieder, weil es ihm an Geld fehlte, um die Pfandablösungen, die er im

Grundsatz durchgesetzt, nun auch im großen Maßstabe und rasch durchzuführen. Zum Bruche aber zwischen den bisherigen Machthabern und dem neuen Regenten kam es, als dieser seine zweite große Forderung zur Ausführung bringen wollte: Das Gebot des Landfriedens. Diesem wollten die Großen sich nicht fügen; die Quitzows konnten es auch nicht, weil sie zur Erhaltung ihrer starken Besatzungen in den Burgen zu Friesack, Plaue und Beuthen und ihrer sonstigen Mannschaften zu Raub- und Beutezügen genötigt waren, um Geld und Lebensmittel zu gewinnen. Durch das Fehdewesen emporgekommen, konnten sie sich auch nur durch dasselbe in ihrer Stellung erhalten. Unter den Augen des Burggrafen setzten sie ihre Raubzüge ins Gebiet der Nachbarfürsten und selbst brandenburgischer Vasallen fort. Da blieb denn nichts übrig, als Gewalt zu brauchen. Friedrich schloß mit den Nachbarfürsten, die unter diesem Unwesen kaum minder litten als die Mark, namentlich mit dem Erzbischof Günther von Magdeburg und dem Kurfürsten Rudolf von Sachsen, Verträge zu gemeinschaftlichem Angriff; Anfang Februar 1414 zogen die Verbündeten vor die Raubburgen. Zuerst fiel Friesack, wo Dietrich von Quitzow persönlich die Verteidigung übernommen. Da die Stadt Rathenow, die er durch Verpfändung besaß, dem Burggrafen sich unterwarf und dieser nun seine ganze Truppe gegen ihn führte, so hielt er schon nach wenigen Tagen seine Sache für verloren, entfloh, und die Besatzung ergab sich (10. Februar) dem Burggrafen. Dieser zog nun vor Plaue, welches inzwischen der Erzbischof belagert hatte. Hier befehligte Hans von Quitzow; er wähnte sich hinter den 14 Fuß dicken Mauern der Burg unüberwindlich. Aber gegen die vierundzwanzigpfündigen Kugeln des schweren Geschützes, welches Friedrich vom Markgrafen Friedrich von Meißen-Thüringen geborgt hatte — der „faulen Grete" nach der Sage — hielt keine Mauer stand. Am 25. entwich auch Hans von Quitzow; die nachsetzenden Magdeburger ereilten ihn aber, und er mußte sich (am 26.) ergeben und die Übergabe Plaues veranlassen. Zwei Jahre darauf ist er frei gekommen, sein Bruder aber hat 1417 in der Fremde geendet. Auch Wichard von Rochows Burg Golzow, welche der Herzog von Sachsen belagerte, fiel; Rochow bat mit den Seinigen um Gnade. Die Männer Stricke um den Hals, die Frauen in weißen linnenen Bußkleidern, so fielen sie dem Herzog Rudolf zu Füßen. Sie wurden begnadigt, doch ließ ihnen Friedrich nur eins von ihren Schlössern. Gleich nach dem Fall Plaues ergab sich auch Beuthen, wo der Ritter Götz von Predöhl befehligte. Im Juni 1414 hatte er im ganzen Lande die Ruhe hergestellt. Dann ließ er auf dem Landtage zu Tangermünde die Empörer gerichtlich verurteilen, setzte den Landfrieden fest und erteilte den Städten, die ihn kräftig und treu unterstützt hatten, manche Vergünstigung. Auch den Nachbarfürsten war er für ihre Hilfe gegen den aufsässigen Adel verpflichtet. Er verlängerte nun die Bündnisse mit ihnen. Nachdem er dann die Statthalterschaft einstweilen seiner Gemahlin, der „schönen Else" (Elisabeth, einer geborenen Prinzessin von Bayern) übergeben, eilte er im August 1414 nach Kostnitz, wohin der Kaiser soeben ein allgemeines Konzil der ganzen

abendländiſchen Chriſtenheit und einen Reichstag der deutſchen Fürſten berufen hatte.

Es handelte ſich hier um die größten Dinge: es galt, die Kirchenſpaltung zu beſeitigen, das Ärgernis, daß drei Päpſte — zu Avignon, zu Rom und in Oberitalien — neben einander beſtanden; es galt ferner, überhaupt eine Beſſerung der Kirche, ihre Reformation an Haupt und Gliedern vorzunehmen und endlich, die Ketzerei des Böhmen Johann Huß auszurotten. Dieſer kühne Mann hatte es gewagt, die Herrſchaft des Papſtes anzugreifen und die Mißbräuche, an denen die römiſche Kirche krankte, namentlich die Sittenloſigkeit im Klerus, die Gelderpreſſung durch den Verkauf der Abſolution, die Entartung des Gottesdienſtes, die Vermengung des Geiſtlichen mit dem Weltlichen, ſowie manchen falſchen, ſchädlichen Glaubensſatz vor allem Volke aufzudecken; unter großem Zulauf predigte er in Böhmen ſeine neue Lehre. Aber mehr als von einem einzelnen Prediger hoffte man von einem allgemeinen Konzil. Mit geſpannter Erwartung richtete daher das ganze Abendland ſeine Blicke nach Koſtnitz, wo nun Patriarchen und Kardinäle, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, Äbte und Prieſter, viel tauſend Geiſtlichen aus allen Reichen der Chriſtenheit, ferner alle deutſchen Fürſten, fremde Geſandte, viel Adlige und Volk ſich um den Kaiſer ſammelten. Da ſah man alle Pracht der Erde, aber auch leidenſchaftlichen Streit und große Unſittlichkeit. Vier Jahre lang wurde hier geredet und verhandelt, aber die Hoffnung der Völker zuletzt doch getäuſcht. Denn gerade die wichtigſte Aufgabe, die Reformation, ward nicht gelöſt. Der Papſt, den man nach Abſetzung der drei vorhandenen gewählt hatte, und die übrigen fremden geiſtlichen Würdenträger machten alle Anſtrengungen des Kaiſers und der deutſchen Reformfreunde zu ſchanden. Es blieb beim alten, und den überzeugungstreuen Huß, der auf Sigismunds kaiſerliches Wort unter freiem Geleit erſchienen war, verbrannten ſie als einen verſtockten Ketzer (am 6. Juli 1415), da ſie ihn nicht widerlegen konnten.

Ein beſſeres Ergebnis lieferte der Koſtnitzer Reichstag. Burggraf Friedrich hatte ſeine Fähigkeit, die Mark in Ordnung zu bringen, während ſeiner kurzen Statthalterſchaft ſo glänzend bewieſen, daß der Kaiſer beſchloß, ſie ihm ganz und für immer anzuvertrauen. Überdies war er ihm Geld ſchuldig; auch konnte ihm ſein Freund als Kurfürſt noch eine weit größere Stütze ſein denn als bloßer Burggraf und Statthalter. Daher trat er ihm durch Urkunde vom 30. April 1415 die Mark Brandenburg mit der Kurwürde und dem Erzkämmereramt als erblichen Beſitz ab. Der Vorbehalt, den Sigismund ſich dabei ausmachte, daß nämlich er und ſeine männlichen Erben ſie für 400 000 ungariſche Gulden wiedererwerben könnten, erloſch in der Folge von ſelbſt, da ſowohl er als ſein Bruder Wenzel ohne Söhne ſtarben.

Daß aber dieſe Abtretung nicht eigentlich ein Kaufgeſchäft war, ſondern mehr zum Dank und als Anerkennung für Friedrichs Verdienſte um den Kaiſer und um die Mark geſchah, geht auch aus der Urkunde ſelber hervor. Der Kaiſer ſagt darin: „Da uns nach der Gnade des allmächtigen Gottes ſo viele

und so weite und breite Königreiche zu verweſen befohlen ſind, daß wir, um die alle löblich zu regieren, engelgleicher Kräfte bedürfen, unſere Menſchlichkeit und notdürftige Kraft das aber ohne trefflichen Rat und Beiſtand nicht vermag, und da wir ganz beſondere Liebe zu dem würdigen Kurfürſtentum der Mark Brandenburg haben, nämlich weil wir dasſelbe aus unſerer väterlichen Erbſchaft zuerſt beſeſſen haben, deshalb wollen wir ihr und ihren Einwohnern immer gern guten Frieden, Gemächlichkeit und Ruhe verſchaffen. Nachdem ſolche unſere beſondere Liebe unſer königliches Gemüt vormals bewogen hatte, daß wir den hochgebornen Friedrich, Burggraf zu Nürnberg, unſern lieben Oheim und Fürſten, in Anſehen und Betracht ſeiner Redlichkeit, Vernunft, Macht, Feſtigkeit und anderer ſeiner Tugenden, womit der allmächtige Gott ihn mannigfach geziert hat, insbeſondere aber ſeiner lauteren und bewährten Treue, die er gegen uns hat, aus eigener Bewegung zu unſerem rechten Obriſten, Verweſer und Hauptmann über die Mark beſtellt haben, — nachdem aber weiter unſere Sorge und Arbeit für die heilige Kirche, das heilige Reich und zum allgemeinen Frommen ſich alſo vermehrt haben, daß wir uns nicht vermeſſen können, ſelber in die Mark ziehen zu wollen, — — da nun auch landkundig iſt, daß gedachter Friedrich durch ſeine Vernunft mit ſeiner Macht, Arbeit und Wagnis, ſowie auch mit großen Aufwendungen und Koſten, die er aus ſeinem eigenen Vermögen gemacht hat, die Mark in einen ſo trefflichen Zuſtand des Friedens und guter Ordnung gebracht, Räubereien und Unthaten in derſelben ausgerottet, — da es uns denn auch billig zu ſein dünkt, daß wir uns für ſolche Arbeit ihm dankbar erweiſen, und daß ihm ſeine Koſten wieder erſtattet werden, — aus allen dieſen Gründen und auch in Erwägung ſeiner willigen, nützlichen und getreuen Dienſte, die er uns unverdroſſen gethan hat und täglich thut, — dazu endlich in der Abſicht, daß der Friede und die Beſſerung in der Mark erhalten bleiben und zunehmen, haben wir dem vorgenannten Friedrich und ſeinen Erben die Mark und das Kurfürſtentum mit dem Erzkammermeiſteramte und mit allen und jeglichen Würden, Ehren, Rechten, Landen u. ſ. w. gnädiglich gegeben und ihn zu einem wahren und rechten Markgrafen darüber gemacht."

Mit dieſer Urkunde und andern kaiſerlichen Empfehlungs- und Gebotsſchreiben begab ſich Friedrich nun wieder nach der Mark, um, wie es Brauch und Sitte war, ſich als Landesherrn huldigen zu laſſen und ſeinerſeits den Ständen ihre altverbrieften Rechte und Freiheiten zu beſtätigen. Am 21. Oktober 1415 im „Hohen Hauſe"*) zu Berlin geſchah die feierliche Handlung. Der Propſt von Berlin las den verſammelten Ständen die Briefe des Kaiſers vor; darauf ſchworen die Stände dem Markgrafen Friedrich und ſeinen Erben Treue und Gehorſam „nach Ausweis ſeiner Briefe", wogegen der Markgraf die Freiheiten, Rechte und Gewohnheiten der Städte, Ritter

*) So hieß das Haus, wo die Markgrafen, wenn ſie in Berlin verweilten, abzuſteigen pflegten; es iſt das jetzige Lagerhaus in der Kloſterſtraße.

und Geistlichkeit im ganzen und einzelnen sämtlich durch sein Wort und seine Unterschrift bestätigte und verbürgte. Seine Belehnung durch den Kaiser erfolgte erst später; sie geschah am 18. April 1417 zu Kostnitz mit größter Feierlichkeit und vielem Gepränge.

Sigismund hatte in der Mark nicht mehr abtreten können, als er selbst besessen. Nicht die ganze, weite Mark, wie sie unter dem letzten Ballenstädter bestanden, nur die Alt- und die Mittelmark und die Priegnitz — 381 Quadratmeilen mit etwa 160 000 Einwohnern — empfing der Zollernfürst. Und wie der äußere Umfang, so war auch der innere Machtbesitz sehr geschmälert; denn der größte Teil der landesherrlichen Güter, Rechte, Einkünfte war ja während der letzten hundert Jahre in andere Hände gekommen. Um für die Mark so viel zu leisten, als sein glücklicher Anfang versprach, hätte Friedrich also auch in der Folge sich der Gunst des Kaisers erfreuen, jedenfalls aber dem Lande seine ungeteilte Kraft und Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Keins von beidem geschah. Der neue Kurfürst gedachte bei aller Dankbarkeit und Treue gegen den Kaiser doch keineswegs, seine Überzeugung und die Pflichten gegen sein Land demselben zum Opfer zu bringen. Namentlich die Maßregeln, die Sigismund, seit 1419 König von Böhmen, gegen die Anhänger des Huß traf, mochte er nicht unterstützen oder unterstützte sie doch nur lau; schon dadurch verlor er beim Kaiser viel. Und doch hatte er hierin nur allzusehr recht gehabt. Sigismunds unbesonnene Strenge goß in Böhmen nur Öl ins Feuer und entflammte jene furchtbaren Hussitenkriege, die fünfzehn Jahre lang den Osten Deutschlands verheerten. Denn religiöse Begeisterung und der Nationalhaß gegen die Deutschen stachelte das tschechische Volk zum Kampf auf Leben und Tod. Allerorten in Böhmen scharten sich die Hussiten, besonders die Landleute, zusammen, trieben die Deutschen, die es mit Papst und Kaiser hielten, aus dem Lande und verübten gegen Kirchen und Klöster, gegen alle, die widerstrebten, entsetzliche Greuel. Vergebens brachte der Kaiser den Reichskrieg, die Geistlichkeit ringsum den Kreuzzug gegen die Ketzer zu stande; es half auch nichts, daß man einmal den Kurfürsten Friedrich zum obersten Anführer der Reichstruppen einsetzte. Die Ritter und Söldner wurden von den handfesten Bauern niedergehauen, und die Kreuzheere liefen voll Schrecken vor den Wütenden auseinander. Denn die Hussiten stritten nicht bloß mit der Kraft nationaler und religiöser Begeisterung, sondern auch in einer ganz neuen und sehr wirksamen Kriegsweise, die ihr Führer, der blinde Ziska, unter ihnen aufgebracht hatte. Sie kämpften regelmäßig, zu Fuß, in großen Vierecken aufgestellt, gestützt auf bewegliche Wagenburgen oder hinter denselben gedeckt. Nach dem Takt der Feldmusik und unter dem Schall ihrer geistlichen Kriegslieder droschen sie mit ihren schweren Flegeln die Feinde nieder, während ihre Reiter und mit Hakenbüchsen bewaffneten Schützen Unordnung in das Kreuzheer brachten. Bald gingen sie von der Abwehr ihrerseits zum Angriff über; hussitische Horden unter Anführung des großen und des kleinen Prokop verwüsteten mit Mord und Brand die Nachbarländer. Auch über die Mark entlud sich das Unwetter

oft in furchtbaren Schlägen, am gewaltigsten im Jahre 1432. Hundert märkische Dörfer, auch die Städte Lebus, Müncheberg, Strausberg, Alt-Landsberg gingen damals in Flammen auf. Was fliehen konnte, floh nach Berlin; nur Frankfurt a. O. widerstand. Von der Oder zog der große Prokop dann in die Mittelmark und berannte Bernau; aber die Bürger schlugen den Ansturm tapfer ab (23. April), und weil zugleich der märkische Heerbann zur Abwehr heranrückte, so machten die Hussiten kehrt und zogen wieder heim. Den Bemühungen des Kurfürsten Friedrich und anderer gemäßigter Reichsstände gelang es dann, den Kaiser und die Päpstlichen endlich zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Auf der Kirchenversammlung zu Basel erhielten die Hussiten (1433) einige Zugeständnisse in geistlichen Dingen, namentlich den Laienkelch, und da nun auch unter ihnen die gemäßigte Partei obsiegte, so unterwarf sich 1436 dem Kaiser ganz Böhmen.

Einen noch härteren Stoß als durch die hussitische Sache erlitt Friedrichs und Sigismunds Freundschaft, als die beiden auch in der auswärtigen Politik uneins wurden. Der Kurfürst suchte die Anwartschaft auf den polnischen Thron an sein Haus zu bringen, ein vergebliches Bemühen, das doch den Zorn des Kaisers erregte, der ebenfalls Absichten auf Polen hatte. Friedrich hatte bald die übeln Folgen zu empfinden. Nicht bloß, daß der Kaiser nach dem Aussterben der sächsischen Askanier das Herzogtum Sachsen-Wittenberg dem mit jenem verschwägerten Hause Zollern versagte und (1423) an das Haus Wettin gab; er hemmte den Kurfürsten sogar in seinen Bemühungen, die Grenzgebiete, die von der Mark abgekommen waren, wiederzuerobern. Friedrich war auf dieses Ziel anfangs mit gutem Erfolge losgegangen. Über den Herzog Otto von Pommern, der ihm die Uckermark streitig machte, gewann er 1420 bei Angermünde einen Sieg. Freilich erlagen die Pommern hier nur durch den Unverstand ihres Herzogs, der die Schlacht in einer höchst ungünstigen Stellung aufnahm. Vergebens riet des Fürsten Marschall, Detlef von Schwerin, von dem unbesonnenen Angriff ab. „Herr Detlef!“ meinte der Herzog, „ju is lede vor jue junge Lyf und jue schone Wyf.“ „Myn Here“, antwortete Schwerin, „mi is nich lede vor myn junge Lyf odder myn schone Wyf; huten wil ik vor ju sterfen“. Er griff an und fiel tapfer in dem Gemetzel, das die Brandenburger nun unter den enge gedrängten, von vorne mit Geschütz beschossenen, im Rücken von einer märkischen Abteilung unter Gans von Putlitz überfallenen Pommern anrichteten. Der Lohn dieses Sieges war für Friedrich der ungestörte Besitz der wichtigen Stadt Angermünde, aus der die Markgrafen immer einen guten Zugang nach Pommern hatten. Indessen die Ungnade, in welche Friedrich beim Kaiser fiel, ermutigte alle seine Feinde wieder, und es gelang ihm nach mancherlei kriegerischen und diplomatischen Kämpfen nur einen Teil der Uckermark mit Angermünde und die Anerkennung seiner Lehnshoheit über Mecklenburg-Stargard den Pommern und Mecklenburgern wieder abzuringen.

Es fehlte dem Kurfürsten aber auch an der rechten Liebe zur Mark. Zwar hatte er sie mit den besten Absichten für ihr Wohl übernommen; er faßte seinen

fürstlichen Beruf überhaupt sehr ernst und würdig auf; wie er denn einmal in einer Urkunde seinen landesherrlichen Titel „von Gottes Gnaden" dahin erklärte, daß er der „Amtmann Gottes am Fürstentum" sei. Allein er war in der Mark fremd, Land und Leute hier rauher als in der fränkischen Heimat, wo sein Besitz 1420 nach des Burggrafen Johann Tode noch durch Bayreuth vergrößert worden war. Überdies nahmen ihn die Geschäfte des deutschen Reiches zu sehr in Anspruch. So kam es, daß er schon 1426 die Verwaltung der Mark an seinen Sohn Johann gab und nach Franken zurückkehrte, wo er auch am 20. September 1440 auf dem Schlosse Kadolzburg, siebzig Jahre alt, gestorben ist.

Friedrich II. der Eiserne.

Nach der Verfügung des Vaters teilten seine Söhne in der Art, daß der älteste, Johann, das Fürstentum Bayreuth erhielt, der zweite, Friedrich, die Mark, der dritte, Albrecht, das Fürstentum Ansbach, und der vierte, Friedrich der Fette, die Altmark und Priegnitz, die er nicht unter, sondern neben seinem kurfürstlichen Bruder regierte.*) Der neue Kurfürst war allerdings fähiger, die Mark zu regieren, als sein Bruder Johann. Friedrich II. hatte des Vaters Besonnenheit und Festigkeit wie dessen Milde und Mäßigung geerbt; eigentümlich war ihm die zähe Beharrlichkeit, womit er das, was er einmal angefaßt, festhielt, bis es sich seinen Absichten fügte, eine Eigenschaft, die ihm den Beinamen „mit den eisernen Zähnen" erwarb. Ein anderer hervorstechender Zug an ihm war seine wahrhafte Herzensfrömmigkeit; dagegen fehlte ihm des Vaters gewinnende Weise; sein Wesen war vielmehr ernst und still bis zum Trübsinn.

Von Anfang seiner Regierung an setzte er sich ein Hauptziel: der Mark wieder den Umfang zu verschaffen, den sie dem Rechte nach haben sollte. Dreißig Jahre lang, bis an sein Ende hat er an dieser Aufgabe gearbeitet, und es ist ihm ihre Lösung, wenn auch freilich nicht ganz, doch zu einem sehr großen Teile gelungen. Die Mittel dabei waren, je nach den Umständen, Gewalt, Kauf, Verträge; doch zog er als weiser Fürst Unterhandlungen den Fehden vor, wenn er auch, wo es Not that, gar wohl dreinzuschlagen wußte. Es half ihm dabei anfänglich noch Heintze v. Kracht, der erste, der unter den Hohenzollern in der Mark als Kanzler thätig war (1440—1444) und der schon seinem Bruder Johann seit dem Jahre 1433 als Beirat für die Regierung der Mark zur Seite gestanden hatte.**) So gelang es dem Kurfürsten 1450 durch friedlichen Vergleich von dem Erzbistum Magdeburg den Verzicht auf die alte Lehnshoheit und gegen einige altmärkische Ortschaften die Grafschaft

*) L. Lewinski, Die Brandenburgische Kanzlei und das Urkundenwesen während der Regierung der beiden ersten Hohenzollernschen Markgrafen (1411—1470). Straßburg 1893. S. 64 ff.

**) F. Holtze jun., Die ältesten märkischen Kanzler und ihre Familien. Forsch. 1894. VII. S. 479 ff.

Stolberg-Wernigerode, 1454 durch Rückkauf vom deutschen Orden die Neumark zu erlangen. Viele Verhandlungen und Kämpfe führte er um die Vogtei der Lausitz — dem Sachsen gewann er sie glücklich ab; allein ein stärkerer Gegner, König Podiebrad von Böhmen, trat ihm nun hier entgegen, und er mußte sich endlich zufrieden geben, daß ihm der Böhme (1462) wenigstens einen Teil jener Landschaft, die Gebiete Kottbus, Peitz, Teupitz und Bärwalde, sowie die Anwartschaft auf Beeskow und Storkow überließ. Immer auch auf die ferne Zukunft seines Hauses bedacht, erwarb er (1442 im Wittstocker Erbfolgevergleich) die Anwartschaft auf Mecklenburg, dessen Herzog ihm überdies für das Ländchen Wenden die Stadt Lychen und das Kloster Himmelpforte zurückgab, und schloß (1457) mit Sachsen und Hessen eine Erbverbrüderung. Am wenigsten richtete er an der Nordgrenze, gegen Pommern, aus, und doch hatten die brandenburgischen Markgrafen gerade auf dieses Land von jeher die sehnsüchtigsten Blicke geworfen, besaßen auch einige Ansprüche darauf, namentlich aus einem Erbvertrage von 1338 die Anwartschaft auf das Herzogtum Stettin. Aber in dem jahrhundertelangen Kampfe hatte die pommersche Kernkraft sich der märkischen Gewandtheit noch allemal erwehrt. So geschah es auch jetzt. Es war im Jahre 1464, daß man Otto III., den letzten Herzog von Pommern-Stettin, begrub; die Stände waren um die Gruft versammelt; da ergriff der Bürgermeister von Stettin, Albrecht Glinde, der Märker von Geburt und gut brandenburgisch gesinnt war, den Schild und Helm der Herzöge von Stettin und warf beides dem Sarge nach ins Grab mit den Worten: „Da liegt unsere Herrschaft von Stettin.“ So war es Sitte, wenn man den letzten eines Fürstengeschlechts begrub. Alles andere, was dann an diese Thatsache angeknüpft worden ist, die Erzählung vom Ritter v. Eickstedt, gehört dem Bereich der Sage an.*) Glindes That war vergeblich: Pommern-Wolgast erbte. Ebenso wenig half es dem Kurfürsten, daß seine Freunde im Reich an einem Tage 19 Absagebriefe nach Pommern sandten; der Krieg trug den Brandenburgern nichts ein als eine schreckliche Verheerung beider Länder.

Während Friedrich II. mit abwechselndem Glücke, doch mit Ausdauer und im ganzen erfolgreich bemüht war, seine Macht nach außen zu erweitern, verlor er die Grundlage derselben, die Gewalt im Lande selbst, nie aus den Augen, und es gelang ihm, durch kluge Benutzung der Umstände sie ungemein zu verstärken; wie sein Vater den märkischen Adel, so hat er die märkischen Städte unterjocht. Die Uneinigkeit unter den Bürgern selber lieferte ihm dazu die erwünschte Handhabe, und das Übermaß ihrer Freiheiten entschuldigte ihn, wenn er sie verkürzte. Als die Zollern ins Land kamen, war die Macht der Städte hier so groß, daß der Landesherr in ihnen fast nichts mehr zu sagen hatte, und Friedrich I. mußte froh sein, daß diese Macht ihn aus freien

*) F. Rachfahl, Der Stettiner Erbfolgestreit (1464—1472), Breslau 1890. — P. Gähtgens, Die Beziehungen zwischen Brandenburg und Pommern unter Kurfürst Friedrich II. (1437) 1440–1470, Gießen 1890. — Blümcke, Die Familie Glinde in Stettin, Balt. Studien XXXI, 1. S. 94 ff.

Stücken und so kräftig gegen die Raubritter unterstützte, wie es geschah. Ihr Selbstgefühl war dadurch noch mehr gewachsen und artete oft in Übermut aus. Es fehlte ihren übergroßen Rechten nicht die gesetzliche Form; denn sie hatten ihre Freiheiten mit schwerem Gelde erkauft und durch unzählige Urkunden von den Landesherren bestätigen lassen. Aber dem Kurfürsten schien dieser Zustand ein großes Übel.

Unter den märkischen Städten war keine mächtiger durch Volkszahl und Wohlstand als die Doppelstadt Berlin-Kölln. Diese beiden Orte hatten durch das deutsche Wesen, das sehr bald alles Slawische aus ihnen verdrängte, schon im dreizehnten Jahrhundert einen großen Aufschwung genommen, aber alle Genossen, selbst das alte, ehrwürdige Brandenburg, erst dann überflügelt, als sie sich (am 7. März 1307) zu einer Stadt verbanden, die unter der Regierung und Verwaltung eines gemeinschaftlichen Rates stand. Gleichwohl brachen zwischen ihnen oft Eifersüchteleien und Zwistigkeiten aus; daneben entbrannte hier wie anderwärts der Kampf der Zünfte gegen die Geschlechter, und unter den Zünften hinwieder wurden die vornehmeren und bessergestellten Viergewerke von den in der Stadtverwaltung noch nicht vertretenen Innungen beneidet und gehaßt. Im Jahre 1442 ward nun der Streit so erbittert, daß die Viergewerke, die eine Trennung des Rats der beiden Städte wünschten, den Kurfürsten zum Schiedsrichter anriefen. Rasch war er bei der Hand, stand, ehe die Hadernden zur Besinnung gekommen, mit 600 Reitern vor dem Spandauer Thor, erhielt in der allgemeinen Bestürzung und Verwirrung Einlaß und bemächtigte sich der Stadt (24. Februar 1442). Was fruchteten da die alten Pergamente, die es schwarz auf weiß erwiesen, daß die Stadt berechtigt sei, auch dem Landesherrn den Eintritt zu weigern, wenn er mit Kriegsvolk komme, und daß in städtische Dinge niemand einzugreifen habe als Rat und Bürgerschaft! Der Kurfürst nahm die Schlüssel der Thore an sich, setzte für jede der beiden Städte einen besonderen, zum Teil aus den Geschlechtern, zum Teil von dem Ausschuß der Viergewerke gebildeten Rat ein und bestimmte, daß derselbe fortan jährlich von den Bürgern gewählt, vom Landesherrn bestätigt werden sollte; zugleich verbot er den Städten, auf eigene Hand mit jemandem ein Bündnis zu schließen. So zerriß er die städtischen Rechtsbriefe und gab der Stadt eine Verfassung mit volkstümlichem Anstrich, aber monarchischem Wesen; denn wenn nunmehr auch die Handwerker ihren Anteil an der Verwaltung bekamen, so herrschte doch in der That der Fürst. Kaum war er abgezogen, so brach der allgemeine Unwille los; die Bürger rotteten sich zusammen, verjagten die kurfürstlichen und stellten ihre alte Verfassung wieder her. Nun behandelte Friedrich sie als Empörer; er nahm ihnen zur Strafe mehrere Dörfer weg und begann 1443 auf einem Stück Landes an der Spree zwischen Berlin und Kölln den Bau einer Zwingburg. Die Städter stemmten sich nach Kräften dawider, verübten auch in ihrem Zorn gegen die kurfürstlichen Diener manche Gewaltthat und sagten dem Kurfürsten zuletzt offen ab. Aber die Hilfe, die sie von den übrigen Städten der Mark und von der Hansa

gefordert, blieb aus; die märkischen Stände, vom Kürfürsten zur Entscheidung der Sache berufen, erklärten sich 1447 auf dem Landtag zu Spandau sogar gegen Berlin und Kölln. Diese mußten sich daher unterwerfen; die Anordnungen des Kurfürsten vom Jahre 1442 traten wieder in Kraft. Die beiden Städte verloren infolge ihres Widerstandes die höhere und niedere Gerichtsbarkeit. Mit der niederen wurde ein besonderer Stadtrichter für Berlin und Kölln beliehen. Erst 1508 erhielten sie die obere Gerichtsbarkeit gegen Zahlung einer jährlichen Rente von 90 Gulden (Gerichtsgeldern) wieder zurück. Die niedere erwarben sie 1544 zurück durch einen Vertrag mit den Söhnen des kurz vorher verstorbenen Erblehnrichters Hans Tempelhof. Seit dieser Zeit bestand dann sowohl in Berlin wie in Kölln ein Stadtgericht unter einem gelehrten Stadtrichter und einem juristisch gebildeten Gerichtsschreiber.*) Der Bürgermeister Bernhard Ryke (Reiche), der mit Mut und Thatkraft den Widerstand gegen Friedrich II. geleitet, sowie mehrere andere Führer der Bürgerschaft wurden verbannt und ihrer Lehen beraubt; Ryke ward dann in der Fremde von einem märkischen Edelmann, der sich Hofdank verdienen wollte, ermordet. Alle anderen Bürger mußten dem Kurfürsten Treue und Gehorsam schwören; fortan setzte er die städtischen Behörden ein. So endete 1448 der „Berliner Unwille" mit dem vollständigen Siege des Fürsten. Drei Jahre darauf ward auch das kurfürstliche Schloß an der Spree vollendet und hielt die Bürgerschaft seitdem in dauernder Abhängigkeit. Der Kurfürst wählte es zum Sitz seiner Regierung. So ward Berlin-Kölln aus einer fast unabhängigen und freien Stadt eine fürstliche Residenz und Hauptstadt der Mark Brandenburg.**)

Berlins Niederlage schreckte auch die anderen Städte und schaffte dem Kurfürsten überall Gehorsam. Wie sein Bruder Albrecht Achilles im Süden galt Friedrich II. fortan im Norden als Vorkämpfer des Fürstentums gegen die städtischen Gemeinwesen. Der Staat im ganzen konnte durch seine Maßnahmen nur gewinnen; eben deshalb vertrug sich Friedrichs gewaltsames und widerrechtliches Verfahren gegen die Städte in seiner Seele ganz wohl mit seiner Gottesfurcht; sie ging bei ihm immer Hand in Hand mit der Politik.***) Dies zeigte sich so recht in seiner Stiftung des „Schwanenordens" (1443), eines Vereins von Edelleuten und Edelfrauen, die sich verpflichteten, untadelig und gottselig zu leben und einander christlich und brüderlich mit Rat und That beizustehen. Der Mittelpunkt dieses Ordens (der übrigens seinen Stifter nicht lange überdauerte) war die Marienkirche zu Alt-Brandenburg; das Abzeichen ein Stern mit dem Bilde der Jungfrau Maria und des Christuskindleins, darunter ein Ring mit einem Schwan als Sinnbild eines freudigen Abschieds von der Welt. Friedrich II. beabsichtigte mit dieser Stiftung zweierlei: seinen märkischen Adel zu frommen Rittern zu erziehen und ihn zugleich fester an

*) Vgl. den Sitzungsbericht des Ver. f. d. Gesch. d. Mark Brandenburg vom 4. Mai 1892. Forsch. 1892, V. S. 617.

**) F. Priebatsch, Die deutschen Städte im Kampfe mit der Fürstengewalt, Bd. I, Berlin 1892

***) B. Rogge, Christliche Charakterbilder aus dem Hause Hohenzollern, Hannover 1890.

die Person des Fürsten zu ketten. Dieselbe Verbindung von Regentenklugheit und Religiosität zeigte sich in seinem Verhalten gegen die Kirche. Denn wenn er einerseits durch damals schon seltene Werke der Frömmigkeit, durch eine Pilgerfahrt nach Jerusalem (1453), durch die Stiftung des Doms in Kölln an der Spree (1469), seine religiöse Gesinnung bethätigte, so gestattete er andererseits der Geistlichkeit doch keinerlei Übergriffe in rein staatliche Angelegenheiten; vielmehr beschränkte er ihre Gerichtsbarkeit und litt nicht, daß sie, wie sonst wohl geschehen war, Streitsachen der Laien vor ihren Stuhl zog. In den größten, wie in den kleinen Dingen bewährte er die gleiche maßvolle Besonnenheit; auch in rein persönlichen Angelegenheiten. Zweimal wurde ihm eine Königskrone angeboten, 1446 die polnische durch einen Teil der polnischen Magnaten, 1468 die böhmische durch den Papst; er lehnte beide Anträge ab, um sich nicht auf Unternehmungen einzulassen, die seine Kräfte wahrscheinlich weit überstiegen.

Der nachdenkliche Ernst, der ihm immer eigen war, ging allmählich, zumal nachdem ihn in seiner Familie durch den Tod seines letzten Sohnes, im Staate durch den ungünstigen Ausgang der pommerschen Feldzüge viel Mißgeschick getroffen, in so tiefe Schwermut über, daß er beschloß, zu Gunsten seines Bruders Albrecht abzudanken. Er that es 1470 auf dem Landtage zu Berlin, und nachdem hier Kurfürst und Stände unter Thränen und Segenswünschen von einander Abschied genommen, begab sich Friedrich nach Franken, auf die Plassenburg; dort in Franken starb er schon am 10. Februar des folgenden Jahres zu Neustadt an der Aich und ward zu Heilsbronn begraben. Will man recht schätzen, was er für die Mark geleistet, so muß man wissen, mit wie geringen Hilfsmitteln er es that. Dieser Kurfürst hatte einen Feind, der ihm überall hindernd in den Weg trat, — die Armut. Seine jährlichen Einkünfte beliefen sich auf nicht mehr als 17 500 rheinische Gulden, und doch hat er den Bestand des Staates, der bei seinem Regierungsantritt 424 Geviertmeilen betrug, auf 614 vermehrt.

Albrecht Achilles.

Ein gewaltiger Ritter der Kurfürst Albrecht, den man den deutschen Achill nannte. Auf allen Turnieren war er zu finden; in Stahl von Kopf zu Fuß oder im Lederkoller auf seinem Streithengst, gleichviel, seine Lanze streckte den Gegner allemal in den Sand. Viel lieber ritt er jedoch zum blutigen Ernst; in Deutschland und Polen, Preußen, Ungarn und Böhmen, auf hundert Schlachtfeldern hat er mitgestritten. Einst, noch Burggraf, lieferte er den Nürnbergern in einem Jahr neun Treffen; da schlug er sich einmal in einem Gefecht mit 800 Nürnbergern durch den Haufen zum Stadtbanner Bahn, packte, hielt unter einem Regen von Schwerthieben die Fahne fest, bis seine Ritter herangedrungen, und er siegesfroh, ob auch aus Mund und Nase blutströmend, wieder auf sein Roß springen konnte. Wie er an Kraft

und Schönheit, an Heldenmut und Kriegsruhm, an aller ritterlichen Zierde unter den Rittern seinesgleichen nicht hatte, so überstrahlte sein Hof durch Pracht und Glanz alle anderen fürstlichen Höfe Deutschlands. Sein Wohnsitz, die Kadolzburg im Ansbachischen, war weit und breit berühmt; da gab es die herrlichsten Feste, da sah man in den reichen Sälen die tapfersten Ritter, die schönsten Damen, voll feiner Sitte und in köstlichem Staate. Da gingen die Pagen in roter Seide, und selbst die Pferde waren mit rotem Sammet bedeckt.

Auch die arme Mark hatte von der fränkischen Pracht gehört. Als nun Albrecht Achilles 1471 zur Huldigung nach Salzwedel kam, das für brandenburgische Verhältnisse eine reiche Stadt war, empfingen ihn die Bürger mit dem Äußersten, was sie von Pracht wußten: nach der Einholung brachte der Magistrat seine Gastgeschenke dar, — außer Hafer, Fischen, Hammelkeulen und Bier zwei große Mulden voll Eingemachtes, Klaretwein und Eimbecker-Bier, ferner zwei noch größere Mulden voll Bohnenkuchen mit Mandeln und Ingwer, auch Körbe voll Äpfel und Birnen. Der Kurfürst nahm das sehr geringschätzig auf; er war an ganz andere Herrlichkeiten gewöhnt. Noch weniger gefielen ihm die Sitten der Märker, die freilich noch ziemlich ungeschlacht waren. Den märkischen Adel nun gar sah er für voll nicht an; er vermißte an ihm die glatte Art und das höfische Wesen der Franken, die er daher überall vorzog. Ebenso verachtete er die Städter; er mochte die Krämer nicht leiden; ihre bürgerliche Hantierung schätzte er nicht, ihre Rechte und Freiheiten dem Ritter und Fürsten gegenüber hielt er für verwerfliche Überhebung und Hochmut. Zwar bestätigte er ihnen, wie den anderen Ständen ihre Gerechtsame, weil es einmal so Brauch war; aber er ließ sich teuer dafür bezahlen. Die Städte mußten nämlich früher bei der Bestätigung ihrer Rechte dem Kanzler eine kleine Summe (z. B. die Salzwedeler höchstens 2 Gulden rheinisch) als „Trinkgeld" geben. Da aber damals Friedrich Sesselmann, der Bischof von Lebus — also ein hochstehender Kirchenfürst — Nachfolger Heintzes von Kracht im Kanzleramt war (1445—1483), so forderte Albrecht für ihn 100 Gulden. Ungefähr die Hälfte (53 Gulden) zahlten dann die Städte mit Ausnahme von Stendal wirklich.*) Der Kurfürst wollte sogar auf eigene Hand eine neue Steuer, die Bierziese, auflegen, was indes an dem Widerspruch der Stände scheiterte. Sie bewilligten ihm dagegen (1472) ein für allemal 100 000 Gulden, doch unter der Bedingung, daß dies Geld nur zur Deckung der Landesschulden verwendet werde; auch dürfe der Kurfürst keine andere Bede einbringen, als in den drei Fällen, für die damals außerordentliche Auflagen gestattet waren, nämlich wenn er mit Beirat der Stände Krieg anfangen, wenn er eine Niederlage erleiden, und wenn er seine Kinder verheiraten sollte. Von der bewilligten Summe hatten die Städte den größeren Teil, Adel und Geistlichkeit einen kleineren, den Rest der Kurfürst selber (für

*) F. Holtze jun., a. a. O. — Vgl. auch Stölzel, Brand.-Preuß. Rechtsverfassung 1888, Bd. I, S. 62 ff.

seine Domänen) zu leisten. Albrecht that letzteres dadurch, daß er auf Grund eines ihm, wie er behauptete, zustehenden kaiserlichen Rechtes gewisse Waren mit einem Zoll belegte; seine Gegner im Reich nannten ihn den alten Fuchs, in der That wußte er zu seinem Vorteil stets einen Ausweg und zeigte dies auch hier. Darüber gab's nun mit den Ständen neuen Streit, bis ein Schiedsgericht, gebildet aus dem Bischof von Lebus und den Schöffen des markgräflichen Hofgerichts in Berlin, zu Gunsten des Kurfürsten entschied.

Aber die Unzufriedenheit der Märker über den Zoll, wie über Albrechts ganzes Auftreten, war groß und dauernd; man äußerte, im Kriegsfall werde man keine Mannschaften stellen. Diese Stimmung verleidete dem Kurfürsten den Aufenthalt in der Mark noch mehr; sie bestärkte auch die pommerschen Herzöge, über die sich Albrecht 1470 vom Kaiser hatte die Belehnung erteilen lassen, in ihrem Widerstande. Den Waffen setzten sie die Waffen, der List ihren gesunden Verstand entgegen: verstrickte sie der Markgraf in die Netze staatskluger Verhandlungen, so schlugen sie mit der Faust durch; kurz die Pommern waren, „nicht gut zu flechten." Verdrießlich kehrte Albrecht nach Franken zurück, nachdem er seinen ältesten Sohn, den Kurprinzen Johann, in der Mark zum Statthalter eingesetzt. Doch behielt er sich in allen wichtigeren Dingen die Entscheidung vor und unterstützte von Franken aus den Sohn mit Rat und That.*) Das war auch notwendig. Denn der junge Prinz besaß nicht die schneidige Thatkraft des Vaters und hatte doch in seinem Amte den Ständen und den Nachbarn gegenüber einen schweren Stand. Zu der Fehde mit Pommern kam noch ein Krieg an der schlesischen Grenze. Dort sollte er Glogau, als Witwenteil seiner Schwester Barbara, die mit einem schlesischen Fürsten vermählt gewesen, in Besitz nehmen; aber ein Verwandter des Verstorbenen, der Herzog Hans von Sagan, wehrte es ihm und wurde dabei von König Mathias von Ungarn, dem damaligen Lehnsherrn Schlesiens, mit Truppen unterstützt. Prinz Johann kam in diesem Kampfe hart ins Gedränge. Da erschien endlich (1478) der Kurfürst mit einem fränkischen Heere wieder selbst in der Mark. Albrecht Achilles bewährte seinen Namen, er führte den Sieg zurück, schlug die Pommern, die im Prenzlauer Vertrage 1479 seine Lehnshoheit anerkennen mußten, schlug auch den Herzog von Sagan samt seinen ungarischen Verbündeten. König Mathias und Herzog Hans traten dann (im Kamenzer Vertrage 1482) wenigstens Krossen, Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg an die Mark ab, zunächst allerdings nur pfandweise. Erst 1537 wurden diese Gebiete durch Vertrag völlig brandenburgisches Eigentum.

In den ruhmvollen Jahren 1478 und 1479 hatte die Mark den alternden Helden zum letztenmal gesehen; er überließ sie fortan ganz und gar dem Markgrafen-Statthalter, während er selbst auf der Kadolzburg oder zu Onolzbach (Ansbach) Hof hielt oder für die Wohlfahrt des deutschen Reiches thätig war.

*) F. Priebatsch, Politische Correspondenz des Kurfürsten Albrecht Achilles, Bd. I, 1470–74. Leipzig 1894 (Publikat. a. d. Preuß. Staatsarchiven Bd. 59).

Als Ratgeber ſtanden ſeinem Sohne zur Seite: der Kanzler und Biſchof von Lebus Seſſelmann und Georg v. Waldenfels; als erſterer 1483 ſtarb, folgte dann als märkiſcher Kanzler Sigismund Zerer (bis 1509). Prinz Johann hatte guten Willen, aber er konnte ſchon deshalb nicht viel leiſten, weil es ihm immer an Geld fehlte. Zum Teil waren daran die Verhältniſſe ſchuld; denn die Städte wollten den Zoll, den der Kurfürſt aufgelegt, nicht erheben laſſen, und manche andere Einkünfte verſchlang die Tilgung der Schulden, die durch den Krieg noch waren vermehrt worden. Zum Teil aber gebrach es dem Prinzen auch an der nötigen Zähigkeit im Feſthalten ſeiner Einnahmen. Nicht daß er für ſeine Perſon verſchwenderiſch geweſen wäre; er lebte vielmehr eher ärmlich, wie er denn ſeine Hochzeit mit der ſächſiſchen Prinzeſſin Margarete der Koſten wegen jahrelang aufſchieben mußte. Aber er gab leicht, wenn er viel hatte, an ſeine Umgebung, an ſeine Diener und Freunde fort. Dafür kam dann aus Franken vom Vater manch Strafbrief. Wie oft rechnete jener ihm vor, was er an fränkiſchem Gelde für die Mark hergegeben (es war in den Jahren 1470—1485 im ganzen eine Summe von 200 000 Gulden), und daß der Prinz-Statthalter mit den Einnahmen aus der Mark (180 000 Gulden in demſelben Zeitraum) und mit ſeines Weibes Heiratsgut (20 000 Gulden) wohl hätte beſtehen können. Aber ſeine Taſche habe ein Loch; er ſei zu weich, zu gutmütig. Als der Prinz einmal beantragte, ein der Landesherrſchaft zugefallenes Gut wieder zu vergeben, antwortete ihm Albrecht Achilles: Dergleichen thue er grundſätzlich nicht. Was er von Vater und Bruder geerbt, davon gebe er nie etwas weg. „Können wir die Land nit mehren“, ſchrieb er, „wollen wir's je mit Gottes Hilf nit mindern. Es iſt ein gutes Gedächtnis: Der Fürſt hat das herzugebracht; aber gar ein bös Gedächtnis: Der hat das hinweggegeben.“ *)

Dieſer Geſinnung des Kurfürſten Albrecht verdankt das Haus Hohenzollern und mit ihm das Vaterland eine große Wohlthat: jenes Hausgeſetz, das unter dem Namen Dispositio Achillea bekannt iſt. Er erließ es am 24. Februar 1473 im Schloß zu Kölln an der Spree und beſtimmte darin ſeinem älteſten Sohne die Mark, zwei jüngeren Söhnen die fränkiſchen Fürſtentümer Ansbach und Bayreuth; dabei wurde feſtgeſetzt, daß die Mark Brandenburg ſtets ungeteilt dem Kurfürſten gehören, das Burggrafenamt Nürnberg aber nur zwei regierende Herren (zu Bayreuth und zu Ansbach) haben ſollte.**) Zweierlei bewirkte er dadurch: es wurde verhindert, daß die zollernſche Hausmacht ſich durch Länderteilung zerſplitterte, wie es in andern Fürſtenhäuſern, z. B. bei den Wettinern, geſchah; und die zollernſchen Kurfürſten wurden genötigt, in der Mark ihren dauernden Wohnſitz zu nehmen. Beides iſt für Brandenburgs Glück und Größe von den allerheilſamſten Folgen geweſen.

So hat ſich Albrecht Achilles um die Märker, deren Liebe er weder ſuchte

*) Briefe des Kurfürſten Albrecht Achilles, i. d. „Zeitſchrift für preußiſche Geſchichte“ XIX. (1882) S. 72.

**) J. Jaſtrow, Kleines Urkundenbuch zur neueren Verfaſſungsgeſchichte. Berlin 1889.

noch fand, doch auch verdient gemacht. Er ſtarb am 11. März 1486 (zu Frankfurt am Main) 72 Jahre alt, mehr die Bewunderung der Welt, als die Freude ſeiner Unterthanen.

Johann Cicero.

Die erſten drei zollernſchen Kurfürſten waren tüchtige, zum Teil große Männer geweſen; aber ſie hatten den Märkern doch nie recht nahe geſtanden, waren immer Franken geblieben. Ihre ganze Weiſe hatte für ihre brandenburgiſchen Unterthanen etwas Fremdartiges, ſelbſt Abſtoßendes; es kam bisher zu keinem Herzensbunde zwiſchen dem Fürſten und dem Volke von Brandenburg. Jetzt aber wurde ein ſolcher geſchloſſen. Johann, der das Kurfürſtentum erbte, während Albrechts zweiter Sohn in Ansbach, der dritte in Bayreuth (Kulmbach) folgte, Johann war ein Zoller, aber zugleich ein Märker. In Brandenburg zum Manne erwachſen, hatte er des Landes Sitte und Mundart angenommen, und weil er Land und Leute kannte und ſich mit ihnen eins fühlte, ſo ſchätzten ſich beide Teile. Zwar ſo ein Kriegsheld wie Albrecht Achilles war er nicht, obwohl es ihm an Mut nicht gebrach; ſein Sinn war friedlich, ſeine liebſten Neigungen gehörten der Wiſſenſchaft; er wußte gelehrt zu reden, in deutſcher und fremder Zunge, zumal auf Lateiniſch, wie ein Cicero. Am meiſten gefiel den Märkern, daß er Ordnung in den Landesgeſchäften und Sparſamkeit in ſeinem Haushalt pflegte; er hatte mit der Zeit gelernt, den Daumen auf den Beutel zu halten. Dennoch bewilligte der Landtag 1488 die Forderung, die Albrecht Achilles nie hatte durchſetzen können, eine Steuer auf Bier, dem Sohne nur mit Widerſtreben. Indeſſen geſtand man ihm die nötige Beihilfe zu: er durfte ſieben Jahre hindurch die Bierzieſe erheben, zwölf Pfennige für die Tonne, und zwar zu zwei Dritteln für ſich, zu einem für die Städte. Nur die altmärkiſchen Städte wollten ſich auch jetzt nicht fügen; am widerſetzlichſten war Stendal, wo das Volk die Steuerbeamten verjagte oder tötete; erſt mit Waffengewalt wurde der Kurfürſt des Aufſtandes Herr.*) Die gänzliche Loslöſung der märkiſchen Städte von der Hanſe war jetzt nur noch eine Frage der Zeit: ſie erfolgte unter Johanns Nachfolger Joachim I. im Jahre 1518.**) Wenn ſo auch Johann wie ſein Oheim Friedrich II. mit Gewalt die Städtemacht zerbrach, ſo täuſchte er doch das Vertrauen der Stände nicht, hielt mit ihrem Gelde vielmehr ſo wirtlich Haus, brachte den Staatshaushalt in ſo gute Ordnung, daß er nicht bloß (1490) die lauſitziſche Herrſchaft Zoſſen um 16 000 rheiniſche Gulden kaufen, ſondern auch alle Vorbereitungen zu einem großartigen Werke, zur Stiftung einer Landesuniverſität, treffen konnte.

Den Gedanken dazu brachte er 1495 vom Wormſer Reichstage heim; dort hatte der geiſtreiche und wohlmeinende Kaiſer Maximilian I. mancherlei heil-

*) E. Liesegang, Die Kaufmannsgilde von Stendal. Forſch. 1890. III. S. 1 ff. — Vgl. Forſch. 1898 X S. 311 ff.

**) Vgl. v. d. Ropp Die Hanſa und die deutſchen Stände vornehmlich im 15. Jahrh., Hanſiſche Geſchichtsblätter. Jahrg. 1886. Leipzig 1888.

samen Vorschlägen, wie dem „Ewigen Landfrieden“ und der Bildung eines Reichskammergerichts, seine Zustimmung erteilt, anderes Gute, besonders durch den Wunsch, ein jeder Kurfürst möge in seinem Lande eine Hochschule errichten, seinerseits angeregt. Auch hatte die wissenschaftliche Bildung seit 1450, seit Gutenbergs Erfindung, einen solchen Aufschwung genommen, in den Augen der Fürsten wie in der öffentlichen Meinung einen so hohen Wert erlangt, daß nirgends der Wille fehlte, ihr neue Pflanzstätten zu erschaffen. Aber solche Stiftungen kosteten viel Geld; ein jeder Fürst rechnete sie sich zur Ehre, doch nur wenige hatten wie der brandenburgische die Mittel dazu. Johann bestimmte Frankfurt a. O. zu dem neuen Sitz der Musen und begann mit Hilfe des Leipziger Professors Pistoris alle nötigen Einrichtungen vorzubereiten. Aber er erlebte die Vollendung des Werkes nicht mehr; am 8. Januar 1499 starb er im vierundvierzigsten Lebensjahre zu Arneburg. Wie er zuerst unter den Zollern in der Mark seinen dauernden Wohnsitz nahm, so war er auch der erste fürstliche Zoller, der hier sein Grab fand. Er wurde im Kloster Lehnin beigesetzt. Es ist ihm nachmals (um 1550) von seinem Enkel ein herrliches Denkmal im Dom zu Kölln an der Spree errichtet worden, ein Werk des berühmten Peter Vischer aus Nürnberg; auch ohne dies blieb das Andenken des redlichen und wohlwollenden Kurfürsten Johann bei den Märkern lange in verdienten Ehren.

Innere Zustände der Mark im fünfzehnten Jahrhundert.

Das fünfzehnte Jahrhundert, das letzte des Mittelalters, zeigt bereits die ersten Übergänge zu einer neuen Zeit. Da welken alte Formen, und aus der Verwesung keimt neues Leben; da stehen noch ehrwürdige Werke von Menschenhand, gleich alten Riesenbäumen, aber schon rauscht Gottes Odem heran, was innerlich morsch ist, niederzuwerfen, damit die junge Pflanzung Luft und Licht bekomme. Was schön und heilsam war in seinen Tagen, hat nun seine Zeit erfüllt und geht dahin, um Besserem Platz zu machen. Wie herrlich erblühte im dreizehnten Jahrhundert das deutsche Rittertum, im dreizehnten und vierzehnten das deutsche Bürgertum! Stolz und frei wie der Adler saß der Edelmann auf seiner Burg, und manch ein Bürger von Nürnberg, von Augsburg, von Ulm und so vielen anderen reichen und freien Städten tauschte nicht mit Königen. Aber das niedere Volk sank tiefer und tiefer in Knechtschaft und Elend, und die seiner warten sollten, die Diener Gottes, ließen meist es verkommen und gaben ihm statt Brotes Steine. Dafür fallen nun hier früher, dort später — die Stände allzumal in die Hand des Fürsten, der die Sonderstaaten im Lande umwirft, dem Adel, den Städten, der Geistlichkeit ihre Macht nimmt, so daß alle nicht mehr wenigen, sondern dem Ganzen dienen, welches der Fürst darstellt, denn *sein* Beruf ist es nun, „einem jeden das Seine“ zu geben. Diese Entwicklung der Dinge aus dem mittelalterlichen Feudalwesen zum absolutistischen Staat ist in unserem Vaterlande viele Menschenalter hin-

durch die Aufgabe der Hohenzollern gewesen; aber ein gutes Stück der Arbeit haben sie bereits im fünfzehnten Jahrhundert verrichtet.

Denn in dieser Zeit bewältigten sie zuerst den Adel in der Mark, dann die Städte. Jener ward wieder gewöhnt, daß er zu Hofe ging, den Rücken beugte und dem Fürsten diente; diese mußten aufhören, auf ihre Urkunden zu pochen, sie wurden gehorsame Landstädte; beide stemmten sich freilich noch oft dawider. Aber es traf so manches zusammen, was auf den fürstlichen Absolutismus hindrängte. Am meisten begünstigte ihn die Umwandlung im Kriegs- und Finanzwesen, welche schon jetzt begann. Zwar galt noch die alte Weise, daß der Landesherr zum Kriege den Lehnsadel und den Zuzug der Städte aufbot, Truppen, die ihm nicht unbedingt gehorchten und nach dem Feldzuge wieder heimgingen. Noch blieb auch die alte Besteuerung in Kraft und den Landständen ihr Recht, neue Steuern zu versagen und die Form und Verwendung der bewilligten zu bestimmen. Auch konnte die Leistungskraft des Bestehenden noch immer befriedigen. Brachte die Mark doch zum Kriege von 1470 im ganzen ein Heer von 21 000 Mann auf, nämlich 3200 Reiter von der Ritterschaft, 5200 Mann zu Roß und zu Fuß von dem Hofe, den Herren und Prälaten, 11 000 von den Städten, wozu noch 2000 fränkische „Gäste" oder Söldner des Kurfürsten kamen. Aber schon die Art, wie man die Steuern (Hufensteuer, Orbede und Bierziese, dazu in späterer Zeit das „Ungeld", eine Verzehrssteuer) und das Kriegsaufgebot zusammenbrachte, war so schwerfällig, zeigte so viele stattliche Sonderwesen neben einander wirksam, daß das Wohl des Ganzen wenigstens keine Gewähr der Sicherheit daran hatte. Da leisteten nicht bloß die Bischöfe (von Havelberg, Brandenburg, Lebus), die übrige hohe Geistlichkeit, die Ritterschaft, der Hof ein jeder Teil besonders; auch die Städte zerfielen wieder in zahlreiche Gruppen, die sogenannten „Sprachen" — Vereine, deren jeder einen Hauptort und mehrere kleine Städte enthielt — und jede Sprache leistete wieder zu dem städtischen Betrage ihren Anteil besonders, wobei der Hauptort das Vorrecht hatte, den Hauptmann und Fähnrich zu stellen. Noch mannigfaltiger war die Bewaffnung; da sah man seit den Hussitenkriegen neben den eisenbepanzerten Rittern die Büchsenmeister mit ihren Feldschlangen und Donnerbüchsen, neben den Armbrustschützen und Schwert- und Spieß-Trägern auch Fußvolk mit Feuergewehren. Ein solches Gemisch von Veraltetem und Modernem konnte keinen Bestand haben; das zweckmäßigere Neue mußte allein den Platz behaupten, das Lehnsheer dem Söldnerheer weichen. Denn die ritterliche Fechtweise wurde im Kriege nun ersetzt durch den Kampf zu Fuß, wie ihn die schweizer Bauern mit ihren Spießen und Schwertern erfolgreich gegen die burgundische Ritterschaft bestanden hatten. Aber der Krieg wurde nun auch ein Handwerk. Denn die Geschützleute jeder Gattung waren wie ihre Waffen städtischen Ursprungs, bildeten Gilden, die ihre Kunst mußten gelernt haben und ihre Dienste verkauften. In Süddeutschland waren es gar bloße Bauernburschе (Landsknechte), welche mit Spieß und Hakenbüchse bewaffnet die Schlachten ihrer Mietsherren

schlugen. Die Ritter zogen sich daher allmählich von dem Kriegsdienst zurück und zahlten dafür lieber eine Abgabe an den Lehnsherrn. Auch die Städte fanden die Ausrüstung zum Kriege, die jetzt, wo sie teures Feuergeschütz geben sollten, immer kostspieliger ward, bald so lästig, daß sie es vorzogen, sich durch Geld ihrer Wehrpflicht zu entledigen. Dem Fürsten war dies in der Regel sehr lieb; denn Söldner ließen sich, so lange nur das Geld reichte, immer und zu allem gebrauchen, gegen innere Feinde, wie gegen das Ausland. Zugleich verlor der Adel an Ansehen und Einfluß, und das Volk im ganzen entwöhnte sich der Waffen; die Wehrhaftigkeit aber war immer die stärkste Stütze der Volksfreiheit, und die Wehrlosigkeit deren Tod.

Eine andere Quelle der Macht, die sich jetzt den Landesherren eröffnete, war die Einführung des römischen Rechts. Die Satzungen der alten römischen Kaiser, namentlich des Justinian, die auf den neuen Hochschulen in Deutschland, den Universitäten, nach dem Muster der pariser und bologner gelehrt wurden, begannen auch in Deutschland das heimische Recht zu verdrängen und die Fürsten mit der Einbildung zu erfüllen, die absolute Gewalt stehe ihnen ebenso rechtmäßig zu wie einst in Rom und Byzanz den alten Imperatoren. Das römische Recht schloß aber auch die alte volkstümliche Öffentlichkeit und Mündlichkeit und die Befugnis der Gemeinden, selber das Urteil zu finden aus; es begünstigte das Schreiberwesen und legte die Gerichtspflege in die Hände eines gelehrten Richterstandes. Auch hierdurch wuchs der Wirkungskreis des Fürsten ungemein, sowie die Zahl und Wichtigkeit des fürstlichen Beamtentums, welches die Selbstverwaltung der Gemeinden schwer bedrohte. Denn Geld wurde jetzt mehr als je der Hauptnerv der Regierung, und die Verwaltung des Besonderen schafft mehr davon als die bloße Leitung des Allgemeinen.

Indessen alles dies fing eben erst an, den alten Bestand zu gefährden, und wenn die landesherrliche Gewalt härter drückte, so wußten die Edelleute und reicheren Bürger die schwere Last vorerst noch von sich selber abzuwälzen und dem niederen Volke zuzuschieben. Der Bauer mußte zuletzt die Summen aufbringen, welche die fürstlichen Söldner, Rechtsgelehrten und anderen Beamten kosteten, und die noch größeren, welche Adel, Geistlichkeit und Städte zu ihren stets wachsenden Bedürfnissen brauchten. Auf ihn fielen auch von allen Fehden und Kriegen die härtesten Schläge; denn Krieg bedeutete Landesverwüstung. Die anderen schützten sich noch einigermaßen durch ihr Zusammenhalten auf dem Landtage, wenn nicht hinter ihren festen Mauern; der Bauer saß in offenen Orten und war bei den Landständen nicht vertreten. Man nannte ihn damals den „armen Mann“; er war es. Und wie auf dem platten Lande der Adel den Bauer plünderte und knechtete, so konnten in den Städten die reichen Geschlechter den kleinen Bürger ausbeuten. Denn die Fürsten meinten, die Gemeinden leichter im Zaume zu halten, wenn das öffentliche Leben darin unter der Herrschaft weniger vornehmer Familien ins Stocken geriet.

Die Masse des Volkes mußte daher die Veränderung, die in den öffentlichen Verhältnissen des Staatswesens während dieses Zeitraumes eintrat, als

eine Verschlechterung ansehen. Der Kurfürst hatte vollauf zu thun, den äußeren Bestand des Staates wieder festzustellen und im Innern die gefährlichsten Feinde der landesherrlichen Gewalt niederzuwerfen. Überdies widmeten sich die Zollern erst gegen Ende des Jahrhunderts ganz der Mark. So konnten hier noch einmal ähnliche Zustände Platz greifen, wie unter den Wittelsbachern und Luxemburgern; wenigstens die Unsicherheit der Straßen, die Räubereien und Fehden der Adligen, die Verpfändung von Landesgütern bei den häufigen Geldverlegenheiten waren Übel, über die man auch jetzt noch oft zu klagen hatte. Und nun gar der Verlust, der die Städte traf! Daß sie seit der Mitte des Jahrhunderts die obere Gerichtsbarkeit und das Öffnungsrecht nicht mehr besaßen, konnte verschmerzt werden. Aber außer jenen Vorrechten hatten sie auch die wichtigeren des Stapelrechts und der Zollfreiheit und damit die festesten Stützen ihres Handels eingebüßt; sie fingen an zu verfallen. Fürs erste freilich gingen Handel und Wandel noch die alten Wege, und gab es noch viel Wohlstand bei Kaufleuten und Handwerkern.

Allein, wenn es auch um die leibliche Wohlfahrt des Volkes am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nur wenig besser aussah, als vor dem Erscheinen der Hohenzollern, so war für dieselbe doch jetzt, nach Stärkung der landesherrlichen Gewalt, gute Hoffnung auf die Zukunft vorhanden. Noch mehr mußte von dieser neuen Macht für das Geistesleben der Mark erwartet werden. In der Bildung stand man ja hier damals weit hinter dem übrigen Deutschland zurück. Kunst und Wissenschaft hatten hier noch keine Stätte und faßten doch schon in Pommern Fuß, blühten schon in Schlesien. Dort gab es bereits seit 1456 eine Universität (Greifswald, gestiftet von dem wolgaster Herzog Wartislaw IX.), und Schlesien zählte zu dieser Zeit eine Menge von feiner gebildeten Männern. In dem großen und reichen Breslau waren längst tüchtige Stadtschulen, auch gute ärztliche Einrichtungen vorhanden, während man in Berlin nichts dergleichen und erst seit 1488 eine Apotheke fand. Ebenso übel wie mit der Bildung war es in der Mark mit der Sittlichkeit bestellt. Das Hauptlaster war hier — wie freilich in ganz Deutschland — das Saufen oder „Volltrinken". Hohe und Niedere frönten ihm: man brachte das Zechen zu einer gewissen Kunstfertigkeit, verbrauchte unglaubliche Massen von Bier, und selbst der Wein floß in Strömen. Auch andere Ausschweifungen waren im Schwange, und die Geistlichkeit ging oft mit dem bösen Beispiel voran. Sie war fast überall so entartet, daß sie nicht bloß den Volksunterricht gänzlich vernachlässigte, sondern es sogar hinderte, wenn andere etwas für ihn thun wollten; wie denn z. B. die Domherren von Stettin 1469 durchsetzten, daß die daselbst begründeten lateinischen und deutschen Stadtschulen wieder aufgehoben wurden. Dagegen beförderten die Pfaffen jede Art von Aberglauben, und besonders das „heilige Blut" von Wilsnack wurde damals eifrig verehrt.*) Von weit her zog es die Gläubigen an; scharenweise kamen die Pilger und

*) B. Gebhardt Mathias Doring. Der Minorit. Hist Zeitschr. her. v. H. v. Sybel, Neue Folge 23. Bd. München u. Leipzig 1888. Heft 2. S. 218 ff.

bis aus Polen und Ungarn. Meiſt waren ſie von andern dazu gemietet, von reichen Sündern, die gern fromme Werke in Bequemlichkeit übten. Der Wallfahrer erhielt in Wilsnack von den Prieſtern zum Zeichen, daß er dageweſen, ein Bleiſtück in Form einer Hoſtie; das ſteckte er an ſeinen Hut und brachte es als Zeugnis der vollbrachten Pilgerfahrt heim. Übrigens glaubte man ſteif und feſt nicht bloß an die Wunderkraft der Reliquien, ſondern auch an Hexen und Hexenmeiſter, an Zauberer und Teufel; — Gott und ſein Reich ward wenig geſucht.

Joachim I. Neſtor.

Vier gute Lehren gab Johann Cicero ſterbend ſeinem älteſten Sohne: Gott zu fürchten, Gerechtigkeit zu üben, die Unterthanen zu ſchützen und dem Adel den Zaum nicht zu lang zu laſſen. Joachim merkte ſie ſich und hat ihnen redlich nachgelebt. Er war erſt fünfzehn Jahre alt, da er den Thron beſtieg; aber ſein frühreifer Geiſt wandte ſich gern ernſten Dingen zu und ergriff ſie mit ſelbſtbewußter Willensſtärke. Auch er beſaß eine ſehr gelehrte Bildung, war ein zierlicher Redner, ein „Neſtor“ an fließender Suade, und ein ſo fertiger Lateiner, daß ihn ſpäter die deutſchen Fürſten auf den Reichstagen zu ihrem Sprecher zu wählen pflegten. Er verkehrte am liebſten mit Gelehrten, ſaß viel in ſeinem Studierzimmer oder beobachtete mit dem Hofaſtrologen die Sterne; denn er war ein guter Mathematikus und Aſtronom und nach Sitte der Zeit ein eifriger Sterndeuter. Aber über den Büchern vernachläſſigte er nie die Regierung; er ſah ſich auch auf der Erde und beſonders in ſeinem Staate fleißig um und hatte daher von allem im Lande ſo gute Kenntnis, daß das Volk ſie einer übernatürlichen Quelle zuſchrieb. Bald hatte man Grund auch ſeine ungemeine Thatkraft bei einem Kampfe gegen innere Feinde zu bewundern.*)

Es war der Kampf des Adels, der unabhängig ſein, und des Landesherrn, der ſeine Gewalt im Lande feſtſtellen wollte. Der Adel ſah landesfürſtliche Gewalt und Bürgertum als ſeine Feinde an. So hat denn Joachim I. faſt ſeine ganze Regierung hindurch zu kämpfen gehabt mit Verordnungen, Anklagen, Verfolgungen gegen die immer wieder ſich erneuernden Fehden und Gewaltthaten Adliger. Die große Jugend des neuen Kurfürſten glaubte nämlich der Adel benutzen zu können, um das Joch wieder abzuſchütteln und die Zeiten des Quitzows zu erneuern. Das Wegelagern nahm wieder überhand; manchen Edelmann verführte dazu die Not. Denn Mißwachs und Peſt verheerten das Land, und viele Güter des Adels, der es in der Mark nie zu großem Reichtum gebracht, nährten ihre Beſitzer nicht mehr; andere Raubritter waren es aus bloßer Luſt am Raufen und Plündern. Selbſt aus dem Hofgeſinde des Kurfürſten ging mancher Ritter bei Nacht auf den Fang. Das Übel forderte eine gründliche Heilung; Joachim hat ſie bewirkt. Er ließ von 1500—1506 42 adlige Land-

*) Vgl. Zimmermann, Ztſchr. f. pr. Geſch. XX, 313 ff.

beschädiger, von 1500—1535 im ganzen 140 bestrafen.*) Ohne Gnade ließ er einen seiner Höflinge, der einen Kaufmann beraubt hatte, hinrichten. Ebenso erging es mehreren andern unter den vornehmen Landbeschädigern. „Redliches adliges Blut hab' ich nicht vergossen" (antwortete er in einem Briefe vom 14. Februar 1504 auf die Vorstellung seines Oheims des Markgrafen Friedrichs von Ansbach), „sondern Schelme und Mörder nach Verdienst gestraft". Auf seine Veranlassung hielten auch die Städte und die Bauernschaften überall auf den Straßen Landreiter, die auf die Räuber paßten. So wurde das Land gesäubert. In den Jahren 1503—1505 wurden 40 Edle und 30 Knechte hingerichtet, zum Teil enthauptet, zum Teil (auch Edle) gehängt. Genannt werden als Straßenräuber: Die Köckeritz, Krachte, Kittlitz (diese an der oberen Spree), später in der Altmark Lüderitz u. a. Um aber einen Hauptgrund des Faustrechtes, die Mangelhaftigkeit der Rechtspflege, die zumal gegen die Großen wenig leistete, zu beseitigen, stiftete der Kurfürst im Jahre 1516 mit Bewilligung der Stände das Kammergericht. Nach dem ersten Entwurf (1506) bestand dasselbe aus 12 Rechtskundigen (4 sollten nach der Forderung der Stände vom Kurfürsten, 8 von den Ständen eingesetzt sein); es scheinen dann aber nur Räte des Kurfürsten darin gesessen zu haben, auch nicht 12 im ganzen. Das Kammergericht hatte als das oberste Gericht im Lande über den Adel und die Vorsteher der Städte, sowie der Hof- und Landgerichte, kurz über alle zu richten, die den bereits vorhandenen Gerichten nicht unterworfen waren. Das Recht, aus dem es anfangs noch schöpfte, war der Sachsenspiegel, seit 1534 aber nur das römische Recht; seine Sitzungen hielt es nach dem Entwurf alljährlich dreimal zu Kölln an der Spree, einmal zu Tangermünde ab.**) Zum Chef der Kanzlei des Kammergerichts wurde ausersehen ein rechtsgelehrter, beständig in Berlin-Kölln seßhafter Doktor. Da aber eine vom Kanzler unabhängige Gerichtskanzlei nicht gebildet wurde, so fiel letzterem ohne weiteres diese Stellung zu. Es bekleidete sie als erster der damalige Kanzler Sebastian Stublinger (1509—1529).

Noch großartiger war eine andere Stiftung, die unter dieser Regierung ins Leben trat, die Gründung der Universität Frankfurt a. O. Joachim ward eben so sehr durch seinen eigenen wissenschaftlichen Sinn wie durch die Ehrfurcht gegen das Andenken seines Vaters getrieben, dessen Lieblingswerk zu vollenden. Am 26. April 1516 geschah die feierliche Einweihung der Hochschule: ihr erster Rektor war Conradus Wimpina (Konrad Koch aus Buchen). Die Lehrer waren zum Teil geborene Märker, der Mehrzahl nach aus Leipzig und Tübingen. Nach dem Muster der leipziger Universität eingerichtet, blühte die frankfurter rasch auf, sank dann zwar wieder, hat aber im ganzen für die

*) Kurt Treusch v. Buttlar. Der Kampf Joachims I. von Brandenburg gegen den Adel seines Landes. Dresden 1889. S. 96 ff.

**) Vgl. F. Holtze, Gesch. des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen. Berl. 1891 und Derselbe, die ältesten märkischen Kanzler und ihre Familien, a. a. O., S. 205.

geistige Kultur in der Mark, namentlich durch Verbesserung des Schulunterrichts, Bedeutendes geleistet.*)

Diese Einrichtungen kosteten natürlich viel Geld; auch der Hofhalt des Kurfürsten, der prächtig aufzutreten liebte, war sehr kostspielig. Joachim nahm daher die Stände stärker in Anspruch, als vordem zu geschehen pflegte, und seine Strenge hatte ihn so in Achtung gesetzt, daß seine Forderungen allemal bewilligt, insbesondere die einträgliche Bierziese zuletzt so gut wie der Hufenschoß eine stehende Abgabe wurde. Aber er konnte doch auch auf seine tüchtigen Gegenleistungen hinweisen: auf die öffentliche Sicherheit, auf die Verbesserung der Rechtspflege, auf den neuen Musensitz in der Mark, selbst auf das, was er für die Verfassung der Städte that. Bei seinen Rundreisen im Lande hatte er bemerkt, daß die Städte in Verfall gerieten, eine große Gefahr auch für den Staat, dessen Einkünfte zu zwei Dritteln aus ihrem Stande kamen, dessen Herz also, nach Joachims Vergleich, der Bürger war. Wie konnte diesem wichtigen Gliede aufgeholfen werden? Den Städten die alte Freiheit zurückzugeben, daran dachte der Kurfürst nicht. Nach wie vor mußten die Bürgermeister und Ratsherren von ihm die Bestätigung ihrer Ämter einholen; denn auf seine Macht als Landesherr hielt er mit Eifersucht. Aber er gab unter Beirat der städtischen Behörden eine neue Städteordnung, welche manche wohlthätige Bestimmung enthielt, z. B. gleiches Maß und Gewicht für die ganze Mark. Noch mehr nützte die Ordnung und Ruhe, die unter seinem gerechten Zepter zu finden war.

Zuweilen freilich verleitete ihn sein Eifer für das Recht, wie er es verstand, zu argen Mißgriffen. Ein solcher war die harte Verfolgung, die er über die Juden erließ. Die Veranlassung gab folgender Vorfall: Ein Kesselflicker aus Bernau, namens Paul Fromm, hatte am 6. Februar 1510 einen Einbruch in die Kirche des Dorfes Knoblauch im Havellande verübt und unter andern ein Messingbüchslein mit zwei geweihten Hostien gestohlen. Ergriffen und der That überführt, sagte er auf der Folter aus, er habe die eine Hostie dem Juden Salomon zu Spandau verkauft. Die Meinung war im Mittelalter und lange nachher allgemein, daß die Juden ihren Haß gegen die Christen gern durch Entweihung von Hostien äußerten. Ebenso daß sie zum Passahfest Christkinder schlachteten, wurde geglaubt. Salomon sagte auf der Folter, er habe die Hostie zerschnitten und die Stücke zu weiterer Entweihung an Glaubensgenossen in Brandenburg und Stendal geschickt. Hierauf befahl der Kurfürst alle Juden im Lande zu verhaften, und die Untersuchung allgemein zu machen. Manche entflohen, viele wurden verhaftet. Auf der Folter wurden über die Hostienschädigung, auch über frühere Christenkindermorde Geständnisse abgepreßt. So sah man denn an einem Sommertage des Jahres 1510 (es war am 19. Juli) auf dem Neuen Markt zu Berlin ein furchtbares Strafgericht. Auf einer Bühne standen Richter und Schöppen, vor ihnen als Angeklagte der

*) S. die Aktenstücke z. Gesch. der Univ. Frankfurt a. O. mitgeteilt v. E. Friedländer, Forsch. 1895, VIII. S. 207 ff.

„böse Christ“ Paul Fromm und die Juden, 38 an der Zahl, aus Spandau, Brandenburg, Stendal, in ihrer alten Volkstracht und mit spitzen, gelben oder weißen Hüten, ringsum das Volk. Der Richter verlas die Verhandlung, fragte die Angeklagten, ob sie bei der Aussage, die sie auf der Folter gemacht, verblieben, ob sie wirklich Hostien zerschnitten und beim Passahfest Christenkinder geschlachtet und das Blut zu Arzeneien oder zu Zwecken ihres religiösen Glaubens verwandt hätten. Zum Tode entschlossen sprachen sie Ja; die Schöppen berieten, bald fiel das Urteil: die Frevler sollten allzumal zu Asche verbrannt werden. Nun übergab sie der Richter dem Henker, der Henker dem Scheiterhaufen, während ein Rabbiner sie mit lautem Gesange hebräischer Lieder zur Standhaftigkeit ermahnte. Dann loderten über den Verurteilten die Flammen auf und zusammen. Hiermit aber begnügte sich die landesherrliche Justiz nicht; die Glaubensgenossen der Hingerichteten wurden sämtlich des Landes verwiesen. Was nützte den Wehrlosen der Schutzbrief, den ihnen der Kurfürst noch unlängst für schweres Geld gegeben? Er war durch das Urteil des Gerichts erloschen; die nur geduldet wurden, konnten jederzeit aus dem Staate vertrieben werden, dessen Angehörige sie vor dem Gesetze niemals waren.*)

Die inneren Angelegenheiten bildeten für Joachim bei weitem den wichtigsten Gegenstand seiner Thätigkeit. Er schätzte die Segnungen des Friedens zu hoch, als daß er die Ruhe, die ihm die Nachbarn gönnten, selber hätte stören mögen; er war mit diplomatischen Erfolgen zufrieden. Als einen solchen durfte er den Vertrag ansehen, durch den er (zu Grimnitz am 24. August 1529) die langen Streitigkeiten mit Pommern für immer beendete. Zwar verzichtete er darin auf die Lehnshoheit über dieses Land, aber die pommerschen Herzöge erkannten dafür Brandenburgs Erbrecht feierlich an; in Zukunft erhielten sie die Belehnung stets unmittelbar vom Kaiser, aber die Kurfürsten von Brandenburg wurden durch Berührung der Lehnsfahne als künftige Erben mitbelehnt. Der Kaiser und die pommerschen Stände bestätigten diesen billigen Vergleich. Auch auf Schleswig-Holstein erwarb Joachim eine gewisse Anwartschaft: kraft einer 1508 ausgestellten Erklärung seines Schwiegervaters Johann von Schleswig-Holstein, Königs von Dänemark, wurde er im Jahre 1517 vom Kaiser mit dem Anfall des Herzogtums Schleswig und der Grafschaft Holstein unter der Voraussetzung belehnt, daß Johanns Sohn, der nachmalige König Christian II. ohne männliche Nachkommen stürbe. Allein dieses Anrecht verfiel, weil Christian II. von seinen Unterthanen verjagt wurde, und seine Länder an seinen Oheim und dessen Haus kamen. Ein kleiner Glücksfall dagegen war, daß um diese Zeit (1524) die Herrschaft Ruppin nach dem Aussterben ihrer Lehnbesitzer, der Grafen von Lindow, mit dem Kurstaate vereinigt wurde.**).

*) Dieser Prozeß nach: Fr. Holtze, die Bambergensis in der Mark. Forsch. z. br. u. pr. Gesch., 1890. III. S. 62 ff. Vgl. G. Sello, Der Hostienschandungs-Prozeß vom Jahre 1510 vor dem Berliner Schöffengericht. Forsch. 1891. IV. S. 121 ff. S. auch Breslau, Aus Straßburger Judenakten. Zschr. f. die Gesch. d. Juden in Deutschland, her. v. Geiger. Braunschw. 1892. S. 317 f.

**) Vgl. Buttkau, Ältere Gesch. der Stadt Ruppin, 1887.

Kurfürst Joachim I. war ein kluger und kraftvoller Regent; das erkannten die Unterthanen wie die Nachbarn bereitwillig an. Aber das Vertrauen auf seine höhere Einsicht artete bei ihm zuweilen in einen Eigensinn aus, der in kleinen Dingen zur Wunderlichkeit wurde, in großen ihn gegen die berechtigten Forderungen der Zeit verhärtete. Jenes zeigt sich in seinen astrologischen Schrullen. Er glaubte z. B. in den Sternen zu lesen, daß Berlin und Kölln am 15. Juli 1525 durch ein schweres Wetter, durch eine Sintflut im kleinen untergehen werde. Trotz aller Abmahnungen seiner Gemahlin begab er sich daher am Morgen des genannten Tages mit seinem Hofstaat vor die Stadt hinaus, auf den tempelhofer Berg (den jetzigen „Kreuzberg"), um sich vor dem Unglück in Sicherheit zu bringen; nachdem er vergebens gewartet, mußte er dann am Abend, beschämt vor seinen Unterthanen, in sein Schloß zurückkehren. Schlimmer war, daß er auch die Zeichen der Zeit falsch deutete, daß er den Geist, der damals die Reformation entzündete, nicht erkennen mochte, dann sich gegen ihn verstockte.

Die Reformation.

Über die Kirchenversammlungen, die im fünfzehnten Jahrhundert es versuchten, die kirchlichen Schäden zu heilen, hatte das Papsttum gesiegt; die Reformpläne schienen zu Ende, und die Mißbräuche, über die man geklagt, namentlich die Vermengung des Geistlichen mit dem Weltlichen und der Unfug, aus den kirchlichen Gnadenmitteln eine Geldquelle zu machen, wurden ärger denn zuvor; den Stuhl Petri aber schändeten Päpste wie Alexander Borgia. Da empörte sich der nachdenkliche, glaubensernste Geist der deutschen Nation, und ein Sohn des Volkes war es, der das Banner zum Freiheitskampfe erhob.

Martin Luther (geboren am 10. November 1483 zu Eisleben), eines armen Bergmanns Sohn, aber auf der lateinischen Schule in Mansfeld, dann in Magdeburg und Eisenach, endlich (seit 1501) auf der Universität zu Erfurt gebildet, hatte vergebens versucht, die religiösen Zweifel, die ihn quälten, mit den üblichen Mitteln der Kirche zu beseitigen. Den Weg, den sie als den sichersten anpries, aus der sündigen Menschennatur durch mönchische Weltentsagung und Abtötung des Fleisches hinauf zu Gott, schlug er mutig ein; zweiundzwanzig Jahre alt ging er (1505) ins Augustinerkloster zu Erfurt; aber die härtesten Kasteiungen brachten seiner Seele keinen Frieden. Da stieß er auf einen seltenen Schatz, auf den Hort der Welt, den die römische Klerisei fast in Vergessenheit gebracht hatte, auf die Bibel; sie erleuchtete und tröstete ihn. Nur durch den Glauben an den Erlöser wirst du selig: diese Erkenntnis gab ihm fortan für Leben und Streben des Christen das Maß und das Ziel. Auch seinen Brüdern die verschüttete Quelle der Wahrheit wieder zu erschließen, das vergrabene Evangelium ans Sonnenlicht zu bringen, dazu fand der in sich Gefestigte und mit der Kraft seiner Überzeugung Erfüllte bald nahen Anlaß. Denn aus dem stillen Kloster trat er in einen großen Wirkungskreis;

er ward 1508 Professor der Philosophie an der sechs Jahre zuvor gegründeten Universität Wittenberg und erhielt daselbst, seit er (1512) Doktor der Theologie geworden, auch das Amt eines Schloßpredigers. Hier trat ihm nun in dem Tezelschen Ablaßkram 1517 die Verderbnis der herrschenden Kirche so dicht vor Augen, daß er in Gottes Namen den Kampf begann. In seinen 95 Thesen, die er (am 31. Oktober 1517) an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug, hatte er nur erst den Ablaßhandel angegriffen und behauptet, daß der Ablaß, vordem nichts als ein Erlaß der Kirchenstrafen, mißbräuchlicherweise bis zur Vergebung aller Sünden für Geld sei getrieben worden, daß der Papst keineswegs als Verwalter der göttlichen Gnade die Absolution verkaufen dürfe; vielmehr werde die Vergebung der Sünden nur durch wahre Reue bewirkt. Aber schon dies kühne Wort war eine große That, ging wie ein Lauffeuer durch ganz Deutschland, den Guten und Verständigen eine Freude, den Finsterlingen ein Schrecken. Und Luther that mehr, drang dem Feinde immer tiefer in den Sitz seiner Macht, lehrte (1519), daß die Herrschaft des Papstes keine göttliche Einrichtung sei, weil die Bibel von ihr nichts wisse, und weil in Glaubenssachen einzig und allein die Bibel entscheide, warf (1520) die Bannbulle, die der Papst auf ihn geschleudert, ins Feuer, brach also für immer mit Rom, forderte endlich in Predigt und Schrift alle Welt zur Abstellung der päpstlichen Mißbräuche und Irrlehren auf. „Widerlegt mich aus der heiligen Schrift, und ich will widerrufen, sonst nicht; denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein. Gegen das Gewissen vermag ich nichts. Hier steh' ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen." So sprach er am 18. April 1521 zu Kaiser und Reich in Worms, wohin ihn Karl V. geladen. Dort traf den Gebannten auch noch die Acht, aber sein Landesherr, Kurfürst Friedrich der Weise, schützte ihn, und die Reformation durfte in Sachsen ungestört Wurzel schlagen.

Es folgten die beiden großen Werke, durch welche die neue Lehre ein bleibender Segen für Deutschland ward: die Verdeutschung der Bibel durch Luther und die Begründung des deutschen Volksschulwesens durch Melanchthon. An der Bibel hatte der Christ nun für seinen Glauben den sichersten Grund und die lauterste Quelle, und daraus selbst zu schöpfen ward er durch die Schule befähigt. Bei den Gelehrten aber breitete sich der Geist der Prüfung, der mit der Bibelforschung begonnen, mächtig wachsend über alle Gebiete des Meinens und Wissens aus und hat dann die Aufklärung und die Wissenschaftlichkeit der neuen Zeit herbeigeführt. Auch nahm das deutsche Volk in seiner großen Mehrheit die lutherische Lehre bereitwillig auf, und da es am Staate wenig Anteil mehr hatte, so warf es sich mit desto größerem Eifer in das kirchliche Leben, wo es nun für jeden ein gleiches Recht, wo es wenigstens für den Gedanken und das Gewissen eine Freiheit gab. Mit Freuden sah es, wie von seinen Fürsten einer nach dem andern die neue Lehre bei sich einführte; wie die Übergetretenen dann fest und entschieden gegen den speyerschen Reichstagsabschied (1529), der den Fortschritt der Reform bedrohte, protestierten, und wie

die Protestanten (Kurfürst Hans von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen, Markgraf Georg von Ansbach, die Herzöge von Lüneburg, der Fürst von Anhalt und mehrere Reichsstädte) unverzagt vor Kaiser und Reich zu Augsburg 1530 ihr lutherisches Glaubensbekenntnis ablegten. Denn die Reformation war rasch eine volkstümliche Sache, Luthers Kriegslied „Eine feste Burg" ein Volkslied geworden. Auch fielen immer mehr Länder der neuen Lehre bei, z. B. ganz Pommern, wo im Jahre 1534 ein allgemeiner Landtag auf Antrag der Herzöge Philipp von Pommern-Wolgast und Barnim von Pommern-Stettin die Reformation nach Luthers Lehre einzuführen beschloß, die dann unter Leitung des Dr. Bugenhagen und 1536 auch im Bistum Kamin vollbracht wurde.

Doch nicht überall in Deutschland gingen die Wünsche der lutherisch Gesinnten in Erfüllung. Nicht bloß die hohe Geistlichkeit, auch viele weltliche Fürsten, vornehmlich die Habsburger und Wittelsbacher, hielten fest zu Rom; keiner mit so heftiger, erbitterter Feindschaft gegen Luther als der Kurfürst Joachim Nestor. Er war freilich zu klug, um nicht einzusehen, welche Mißbräuche in der römischen Kirche bestanden. Aber er meinte, so große Dinge wie eine Kirchenverbesserung könnten und dürften nur von oben herab, von Papst und Kaiser, Fürsten und Konzilien vorgenommen werden; ein Mann aus dem Volke dürfe sich so etwas nicht erdreisten. Und hatte nicht „die Frechheit dieses Mönchleins" den Hohenzoller auch in seinem Familienstolz beleidigt? Der oberste Pächter des deutschen Ablaßhandels in Deutschland war ja Joachims Bruder, Erzbischof Albrecht von Mainz, der freilich dem Kaiser stets zum Frieden mit den Lutherischen riet.*) Überdies, welche unsaubern Geister schlossen sich nicht der Reformation an! Gar die Wiedertäufer in Münster 1534! Und hatte nicht die Reformation auch ihre sehr gefährliche politische Seite? in ihrem Gefolge war ja jener große Bauernaufstand entbrannt, der 1525 von Schwaben und Franken aus bis zur Oder und selbst bis Ostpreußen ganz Deutschland verwüstete, und der nur die Mark verschonte, weil hier die Lage des gemeinen Mannes erträglich war. Dem Bauernverstand konnte es eben nicht einleuchten, wenn alle Menschen durch Christi Blut erlöst seien, warum gerade die Mehrzahl, die Bauern, Sklaven des Adels und der Geistlichkeit bleiben sollten. Zwar der Aufruhr des armen Mannes war rasch von den Fürsten niedergeschlagen worden — auch Luther, der Bauernsohn, hatte sich gegen seine Brüder erklärt —, aber man sah doch, welche aufrührerischen Gedanken in der neuen Lehre steckten. Aus allen diesen Gründen erklärte sich Joachim gegen die Reformation. Aber gerade seine leidenschaftlichen Drohungen befestigten das Luthertum; denn sie veranlaßten die lutherische Partei sich im schmalkaldener Bunde (1531) zur Verteidigung ihres Glaubens achtunggebietend zusammenzuthun. Überhaupt war es ein eitles Beginnen, daß Joachim sich

*) Hülße, Kardinal Albrecht, Kurfürst und Erzbischof von Mainz und Magdeburg, und Hans Schenitz, in den Geschichtsblättern f. Stadt und Land Magdeburg. 24. Jahrg., Magdeb 1889, Heft 1. — Vgl. G. Liebe, Die Kanzleiordnung Kurf. Albrechts von Magdeburg, des Hohenzollern (1538), Forsch. 1898, X. S. 31 ff.

dem Strome der Zeit entgegenſtemmte; er konnte nicht einmal verhindern, daß derſelbe ſich über die Mark ergoß. Vornehme und Geringe nahmen hier begierig die neue Lehre auf, die von Sachſen und Magdeburg her eindrang. Da der Fürſt nicht voranſchritt, ſo nahm das brandenburger Volk ſeine Sache ſelbſt in die Hand. Es richtete an ſehr vielen Orten den Gottesdienſt nach lutheriſcher Weiſe ein, zwar nur im ſtillen; denn wo das Luthertum dem Kurfürſten offen entgegen trat, ſchlug dieſer es zu Boden, ohne ſich doch zu eigentlichen Verfolgungen der Evangeliſchen hinreißen zu laſſen. Zu dieſem Verhalten riet ihm vornehmlich ſein Kanzler Wolfgang von Ketwig (1529 bis 1540), deſſen Grundſatz es von jeher geweſen war, in Religionsangelegenheiten ſich möglichſt wenig einzumiſchen.

So iſt alſo der Proteſtantismus in Brandenburg zuerſt durch das Volk begründet worden. Aber ein Lebensprinzip der Dynaſtie und des Staates ward er durch die Zollern, die raſch auch in der Mark die Wege der Zeit und des Volkes einſchlugen. Schon zu Joachims I. Lebzeiten fand das Luthertum in dieſem Fürſtenhauſe warme und mächtige Freunde: der Zoller Albrecht von Preußen war ſchon ſeit 1525 lutheriſch, und ein Bruder desſelben, Markgraf Georg von Ansbach, Herzog von Jägerndorf, war unter allen Proteſtanten vielleicht der eifrigſte. Er war es, der 1530 zu Augsburg dem Kaiſer hitzig erklärte, lieber wolle er ſich den Kopf abhauen laſſen, als vom Evangelium abſtehen, worauf Karl in ſeiner niederländiſchen Mundart ihm lächelnd erwiderte: „Löwer Förſt, nit Kopp ab, nit Kopp ab!“

Selbſt Joachims Gemahlin, Eliſabeth, hing dem Luthertum an; ſie war um ihres Glaubens willen und aus Furcht vor dem Zorn ihres Gatten mit Hilfe des „Frauenzimmer-Thürknechts“ Joachim von Götze 1528 nach Sachſen geflohen und verkehrte dort mit Luther, der aus dem Mönchsſtande ausgetreten und ſeit einigen Jahren verheiratet war, wie ein Mitglied ſeiner Familie.*) Entſcheidend für die Mark war es aber, daß auch Joachims Söhne, Joachim Hektor und Johann, ſich der neuen Lehre zuwandten.**) Vergebens befahl ihnen der Vater und ließ ſie ſchwören, päpſtlich zu bleiben; ſie zeigten, als er (am 11. Juli 1535 zu Stendal) geſtorben war, offen ihre Herzensmeinung. Zuerſt that es der jüngere, Markgraf Johann von Küſtrin (geboren am 3. Auguſt 1513), dem kraft des väterlichen Teſtaments und zuwider der Hausordnung — Joachim I. hoffte nämlich, daß er wenigſtens der katholiſchen Kirche treu bleiben werde — ein Teil des Landes, die Neumark mit der Hauptſtadt Küſtrin und Kottbus, zugefallen war. Feſten, entſchloſſenen Weſens führte er gern, was er einmal als zweckmäßig erkannt hatte, bald und rückſichtslos aus. Mit Luthers Beirat richtete er 1538 die Reformation in ſeiner Neumark ein und trat auch dem ſchmalkaldiſchen Bunde bei. Der ältere Bruder, Joachim II.

*) P. Beſſ. Herzog Georg, Kurfürſt Joachim I. und Kardinal Albrecht. Ztſchr. f. Kirchengeſch., her. v. Brieger u. Beſſ. Bd. 13. Gotha 1892

**) Vgl. H. Landwehr, Joachims II Stellung zur Concilsfrage. I., Forſch. z. br. u. pr. Geſch. 1893 VI. S. 529 ff. Ztſchr. f. pr. Geſch u. Landesk., Jhrg. XIV., XV u. XVI.

(geboren am 13. Februar 1506), der die übrigen Marken und die Kurwürde erhalten hatte, ging dann ebenfalls entschieden vor. Nachdem er die Umänderung des Kirchenwesens im stillen vorbereitet hatte, und die Hoffnung, durch ein deutsches Konzil zur Reform zu gelangen, verschwunden war, gab er dem lutherisch-gesinnten Bischof von Brandenburg, Mathias von Jagow, den Auftrag, die Reformation in der Mark durchzuführen, und trat selber am 1. November 1539, einem Sonnabend, zu Spandau öffentlich zur evangelischen Kirche über. In der Nikolaikirche daselbst hörte er die Predigt des lutherischen Propstes Buchholtzer und empfing dann, zwar nicht mit seinem ganzen Hofstaat, aber doch mit vielen Rittern und Geistlichen das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt aus des Bischofs von Jagow Händen. Am folgenden Tage predigte Buchholtzer in der Domkirche zu Kölln an der Spree und erteilte dem Rate der Städte Berlin und Kölln und vielen Bürgern das heilige Abendmahl ebenfalls nach lutherischem Brauche. Die wenigen, die im Lande noch hie und da in der römischen Kirche verblieben, durften ihren Glauben ungestört behalten.*)

Die geistlichen Räte des Kurfürsten stellten darauf im ganzen Lande eine Kirchenvisitation an, um den kirchlichen Zustand der Gemeinden zu erforschen, arbeiteten auch eine Kirchenordnung aus, die, von Luther und von den märkischen Ständen gebilligt, 1540 im ganzen Kurfürstentum eingeführt wurde.**) Auf Joachims II. Wunsch, der den Glanz sehr liebte, hatte man dabei noch manche Ceremonien der römischen Kirche in das neue Wesen mit hinüber genommen. Luther war zufrieden, daß man die Hauptsache besserte, daß man das Evangelium fortan lauter und rein predigte, das Abendmahl so nahm, wie Christus es eingesetzt hatte. „Jene alten Kirchengebräuche" — schrieb er an Buchholtzer — „seien Äußerlichkeiten. Wenn es dem Kurfürsten gefalle, so möge Buchholtzer ein silbernes oder goldenes Kreuz tragen, ein Sammet- oder linnenes Meßgewand anlegen oder deren zwei, drei übereinanderziehen; habe der Kurfürst an einer Prozession um die Kirche nicht genug, so solle er siebenmal herumgehen; ja es stehe dem Kurfürsten frei, selbst dabei zu spielen und zu tanzen wie König David. Durch solche äußerliche Dinge könne dem Evangelium nichts zuwachsen und nichts abgehen, wenn nur dergleichen nicht als zur Seligkeit notwendig erachtet würde." Und wie die geistlichen Räte, so wirkten auch die angesehensten weltlichen Staatsmänner aus dem Adel im Geiste Luthers, so Adam Trotte, der Hofmarschall, und vor allem „der erste brandenburgische Staatsmann neuerer Zeit" Eustachius v. Schlieben.***)

---

*) J. Heinemann, Die Reformation in der Mark Brandenburg, Berl. 1889. — Vgl. Fr. Holtze jun., Vom Jubelfeste d. märk. Reformation, in den Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 1890, III. S. 243 ff.

**) A. Parisius, Zur Erinnerung an die erste brandenb. Generalkirchenvisitation 1540 bis 1542, in den deutsch-evang. Blättern, her. von Beyschlag, 19. Jahrgg., Halle 1894.

***) A. Stölzel, Brandenb.-Preußens Rechtsverwaltung u. Rechtsverfassung ꝛc., 1. Bd. S. 168.

Auch das märkische Volk empfing nun jene größte Wohlthat, welche die Reformation überall in Deutschland erwies, wo sie siegte: es erhielt ein tüchtiges Schulwesen. Denn da Luther in einem guten Schulunterricht ganz richtig das wirksamste Mittel sah, auch religiöse Erkenntnis im Volke zu fördern, da er vor allem verlangen mußte, daß ein jeder Christenmensch selber die Bibel lese, so setzte er durch, daß man in jeder evangelischen Gemeinde, welche die Mittel dazu hatte, allemal auch eine Schule gründete, wo die Kinder vom Geistlichen selber oder von einem eigenen Lehrer in Gottes Wort und wenigstens auch im Lesen unterrichtet wurden. Zu demselben Zweck schrieb er seinen „kleinen Katechismus", ein Schulbuch, das bis auf diesen Tag wie die Bibel ein wahres Volksbuch geblieben ist. Der evangelische Geistliche mußte die Bibel in den Ursprachen, mußte namentlich auch griechisch verstehen, wenn er in seiner Lehre den Römischen gegenüber fest sein wollte. Daher lehrten nun viele Dom- und Stadtschulen neben dem Latein die griechische Sprache. So begünstigte die Reformation die humanistischen Studien, denen sie selbst soviel verdankte. Um das märkische Kirchen- und Schulwesen erwarb sich die größten Verdienste der brandenburgische Kanzler Johann Weinleben, der 1540 dem Nachfolger Ketwigs Georg v. Breitenbach im Amte gefolgt war und bis 1558 dasselbe verwaltet hat: ein ebenso arbeitsfreudiger wie bescheidener und ehrenhafter Mann.

Eine ebenso wichtige Veränderung zeigten die politischen Verhältnisse der evangelischen Kirche; der Landesherr betrachtete sich selbst als ihren obersten Bischof. Die Geistlichkeit, nicht mehr durch mönchische Gelübde und durch die Ehelosigkeit vom übrigen Volke abgeschieden, war noch ein Stand, aber nicht mehr ein Staat im Staate; sie empfing ihren Unterhalt und ihre Berufung von den weltlichen Behörden. Denn in deren Hand waren durch die Reform alle die großen Besitzungen und Schätze gekommen, welche die römisch-katholische Priesterschaft im Laufe der Jahrhunderte für ihre Stifter, Kirchen und Klöster zusammengebracht hatte. Einiges nahmen die Städte und Adligen, bei weitem das meiste zog der Landesherr ein, und zum Teil diente es nunmehr dazu, die Kirchen und Schulen auszustatten, sowie die Geistlichen und Lehrer zu besolden, die der Patron, d. h. der Inhaber jener Stiftsgüter, berief. Die landesherrliche Macht kam durch so großen Zuwachs an materiellen Mitteln, an Einfluß und Geltung auf der Bahn zum Absolutismus ein sehr beträchtliches Stück vorwärts. Doch bewahrte sich gerade der geistliche Stand, gestützt auf den regen kirchlichen Eifer der Bevölkerung, noch lange seine Selbständigkeit auch gegen die Obrigkeit, und auf der Kanzel donnerten die evangelischen Prediger eben so heftig gegen die Sünden der Vornehmen wie der Geringen. Das machte ihnen bei dem niedern Volke einen guten Namen, und da alle Stände in der Ehrfurcht vor Gottes Wort mit einander wetteiferten, so war der Pfarrer in seiner Gemeinde ein großer Mann.

Kurfürst Joachim II. Hektor und Markgraf Johann von Küstrin.

Das Mehr oder Minder von Entschiedenheit war nicht der einzige Unterschied im Charakter der beiden Brüder, die jetzt über die Marken herrschten. Joachim zeigte Zeit seines Lebens ein gutmütiges, liebenswürdiges Wesen; alles um ihn her mochte er froh und glücklich machen, er war immer freigebig im Schenken wie im Versprechen. Er selbst suchte das Vergnügen und fand es im Glanz, in der Pracht, in verschwenderischen Festlichkeiten, die seine reiche Phantasie ergötzten. Dagegen war Johann ein strenger und genauer Herr, von einer Sparsamkeit und Ordnungsliebe, die bis zum Geiz und zur Kleinigkeitskrämerei gingen. Er haßte allen unnützen Prunk: „Ei, ei, Herr Rat!“ sagte er einst mißbilligend zu einem, der am Wochentage in den modischen seidenen Strümpfen vor ihm erschien — „ich habe auch seidene Strümpfe, trage sie aber nur Sonntags“. Daher kam es, daß er mit seinen vollen Kassen oft dem Lande und dem Kurfürsten aushelfen konnte, während Joachim meist in Geldnot steckte. Gemeinsam waren beiden Brüdern eine hohe Bildung des Geistes, viel Neigung zur Wissenschaft und eine klare Einsicht in die Mittel und Wege der Staatskunst, sowie der Wille, ihre Länder in Blüte zu bringen. Aber Joachim ließ es zu oft beim guten Willen bewenden; die Schuld trug zuweilen seine Vergnügungssucht, die ihn vom Ernst der Regentenarbeit abzog, öfter seine Verschwendung, die ihm die Mittel nahm, so viel Gutes zu stiften, als er beabsichtigte. Doch ist seine Regierung nicht arm gewesen an Erfolgen; er erreichte sie durch ruhiges, besonnenes Wirken. Denn trotz seines heroischen Beinamens, den er sich als Kurprinz in einem Feldzuge des Kaisers wider die Türken gewonnen, hatte er in seinem Wesen nichts Gewaltsames; eher fehlte es seinem Charakter an Festigkeit und Energie. Friedfertig und umsichtig wurde er auch vom Glücke begünstigt, und so gelang es ihm, das Staatsschiff auch an sehr gefährlichen Klippen ohne Schaden vorbeizusteuern.*)

Denn das Unwetter, das lange über den Häuptern der deutschen Protestanten geschwebt, kam jetzt zum Ausbruch. Kaiser Karl V. hatte seine auswärtigen Feinde, die Türken und Franzosen, endlich zur Ruhe gebracht und schickte sich an, den Aufruhr in Deutschland, als welcher ihm das Verhalten der protestantischen Stände erschien, zu ersticken. Er ächtete die Führer der Schmalkaldischen, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen, weil sie sich geweigert, ihren Bund aufzulösen, zerstörte durch geschickte Benutzung ihrer Fehler die starke Streitmacht der Verbündeten, brachte durch den Sieg bei Mühlberg (1547) den Kurfürsten Johann Friedrich, durch Unterhandlung auch den Landgrafen in seine Gewalt. Er meinte, nun in Deutschland als Herr und Meister dazustehen. In der

*) Vgl. Ranke, Werke 7, 17.

That hatte das Haus Habsburg jetzt den Gipfel seiner Macht erreicht: Spanien und Amerika, die Niederlande, Mailand, Neapel und Sizilien gehörten dem Kaiser selbst; sein Bruder, Erzherzog Ferdinand von Österreich, gebot in Ungarn und Böhmen; jetzt war auch das freiheitsstolze Deutschland unterworfen. Karl V. beschloß, hier den Schlußstein zu dem großen Bau seines Lebens, zur habsburgischen Weltherrschaft, zu legen. Er zerbrach die Bande, welche die Reichsverfassung und die Wahlkapitulation dem Kaisertum angelegt; aus eigener Machtvollkommenheit begann er die deutschen Verhältnisse zu ordnen, verlieh das Kurfürstentum Sachsen dem sächsisch-meißnischen Herzoge Moritz, der, obwohl Protestant, ihm gegen die Schmalkaldischen beigestanden, und befahl 1548 den Protestanten, sich der Entscheidung des Konzils zu fügen, welches er 1545 in Trident zusammengebracht, vorläufig aber sich in Religionssachen so zu verhalten, wie er es in einer Verordnung (dem sogenannten „Interim") vorschrieb.

Der Unwille im protestantischen Deutschland war groß und allgemein; viele gingen im stillen schon mit Aufstandsplänen um; Hans von Küstrin erklärte ganz offen, er werde eher das Leben als den Glauben opfern. Indes bewaffneten Widerstand leistete für jetzt nur erst eine einzige Stadt, Magdeburg, dessen tapfere und glaubenseifrige Bürgerschaft der ganzen Macht Karls V. Trotz bot. Hier wurden alle Verfolgten mit offenen Armen aufgenommen, von hier, aus „unsers Herrgotts Kanzlei", griffen die Lutherischen in zahllosen Flugschriften das Interim und die spanische Tyrannei an. Glorreich verteidigte sich die Stadt 1550 gegen die Reichsexekutionsarmee, die vom Kurfürsten Moritz befehligt wurde, und bei der sich auch Kurfürst Joachim einfand. Magdeburg rettete damals durch seinen Heldenmut auch die nationale Ehre Deutschlands, welches wegen seines raschen Erliegens im Jahre 1547 von den siegreichen Spaniern verhöhnt und verachtet worden war. Aber das Beispiel der standhaften Bürger gab nun auch den evangelischen Fürsten neuen Mut, Großes zu wagen. Sie vereinigten sich insgeheim, und die Seele des Bundes war gerade Moritz von Sachsen, den der Kaiser mit der Belagerung Magdeburgs beauftragt hatte. Moritz grollte, weil Landgraf Philipp, der sein Schwiegervater war, noch immer vom Kaiser gefangen gehalten wurde. Die nämliche Beschwerde machte Joachim von Brandenburg geltend; denn auf seine und Moritzens Bürgschaft hatte sich der Landgraf dem Kaiser ergeben. Aber für Moritz gab es noch einen anderen Grund, der protestantischen Sache beizuspringen. Sie war ja großenteils durch seinen Ehrgeiz zu Fall gekommen; es drängte ihn, ihr wieder aufzuhelfen und sich von dem Namen eines Verräters seiner Kirche rein zu waschen. Geschwind traf er seine Maßregeln, rüstete, unterhandelte still nach allen Seiten, stand dann plötzlich mit seinen Truppen in Oberdeutschland und zwang durch seinen kühnen, unerwarteten Angriff den Kaiser, der kein Heer bei der Hand hatte, dagegen die ganze protestantische Partei sich in Waffen erheben sah, zum passauer Vertrage (1552), in welchem derselbe die wichtigsten Forderungen der Lutherischen zugestand. Der augs-

burger Religionsfriede (1555) bestätigte ihnen die Freiheit und Berechtigung ihres Glaubens.

Waren auch der Friede, dessen sich Deutschland, und die Sicherheit, dessen sich das Luthertum nun lange Zeit erfreute, sehr dankenswerte Wohlthaten, so gab es doch zwei Sätze im augsburger Vertrage, die nachmals die Quellen großen Unheils geworden sind: erstens den berüchtigten Grundsatz „cujus regio, ejus religio“ (der Landesherr hat die Religion zu bestimmen), die Unterthanen sollten nur das Recht haben auszuwandern; zweitens den „geistlichen Vorbehalt“, daß die noch übrigen katholischen Stifter nicht dürften evangelisch werden; der eine Punkt traf die Volksfreiheit, der andere die deutsche Einheit ins Herz. Vergebens hatten die brandenburgischen Fürsten im Verein mit Mecklenburg und Pommern besonders dem geistlichen Vorbehalt widersprochen.*) Joachim II. that es allerdings in erster Linie aus dynastischem Interesse: er wollte gern seiner Familie den festen Besitz des Erzbistums Magdeburg und des Bistums Halberstadt verschaffen. Aber er mußte sich damit begnügen, daß die evangelische Partei thatsächlich in den Besitz des Erzstifts Magdeburg, er selbst in den Genuß seiner Landesstifter Havelberg, Brandenburg, Lebus kam. Die völlige Einziehung (Säkularisation) derselben bereitete er dadurch vor, daß er sie zunächst selbst oder durch seine Söhne verwaltete. Eben so gelang es ihm, in Magdeburg nach dem Ableben seines Oheims Albrecht nach einander seine Söhne Friedrich und Sigismund zu Erzbischöfen wählen zu lassen, von denen dann der letztere 1561 mit Zustimmung des Domkapitels die Reformation, der die Hauptstadt längst anhing, hier allgemein durchführte. Zum Zeichen aber, wie er sich offen und auf ewig vom Papste lossage, ließ der Kurfürst am 5. Oktober 1563 in seinem ganzen Lande ein großes Reformationsfest feiern. Das war seine Antwort auf die Verdammung, welche das tridentiner Konzil kurz zuvor gegen alle Protestanten geschleudert hatte. Diese Kirchenversammlung war nur von Päpstlichen, meist Italienern und Spaniern, abgehalten worden; die Evangelischen erklärten, über die Gewissen habe auch ein Konzil keine Macht. Um so leichter wurde es den Römischen, dort alle von den Protestanten bestrittenen Lehren und Gebräuche ausdrücklich und für immer in schroffster Weise zu bestätigen. So war denn auch für die Folge jede Vereinigung in Glaubenssachen abgeschnitten.

Der Protestantismus stellte den Hohenzollern eine neue Aufgabe; aber sie vernachlässigten über derselben nicht die alten Bestrebungen ihrer Familie. Unter diesen stand immer die Erweiterung der Hausmacht obenan; auch Joachim II. war darauf bedacht. Ohne Kriegslust und meist auch ohne beträchtliche Geldmittel, fand er nur in der Diplomatie die Möglichkeit, für das Wachstum seines Hauses etwas zu thun. Und auf diesem Wege hat er gerade zu den allerwichtigsten späteren Vergrößerungen des Staates den ersten Grund

*) K. Wittich, Zur Politik des Kaisers Maximilian II. und des Kurfürsten von Brandenburg Joachim II., in den Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg, 30. Jahrg. Magdeburg 1895.

gelegt; denn er verschaffte ihm auf schlesisches und auf preußisches Land die Anwartschaft. Zwar wurde die Erbverbrüderung, die er am 19. Oktober 1537 mit dem Herzoge Friedrich von Liegnitz, Brieg und Wohlau, aus dem ursprünglich polnischen Hause der Piasten, abschloß und 1545 bei der Verheiratung seines Sohnes, des Kurprinzen Johann Georg, mit der Tochter des Herzogs, sowie des Sohnes desselben mit seiner Tochter bekräftigte, von dem Könige Ferdinand von Böhmen, dem Lehnsherrn der schlesischen Fürsten, für ungiltig erklärt. Aber Ferdinands Recht dazu, schon von den Beteiligten mit Grund bestritten, galt den Hohenzollern stets für anfechtbar; ihre Blicke wandten sich von Zeit zu Zeit immer wieder dieser Aussicht zu. Eine andere große Hoffnung durften sie hegen, seit der König von Polen 1569 bewogen worden, in die Belehnung, die er dem Herzog Albrecht Friedrich von Preußen mit diesem Herzogtum erteilte, auch dessen Vetter, den Kurfürsten Joachim II., aufzunehmen. Als am 19. Juli 1569 Albrecht II. in Warschau die Belehnung von König Sigismund erhielt, durften die brandenburgischen Gesandten hinter denen des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach, eines näheren Verwandten Albrechts II., die preußische Lehnsfahne mitberühren. Diese sinnbildliche Handlung der Fahnenergreifung war für die Anschauungsweise der Zeit ein zweifelloseres Zeugnis des Anrechtes auf Preußen als der schriftliche Lehensausweis, den die brandenburgischen Gesandten aus Polen mitbrachten. Der Kurfürst feierte das freudige und wichtige Ereignis durch einen öffentlichen Gottesdienst und ein Volksfest in Berlin (September 1569).

Das meiste Verdienst um den glücklichen Ausgang der Unterhandlungen mit Polen hatte Joachims Kanzler Lampert Distelmeier, ein Staatsmann von ebenso großer Rührigkeit als Gewandtheit.*) Er war von den fähigen Köpfen, welche die brandenburgische Staatsdienerschaft vom deutschen Auslande aufgenommen hat, wohl der erste. Ein geborener Leipziger, hatte er 1544—46 zu Dresden am Hofe des nachmaligen Kurfürsten Moritz von Sachsen seine politischen Gaben gebildet; 1551 in die Dienste Joachims getreten, leitete er (seit 1558) dessen sämtliche Staatsgeschäfte. Unter seinem Beirat wurde auch die innere Verwaltung der Mark auf einen besseren Fuß gesetzt. Namentlich die Rechtspflege erhielt festere Formen; für sie wurde ein kurfürstliches Hofgericht gebildet, während die Finanzen von der sogenannten Kammer, die übrige Landesverwaltung von der Kanzlei besorgt wurden.

Unter Joachims Verordnungen nehmen die Luxusgesetze einen breiten Platz ein. Er verbot z. B. bei bürgerlichen Hochzeiten mehr als 10 bis 12 Tische für je 12 Personen zu decken, beim Spiel mehr als 300 Gulden zu verthun; am schärfsten aber bedrohte er die Pluderhosen. Sie enthielten freilich mit ihren zahllosen Falten und gepufften Schlitzen zuweilen an 100 Ellen des kostbarsten Seidenzeuges, so daß mancher Hofherr sein ganzes Vermögen auf dem

*) F. Holtze, Lampert Distelmeier, kurbrand. Kanzler, in den Schriften d. Vereins f. d. Gesch. Berlins. Heft XXXII. Berlin 1895. — Vgl. auch A. Stolzel. a. a. O., S. 189 ff.

Leibe trug. Denn ein Paar solcher Hosen kostete oft so viel wie ein kleines Landgut. Auch war diese Narrheit so beliebt, daß die Prediger oft genug Gelegenheit fanden, auf den Kanzeln wider den „Pluderteufel" zu eifern. Der Aufwand bewies indes eine erfreuliche Thatsache, daß es an Wohlhabenheit im Lande nicht fehlte. In der That blühten unter dem Schutze des Friedens besonders die Gewerbe wieder auf, zumal die Tuchweberei, deren Hauptsitz in Stendal war; dort gab es damals an 800 Tuchmachermeister. Hier und da klapperten auch schon Eisenwerke, Kupferhämmer, selbst Papiermühlen; bei Belitz bearbeitete man eine Salzquelle. Sogar Wein wurde erzeugt und besonders von Krossen, aus der Niederlausitz und der Mittelmark nach Pommern, Schweden, Polen, Preußen, Liefland ausgeführt. Den Stapel für diese und andere Waren, welche seewärts gingen, hatte Frankfurt a. O.; es war im sechzehnten Jahrhundert der größte Handelsplatz der Mark. Dem Nützlichen suchte Joachim das Schöne, für das er so viel Sinn hatte, an die Seite zu stellen. Er berief geschickte Baumeister, Bildhauer, Maler, Musiker nach Berlin, die der Pracht seines Hofes eine höhere Würde verliehen; wie denn auf seinen Befehl die von Friedrich II. erbaute alte Burg an der Spree abgerissen und 1538 von Meister Kaspar Theiß schöner und geräumiger neu erbaut wurde. Auch für die Universität und das Schulwesen des Landes geschah manches. Selbst eines einheimischen Geschichtsschreibers (des Chronisten Leutinger) konnte sich die Mark damals rühmen. So schritt sie in allem auf der Bahn neuer Gesittung vor.

Von dem alten Fehde- und Faustwesen verschwand nun bald jede Spur. Zwar gab es noch immer viele arme und raufluſtige Edelleute in der Mark; aber sie suchten jetzt den fürstlichen Kriegsdienst, zogen nach Ungarn, den Niederlanden, nach Frankreich, überall hin, wo Geld und Ehre zu erkämpfen war. Joachim beschränkte diese Söldnerfahrten durch Verbote; nur dem Kaiser, dem Reiche oder dem Evangelium sollten brandenburgische Schwerter helfen. Doch war das Feld immer noch weit genug für den Trieb nach Gewinn und Abenteuern. Aber das Stegreifrittertum in der Mark war längst zu Ende, und das Faustrecht blieb vergangen. Zum letztenmale war es aufgeflackert in den kecken, wilden Wagstücken des Hans Kohlhase. Er war ein Bürger von Kölln an der Spree gewesen, ein Roßkamm, zugleich Kaufmann, der mit Honig, Wachs, Heringen im großen handelte. Eine Unbill, die ihm im Herbst 1532 ein sächsischer Edelmann, v. Zaschwitz, angethan und für die er von dessen Obrigkeit keine Genugthuung erhalten hatte, trieb ihn zur Selbsthilfe; er bewaffnete seine Knechte, schickte dem Kurfürsten von Sachsen (am 1. März 1534) einen Absagebrief und fiel in dessen Land ein. Wie ein Raubritter von ehedem führte er seine Fehde, und lange mit Glück. Weil er aber hierbei dann auch seinem eigenen Landesherrn Trotz bot und im Brandenburgischen wegelagerte, ward er geächtet, gefangen und am 22. Februar 1540 zu Berlin hingerichtet.

Raufluſt war sonst nicht gerade der Fehler dieser Zeit, eher eine zu große

Gemächlichkeit des Lebens.*) Den Luxus, dem er durch Gesetze zu steuern suchte, ermunterte Joachim selbst doch durch das schlechte Beispiel, welches seine eigene, übermäßige Prachtliebe gab. Kostbare Hoffeste, glänzende Ritterspiele, Hetzen wilder Tiere — Löwen, Bären, Auerochsen, die im Tiergarten bei Berlin gehalten wurden — große Jagden und Wettrennen, lösten an seinem Hofe fortwährend einander ab. Bei allen diesen Festlichkeiten wurde der größte Prunk entfaltet; zahlreiche Dienerschaft (zur Hofhaltung gehörten 435 Personen), schwelgerische Mahle, die teuersten Gewänder und Geräte. Übrigens liebte es der Kurfürst, daß das Volk an seinen Freuden teil nahm. Er veranstaltete in Berlin alljährliche Rennen, wobei Edelleute und Bürger, Einheimische und Fremde mithalten durften, zu Pferde und zu Fuß; die Preise waren bei solchem Laufspiel ein fetter Ochse, ein Schwein, ein Bogen, ein Ferkel. Er mischte sich auch selbst in die Volksfeste, die er veranlaßte, und einmal bei einem großen Knüttelkampfspiel zu Wasser, zwischen den Berlinern und Spandauern, in welchem der spandauer Bürgermeister (er hieß Bier) ihm den Sieg entriß, wäre es ihm fast übel ergangen. Immer aber litt sein Beutel, und was die Feste übrig ließen, ging größtenteils für die Günstlinge und Freundinnen auf, unter denen Anna Sydow, „die schöne Gießerin“ (Witwe eines Stückgießers), am bekanntesten ist. Dazu kamen die Bauten, die meist aus Prachtlust, selten — wie die Befestigung Spandaus — um des Nutzens willen geschahen. Alles dies zerrüttete den Vermögensstand; der Kurfürst hatte vom Vater her eine Schuldenlast vorgefunden, er vergrößerte sie noch beträchtlich. Im Jahre 1540 war sie schon auf 600 000 Thaler angewachsen, während die jährliche Einnahme sich nur auf 80 000 Gulden belief. Der kurfürstliche Rentmeister, Thomas Matthias, der zugleich Bürgermeister von Berlin war, hatte daher einen sehr schweren Stand; er opferte sein eigenes Vermögen für seinen Herrn. Am ersten wußte noch der Jude Lippold Geld herbeizuschaffen, der daher große Gunst und das Amt eines Kammerdieners, Münzmeisters und Obersten der Judenschaft, freilich aber auch den Haß seiner, wie er für Geld wieder aufgenommenen Glaubensbrüder gewann; denn er mißbrauchte seine Stellung zu allerlei Erpressungen. Zuletzt mußten doch immer wieder die Stände aus der Not helfen. Dadurch geriet der Kurfürst in große Abhängigkeit von ihnen; er mußte versprechen, „keine wichtige Sache, daran das Gedeihen oder Verderben des Landes gelegen, ohne Vorwissen und Rat der Stände zu beschließen“; er mußte den Ständen sogar das Recht erteilen, selber die Steuern einzuziehen und zu verwalten, damit die Gelder wirklich zur Tilgung der Landesschulden verwandt würden. Dennoch fand der Nachfolger noch eine Schuldenmasse von 2 600 000 Thalern vor!

Markgraf Johann von Küstrin wirtschaftete anders; bis an seinen Tod war er ein Muster von Ordnungsliebe und Sparsamkeit, von Mäßigkeit und

*) Vgl. M. Freiherr v. Buttlar, Das tägl. Leben an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrh., Zschr. f. Kulturgesch., Weimar 1896, Bd. IV. und Forsch. 1897, IX. S. 590.

Schlichtheit. Neue Landstraßen und Brücken, Wasserleitungen und Fabriken, die Festungswerke von Küstrin und Peitz wurden von ihm erbaut. Die Vogteien in der Neumark, die von den Hohenzollern (seit 1455) wieder hergestellt, ihre Bedeutung mit der Zeit verloren hatten, beseitigte er ganz.*) Im Jahre 1555 kaufte er zwei Herrschaften — Storkow und Beeskow — und hinterließ gleichwohl einen beträchtlichen Schatz baren Geldes (man sagt gar 24 Wispel alter Düttchen oder etwa 14 Millionen Mark). Man hat ihn Johannes Ökonomus genannt; er verdiente das Lob. Doch giebt es auch starke Schatten in seinem Charakterbilde. Denn auch Unrühmliches wird von ihm berichtet, Beispiele von Habsucht und Gemütshärte. Die Güter des Johanniterordens in der Neumark reizten seine Begierde; im Streit darüber mit den Johannitern von Sonnenburg ließ er deren Hauptmann foltern, woran derselbe starb, und den Ordensmeister, der seine Stimme dagegen erhob, enthaupten. Einer solchen Unbill wäre Joachim hinwieder nicht fähig gewesen. Auch ließ er sich bei seinen Handlungen durch die Berechnungen der Astrologen beeinflussen, wie der übereilte Rücktritt von dem gegen den Kaiser gerichteten Bunde (Oktober 1551) beweist.**)

Die beiden Brüder starben kurz nacheinander, Joachim (66 Jahre alt) am 3., Johann am 13. Januar 1571. Im Volke lebt des letzteren Andenken als das eines Zauberkünstlers fort; ein reicher Sagenkreis hat sich um seine Person gesponnen. Da er keinen Sohn hinterließ, so wurden die Marken wieder vereinigt; sie sind seitdem nicht mehr getrennt worden.

Johann Georg.

Es war ein hartes Gericht, das nun nach Joachims Tode über die lockeren Vögel am Hofe erging; denn der neue Herr, Johann Georg, fast in keinem Stück dem Vater, in vielen, besonders in Rauheit, Ordnungsliebe und Sparsamkeit, dem Oheim gleich, rächte des Vaters Schwächen schwer an dessen Günstlingen. Vor allem mußte Lippold büßen. In einem Streite mit seiner Frau war er von dieser der Zauberei bezichtigt worden; daraufhin wurde er verhaftet, gestand auf der Folter, scheint auch wirklich zauberische Bräuche des damaligen Aberglaubens geübt zu haben und wurde auf grausame Weise hingerichtet. Der Haß, den sich dieser Wucherer zugezogen, traf aber auch seine Glaubensgenossen; die ganze Judenschaft wurde wieder aus dem Lande gejagt, und dann (1573) ein Gesetz gegeben, welches die Ansiedelung von Juden in der Mark fortan untersagte. Übel erging es auch der „schönen Gießerin"; sie kam auf die Festung Spandau, wo sie auch als Gefangene starb. Selbst der

*) Vgl. van Nießen, Vögte und Vogteien in der Neumark, Vortrag gehalten im Verein f. d. Gesch. d. Neumark, zu Küstrin am 27. November 1892, Forsch. 1893, VI. S. 268.

**) P. Schwartz, Die Politik des Markgrafen Johann von Küstrin unter dem Einfluß der Astrologie, in den Schriften des Ver. f. Gesch. d. Neumark, Heft II., Landsberg a. W. 1894.

hochverdiente Thomas Matthias ward in Untersuchung gezogen; man fand aber nicht 10 Gulden baren Geldes bei ihm, und als er starb, hinterließ dieser mehr als rechtschaffene Finanzminister nicht soviel, daß er davon konnte anständig begraben werden. Den trefflichen Kanzler seines Vaters Lampert Distelmeier behielt Johann Georg bei. Jener starb 1587 und es folgte ihm dann im Kanzleramte sein gleich tüchtiger Sohn Christian Distelmeier (bis 1598).*)

Löblich waren Johann Georgs Bemühungen, die vom Vater überkommenen Schulden zu tilgen. Er hatte lange Jahre daran zu arbeiten und mußte den Ständen große Opfer abfordern; doch gelang es ihm, weil das Land die erhöhten Steuern gar wohl tragen konnte. Die Mittel desselben mehrten sich besonders auch durch die Einwanderung reformierter Niederländer, die, vor der Glaubenstyrannei Philipps II. von Spanien geflüchtet, sich teils als Ackerbauer in den Flußniederungen, teils und häufiger als Gewerbtreibende in den Städten niederließen und den Kunstfleiß nicht wenig förderten. Manches neue Gewerbe kam damals in der Mark in Aufnahme, manches alte ging zurück, wie denn namentlich der Weinbau hie und da anfing von der Branntweinbrennerei verdrängt zu werden. Im ganzen war der Aufschwung der Industrie erheblich, und der allgemeine Wohlstand stieg. Es erschien denn auch schon 1580 wieder ein neues Luxusgesetz, das sich freilich nur gegen den Aufwand der Städter richtete. Dieselben wurden nach Geschäft und Vermögen in vier Klassen geteilt: zum ersten Stande gehörten hiernach die Doktoren, Pröpste, Bürgermeister, Ratsmänner, Schöppen und der alte Stadtadel, zum zweiten die Viergewerke und wohlhabenden Bürger, zum dritten die gemeinen Bürger, zum vierten die Tagelöhner und Dienstboten. Sie alle erhielten genaue und sehr kleinliche Vorschriften, wie sie sich kleiden sollten, und wie viel sie bei Festlichkeiten verthun dürften.

Es sind jedoch auch manche dauernde Erfolge aus dieser Regierung zu melden: die Stiftung des Berlinischen-Gymnasiums zum grauen Kloster 1574, wo des Kurfürsten Leibarzt und Hofalchymist Leonhard Thurneysser**) zugleich eine Buchdruckerei errichtete; die Vollendung des kurfürstlichen Schlosses in Berlin, das dann wie ein Zeitgenosse sagt, in Deutschland seines gleichen nicht hatte; die Befestigung Driesens, sowie der Ausbau der Festungswerke von Spandau, Küstrin und Peitz durch den berühmten Baumeister Graf Rochus v. Lynar; in der auswärtigen Politik 1594 die Erwerbung wichtiger Erbansprüche durch die Vermählung des Prinzen Johann Sigismund, Enkels des Kurfürsten, mit Anna, der ältesten Tochter des Herzogs Albrecht von Preußen und Nichte des Herzogs von Jülich-Kleve-Berg; in kirchlicher Hinsicht die Visitations- und Konsistorial-Ordnung vom Jahre 1573, nach welcher ein General-Superintendent alle zehn Jahre, und die Kirchen-Inspektoren alljährlich den Zustand des märkischen Kirchenwesens untersuchen sollten. Weniger heilsam war der

*) A. Stolzel. a. a. O., S. 189 ff.

**) R. Stichler Ein Schweizer am Kurbrand. Vor dreihundert Jahren. Schweiz. Rundschau, her. von F. Vetter. 2. Jahrg., Zürich 1892.

Anteil, den Johann Georg an dem Zustandekommen der „Eintrachtsformel“ hatte. Diese wichtige Bekenntnisschrift, die von sächsischen und brandenburgischen Geistlichen, eifrigsten Anhängern der streng lutherischen Richtung, im Kloster Berge 1577 festgestellt worden war und nebst der „Augsburger Konfession“ zu den sogenannten symbolischen oder Grundbüchern der lutherischen Kirche gehört (eingeführt im Jahre 1580), wirkte freilich alles andere eher als das, was ihr Name versprach. Denn der Kurfürst band seine Geistlichkeit nun streng an jedes Wort, das sie enthielt. Er teilte den Fehler der Zeit, die religiöse Unduldsamkeit. Die Reinheit des lutherischen Lehrbegriffs zu bewahren, schien bei weitem die wichtigste Aufgabe der Kirche; aber man wollte lutherischer sein als Luther selbst und verfiel in denselben blinden Autoritätsglauben, den man den Römischen vorwarf. Zugleich artete der Zwist mit den Anhängern des zwingli-kalvinistischen Protestantismus in wütende Feindschaft aus; man war im lutherischen Norden und Osten Deutschlands fast ebenso eifrig bedacht, die Meinungen der Reformierten, die im Südwesten herrschten, auszuschließen, als sich gegen das Eindringen katholisierender Bestrebungen zu verwahren. Das religiöse Vorurteil, das übrigens bei sämtlichen Sekten gleich stark war, verwarf zuweilen auch Dinge, deren Güte sonst gar nicht geleugnet werden konnte, wie denn z. B. die Protestanten sich über ein Jahrhundert lang geweigert haben, Gregors XIII. Kalenderverbesserung (vom Jahre 1582) anzunehmen. Die Päpstlichen ihrerseits stemmten sich mit Macht und länger als die bibelgläubigen Evangelischen gegen die Verbreitung der astronomischen Lehre des Kopernikus, weil sie Grund hatten, darin eine Ketzerei zu wittern. Es ist fraglich, auf welcher Seite, ob bei Rom, Genf oder Wittenberg, damals die größte Unduldsamkeit herrschte.

Joachim Friedrich.

Bei Johann Georgs Tode (8. Januar 1598) stand sein Sohn und Nachfolger Joachim Friedrich schon im reifsten Mannesalter; er zählte 52 Jahre. Auch sein Vater war längst über die Jugend hinaus, war 45 Jahre alt gewesen, als er den Thron bestieg. Aber das Alter, das jenen einst noch schroffer machte, gab Joachim Friedrichs maßvollem Wesen nur größere Milde. Er gewann sich rasch die Achtung der Märker; sie schätzten seine Einsicht, Mäßigung, Gerechtigkeitsliebe, sie bewunderten die ungemeine Umsicht und Festigkeit in Verwaltungssachen und die genaue Kenntnis der auswärtigen Staatsverhältnisse, die er sich bereits als Verweser des Erzbistums Magdeburg (seit 1566) angeeignet hatte. Noch beliebter war seine Gemahlin Katharina, die Tochter des Markgrafen Johann von Küstrin, dem sie an Wirtschaftlichkeit ähnelte. Von ihrer frommen Wohlthätigkeit bewahrt Berlin noch heute ein Andenken: die Schloßapotheke, die sie von dem Ertrag ihrer selbstbewirtschafteten Meierei gestiftet, um armen Kranken unentgeltlich Arzenei zu liefern. Wie Vater und Mutter waltete die neue Herrschaft im Lande. Doch hatte Joachim Friedrich

viel Mühe, ehe er den Staat ungeteilt überkam. Sein Vater war schwach genug gewesen, seinem ältesten Sohn aus dritter Ehe, Christian, die Neumark zu vermachen, und die Stände, deren Entscheidung der neue Kurfürst anrief, lehnten es ab, sich in den Familienzwist zu mischen. So schien nichts übrig zu bleiben, als daß Joachim Friedrich die Ansprüche seiner Stiefbrüder auf den Besitz eines Landesteiles, wie er auch sofort gethan, in Zukunft einfach abwies. Da trat der Vetter des Kurfürsten, der alte Markgraf Georg Friedrich von Ansbach und Bayreuth vermittelnd ein. Er war kinderlos und sein Besitz bedeutend. Außer Ansbach und Bayreuth gehörte ihm auch das schlesische Herzogtum Jägerndorf, welches sein Vater Georg 1523 gekauft und dann noch durch die Herrschaften Beuthen und Oderberg vergrößert hatte. Er schlug vor, sein Nachlaß solle zum Ausgleich dienen; der Kurfürst war es zufrieden. So schlossen die Bevollmächtigten der beiden denn einen Vertrag (zu Gera 1598), nach welchem dereinst von Georg Friedrichs Erbe nur Jägerndorf an den Kurfürsten, die fränkischen Fürstentümer aber an dessen Stiefbrüder fallen sollten. Zugleich wurde die Unteilbarkeit des Kurfürstentums und ausdrücklich auch noch die Erbfolge nach dem Recht der Erstgeburt als Grundgesetz desselben festgestellt. Nach dem Tode Georg Friedrichs 1603 trat dieser „Geraer Hausvertrag“ zur Befriedigung aller Teile in Kraft. Prinz Christian erhielt durch das Los das Fürstentum Bayreuth, sein jüngerer Bruder Joachim Ernst das Fürstentum Ansbach. Das Herzogtum Jägerndorf (nebst Beuthen und Oderberg) gab der Kurfürst im Jahre 1607 seinem jüngeren Sohne Johann Georg; falls die Nachkommen desselben ausstürben, sollte es an Kurbrandenburg zurückfallen.

Bald darauf erwarb Joachim Friedrich einen neuen Rechtstitel für die preußische und klevische Erbschaft, indem er sich, seit 1603 Witwer, mit Eleonore, der jüngeren Tochter Herzog Albrecht Friedrichs von Preußen vermählte, worauf er, von den märkischen Ständen mit Geld dazu versehen, den König und den Reichsrat von Polen bewog, ihn 1605 zum Vormund seines Schwiegervaters, welcher gemütskrank war, und zum Statthalter in Preußen zu ernennen.

Die Ausdehnung der Staatsinteressen über so entlegene Gebiete vermehrte den Umfang der landesherrlichen Geschäfte schon sehr wesentlich; aber auch in der inneren Verwaltung wuchs die Geschäftslast, zumal nachdem nun (seit 1598) auch die Landesbistümer Havelberg, Brandenburg und Lebus, ganz und gar eingezogen und mit der Mark vereinigt worden waren und die Angelegenheiten betreffend Preußen, Jülich und Jägerndorf geordnet werden mußten. Überhaupt aber wurde jetzt das Regieren mehr eine Kunst, welche genaue Sachkenntnis aller Verhältnisse des bürgerlichen Lebens erforderte. Wie viel leichter hatte es der Fürst im Mittelalter! Die kirchliche Verwaltung ging ihn nichts an; das Kriegswesen war sehr einfach, der Fürst hatte im Grunde nur die Führung der Truppen zu übernehmen, welche seine Vasallen und Städte für ihn aufbrachten; die Finanzen machten ihm noch die meiste

Mühe, doch konnte er leichter als jetzt von der Hand in den Mund leben, in die besonderen Angelegenheiten der Gemeinden und einzelnen Städte sich zu mengen, war nicht seines Amtes. Diese Selbstverwaltung des Volks, für den Fürsten so bequem wie für die Selbständigkeit der Unterthanen notwendig, hörte jetzt allmählich auf. Denn nachdem die bevorrechtigten Stände, der Adel, der reiche Bürgerstand, die Geistlichkeit einer nach dem andern ihre Macht auf Kosten der Masse des Volkes gemißbraucht hatten, war dem Fürsten mit der Gewalt zugleich die Pflicht zugefallen, was jene vordem, jeder in seinem Kreise, zum besten des Ganzen gethan hatten oder hätten thun sollen, nun selber zu leisten. Durch die Reformation oberster Bischof geworden, sollte er die Lehre und das Leben der Geistlichen, den Zustand der Schulen, die Verwaltung der kirchlichen Stiftungen beaufsichtigen. Die Veränderungen im Kriegswesen und in der Rechtspflege ferner nötigten ihn nicht bloß, eine Menge neuer Geschäfte und Ämter zu übernehmen oder zu verteilen, sondern auch, was das Schwierigste war, in das Steuerwesen Plan und Regel zu bringen und es vor allem sehr viel ergiebiger zu machen, damit für die mancherlei neuen Ausgaben immer das nötige Geld vorhanden sei. Um aber die Steuerkraft des Landes in entsprechendem Maße zu erhöhen, mußte sich der Fürst fortan mehr als bisher um den wirtschaftlichen Zustand seiner Unterthanen bekümmern; er mußte suchen durch eigene Verordnungen und Maßregeln dem Ackerbau, den Gewerben, dem Handel zu nützen. So häuften und entwickelten sich die Geschäfte und konnten selbst unter dem Beirat sachkundiger Männer nur dann zweckmäßig behandelt werden, wenn diese Berater nicht bloß in einzelnen Fällen, wie bisher wohl, sondern dauernd ihre Hilfe liehen.

Diese Erwägungen bestimmten den Kurfürsten Joachim Friedrich für die brandenburgischen Lande einen „Geheimen-Rat" zu errichten (13. Dezember 1604). Das neue Kollegium hatte die Bearbeitung aller Staatsangelegenheiten mit Ausnahme des Kirchenwesens, das unter der Aufsicht des kurfürstlichen Oberkonsistoriums blieb, der Rechtspflege, die das Hof- und Kammergericht, und der Lehnssachen, welche die Lehnskanzlei behielt; es führte auch die Oberaufsicht über die Landes-Hauptleute, die in den Provinzen, über die Vögte, die in kleineren Bezirken die landesherrlichen Rechte und Obliegenheiten bisher fast wie Statthalter verwaltet hatten. Die Mitglieder dieser Behörde — neun an der Zahl —, waren meist gelehrte Staatsmänner und ohne Rangunterschied dem Adel und dem Bürgerstande entnommen, und zwar nicht, wie es Johann Georg bei Besetzung von Ämtern gethan, fast ausschließlich dem brandenburgischen, sondern es waren im Gegenteil lauter Personen aus anderen Landesteilen (Graf Schlick, v. Löben, v. Bylandt, Fabian v. Dohna u. a.). Sie wurden auf Lebenszeit angestellt und hatten eine feste Besoldung, die teils in Geld, teils in freier Kost, Kleidung, Wohnung und Naturallieferungen bestand. Sie versammelten sich wöchentlich zweimal im kurfürstlichen Schlosse zu Berlin; den Vorsitz hatte der „Oberstkämmerer," den Vortrag der zu beratenden Gegenstände der Staatskanzler; bei der Abstimmung, deren Ergebnis der Kurfürst zu bestätigen pflegte, galt die Mehrheit. Die

Thätigkeit des Geheimen-Rates war aber stets nur eine beratende; die Entscheidung lag ausschließlich in den Händen des Kurfürsten. Dieser brandenburgische Geheime-Rat ist aber nicht der Anfang des preußischen Beamtentums zu nennen; er ist nicht eine erste Bresche in das ständische System, eine vom Verfasser der Geheimerats-Ordnung bewußt gewollte „fundamentale Umwälzung des ganzen bisherigen Verwaltungssystems". Vielmehr ist der Geheime-Rat nur geschaffen, wie es im Eingange der Geheimerats-Ordnung heißt, für „ganz hochangelegene beschwerliche Sachen, besonders die Preußische, Jülichsche, Straßburgische und Jägerndorfische, und außer diesen bemeldeten auch für andere dergleichen geheime und angelegene Sachen". Doch bereits im Jahre 1608 (beim Tode Joachim Friedrichs) war der Geheime-Rat mit der teilweisen Lösung der Hauptaufgaben, für die er zunächst geschaffen, fast gänzlich zerfallen und schwand in den nächsten Jahren noch mehr dahin*). Daneben behielt der Kanzler als oberster Rat, gewissermaßen als Premierminister, noch einen großen Wirkungskreis, wie er denn namentlich die Rechtspflege und die Landtags-Verhandlungen leitete. Zu diesem höchsten Staatsamte berief der Kurfürst gern einen Doktor der Rechte, und da noch nicht viele Adlige sich den Studien zuwandten, so war in den ersten Zeiten gewöhnlich ein Bürgerlicher Kanzler.

Bei der Ordnung des höheren Beamtentums vergaß Joachim Friedrich nicht, dessen Pflanzstätten zu vermehren; er gründete 1607 zu Joachimsthal bei dem Jagdschloß Grimnitz ein Gymnasium, das, reich mit Ländereien und Einkünften ausgestattet, 130 Schüler, teils vom Adel, teils aus dem Bürgerstande unentgeltlich erziehen sollte. Damit entledigt er sich zugleich gegen das Schulwesen einer Ehrenpflicht, welche seit der Einziehung der Kirchengüter einem jeden evangelischen Landesherrn oblag.

Große Thaten oder Ereignisse bezeichnen die Regierung dieses Fürsten nicht; sie war auch kurz, — denn er starb schon am 18. Juli 1608**) — aber es war doch durch ihn viel geschehen, um dem Nachfolger die großen Aufgaben zu erleichtern, die ihm das Wachstum des Staates nach Osten und Westen, zur Memel und zum Rhein, stellen mußte; denn da und dort standen bedeutende Erwerbungen ganz nahe bevor.

*) Vgl. A. Stölzel, Über die Errichtung des brandenburgischen Geheimen-Rates, und C. Bornhak, Die Bedeutung der Errichtung des brandenburgischen Geheimen Rates im Jahre 1604, Forsch. z. brand. u. preuß. Gesch., 1892, V. S. 85 ff. u. 1893, VI. S. 83 ff. — F. Holtze, Die Geheime Ratsordnung von 1604, ebenda V. S. 575 ff. und Schmoller, Über die Begründung des Brandenb. Geheimen Rates im Jahre 1604, Vortrag gehalten am 14. März 1894 im Ver. f. Gesch. d. Mark Brandenb., Forsch. 1894, VII. S. 575.

**) Vom Jahre 1600 an ist in diesem Buche durchweg die Zeitangabe nach der neuen, gregorianischen Kalenderrechnung erfolgt, die seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts nicht bloß in der ganzen romisch-katholischen Welt, sondern auch schon in einigen protestantischen Ländern z. B. in Preußen und Kleve, bestand. In Brandenburg wurde sie erst im Jahre 1700 eingeführt. Man hat also hier bei den Zeitvermerken des 17. Jahrhunderts, wenn man den alten Stil ermitteln will, zehn Tage abzuziehen.

Geschichte des Landes Preußen bis zu seiner Vereinigung mit Brandenburg.

In dem Küstenlande zwischen der unteren Weichsel und der Düna, das im Norden und Westen vom baltischen Meere, im Süden und Osten von einem Kranz von Sümpfen und Seen begrenzt wird, saß seit Urzeiten ein Volk littauischen Stammes, welches seit der Zeit Neros durch den Handel mit dem kostbaren Bernstein, den die See an seine Küste warf, namhaft wurde. Bis in das 1. und 2. nachchristliche Jahrhundert war die cimbrische Halbinsel die alleinige Bezugsquelle des Bernsteins für die Mittelmeervölker.*) Die Römer nannten jenes littauische Volk (seit Tacitus 90 n. Chr.) mit dem germanischen Namen, den sie von den dazwischen Wohnenden überkommen hatten, Ästier, d. i. Ostleute. Lange Zeit blieb, was Tacitus von den Ästiern angemerkt — daß sie einen Götterdienst übten, dessen Abzeichen auch bei den benachbarten Stämmen selbst im Kriege Achtung und Ehrfurcht fand, daß ihre Hauptwaffe die Holzkeule war, und daß sie mit großer Sorgfalt Ackerbau trieben — dieser kurze Bericht blieb Jahrhunderte hindurch das einzige, was die gebildete Welt über das Volk des Bernsteinlandes belehren konnte. Wenigstens ist keine Spur erhalten, daß der Bernsteinhandel den Alten an sicherer Kunde mehr vermittelt habe. Auch eine Gesandtschaft, welche die Ästier um das Jahr 500 nach Italien an den König der Ostgoten Theodorich schickten, verbreitete kaum neues Licht. Erst gegen Ende des neunten Jahrhunderts ist etwas Genaues über die „Ostleute" aufgezeichnet worden, und zwar von dem englischen Könige Alfred. Er schrieb nieder, was ihm ein gewisser Wulfstan aus eigner Anschauung über die Ästier und ihr Land erzählte. Dieser Reisende war (um das Jahr 880) von Hedaby (Schleswig) zu Schiff nach Truso gefahren, einem Handelsort am Drausensee bei dem jetzigen Dorfe Preußisch-Mark. Nachdem er von der Weichsel, dem frischen Haff (dem Estensee, wie er es nennt) und dem Elbing gesprochen, berichtet er über das Land und Volk daselbst folgendermaßen:

„Das Estenland ist sehr groß und hat sehr viele Burgen, und in jeder Burg ist ein König. Es giebt da sehr viel Honig und Fischfang. Der König und die reichsten Leute trinken Pferdemilch, die Unvermögenden und Sklaven trinken Met. Es ist sehr viel Streit unter ihnen. Bier wird bei den Esten nicht gebraut, aber Met giebt es da genug.

Es ist Sitte bei den Esten, daß, wenn jemand gestorben ist, er im Hause bei seinen Verwandten und Freunden einen auch wohl zwei Monate unverbrannt liegen bleibt, und zwar die Könige und die anderen Vornehmen um so länger, je größer ihr Reichtum ist, zuweilen ein halbes Jahr. Während dieser ganzen

*) R. Lohmeyer, Ist Preußen das Bernsteinland der Alten gewesen? Altpreuß. Monatsschrift 1872. — Olshausen, Zweite Mitteilung über den alten Bernsteinhandel und die Goldfunde, Ztschr. f. Ethnologie, 23. Jahrg., Berlin 1891.

Zeit nun bis zu dem Tage, da man die Leiche verbrennt, geht es mit Zechen und Spielen hoch her. Darauf an dem Tage, an welchem sie den Toten zum Scheiterhaufen bringen wollen, da teilen sie seine Habe, so viel davon nach dem Trinken und Spielen noch übrig ist, in fünf, sechs oder mehr Teile, je nach dem Betrage. Dann legt man diese Teile aus, den größten wenigstens eine Meile vom Hofe entfernt, den zweiten näher, dann den dritten, bis es alles auf die Weite einer Meile ausgelegt ist; der geringste Anteil muß an dem Hofe liegen, wo sich der Tote befindet. Sodann versammeln sich die Männer, welche die raschesten Rosse im Lande haben, wenigstens in fünf oder sechs Meilen Entfernung von dem ausgelegten Gute. Nun sprengen sie alle los, wobei der Reiter des schnellsten Pferdes zum ersten und größten Anteil gelangt, und so einer nach dem andern, bis alles genommen ist. Nachher reitet jeder mit dem Gewonnenen seines Weges und darf es behalten; deshalb sind dort die schnellen Pferde ungemein teuer. Ist so die Habe des Verstorbenen zerstreut, dann trägt man ihn hinaus und verbrennt ihn samt Waffen und Kleidern. Gewöhnlich geht in dieser Weise, durch das Trinken und Spielen und Wettreiten, das ganze Vermögen des Toten drauf.

Die Verbrennung der Leichen ist bei den Esten eine Pflicht; findet jemand ein unverbranntes menschliches Gebein, so muß man es teuer auslösen.

Die Esten verstehen die Kunst Kälte zu erzeugen; eben deshalb liegen dort die Toten so lange, ohne zu verwesen, weil um sie Kälte bewirkt wird. Setzt man den Esten Gefäße voll Bier oder Wasser hin, so können sie machen, daß jedes überfriert, es sei Sommer oder Winter."

Durch die Ostseefahrer wurden nun auch einige Stammnamen dieses baltischen Volkes bekannt; man hörte, die nördlicher, zwischen dem kurischen Haff und dem Kap Domesnäs hausenden Küstenleute hießen Kuren, die südlicher wohnenden, besonders die an der Pregelmündung hießen Semben oder Samländer. Seitdem kam die unbestimmte Bezeichnung Esten in Abgang und wurde auf ein weiter ostwärts hausendes Volk von ganz anderer Nationalität, auf die Finnen im heutigen Estland übertragen. Binnenwärts dagegen, nach Polen und Rußland, verbreitete sich für einen Teil dieser Balten, und besonders für die in Samland und am kurischen Haff wohnenden, der Name Prutten oder Pruzzen, ein Wort, dessen Bedeutung dunkel ist. Als später die Christenheit von Deutschland her zu einer planmäßigen Bekämpfung der baltischen Heiden schritt, wurde jener Name auf die gesamte Bevölkerung des Gebietes zwischen der Weichsel und der untern Memel, zwischen der Ostsee und Drewenz ausgedehnt.

Die Pruzzen, oder wie der Deutsche aussprach, die Preußen, zerfielen in eine Menge kleiner Stämme; man unterschied besonders elf Gaue: Kulm und Pomesanien am östlichen Weichselufer, Pogesanien, Warmien oder Ermland und Natangen am frischen Haff, Samland zwischen diesem und dem kurischen Haff, Nadrauen und Schalauen am kurischen Haff, Barten zwischen Aller und Angerapp, Sudauen und Galinden längs der masurischen Seen. Doch alle

dieſe Stämme glichen ſich in Sitte und Weiſe wie Brüder, obſchon ſie keine ſtaatliche Einheit bildeten.*)

Die alten Preußen waren, wie noch jetzt die Littauer bei Tilſit und Gumbinnen, tüchtige, kernige Menſchen von ſchlankem, ſtarkem Körperbau mit langen, blonden oder hellbraunen Haaren und blauen Augen. Dieſes kräftige Naturvolk hatte zu der Zeit, als es in das vollere Licht der Geſchichte trat, d. h. im Anfang des elften Jahrhunderts, ſchon eine gewiſſe Stufe der Geſittung erſtiegen, ja faſt eine höhere, als die war, welche die Deutſchen vor ihrer Bekehrung erreichten. Zwar auch die Preußen wohnten nur in Dörfern und auf Höfen, wo ſie als Viehzüchter und Ackerbauer dem fruchtbaren Boden zwiſchen den ungeheuren Wäldern und Sümpfen hinreichenden Ertrag abgewannen; auch ſie kannten keine höheren Genüſſe als Jagd, Krieg und Trinkgelage. Aber wie gewandt ihr Geiſt war, dafür zeugt ſchon das von ihnen erfundene vortreffliche Ackergerät, die „Zoche", ein Pflug, der noch jetzt in Oſtpreußen gebraucht wird. Überdies betrieben ſie außer manchen Gewerben (der Linnenweberei, der Schmiedekunſt und Töpferei) auch einen Handel an den Küſten, welcher beſonders am Drauſenſee und in dem bernſteinreichen Samland ungemein lebhaft war. Sie gingen auch ſelbſt zur See, um in den fremden Häfen, beſonders im ſchwediſchen Birka, für ihren Bernſtein und für ruſſiſches Pelzwerk deutſches Tuch und mancherlei metallene Geräte und Zierat einzutauſchen; vom Seeraub jedoch hielten ſie ſich fern. Selbſt das „Strandrecht" mißbrauchten ſie nicht, wie es doch die meiſten chriſtlichen Völker thaten; vielmehr halfen ſie uneigennützig den Schiffbrüchigen. Überhaupt bemerkt ein deutſcher Chroniſt des elften Jahrhunderts, „es könne viel Löbliches in ſeinen Sitten von dieſem Volke geſagt werden, wenngleich ihm freilich der Chriſtenglaube fehle". Thätigkeit galt bei den Preußen als eine rühmliche Tugend, Arbeitsſcheu als ſchändliches Laſter; man fand im ganzen Lande keinen Bettler. Gaſtfreundſchaft, Treue und Dankbarkeit waren heilige Pflichten, der Diebſtahl verachtet und wie Mord und Ehebruch mit Todesſtrafe belegt. Auch den Frohſinn und die gutmütige Heiterkeit, die menſchenfreundliche, mildthätige Art der Preußen rühmte das Ausland. Ihre Lebensweiſe war ſchlicht und einfach: die Kleidung des Mannes ein kurzer, enger Rock von weißer oder blauer Farbe und je nach dem Vermögen von Leinwand oder Tuch, um den Leib ein Ledergürtel, geſchmückt mit blanken Metallplatten oder buntem Zierat aus Bernſtein oder Thon; weite Beinkleider, lederne oder baſtene Schuhe; dazu im Winter Tierfelle über den Rock und eine Pelzmütze. Die Weiber trugen lange linnene Kleider von grauer Farbe und einen Mantel, die Unverheirateten einen Blumenkranz, die Frauen eine Haube. Ihr Putz beſtand in ausländiſchen Arm- und Halsbändern, Ringen, Ohrgehängen. Die Fremden ſagten wohl: „Der Preußen Gott iſt ihr Bauch"; und allerdings war luſtiges Zechen in Preußen ſehr be-

*) Vgl. K. Lohmeyer über die alten Preußen im 33. Jahrg. d. Preuß. Jahrb. 1874 und O. Hein, Altpreuß. Wirtſchaftsgeſch. bis z. Ordenszeit, Ztſchr. f. Ethnologie, 22. Jahrg., Berl. 1890.

liebt. Indeſſen welche Maſſen von Met und gegorener Stutenmilch hier auch vertilgt wurden, die chriſtlichen Deutſchen leiſteten in Bier und Wein das nämliche. Im Eſſen waren die Preußen doch immer mäßig. Ihre Koſt beſtand hauptſächlich aus Fleiſch, Brot und Milchſpeiſen.

Die preußiſche Sprache, die ſeit 280 Jahren ausgeſtorben und uns nur in einigen ſpät abgefaßten Wörterverzeichniſſen und in ein paar Überſetzungen des lutheriſchen Katechismus*) erhalten iſt, war eine Mundart des Littauiſchen; ſie hatte einen ſanften, milden Klang und in ihren Formen eine ſehr gefällige Beweglichkeit. Wie angenehm klingen z. B. die Mannsnamen Dygune, Nawalde, Aſtiot, Samile, Nautinge, Saleide, die Frauennamen Romeda, Namego. Die Schrift war, wie es ſcheint, unbekannt; man kam dem Gedächtnis in der Weiſe aller Naturvölker zu Hilfe, bediente ſich, um die Tage zu zählen, eines Kerbſtocks oder knüpfte Knoten an einen Riemen. Man rechnete übrigens nicht nach Wochen, ſondern nur nach Monden und Jahren; die Monate hießen nach den Naturerſcheinungen, z. B. Tauben-, Linden-, Getreide-, Laubfall-Monat.

Am wenigſten heimelte den germaniſchen Sinn das Verhältnis an, in welchem bei den alten Preußen die Frau zum Manne ſtand. Sie war nicht die berechtigte Genoſſin, ſondern die Dienerin ihres Gatten, dem Vater um ein beſtimmtes Maß Getreide oder für eine Anzahl Vieh abgekauft; denn die Kinder galten als deſſen unbedingtes Eigentum. Der Mann durfte ſo viele Frauen haben, als er ernähren konnte. Dennoch fehlte es der Ehe nicht an Würde; darauf deutete mancher poetiſche Brauch hin. Am Tage der Hochzeit verſammelte die Braut ihre Freundinnen und ſang mit ihnen ein Klagelied, daß ſie nun nicht mehr die Eltern warten und pflegen dürfe. Dann ſtieg ſie in den Wagen, den ihr der Bräutigam ſchickte, um zu ihm zu fahren; war ſie an der Grenze ſeines Hofes angelangt, ſo trat ihr ein Mann mit einem lodernden Feuerbrand und einem vollen Kruge entgegen. Dreimal umrannte er den Wagen, dann den Krug ihr reichend, rief er: „Wie ſonſt in deines Vaters Hauſe, ſo hüte nun das Feuer im Hauſe deines Gatten.“ Unter fröhlichen Ceremonien wurde ſie nun in das Haus und an den Herd, ihren künftigen Ehrenplatz, geführt, wo man ihr die Füße wuſch. Darauf wurde ſie mit verbundenen Augen und den Mund mit Honig benetzt an alle Thüren des Hauſes geführt und ſtieß eine jede mit dem Fuße auf, während die Begleiter ſie mit Sämereien aller Art beſtreuten und ihr zuriefen: „Halte feſt am Glauben unſerer Götter, ſo geben ſie dir alles.“ Es folgte ein heiteres Mahl mit Geſang und Tanz, wobei der Braut das lange Haar, die Zierde

*) Zur Probe ſei hier das Vaterunſer, wie es um 1560 lautete, mitgeteilt: **Tawa nuson kas tu essai en dangon. Swintints wirst twais emnes. Perēit twais ryks. Twais quaits audasin, kaigi en dangon tyt deigi no semien. Nuson deinennin geitien dais numans schan deinan. Be etwērpeis numas nusons auschautins, kai mes etwērpimai nusons auschautenikamans. Be ni weddeis mans en perbandāsnan. Schlait isrankeis mans esse wissan wargan.** Amen. Vgl. Neſſelmann, Sprache der alten Preußen, Berlin 1845 und desſelben Thesaurus linguae Prussicae, Berlin 1873.

der Jungfrau, abgeschnitten, und ihr Haupt mit einer bekränzten Haube bedeckt wurde.

Die Preußen, wie überhaupt die Balten littauischen Stammes, sahen in allem an Himmel und Erde, was ihren Verstand oder ihr Gefühl betroffen machte, etwas Göttliches; sie verehrten Sonne, Mond und Sterne, Donner und Blitz, hielten manche Bäume und ganze Haine, manche Quellen und Seen, die Schlangen und viele andere Tiere für heilig. Aber sie hatten das Göttliche in der Natur auch zu Personen gestaltet und beteten zu bestimmten Göttern vor deren Bildern. Ein geordnetes, uraltes Priesterwesen gab diesem Kultus feste Formen und übte von Preußen aus auch auf die verwandten Völker großen Einfluß. Der preußische Oberpriester, der „Kriwe", hatte unter den Heiden, die von Pommerellen bis Liefland und durch die weiten Gebiete Littauens hin wohnten, ein Ansehen, fast wie in der Christenheit der Papst. Sein Wohnsitz Romowe in der Landschaft Nadrauen war der Mittelpunkt dieser ganzen großen Glaubensgemeinschaft und zwischen Weichsel und Düna der heiligste Ort. Hier in Romowe (so berichtet die Sage) standen in drei Blenden, die in den dicken Stamm einer Eiche gehauen waren, die Bilder der drei Hauptgötter: Perkunos, der gewaltige Donnergott, einem zornigen Manne gleich, mit feuerfarbenem Gesicht und krausem Bart, das Haupt von Flammen und Blitzstrahlen umlodert; vor ihm brannte ein ewiges Feuer. Im Donner verkündete er dem Oberpriester, dem Kriwen, die Zukunft und seine Befehle. Rosse (seine Lieblingstiere), auch Gefangene wurden ihm zu Ehren geschlachtet; er spendete Kraft und Sieg. Neben ihm stand Patrimpos, der lächelnde, glückbringende Gott der Fruchtbarkeit und des Ackerbaues, wie ein schöner, blonder Jüngling anzuschauen, mit einem Ährenkranz im Haare. Ihm brannten als Opfer Getreidegarben und Weihrauch; sein heiliges Tier war die Schlange. Auf der andern Seite starrte Pakollos, der finstere Gott des Todes und Verderbens, eine Greisengestalt, mit totenbleichem Gesicht, langem, grauem Barte, den kahlen Scheitel mit einem weißen Tuche umwunden. Drei Totenköpfe, — eines Menschen, eines Pferdes, einer Kuh, — lagen vor seinem Bilde, die Zeichen seiner blutigen Opfer; denn Qual und Angst alles Lebendigen war seine Freude, und seinen Zorn versöhnte nur Blut. Von anderen göttlichen Wesen genoß Kurche, der nahrungspendende Gott, die meiste Verehrung; auch er wurde unter heiligen Bäumen angebetet. Das Ansehen der Götter gab auch ihren Priestern, den Waidelotten, die um ihre Heiligtümer wohnten, große Macht, die größte aber dem Kriwen, der, als Oberpriester und Oberrichter, von Romowe her seine Sprüche ergehen ließ, Orakel, die überall als göttliche Befehle galten.

Mit den Priestern teilten die Herrschaft über das Volk die Häuptlinge der einzelnen Gaue. Auf ihr Gebot war in Kriegszeiten jeder wehrhafte Mann verpflichtet, mit seinen Waffen — der Streitkeule, den Wurfkeulen, der steinernen Streitaxt oder, wie es später Sitte ward, mit Schwert und Spieß, Schild und Bogen — auf dem bezeichneten Sammelplatze zu erscheinen. Da

kamen meist sehr zahlreiche Heere zusammen; zumal das wohlbevölkerte Samland vermochte viele Tausend Reiter und Fußkämpfer zu stellen; aber auch die anderen Gaue brachten große Massen ins Feld. Freilich war dies Aufgebot eben nichts weiter als ein allgemeiner Landsturm, zu welchem ein jeder gehörte, der überhaupt nur eine Waffe tragen konnte. Zuweilen thaten sich einige, nie alle Gaue gegen einen gemeinsamen Feind zusammen. Durch zähe Tapferkeit erhielten sie sich dennoch frei und waren im Kampfe furchtbare Gegner, obwohl sie von eigentlicher Kriegskunst nichts verstanden. Ihr Auszug erfolgte unter heiligen Kriegsbannern, — Tüchern, die mit Bildern von Götzen und Tieren bemalt waren —; ihr Angriff geschah mit Kühnheit und List, die durch die Unwegsamkeit des sumpfigen, bewaldeten Landes unterstützt wurde. Oft siegten sie aus dem Hinterhalt oder durch verstellte Flucht. Am geschicktesten zeigten sie sich im Anlegen und Verteidigen fester Burgen. Das Land war bedeckt mit solchen Wehren, die, aus Holz erbaut, meist auf Anhöhen oder an Flüssen, Seen, Morästen lagen und von Wällen und Gräben umgeben waren. Zur Feier des Sieges brachte man den Göttern gern einen vornehmen Gefangenen zum Opfer dar; durchs Los gewählt, ward er in voller Kriegsrüstung auf ein gefesseltes Pferd gebunden, mit einem Scheiterhaufen umgeben und so verbrannt. Auch die übrigen Kriegsgefangenen behandelte man mit Grausamkeit. Denn durch lange Kriege mit Nachbarvölkern, besonders mit den Polen, durch Kriege, die meist in entsetzlichen Verwüstungszügen bestanden, war die ursprünglich friedliche und milde Gemütsart der Preußen gewaltthätig und hart geworden. Doch gegen Fremde, die als Gäste kamen, wie gegen Freunde und Stammgenossen blieb der Preuße menschenfreundlich und wohlwollend.

Wenn auch die Häuptlinge einen sehr bedeutenden und dauernden Einfluß auf das Volk ausübten, so war es doch keine Gewaltherrschaft; sie geboten über freie Leute und in wichtigen Angelegenheiten des Gaues entschied das Volk selber in seinen Versammlungen, bei denen freilich die Edeln, d. h. die von altersher durch Ansehen und Reichtum ausgezeichneten Geschlechter, eine gewichtigere Stimme hatten als der gemeine Mann. Der Reichtum bestand in großem Grundbesitz und Viehstand, schönen und schnellen Pferden, Jagdhunden, Jagdfalken; Geld war nicht üblich. Übrigens unternahm man kein wichtiges Geschäft, begann keinen Krieg, schloß keinen Frieden, ohne durch den Mund der Priester den göttlichen Willen erforscht zu haben; aber man gehorchte auch diesen nicht aus Zwang, sondern aus Frömmigkeit.

Was man vom Leben nach dem Tode glaubte, war vernünftig und heilsam; die Seelen der Guten kämen an einen Ort der Freude und des Genusses (den man sich allerdings rein sinnlich dachte); dort, im Rojus, bei den Göttern, würden sie alles wiederfinden, was ihnen hienieden lieb und teuer gewesen. Den Bösen war ein Ort der Qual und der Marter, Pekla, zum grauenvollen Wohnsitz bestimmt.

Dem Gestorbenen zu Ehren veranstaltete man ein feierliches Trauermahl. Mit weißen Kleidern geschmückt, ward die Leiche im Kreise der Freunde und

Verwandten auf einen Stuhl gesetzt, und jeder trank unter Wehklagen dem Toten zu, trug ihm auch Grüße an liebe Verstorbene auf. Dann gürtete man ihm ein Schwert um (eine weibliche Leiche erhielt statt dessen Nadel und Zwirn mit), legte ihn auf einen Wagen und fuhr nach dem Begräbnisplatze. Männer folgten zu Pferde, hieben mit ihren Waffen in die Luft, suchten auch durch lärmendes Geschrei die bösen Geister von der Bahre fern zu halten. Auf dem Begräbnisplatze war ein Erdhügel aufgeschüttet; am nördlichen Ende desselben befand sich ein viereckiges Grab, sorgsam mit großen, aufrecht gestellten Steinen ausgelegt, auch wohl mit bunten Kieseln gepflastert; am südlichen Ende ragte ein mächtiger Scheiterhaufen; auf diesen wurde die Leiche gelegt, neben sie des Verstorbenen Roß, Hund, Waffen, Geräte und mancherlei Kostbarkeit, dann alles in einer gewaltigen Feuerlohe verbrannt. Denn man meinte, das irdische Leben setze sich im Jenseits unter gleichen Verhältnissen und Beschäftigungen fort. Während die Flamme loderte, erhoben die Priester das Lob des Verstorbenen, rühmten seine Thaten, zumal was er im Kriege vollführt, und riefen begeistert: „Schon sehen wir ihn, im blitzenden Schmuck der Waffen, hoch zu Roß, den Jagdfalken auf der Faust, durch die Wolken zum Rojus emporziehen!“ — War nun der Scheiterhaufen verglüht, so sammelte man die Asche des Toten und that sie nebst Schmucksachen von Metall, Korallen oder Bernstein, auch Münzen, die man als Zierat vom Auslande eingetauscht, in eine thönerne Urne und setzte diese in dem Grabe bei, welches dann mit Steinen geschlossen und wie die Asche des Scheiterhaufens mit Erde bedeckt ward. So findet man noch heute Aschentöpfe, Waffen und allerlei Schmuck in der Erde als Denkmal an das alte Preußenvolk.

Viele Menschenalter hindurch hatte der Preuße in seinem Volkstum, seinem Glauben und seiner Freiheit ungefährdet gelebt, da geschah es, daß seine Nachbarn im Süden, die Polen, im neunten Jahrhundert zum Christentum bekehrt, gegen Ende des zehnten Jahrhunderts zu einer Art staatlicher Einheit gelangten. Seitdem versuchten sie, das preußische Heidenvolk teils mit der Gewalt des Wortes, teils mit den Waffen zu bekehren, zu unterjochen. Zuerst kam als christlicher Sendbote, unterstützt vom Polenherzog Boleslaw, der weiland prager Bischof Adalbert, ein Tscheche von Geburt, früher Woitek geheißen. Im Frühling 997, nachdem er bei Danzig gepredigt, segelte er auf einem polnischen Schiffe aus der Weichsel hinab ins frische Haff und nach der Pregelmündung. Hier wurde er von den Samländern anfangs freundlich aufgenommen, dann, weil er ihre Götter schmähte, als Beleidiger ihres Glaubens verjagt. In der Nähe des heutigen Fischhausen betrat er einen heiligen Hain; das wurde sein Verderben. Ein Haufen Eingeborner setzte dem Entweiher nach, ein Waidelotte stieß ihm mit seinem Speer die erste Wunde, die andern töteten ihn vollends. Adalbert starb mit dem gottergebenen Sinn und der Freudigkeit

eines Märtyrers; als solchen feiert ihn die römische Kirche, die ihn auch den „Apostel der Preußen“ und den Schutzheiligen des Landes nennt.*)

Nach ihm erschien (1008) mit größerem Geleit und Aufwand ein sächsischer Mönch Bruno aus Querfurt, den der Papst zum Erzbischof der östlichen Heiden ernannt hatte. Er gelangte bis tief ins Innere des Preußenlandes, wurde anfangs als Gast geehrt, dann als er die einheimische Religion angriff, gewarnt, und weil er nicht abließ, getötet. Ebenso wenig glückten die Kriegszüge, welche später von den Polen gegen Preußen veranstaltet wurden.

Die Bekehrung, die darauf nach langer Pause im Jahre 1209 der Cistercienser-Mönch Christian (aus dem 1178 gestifteten Kloster Oliva bei Danzig) teils von Pommern aus, teils mit Hilfe der Polen unternahm, war zwar anfangs nicht ohne Erfolg, so daß ihn der Papst (1212) sogar zum „Bischof von Preußen“ ernannte, aber sobald die Preußen gemerkt, daß ihnen mit der Taufe zugleich die Herrschaft der Polen gebracht werde, fielen sie 1224 mit einem großen Heere in das schon halb bekehrte Kulmerland und in das polnische Masovien ein, vertilgten wieder die Keime, die das Christentum unter ihnen getrieben, vernichteten dann in neuen Verheerungszügen auch den polnischen Ritterorden, welchen der Herzog Konrad von Masovien 1228 wider sie in Dobrin (jetzt Dobrzyn unterhalb Plock an der Weichsel) gestiftet, und drohten nun ihrerseits den planmäßigen Angriff durch immer fortgesetzte Raubkriege zu vergelten. Die Polen mußten es eingestehen, ihre Kraft reichte nicht aus, um das Preußenland zu unterwerfen; statt es zu erobern, vermochten sie nicht einmal die Grenzen des eigenen Gebietes recht zu beschützen. Sie übertrugen die Aufgabe, an der sie selbst gescheitert waren, einer andern Nation, derjenigen, die in der ganzen Christenheit den ersten Rang einnahm und dem Heidentum bereits so weite Lande abgerungen hatte, — der deutschen Nation. Wie erfolgreich kämpfen für das Kreuz eben jetzt die deutschen „Schwertbrüder“ in Liefland, die deutschen „Marianenritter“ noch vor kurzem im siebenbürgischen Burzenland! Ähnliches war von diesen für Preußen zu hoffen. Denn der Ruhm der tapfern und frommen Herren „des deutschen Hauses unserer lieben Frauen zu Jerusalem“ war groß; Weltliche und Geistliche wetteiferten, den erst seit wenigen Jahrzehnten bestehenden „deutschen“ Orden mit Gütern und Ehren zu beschenken und sein Hochmeister, der kluge Hermann von Salza, stand bei dem Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen, dessen vertraute Freundschaft er genoß, wie bei dem Papste in hohem Ansehen. Auch war die Aufnahme in diese Brüderschaft vielbegehrt; es gehörten zu ihr außer einer großen Schar von Laien und Geistlichen schon hunderte von Rittern. Dieser Orden sollte nun leisten, was der polnische nicht gekonnt. Schon im Jahre 1226 war vor dem Hochmeister zu Venedig eine Gesandtschaft aus Polen erschienen, die im Namen des bedrängten

*) Vgl. Der heilige Adalbert Patronatsblatt für die Diözese Ermland. 22. Jahrg. Braunsberg 1891.

Herzogs Konrad und des Bischofs Christian um Hilfe wider die heidnischen Preußen bat. Jetzt wurde das Gesuch dringender und mit annehmbareren Bedingungen erneut. Kaiser und Papst unterstützten die Bitte und schenkten dem Orden jenes ganze Heidenland, wenn er es erobere.*) Der Antrag wurde angenommen; die Kräfte und Erfahrungen des Ordens wandten sich nun diesem neuen Arbeitsfelde zu. Im Jahre 1229 trafen die ersten deutschen Ordensbrüder an der preußischen Grenze ein, erhob sich dort am linken Weichselufer ihre erste Burg, Vogelsang (gegenüber dem jetzigen Thorn); im Jahre darauf sandte Hermann von Salza die erste eigentliche Kriegsschar und in Hermann Balk den ersten „Landmeister" nach Preußen.

Das war ein anderer Feind, der jetzt gegen die Preußen herangezogen kam. Welche wunderbare Kraft beseelte ihn! Nur wahrhafte Begeisterung konnte ja zum Eintritt in den Orden bewegen, denn seine Gesetze waren streng, und den Aufzunehmenden erwartete ein Leben voll Entsagung und Mühsal. Ursprünglich aus einer Stiftung lübischer Kaufleute entstanden, die 1190 bei der Belagerung von Akkon in Palästina dort ein deutsches Hospital gründeten, hatte der deutsche Orden sich bald (1198) nach dem Vorbilde der Johanniter und Templer rittermäßig eingerichtet und nun nicht bloß kranke Pilger zu pflegen und fromme Wallfahrer zu beschützen, sondern auch mit dem Schwerte die Ungläubigen zu bekämpfen. Aber es waren nicht diese Aufgaben, was den meisten Opfermut erforderte; diese Ritterorden legten zugleich die Mönchspflichten auf: Armut, Gehorsam, Keuschheit das ganze Leben lang! Der ganze Mensch, Leib und Seele gehörte fortan dem Orden. Am Tage beim Krankenbett oder im Sattel und Gefecht; in der Nacht oft wieder zu gemeinsamem Gottesdienste; die Tracht ein schmuckloses schwarzes Gewand, darüber ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuz; als Nachtlager ein Strohsack nebst wollener Decke; die Speise einfach, oft kärglich — das war das Los des deutschen Rittermönchs. Aber die fromme Schwärmerei und ein erhabener Ehrgeiz verklärten es in den Augen der Edelsten zum erstrebenswerten, zum würdigsten Berufe. Und diese begeisterte Heldenschar war doch nur die bahnbrechende Vorhut zahlreicher Kreuzheere; dieser adeligen Auslese folgte die gewaltige Streit- und Arbeitskraft einer großen Nation; der deutsche Orden mußte siegen, denn er führte das deutsche Volk mit auf den Kampfplatz.

Kaum hatten die Ritter sich im südwestlichen Winkel Preußens festgesetzt und hier als Rückhalt für ihre Streifzüge die Burgen Thorn und Kulm**) angelegt, so strömten auch schon, auf die Kreuzpredigt der Kirche, aus Deutschland tausende von bewaffneten Pilgern herbei, in dem näheren Preußen sich denselben Himmelslohn zu verdienen, den sonst das ferne Palästina bot. Mit

*) Vgl. K. Lohmeyer, Kaiser Friedrichs II. goldene Bulle über Preußen und Kulmerland vom März 1226, Mitt. d. Inst. f. Österr. Geschichtsf., II. Ergänzungsband, Innsbruck 1888. — Forsch. 1891, IV. S. 641.

**) Vgl. Fr. Schulz, die Stadt Kulm im Mittelalter, Ztschr. d. Westpr. Geschichtsvereins, Danzig 1888.

ihnen wanderte eine Menge von deutschen Ansiedlern, besonders aus Sachsen und Westfalen, ein, die erst zum dauernden Besitztum machten, was die Ordensbrüder und Kreuzfahrer im raschen Waffengang eroberten. Wie in der Mark Brandenburg, so drang auch in Preußen mit dem deutschen Schwert und Kreuze der deutsche Pflug, mit dem Christentum das Deutschtum vor. Es verging kaum ein Jahr, und um die Burgen waren die Städte Thorn und Kulm entstanden (1232). Die deutsche Einwanderung in Schwung zu bringen, gab der Orden den Ansiedlern große Rechte und Freiheiten, die sogenannte „Kulmische Handfeste" (1233), eine Verfassung, die den Gemeinden das Recht erteilte, sich ihre Obrigkeiten selbst zu wählen, für den Orden als Landesherrn nur geringe Leistungen forderte und besonders im Gerichtswesen und Erbrecht den Bürgern große Vorteile gewährte.

Vom Kulmerlande aus, auf dessen Besitz der Polenherzog schließlich zu gunsten des deutschen Ordens verzichtete, ging nun die Eroberung weiter am rechten Weichselufer hinab und zugleich nach Osten in das innere Land. Jeder neue Schritt ward mit der Gründung einer Ordensburg und einer Ansiedlung bezeichnet, bekräftigt*). So knüpfte sich an den Bau Marienwerders (1233) die Unterjochung Pomesaniens; vier Jahre darauf an Elbings Mauern die Herrschaft über Pogesanien. Hier kam dem Orden die deutsche Volkskraft von einer neuen Seite, von der See, zu Hilfe. Die Lübecker, welche damals den Ostseehandel zu beherrschen anfingen, beeilten sich, um die Burg Elbing eine Stadt zu erbauen; denn am Elbingfluß, zwischen dem Drausensee und dem frischen Haff, war ja die Stätte eines uralten Handels. Immer wieder durch neue Kreuzheere, 1237 noch durch den Beitritt des Schwertbrüderordens verstärkt, konnte der Orden in den nächsten Jahren auch Warmien, Natangen, Barten unterwerfen. Aber er verdankte seine Erfolge nicht bloß sich und seinen Landsleuten, sondern zum großen Teil dem Umstande, daß die Preußen nicht ihre ganze Kraft aufboten: jeder Stamm hatte gewartet, bis die Reihe angegriffen zu werden an ihn kam; so waren die Vereinzelten der besseren Ausrüstung, der höheren Kriegskunst ihrer Feinde erlegen. Jetzt, als sie schon fast ihr halbes Land verloren sahen, begannen sie endlich nach einem gemeinsamen Plane zu handeln; die unterworfenen Stämme erhoben sich (1242) in Masse, während der Herzog Swantepolk von Hinterpommern, der längst die aufstrebende Macht des Ordens beneidete, diesen im Rücken anfiel. Jahre lang mußten die Deutschen mit den erbitterten Feinden ringen, oft schien ihr Untergang nahe. Selbst die Frauen der Ansiedler ergriffen nicht selten Schild und Schwert, um die Mauern der jungen Städte zu verteidigen, wie es mit großem Ruhme einmal die Kulmerinnen und die Elbingerinnen thaten.

Endlich siegte der Orden, zwang den Herzog zum Frieden (1248), die Ab-

*) E. Steinbrecht, Preußen z. Zeit d. Landmeister. Beiträge z. Baukunst d. deutschen Ritterordens. Berlin 1888. J. Sembrzycki, Westpreußische Schlösser im 16. Jahrh. Altp. Monatsschr., Bd. 28, Königsberg 1891.

gefallenen wieder zum Gehorsam (1253), und das Werk der Eroberung schritt von neuem vorwärts; zuerst über Galinden, dann, unterstützt durch ein Kreuzheer, das König Ottokar von Böhmen herbeigeführt, gegen Samland. Im Anfang des Jahres 1255 wurde dieser Gau bezwungen, und am Pregel erhob sich dann als Bollwerk des Deutschtums und des Christentums eine feste Burg Königsberg, bald eine Stadt.*) Auch die Samen mußten sich nun taufen lassen und dem Orden unterthan werden.

Aber das fremde Joch drückte bald unerträglich. Denn seit Hermann von Salzas und Hermann Balks Tode (1239) wurden die Neubekehrten von den Rittern nicht mehr mit weiser Milde, sondern fast wie Sklaven behandelt. Als daher im Jahre 1260 der Orden von den Littauern in der Schlacht an der Durbe eine große Niederlage erlitt, flog der Aufstand wie ein Lauffeuer durch das Land. In seinen Wäldern bei den heiligen Eichen versammelt, rief das preußische Volk wieder um Rettung zu seinen alten Göttern, wählte seine besten Männer zu Feldherren und erhob sich einmütig zum letzten Kampfe für seine Freiheit, seinen Glauben. Wunder der Tapferkeit geschahen auf beiden Seiten; doch fast überall siegte die Kraft des empörten Volkes; von Sieg zu Sieg über zerstörte Burgen, Kirchen, Städte führten die preußischen Fürsten, Glande der Same, Glappo der Warmier, Auktumo der Pogesane, Diwan der Barte und vor allem durch Klugheit und Mut aufragend der natangische Held Monte. Ihn hatten die Ritter vordem gefangen nach Deutschland geschickt und taufen lassen. Heimgekehrt sah er das Elend seiner Brüder, und aus dem christlichen Henricus (Herkus) wurde wieder der Preuße Monte. Jetzt suchte er deutscher Kriegskunst mit ähnlichen Mitteln zu begegnen. Aber die tausende, die unter dem Ordensbanner starben, wurden immer durch neue Kreuzfahrer ersetzt, während sich das Preußenvolk im langen Vernichtungskampf verblutete. Einer nach dem andern fielen seine Führer, zuletzt auch Herkus Monte; die Landschaften verödeten, die Heiligtümer sanken in Asche oder wurden nach Littauen geflüchtet, wo ein neues, doch weniger ehrwürdiges Romowe entstand — dorthin reichte der Fremdling nicht. Aber in Preußen gewann er die Oberhand; er erstickte den Aufstand, eroberte 1275 Nadrauen, 1276 Schalauen, warf endlich 1283 auch den letzten freien Stamm, Sudauen, nieder. Sechs Jahre hatten sich die Sudauer, von dem edlen Helden Skumand geführt, zwischen ihren Sümpfen, Seen und Wäldern mannhaft gewehrt, dann, da Kampf nicht mehr retten konnte, ließ sich ein Teil taufen und in dem verwüsteten Samland ansiedeln, die Mehrzahl verschmähte das Joch und wanderte, wie so mancher andere Preuße, nach dem befreundeten Littauen aus, wo noch die alten Götter herrschten und die alte Freiheit.

Die Blutarbeit eines halben Jahrhunderts war beendet; über den Trümmern des Heidentums stand siegreich für immer das Kreuz. Es war doch

*) Vgl. C. Beckherrn, Gesch. der Befestigungen Königsbergs, Altp. Monatsschr., Bd. 27, Königsberg 1890.

kein sehr hartes Los, was die Besiegten traf. Viele unter den preußischen Edeln, namentlich die Witinge, vornehme, alte Grundbesitzer, besonders in Samland und am frischen Haff, die sich dem Orden rascher und leichter gefügt, behielten ihre volle Freiheit, durften ihr Gut als ganz freies Eigentum oder als kriegsdienstpflichtiges Ordenslehen besitzen. Die mit dem Schwert Unterworfenen, sowie die gemeinen Bauern mußten für ihren Besitz Abgaben zahlen, Handdienste leisten, namentlich bei den Burgbauten fronden und dem Ordensbanner als Fußkämpfer folgen, während die Edeln zu Pferde dienten. In den Dörfern, die der Orden für sich nahm, übte er durch Vögte auch die Gerichtsbarkeit aus; in denjenigen, die an Witinge überlassen wurden, verwalteten diese die Rechtspflege. Leibeigen wurde das Volk in Preußen so wenig wie in der Mark. Aber wie dort verlor es durch die Deutschen allmählich mit der Unabhängigkeit und dem Glauben auch seine Sprache und Sitte. Ja die Ritter gingen sogar planmäßig auf eine Ausrottung der preußischen Nationalität aus. Sie verboten dem Gesinde eines deutschen Herrn preußisch zu reden; sie gaben dem Volke nicht einmal der preußischen Sprache kundige Seelsorger. Es war ihnen jetzt schon mehr um regio als um religio, mehr um die Herrschaft als um den Glauben zu thun; sie fragten wenig danach, daß ihre Unterthanen bloße Namenchristen blieben und meistens heimlich in dem alten Heidentum verharrten. So hatten die deutschen Einwanderer alle Vorteile der Macht auch in geistiger Hinsicht, und das preußische Wesen verkam.

Die Verdeutschung des Landes ging übrigens auf sehr ähnliche Weise vor sich wie in der Mark: deutsche Unternehmer legten im Auftrage des Ordens auf wüstem Boden deutsche Dörfer an, erhielten in diesen ein Freigut nebst dem Schulzenamt, welches sie verpflichtete, von den Ansiedlern den Zins für den Orden, den Zehnten für die Kirche einzusammeln und im Dorfgericht den Vorsitz zu führen; sie hatten die Grundstücke bald an den Mann gebracht, weil der Boden fruchtbar war, und der deutsche Bauer nur mäßige Abgaben und Dienste zu leisten brauchte. Auch viele ritterbürtige Freie zogen aus Deutschland nach Preußen. Sie wurden dort vom Orden mit erheblichem Grundbesitz belehnt und hatten ihrem Lehnsherrn dafür innerhalb der Landesgrenzen Kriegsdienst zu leisten. Sie bildeten mit jenen Schulzen den Stand der großen Freien oder der „Kölmer", so genannt, weil ihr Gut ihnen nach kulmischem (magdeburger) Recht gegeben war, welches die Freiheit und Vererblichkeit des Eigentums gewährleistete. Ein kölmisches Gut maß durchschnittlich zehn Hufen*), und der Dienst dafür mußte zu Pferde und in ritterlicher Rüstung geleistet werden. Trotz dieser ritterlichen Ausrüstung galt der Dienst

*) Die kolmische Hufe hatte 60 kolmische Morgen, und der Morgen betrug etwa 25 Ar. Etwas kleiner als ein kolmisches Gut war ein Schulzenamt, nämlich 4 bis 10 Hufen. Ein deutsches Bauerngut maß 2 bis 4 Hufen, meistens ebensoviel das Gut eines preußischen Freien, halb so viel ein preußisches Bauerngut. S. Lothar Weber: Preußen vor 500 Jahren, Danzig 1878. S. 318 ff.

aber nicht als Lehn- oder Hofdienst, sondern als ein solcher in der Landwehr.*) Ebenso genossen die deutschen Städte, die in großer Zahl erbaut wurden, viel Gunst; der Orden erteilte den binnenländischen kulmisches oder magdeburger, den am Meere gelegenen lübisches Stadtrecht. Ihr Handel und Gewerbe blühte rasch auf; manche, wie Elbing, Kulm, Braunsberg, Königsberg, traten frühzeitig in den Hansebund. In kirchlicher Hinsicht zerfiel Preußen in vier Bistümer — Kulm, Pomesanien, Ermland, Samland — aber diese Stifter waren wie die Vasallen und Städte dem Orden unterthan. Die Landesherrschaft desselben beruhte auf den stärksten Rechtstiteln, die man damals kannte, auf der kaiserlichen und päpstlichen Schenkung und auf der Eroberung. Um so nachdrücklicher war seine Wirksamkeit. Wie gut er seine Aufgabe verstand, wo es sich um materielle Dinge handelte, das zeigte er auch in den Siegen, die er über die Natur des Landes gewann. Das weite Gebiet zwischen Weichsel, Nogat und Elbing war damals zum Teil voll ungeheuerer Sümpfe und bei Hochwasser fast gänzlich unzugänglich, mehr, wie es schien, für wilde Tiere, als für die Kultur geschaffen. Hierhin berief nun der Orden im Jahre 1288 niederländische und andere deutsche Ansiedler, die mit dem Kampf gegen das Wasser vertraut waren, gab ihnen viele preußische Bauern zu Hilfe, bestätigte die Deichverfassung, die sie unter sich errichteten, und hatte die Freude, zu sehen, wie nach sechsjähriger Arbeit ein großer Teil des Landes, das jetzt der große und kleine Werder heißt, trocken gelegt war. Hinter den Dämmen, die dem Eisgange Trotz boten, ward nun der üppige Marschboden urbar gemacht, und die Bauernschaften auf ihm waren bald weit und breit die reichsten.

Einen Teil seiner Kraft hatte der Orden bisher noch nach Palästina richten müssen, als aber im Jahre 1291 hier auch die letzte christliche Feste Akkon an die Türken verloren gegangen, und jede Hoffnung verschwunden war, das heilige Land wieder zu gewinnen, beschloß er, sich ganz und gar dem Kampf in den Ostseeländern, zumal gegen die Littauer, und der Regierung Preußens zu widmen. Im Jahre 1309 verlegte der Hochmeister — es war Siegfried von Feuchtwangen — seinen Sitz nach Marienburg; dort an der Nogat ragte nun des „Ordens Haupthaus", bald prachtvoll wie je ein Königsschloß, ein würdiger Schlußstein zum Bau dieses großartigen Ordensstaates.

Eben damals ward das Gebiet desselben durch eine höchst wichtige Erwerbung, durch die Besetzung des linken Ufers der unteren Weichsel erweitert. Dort, im östlichen Pommern, wohnte bis zur Persante hin der slawische Volksstamm der Kassuben, seit dem elften und zwölften Jahrhundert von den Polen bekehrt und diesen unterworfen, dann unter einheimischen Herzögen, deren Hauptsitz Danzig war. Nach dem Aussterben dieses Fürstengeschlechtes (1295) hatten jahrelang Polen, Pommern, Brandenburger um das Erbe gestritten,

*) Vgl. W. v. Brünneck, Zur Geschichte des Grundeigentums in Ost- und Westpreußen, I. Die kölmischen Güter, Berlin 1891.

zuletzt die Polen gegen den übermächtigen Markgrafen Waldemar die Hilfe des deutschen Ordens angerufen. Dieser vertrieb denn auch die Brandenburger von der Weichsel, bemächtigte sich dann aber selbst der Gebiete von Danzig, Dirschau, Schwetz — die seitdem den Gesamtnamen Pommerellen führten — und kaufte dem Markgrafen seine Ansprüche auf dieselben mit 12000 Mark Silbers ab, ließ diesen Kauf auch durch den deutschen Kaiser, als den obersten Lehnsherrn der Christenheit, bestätigen (1309).

Nachdem so der äußere Bestand des Ordensstaates abgerundet und befestigt war, erhielt nicht lange darauf auch dessen innere Verfassung eine neue und zweckmäßigere Gestalt. Sie war sonst aristokratisch gewesen; neben dem Hochmeister und dessen Stellvertreter in Preußen, dem Landmeister, sowie in Riga neben dem liefischen Landmeister hatten die hohen Ordensbeamten oder Gebietiger — nämlich der Großkomtur, der Land-Marschalk oder Feldherr, der oberste Spittler oder Aufseher der Krankenpflege, der Trapierer oder Kleidermeister, der Treßler oder Schatzmeister — einen weitgreifenden Einfluß, und auch die Befehlshaber der einzelnen Ordensburgen, die Komture, viel Macht gehabt. Das sollte anders werden, als im Jahre 1324 Bruder Werner von Orsele Hochmeister wurde. Er gab dem Orden neue Statuten*) und setzte sie 1329 durch, welche den Brüdern nicht bloß die alte Zucht und Strenge des Lebens einschärften, ohne die das edle kriegerische und religiöse Wesen des Ordens schwerlich bestehen konnte, sondern auch jene Ordensämter den gesteigerten Bedürfnissen, den größeren Verhältnissen des Staates besser anpaßten, indem sie ihn zu einer Monarchie machten. Aber diese Monarchie war eine gemäßigte, die Gewalt des Großmeisters fortan so groß, daß er stets den Gehorsam aller Ritter zum Wohle des Ganzen erzwingen konnte, und doch der Verantwortlichkeit gegen das Generalkapitel (gegen die Versammlung aller Gebietiger) nicht so weit entledigt, daß er vermocht hätte, das Ganze zu beschädigen. Der wackere Werner von Orsele konnte sich seiner neuen Einrichtungen nicht lange erfreuen. Ein liederlicher junger Ordensritter, Johann von Endorf, voll Wut über das straffe Regiment des neuen Hochmeisters, stach ihn am Eingang seiner Hauskapelle nieder (18. November 1330). Seine Verordnungen blieben jedoch bestehen, und so ward der Orden befähigt, ein Regiment zu führen, wie es in solcher Weisheit und Kraft damals nirgend anderswo zu spüren war. Unter seinem Zepter konnten weder Selbsthilfe, Faustrecht, Fehdewesen, noch die Ausgeburten wilder Glaubenswut, die blutigen Ketzergerichte, konnte keine dieser Geißeln des Mittelalters aufkommen. Der einzige, freilich sehr dunkle Flecken an der Regierung des Ordens war das Unrecht, welches er durch gänzliche Vernachlässigung der geistigen Interessen seiner preußisch redenden Unterthanen beging. Er sorgte väterlich nur für die Deutschen. Was er diesem großen und herrschenden Teile der Bevölkerung leistete, war bewundernswert; 80 Städte und 1400 Dörfer hat er ihm gegründet, und

*) M. Perlbach, die Statuten des deutschen Ordens, Halle 1890.

die Besitz- und Rechtsverhältnisse in ihnen wußte er so weise zu gestalten, daß diese Gründungen gedeihen mußten. Hier gab es keinen bevorrechteten Adelstand und keinen überwuchernden Großgrundbesitz, sondern einen zahlreichen freien und behäbigen Mittelstand, der neun Zehntel der Äcker inne hatte. Sicher vor inneren Feinden baute hier der Landmann sein Feld, trieb der Städter sein Gewerbe; die Kriege wurden an den Grenzen oder in Feindesland geführt. Fast alljährlich, wenn der Winter die Sümpfe und Wasserläufe an der Grenze gangbarer gemacht, zog von Ragnit oder einer anderen Grenzfestung aus der Marschalk oder ein Komtur mit einem Heere durch die Waldwildnis hinüber nach Littauen zum Kampf gegen die Heiden. Fast eben so oft freilich brachen die Littauer über die Memel ins Preußische herein mit Raub, Mord und Brand. Doch ließ der Orden sie selten weit kommen, denn seine Streitmacht war groß und wohlgeordnet. Den Kern derselben bildeten die Ordensritter selbst; ihre Zahl betrug damals im ganzen etwa 1200; dazu kamen dann die Knappen und Knechte. Für gewöhnlich wurden zu den „Kriegsreisen“ des Ordens außer den Besatzungen der Grenzburgen die „Maien“ (Mannschaften) der benachbarten Städte und die Lehensleute, „Ritter und Knechte“, der Gegend aufgeboten; aber fast immer standen auch Scharen freiwilliger Kreuzfahrer zu Gebote. Diese „Gäste“ kamen nicht bloß aus Deutschland, sondern auch aus Frankreich, Großbritannien und den Niederlanden; zahlreich fanden sich unter ihnen auch sehr vornehme Ritter, Barone und Fürsten ein. Viele lockte die weltliche Ehre, vom Hochmeister auf littauischem Boden den Ritterschlag zu empfangen oder mit ihm am „Ehrentisch“ zu sitzen, den er nach des fabelhaften König Artus' Vorbild mit großem Pomp zuweilen abhielt. So brachte der Orden durch eigene und fremde Kraft nicht selten Heere von zwanzig- und dreißigtausend Mann zusammen.

Aber bei großer Sicherheit und Ordnung genoß der Unterthan im Ordensstaat zugleich ein damals ungewöhnliches Maß bürgerlicher Freiheit; er behielt sein altes deutsches Recht, seine Selbständigkeit und Wehrhaftigkeit. Und weil die Landesherrschaft wenig bedurfte, im Volke aber jeder die Früchte seines Fleißes für sich erntete, so konnten die Hochmeister sich rühmen, nirgends in Europa zahle man so wenig Steuern wie in Preußen. Sie konnten auch auf das stolz sein, was sie Neues zur Wohlfahrt ihres Reiches thaten, auf die vorteilhaften Handelsverbindungen, die sie mit dem Auslande anknüpften, auf die Förderung, die sie jeder nützlichen Thätigkeit zu teil werden ließen. Unter ihrem Schutze und durch die Verbindung mit der Hansa, der sich die Städte Danzig, Thorn, Kulm, Elbing, Braunsberg und Königsberg angeschlossen hatten, wurde der preußische Handel bald sehr beträchtlich. Die reichen Erträge des Landes an Getreide, Wachs, Honig, Bernstein (später auch Bauholz) gingen massenhaft nach dem Westen, besonders nach England und den Niederlanden; dafür holte man gewerbliche Erzeugnisse, Wein, Metalle, Scharlach, Leinwand, Salz. Die blühendste und mächtigste Stadt war schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Danzig, der Hauptstapelplatz des Weichselhandels und

Vorort des „preußischen Quartiers“ in der Hansa. Seit 1310 in unbestrittenem Besitz des Ordens, der sie nach dem Aussterben der slawischen Herzöge von Pommerellen teils mit Waffengewalt, teils durch Kauf erworben hatte, war sie durch starke Einwanderung deutscher, besonders lübecker Kaufleute und Handwerker rasch germanisiert worden; ihre günstige Lage half ihr dann, die anderen deutschen Städte weit zu überflügeln. Von dem Reichtum und Gemeinsinn der alten Danziger zeugt heute noch die berühmte „Pfarrkirche“ zu Sankt Marien, an der man 159 Jahre lang (von 1343—1502) gebaut hat, und der prächtige „Artushof“, ein Vereinshaus der Kaufherren, die um dieselbe Zeit unter sich die „Artusbrüderschaft“ zu Handelszwecken, aber auch zu kriegerischen Übungen gestiftet hatten.

Rings um die reichen Bürger saßen im Lande wohlhabende Bauern; denn der gutgestellte Landmann war auch ungemein betriebsam, baute selbst Wein sehr emsig und mit Erfolg. Behaupten doch Patrioten, daß der preußische Rebentrank einst selbst einem fränkischen Weinkenner soll gemundet haben! Zwar diese vom Klima so wenig begünstigte Kultur ging schon im fünfzehnten Jahrhundert wieder zu Grunde. Denn zu Anfang des Jahres 1437 erfroren alle Weingärten bei Mewe, Neuenburg, Schwetz, Kulm, Thorn, und sie wurden mit wenigen Ausnahmen nie wieder angebaut. Desto trefflicher aber gediehen alle anderen Zweige der Landwirtschaft, besonders der Getreidebau, die Bienenzucht und der erst vom Orden eingeführte Obstbau. Die Ernten an Weizen, die Erträge an Wachs und Obst waren oft überreich.

So blühte Preußen oder „Neu-Deutschland“, wie man es wohl genannt, wunderbar schön auf, zumal unter der Regierung seines größten, glorreichsten Hochmeisters, Winrichs von Kniprode (1351—82); es war sein goldenes Zeitalter, es war für den Orden zugleich die Zeit des glänzendsten Kriegsruhms. Denn damals (1370 am 17. Februar) lieferte er dem littauischen Großfürsten Olgert und Kinstutte, dem Teilfürsten von Samaiten, jene lange gefeierte Schlacht bei Rudau, wo im harten Kampfe der tapfere Ordensmarschall Henning Schindekopf fiel und endlich die „Maien“, der Sage nach von einem königsberger Schuster geführt, den Sieg entschieden. Jenes Kinstutte Sohn war Witowd, der bedeutendste Staatsmann, den Littauen gehabt hat.*) Weithin, von der Düna bis zum Dniepr, breitete sich damals eroberungslustig dieses kriegerische Volk der Littauer aus; Russen und Polen war es überlegen; aber vom deutschen Orden wurde es in heißen Kämpfen genötigt, an der Grenze der deutschen Pflanzung halt zu machen**). Doch auch welch eine Pflanzung! Dieser Ordensstaat war ja umfangreicher als manches berühmte Königreich, als England, Dänemark, Neapel, und mächtiger als

*) S. Smolka über Kinstutte und Jagiello in den Denkwürdigkeiten der Akad. d. Wiss. in Krakau, Bd. VII, S. 79 ff. — Vgl. auch den „Anzeiger“ d. Akademie, Krakau 1889, S. XVI ff.

**) Vgl. R. Krumbholtz, Samaiten u. der deutsche Orden bis zum Frieden am Melno-See. Königsberg 1890 — Forsch. 1891, IV, S. 642.

manches größere. Denn durch Kauf, wozu der ungemeine Wohlstand des Landes, obgleich es verhältnismäßig nur wenig besteuert wurde, die Mittel gab, waren Estland (1346 von den Dänen) und die Neumark (1402 vom Hause Luxemburg) erworben worden; mit den Waffen gewann der Orden die Insel Gotland (1398), nachdem seine Flotte die „Vitalienbrüder" besiegt, und sein Heer das Nest dieser Seeräuber Wisby erstürmt hatte. Und so umfaßte der Ordensstaat am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts ein Gebiet von fast 3000 Quadratmeilen mit etwa einer Million Einwohner. Davon war Preußen allein, welches unter der unmittelbaren Herrschaft des Hochmeisters stand, 1200 Quadratmeilen groß mit 730 000 Einwohnern und gewährte damals dem Orden an baren Einkünften und Naturallieferungen jährlich eine Einnahme von ungefähr einer Million Mark unseres Geldes, zu einer Zeit, wo die Kaufkraft des Geldes siebenmal so groß war als heute. Das übrige Gebiet im Nordosten verwaltete der Meister von Liefland; doch konnte der Hochmeister auch von dort im Notfalle Mittel beziehen. Kurz, der Ordensstaat, von der Oder bis zur Düna reichend, war auf dem Gipfel seiner Macht*).

Aber nun sank er; schon unterwühlten im Innern, bestürmten von außen den stolzen alten Bau überlegene neue Kräfte. Der äußere Feind nahm auf einmal eine andere und unendlich gefährlichere Gestalt an: die Littauer wurden (1386) von ihrem Großfürsten Jagiello, nachdem derselbe zum Christentume übergetreten war, ebenfalls zum Christentum bekehrt und mit Polen, dessen Erbin Hedwig er geheiratet, zu einem Reiche vereinigt. Damit war die ursprüngliche Aufgabe des Ordens beseitigt; sein Kampf mit den Nachbarn war nun kein Glaubenskampf mehr, der Kreuzfahrer herbeiziehen konnte. Der Feind dagegen war doppelt mächtig: er stand auf allen Punkten der weit gedehnten Landgrenze und drang eroberungslustig an; denn die Littauer hatten durch die Taufe ihre alte Plünderungslust nicht verloren, und die Polen, die längst mit Neid und Gier auf das herrliche Reich an der Ostsee sahen, hatten es bisher nur aus Ohnmacht unterlassen zu ernten, wo sie nicht gesäet. Aber jetzt besaßen sie ja an den Littauern so starke Helfer, und vor allem, dem Gegner wankte in seinem eigenen Hause der Boden unter den Füßen. Dies war in der That das Entscheidende. Der Orden hatte sich auch als regierende Macht überlebt. Im Laufe der Zeit war die alte Sittenstrenge der Brüder dem Wohlleben und Übermut gewichen; besonders hatten die „Gäste", die fahrenden Ritter, mit ihren wüsten Sitten die strenge Zucht des Ordens durch ihr Beispiel oder ihren Eintritt gelockert. Dazu kamen Parteiungen; die Franken, Bayern und Schwaben im Orden erbitterten durch Unverstand und Hochmut die Niederdeutschen. Kurz, der Orden verweltlichte; aber je lockerer die Zucht in ihm selber wurde, desto straffer hielt er das Volk im Zügel; den verblassenden Heiligenschein sollte ihm ein stärkerer Nimbus von irdischer Majestät ersetzen.

*) Vgl. H. Prutz, Rechnungen über Heinrich v. Derbys Preußenfahrten 1390 91 und 1392, Leipz. 1893.

Und da ihm, nachdem die Littauer Christen geworden, keine Kreuzfahrer mehr zu Gebote standen, er vielmehr jetzt, wie andere Machthaber, im Kriegsfalle Soldtruppen brauchte, so mußte er fortan weit mehr Geldeinkünfte als bisher aus dem Lande zu ziehen suchen, was zur Bedrückung des Volkes führte. Aber auch mit den Unterthanen war inzwischen eine Veränderung vorgegangen; die Deutschen im Lande fühlten sich nicht mehr als Eindringlinge unter einem fremden, feindlich gesinnten Volke, nicht mehr als Sieger neben Besiegten, sondern als Eingeborene des Landes und Bürger eines Volkes. Nachdem die Eroberung und Einrichtung längst war vollendet, nachdem durch die Taufe der letzten heidnischen Nachbarn auch der Ausnahmezustand eines ewigen Krieges jetzt war beseitigt worden, konnte der Bevölkerung Preußens die Herrschaft des Ordens als ein unerträglicher Mißstand gelten; denn wer waren diese hochmütigen Ritter, die in ihrer Gesamtheit die Landesherrschaft bildeten? Sie alle — ihrer 700 zu dieser Zeit — waren Fremdlinge, jüngere Söhne des Adels aus dem „Reich", meist aus Süddeutschland oder vom Rhein; kein Familienverband verknüpfte sie mit dem Volke, welches sie zu regieren kamen, und das Verdienst ihrer Vorgänger war nicht einmal durch Blutabstammung ihres. Durfte doch statutenmäßig niemand aus der in Preußen ansässigen Ritterschaft in den Orden aufgenommen werden; er war nur noch eine Versorgungsanstalt für den Adel im „Reich". Nun entarteten diese Fremden gar, wurden aus gerechten und wohlwollenden Regenten selbstsüchtige Tyrannen. Denn fing nicht der Orden an, die althergebrachten Rechte der Unterthanen zu beschränken, Handelsgeschäfte zu treiben, die nur den Städten zustanden, willkürliche Steuern aufzulegen, aus Habsucht die Grundbesitzer, Ritter wie Bauern, an ihrem kulmischen Erbrecht zu beschädigen? Bisher hatte nur das Volk preußischer Zunge den Druck der Herren aus dem Reich empfunden; jetzt fühlten auch die deutschen Preußen sich beschwert und wie unter einer Fremdherrschaft. Es war daher gewiß eine sehr gerechte Forderung, wenn die Städter und Kölmer jetzt den Anspruch erhoben, als „Landstände", wie es deutsche Sitte war, auch einen Anteil an dem Regiment zu nehmen. Aber davon wollte der Orden nichts wissen. So geschah es, daß die Unzufriedenen sich mit dem Gedanken vertraut machten, dem Orden Gewalt entgegenzusetzen; dieser Geist der Selbsthilfe erfüllte namentlich den „Eidechsenbund", einen Verein, den die westpreußischen Rittergutsbesitzer nach Art der im Reich blühenden Adelsbünde im Jahre 1398 zur Wahrung ihrer Rechte unter sich geschlossen hatten.

So lagen die Dinge, als im Jahre 1410 Jagiellos lange vorbereiteter Angriff furchtbar erfolgte. Mit einem Heere von wohl 30 000 Reitern — Polen, Littauern, Söldnern aus Böhmen, Schlesien, Mähren, selbst Russen und Tataren —, mit ungeheurem Troß und 60 schweren Geschützen brach er ins Land. Auch der Orden bot alle seine Kräfte auf, aber er konnte dem wilden Anprall nur ein halb so großes Heer entgegenstellen. Am 15. Juli 1410 kam es bei Tannenberg (zwischen Gilgenburg und Hohenstein) zur entscheidenden

Schlacht. Die Ordensritter fochten mit einer Tapferkeit, die ihres alten Ruhmes würdig war; aber ein Teil des Landesaufgebotes, namentlich Adlige vom Eidechsenbund, übte Verrat, ging zum Feinde über. Um so ungleicher war der Kampf; der Orden erlag der Übermacht. Der Hochmeister selber, Ulrich von Jungingen, fiel; mit ihm die meisten Gebietiger, die Mehrzahl der Ordensbrüder und von dem Landesaufgebot und den Söldnern viele tausend Mann. Auch der Polenkönig hatte einen großen Teil seiner Truppen verloren; aber mit den übrigen überschwemmte er alles verwüstend das Land. Der Untergang des Ordens schien gewiß; doch für jetzt fand sich noch ein Retter. Mit dem Reste des Heeres warf sich der Komtur Heinrich von Plauen in die Marienburg und schlug acht Wochen lang alle Stürme heldenmütig ab, bis Jagiello sich zum Rückzug entschloß. Zum Hochmeister gewählt, bewog Heinrich von Plauen dann (1411) den König von Polen zu einem Frieden (zu Thorn), der dem Orden zwar große Geldopfer auferlegte, aber das Staatsgebiet nur sehr wenig verkürzte.*) Indes waren die Schulden, die der Orden von diesem Kriege hatte, ein gefährliches Übel. Denn um Geld aufzubringen, mußten nun die Unterthanen schwer besteuert werden. Das erregte bei diesen große Unzufriedenheit, und eine Gewaltthat eines hohen Ordensbeamten schürte den Haß. Die Stadt Danzig war nach der Schlacht bei Tannenberg vom Orden abgefallen. Als dieser sich wieder aufraffte, unterwarf sie sich, aber verweigerte den Schoß zu zahlen, den der Hochmeister auferlegte. Um ihren Widerstand durch Einschüchterung zu beseitigen, ließ der Komtur von Danzig, der ein Bruder des Hochmeisters war, den Bürgermeister Letzkau und die Ratsherren Hecht und Groß, nachdem er sie zur Beratung auf die Burg eingeladen, ermorden. Heinrich bestrafte seinen Bruder nicht schwer; er wurde zum Vogt von Lochstedt herabgesetzt. Der Groll über diese That blieb in den Danzigern; sie haben sich später an dem Orden gerächt. Heinrich von Plauen beschritt inzwischen den Weg, auf dem allein es noch für den Orden und den Staat ein dauerndes Heil gab: Erneuerung der strengen Sittenzucht für die Brüder, wirksameren Anteil an der Sorge um den Staat für die Stände als bisher; das war seine ernste Forderung. Er schickte sich an, beides durchzusetzen, bildete vor allem, um die steigende Unzufriedenheit des Landes über die drückende Besteuerung zu besänftigen, einen „Landesrat" (von 20 Rittergutsbesitzern und 27 Bürgern) und gab demselben (1412) landständische Rechte. Aber diese weise und volkstümliche Neuerung erbitterte die stolzen Ordensritter, ohne die Unzufriedenheit der Stände gründlich zu beschwichtigen. Ein Eidechsenritter Nikolaus von Renys, der schon bei Tannenberg das Zeichen des Verrats gegeben hatte, verschwor sich mit einem Ordenskomtur Georg von Wirsberg, den Hochmeister zu ermorden. Das Komplott wurde entdeckt: Renys hingerichtet;

*) Vgl. E. Lampe, Beitr. z. Gesch. Heinrichs von Plauen 1411—1413, Ztschr. d. Westpr. Geschichtsvereins, Danzig 1889. — Vgl. auch B. Beß, Johannes Falkenberg O. P. und der preuß.-poln. Streit vor dem Konst. Konzil, Ztschr. für Kirchengesch., Gotha 1896.

Wirsberg starb im Kerker.*) Heinrich von Plauen wollte nun die Ungehorsamen im Orden, die seinen Maßregeln widerstrebten, bestrafen. Aber die ihm feindliche Partei — es führte sie Michael Küchmeister von Sternberg — zeigte sich stärker als er. Sein Bruder war nach Polen geflohen; sie nahm es zum Anlaß, den Hochmeister verräterischer Umtriebe mit diesem Reiche anzuklagen, setzte ihn ab und schickte ihn als Komtur nach Engelsberg (1413). Michael Küchmeister, der ihn gestürzt hatte und sein Nachfolger im Hochmeisteramte geworden war, setzte die Verleumdung des Gestürzten fort und ließ ihn 1414 ins Gefängnis zu Brandenburg am Frischen Haff werfen. Dort saß Heinrich von Plauen bis 1427, wo der Hochmeister Paul von Rußdorf ihn freiließ. Doch schon 1429 starb Heinrich als Pfleger zu Lochstedt.**)

Mit Heinrich von Plauen fielen auch seine Reformen zu Boden. Sein Schicksal zeigt, daß, wenn der Orden sich von dem Schlage bei Tannenberg nie mehr erholte, der Grund tiefer lag als in der polnisch-littauischen Übermacht; er verdiente es, unterzugehen.

Denn nun griff in ihm die Zuchtlosigkeit immer weiter um sich; die Konvente, die Großkomture, der Deutschmeister (der die Besitzungen im deutschen Reich verwaltete), der Meister von Liefland erlaubten sich Eigenmächtigkeiten aller Art. Noch schlimmer war, daß die Geldnot des Ordens, der vom Kriege her noch viele Ansprüche zu befriedigen hatte, immer neue Steuern nötig machte; denn das Land wollte sie nicht aufbringen, wurde vielmehr desto widerspenstiger, je mehr die Achtung vor dem Orden schwand, und je größere Anforderungen derselbe gleichwohl stellte.***) Es half nichts, daß er seit 1430 den Landesrat wieder berief und ihm das Steuerbewilligungs-Recht zugestand; denn er verletzte dieses und manches andere Recht der Stände doch wieder. Ritterschaft und Städte schlossen daher 1440 zu Marienwerder den „preußischen Bund“ zur Verteidigung ihrer Gerechtsame; sie gedachten, bei dem Zerfall des Ordens so frei und selbständig zu werden, wie es die Reichsritter und Reichsstädte im eigentlichen Deutschland waren. Der Hochmeister wandte sich in seiner Not an seinen natürlichen Schirmherrn, den Kaiser; dessen Sache wäre es freilich gewesen, der greulichen Zerrüttung „Neu-Deutschlands“ zu wehren. Aber der unwürdige Fürst, der damals den deutschen Kaiserthron verwahrloste, Friedrich III. von Habsburg, begnügte sich mit Worten, die das Verderben seines Schützlings besiegelten, weil er ihnen keine That folgen ließ. Er befahl (1453) dem Bunde sich aufzulösen, und als dieser statt dessen 1454 dem Orden den Krieg erklärte, unter des Ritters Hans von Baisen Führung den Aufstand rasch durch das ganze Land verbreitete, ja sogar sich nicht entblödete, den König

*) M. Graske, Die Verschwörung Georgs von Wirsberg, des Komturs von Rheden, und der Eidechsenritter. Ztschr. d. Westpr. Geschichtsv. Heft XXXIV. Danzig 1894.

**) Vgl. Baltische Monatsschrift 1886.

***) R. Krumbholtz, Die Finanzen d. deutschen Ordens unter dem Einfluß der poln. Politik d. Hochmeisters Michael Küchmeister 1414—1422, deutsche Ztsch. f. Geschichtsw., Freiburg i. B. 1892.

Kasimir von Polen zu Hilfe zu rufen und als seinen Oberherrn anzunehmen; da ließ der Kaiser den Orden im Stich und sah ruhig zu, wie der Pole ein deutsches Land der deutschen Herrschaft entriß. Denn was der Feind nicht mit dem Schwerte gewann, fiel ihm für Geld zu; die unbezahlten Söldner des Ordens verkauften dem Könige von Polen sogar die Marienburg.*) Weinend verließ der unglückliche Hochmeister Ludwig von Erlichshausen im Frühling 1457 des Hauses altes Haupthaus für immer. Auch die Stadt Marienburg, die der Bürgermeister Bartholomäus Blume heldenhaft verteidigte, mußte sich zuletzt den Polen ergeben, und die Sieger schleppten den treuen Mann auf das Blutgerüst (18. August 1460).

Dreizehn Jahre lang dauerte dieser „westpreußische Städtekrieg", der um so schrecklicher wütete, als nicht bloß das Volk und die Polen gegen den Orden, sondern auch ein Teil der preußischen Stände wider den andern stritt. Denn besonders in Ostpreußen blieben doch viele Städte und Lehnsleute dem Landesherrn getreu. Zu Wasser wie zu Lande raste der Bürgerkrieg.**) Sah man doch am Lambertustag (17. September) 1463 auf dem Frischen Haff eine Seeschlacht, bei der jeder Teil preußisch war, hier Danziger und Elbinger, dort Königsberger und Braunsberger; die ersteren siegten, eroberten oder zerstörten 45 Böte und Schiffe, fingen oder erschlugen an 1300 Mann. Zuletzt bezwang den Orden die Erschöpfung; denn auch von seinen Vettern im Reich, der fränkischen, schwäbischen, rheinischen Reichsritterschaft, und den kleinen Fürsten, selbst vom Deutschmeister erhielt er keine Hilfe mehr, seit ihm durch den Verkauf der Neumark (1454), dann noch mehr durch den Verlust Westpreußens die Verbindung mit Deutschland zerstört war. Er mußte am 19. Oktober 1466 den schimpflichen Frieden zu Thorn annehmen, Pommerellen und die Bistümer Kulm und Ermland nebst Thorn und Elbing an die Krone Polen abtreten und durfte den Rest, die Bistümer Pomesanien und Samland mit Marienwerder und Königsberg, nur als ein polnisches Lehen behalten. Die Bedeutung des Ordens war dahin, das Land aber verheert, entvölkert, dem Slawentum preis gegeben, welches nun allmählich darin Fuß faßte.***)

Zunächst hatten freilich die Stände erreicht, was sie wollten: die dem Orden treu gebliebenen mußten mit einem reichen Maße von Rechten und Freiheiten belohnt werden, die polnisch gewordenen genossen in der That fast völlige Selbständigkeit. Und wenigstens Danzig, stark in sich, hatte von seinem Abfall nur Vorteile; es ward im Grunde ein Freistaat unter polnischem Schutze, zugleich der hochbegünstigste Hafenplatz des weiten polnischen Reiches. Am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts erhob es sich gar zu einer Weltstellung, ward die erste Handelsstadt des nordöstlichen Europas und überholte

*) J. Sembrzycki, Die Marienburg unter poln. Herrschaft, Altpreuß. Monatsschr., Bd. 26 u. 27, Königsberg 1889 u. 1890.

**) P. Simson, Danzig im dreizehnjährigen Kriege 1454 bis 1466, Ztschr. d. Westpr. Geschichtsv. Heft XXIX, Danzig 1891.

***) Vgl. J. Caro, Geschichte Polens, Gotha 1888, Teil V.

selbst Lübeck. Während es durch den Sund seine Seeschiffe in den Westen des Erdteils sandte, auch einen großen Anteil an dem wichtigsten Heringsfange auf Schonen nahm, zog es mittels der Flüsse Weichsel und Bug seine Handelslinien durch Polen und Galizien nach Ungarn und Siebenbürgen und südwestlich über Breslau in das Odergebiet, über Krakau durch Mähren zur Donau, östlich aber über Kowno (Kauen) durch Littauen. Die Hauptgeschäfte dieses großartigen Verkehrs bestanden im Vertrieb von Getreide und Bauholz, die aus Littauen und Polen nach Danzig für das überseeische Ausland gingen, und von Heringen und Salz, die dieses dafür gab.*) Im Jahre 1481 gingen von Danzig 1100 große und kleine Schiffe mit Korn, besonders Roggen, nach Holland. Zum Schutze ihres und des hansischen Seehandels führten die Danziger selbst auf eigene Hand Seekriege mit fremden Nationen oder beteiligten sich an solchen, die von der ganzen Hansa geführt wurden, in hervorragender Weise, wie denn der danziger Seeheld Paul Beneke, unter den deutschen Schiffern damals durch Kühnheit und Geschicklichkeit der berühmteste, in den Jahren 1469 bis 1476 manches englische und französische Schiff kaperte. Weitberühmt waren Danzigs Schiffswerften; sie lieferten Fahrzeuge bis nach Portugal. Die anderen preußischen Städte kamen zwar Danzig an Reichtum, Macht, Volkszahl bei weitem nicht gleich; aber auch sie waren wohlhabend und wehrhaft und im Besitz großer Privilegien. Um so leichter bewahrten sie sich ihr deutsches Volkstum. Schlimmer aber stand es auf dem platten Lande. Im Kulmerland nistete sich, zuerst unter dem Adel, langsam das polnische Wesen ein; in Pommerellen, wo die ältere, slawische Bevölkerung, die Kaschuben, noch bei weitem die eingewanderte deutsche überwog, nahm es die Herrschaft an sich. Nur in den Weichselniederungen, besonders im großen Werder, und am Haff blieb die Germanisierung und zwar auf Kosten der preußischen Urbevölkerung im Fortschreiten; im südlichen Ermland, wo Polen — Masuren — eingedrungen waren, kam sie zum Stillstand.

Der Orden, dessen Hauptstadt nun Königsberg war, fügte sich anfangs in sein Schicksal. Doch es war natürlich, daß er wünschte, das ihm gebliebene Ostpreußen wenigstens in Freiheit zu besitzen, und so versuchte er denn bald, die polnische Lehnshoheit wieder abzuschütteln. Er setzte dabei seine Hoffnung auf das deutsche Reich und wählte, um dessen Teilnahme mehr zu erregen und dorther Kräfte an sich zu ziehen, Mitglieder deutscher Fürstenfamilien zu seinen Hochmeistern. Zuerst, im Jahre 1498, den Markgrafen Friedrich von Meißen,

*) Die Preise schwankten in jener Zeit auf eine merkwürdige Weise: die Last Roggen kostete in Danzig 7—32 Preußische Mark (zu vier heutigen Marken); die Fracht nach Holland und Flandern 8—12 Goldgulden (zu 7½ Mark unseres Geldes), der Erlös im Westen betrug 16—100 Goldgulden. Weizen kostete in Danzig 10—12 Pr. Mark, die Fracht nach Seeland 9 Goldgulden, wo er für 54 Goldgulden verkauft wurde. Das Schock Tielen kostete 7—10½ Pr. Mark, die Last Salz 6—40 Pr. Mark, Heringe 20—50 Pr. Mark. Das Salz bezogen die Danziger großenteils aus der Bai von Biscaya, die Heringe aus ihrer eigenen Faktorei in Schonen. — Wernichs Danziger Chronik, herausgegeben von Hirsch, XVIII.

Herzog zu Sachsen, aus dem einflußreichen Geschlecht der Wettiner. Aber vergebens mühte sich dieser ab, Papst und Kaiser gegen die Polen ins Feld zu bringen, und seine eigenen Mittel waren unbedeutend. Er starb (1510), ohne das geringste ausgerichtet zu haben.

Die Aufgabe, die er zu lösen nicht vermocht hatte, trug der Orden nun dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Ansbach an, der (geboren am 17. Mai 1490 in Ansbach) ein Vetter des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg und ein Neffe des Königs Sigismund I. von Polen war.*) Mutig übernahm derselbe das schwierige Amt (1511), und so trat denn hier — es ist nicht das letzte Mal gewesen — zu großen Dingen statt der Wettiner das Haus Zollern ein. Es hatte anfangs wenig Freude an seinem neuen Beruf, zumal da von Reichswegen für die deutsche Sache, die hier auf dem Spiele stand, nichts geschah, und der Kaiser, wie gewöhnlich, das deutsche Interesse dem habsburgischen opferte. Maximilian I. gab sogar (im Wiener Vertrage 1515) den Polen gegen den deutschen Orden ganz ausdrücklich freie Hand. Vergebens rang daher der Markgraf Albrecht, dem verstümmelten Ordensstaate wenigstens die Souveränität wiederzubringen. Unabläßig, doch fruchtlos betrieb er den Krieg gegen Polen; er erschöpfte seine geringen Machtmittel; er bestürmte das Reich um Hilfe. Traurig kehrte er 1524 von seiner Rundreise in Deutschland zurück, wo er umsonst an alle Thüren geklopft hatte. Nur eins brachte er mit, einen fruchtbaren Gedanken, einen Entschluß, den ihm schon im Jahre zuvor Luther und Melanchthon angeraten: das veraltete Ordenswesen ganz abzuschaffen, Preußen in ein weltliches Fürstentum umzuwandeln und darin ein Fürstenhaus zu gründen. Als er heimkam, fand er auch sein Land ganz lutherisch gestimmt; alle Stände, obenan der samländer Bischof Georg von Polenz, der zu Weihnachten 1523 der neuen Lehre offen beigetreten, Bischof Erhard Queiß, die Theologen Briesmann und Speratus und viele Ordensbrüder (Spielberger, Galtenhofer u. a.) hingen bereits der Reformation an. Auch sein vertrautester Rat, der sächsische Edelmann Dietrich von Schönberg, der schon 1521 seinen Herrn auf Luther hingewiesen hatte, war dem Plane geneigt. Albrecht beschloß deshalb, da ihm die Mittel zur Fortsetzung des Krieges fehlten, sich mit Polen auf Grund des Thorner Friedens zu einigen und aus dem Schiffbruch des Ordens für sein Haus und das Land das Mögliche zu retten. Im Vertrage zu Krakau (8. April 1525) erkannte er den König von Polen als seinen Lehnsherrn, dieser ihn als einen erblichen Herzog in Preußen an. In Deutschland galt er seit dieser Zeit als Verräter und wurde in die Reichsacht gethan. Darauf löste Albrecht mit Zustimmung der meisten im Lande noch befindlichen Ordensbrüder den Orden auf, trat wie diese und das ganze Volk zur evangelischen Kirche über und verheiratete sich. Mit Freuden leistete das Land dem neuen Herzoge die Huldigung; es fand in

*) Vgl. K. Lohmeyer, Herzog Albrecht von Preußen, Danzig 1890 und E. Joachim, Die Politik des letzten Hochmeisters in Preußen, Albrecht von Brandenburg, 3 Teile, Leipzig 1895.

dieser Staatsveränderung noch den Vorteil, daß seine ständischen Rechte nun auch noch durch die Krone Polen bestätigt wurden.*)

Albrechts Beispiele folgte später der Meister in Liefland, Gotthard Kettler. Die liefischen Ordensbrüder hatten sich (im Jahre 1513) für Geld von der Herrschaft des deutschen Ordens losgekauft, und eine Zeitlang freute sich Liefland der gewonnenen Selbständigkeit. Aber es fand bald, daß es dieselbe mit eigener Kraft nicht behaupten könne. Die moskowitischen Barbaren fielen wie Wölfe ins Land, und nachdem die Liefländer von diesen wilden Horden entsetzlich gelitten, mußten sie sich nach fremdem Schutz umsehen. Kettler übergab das Land dem Könige von Polen, wurde von diesem mit Kurland als einem erblichen Herzogtum belehnt, löste den Orden auf und ward, wie sein Volk, lutherisch (1561).

Auch in Westpreußen drang die Reformation bald durch. Mit ihr kam rasch ein regeres Geistesleben in alle Ostseeprovinzen; es keimte hier eine höhere deutsche Bildung auf; ihre fruchtbarste Pflanzschule war die Universität zu Königsberg, die Herzog Albrecht am 17. August 1544 eröffnet hatte.**) Aber schon vor diesem segensreichen Ereignis beteiligte sich Preußen an dem Aufschwung, den die Wissenschaft zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts nahm, mit ungemeinem Erfolge; denn ein Preuße war es ja, der damals die großartigste wissenschaftliche Erkenntnis aller Zeiten gefunden hat: die richtige Ansicht vom Weltgebäude verdankt die Menschheit dem frauenburger Gelehrten Kopernikus. Nikolaus Koppernick — oder, wie der Name des Gelehrten, nach Sitte der Zeit lateinisch gewandt, dann lautete, Kopernikus — wurde am 19. Februar 1473 zu Thorn geboren. Er gehört nach Familie wie Geburtsort dem deutschen Volkstum zu. Denn seine Mutter Barbara, geborene Watzelrode, war eine thorner Bürgerstochter aus einem alten Geschlechte, und sein Vater Nikolaus Koppernick war ein thorner Bürger, für dessen deutsche Herkunft alles spricht, was wir von seinem Leben wissen. Derselbe war als junger Mann aus Krakau, wo er der dortigen, meist aus Deutschen bestehenden Kaufmannschaft angehört hatte, nach Thorn eingewandert und hatte in dieser damals zwar unter polnischer Oberhoheit stehenden, aber im übrigen deutschen Stadt nicht bloß Bürgerrecht erhalten und in eine angesehene Familie hineingeheiratet, sondern war auch (1465) zum Mitgliede des Schöffengerichts gewählt worden. Stammte er von Polen ab, so muß er sich frühzeitig in Sitte und Sprache verdeutscht haben. Aber auch seine Vorfahren, die aus Schlesien in Polen und Preußen eingewandert waren, scheinen Deutsche gewesen zu sein.***)

Die Erziehung des jüngeren Nikolaus Koppernick war eine sehr sorg-

*) P. Tschackert, Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen. 3 Bände. Leipzig 1890 und Derselbe, Herzog Albrecht von Preußen als reformatorische Persönlichkeit. Halle 1894.

**) P. Stettiner, Aus d. Gesch. der Albertina (1541—1894). Königsberg 1894.

***) Vgl. L. Prowe, Nicolaus Coppernicus. Berlin 1883. I 30.

fältige; sein Oheim mütterlicherseits, Bischof Watzelrode von Ermland, bestimmte ihn für die Wissenschaften. Er studierte in Krakau Humaniora und Mathematik, in Bologna außerdem das geistliche Recht und erhielt im Jahre 1499, als er sich entschloß, den geistlichen Stand zu erwählen, durch den Bischof eine Pfründe als Domherr zu Frauenburg und in dieser die Mittel, sich fast ganz der Wissenschaft, namentlich der frühgeliebten Astronomie zu widmen. Zunächst setzte er, und zwar auf der Universität Padua, seine Studien fort und erweiterte sie, indem er dort noch besonders Medizin trieb; eine Kenntnis, die er dann, seit 1506, als ärztlicher Berater seines Oheims, des Bischofs, an dessen Hofe zu Heilsberg verwertete. Nach dem Tode desselben (1512) zog er sich auf seine Domherrnstelle in Frauenburg zurück. Sie machte ihm mancherlei praktische Thätigkeit zur Amtspflicht, ließ ihm aber daneben Muße genug zu seinen gelehrten Forschungen. Diese hatten schon in Heilsberg ein großes Ergebnis gehabt: um dieselbe Zeit, als Luther sich zu seinem Kriege gegen die selbstzufriedene Werkheiligkeit rüstete, machte Kopernikus jene Entdeckung, die den menschlichen Stolz in sich so tief demütigt, in Gott so hoch erhebt, daß die Erde nicht fest und ruhig dasteht, umkreist von Sonne und Planeten, sondern, selbst ein bloßer Wandelstern, die Sonne umfliegt. Sein Sonnensystem, mit welchem er der Schöpfer der neueren Sternkunde ward, verstieß freilich gegen einige Stellen der Bibel und konnte daher als Ketzerei gelten; doch gab er das Buch, in welchem er seine neue Lehre vortrug — „de revolutionibus orbium celestium“ (über die Umwälzungen der Himmelskörper) — auf Zureden seiner Freunde endlich doch zum Drucke hin. Die Veröffentlichung erlebte er indes nicht mehr; als man ihm — am 24. Mai 1543 — das erste Exemplar des soeben fertig gewordenen Werkes brachte, lag er bereits im Sterben. Das Buch war in Deutschland, und zwar in Nürnberg, gedruckt worden; doch hatte auch Preußen in seinen größeren Städten bereits Buchdruckereien aufzuweisen. Auch einen eigenen Geschichtsschreiber erhielt es damals, der mit mehr Wissenschaftlichkeit als die bisherigen Chronisten, wie z. B. der „Lügenchronist“ Simon Grunau*) zu Werke ging; es war Lukas David, Rat des Herzogs Albrecht.

Dennoch schien es, als würde das deutsche Wesen selbst im Herzogtum in polnische Zustände geraten, zunächst die Monarchie einer Oligarchie erliegen.**) Es hatte sich im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts aus den Rittergutsbesitzern ein Adel gebildet, der, begünstigt durch den Verfall der Ordensmacht, seinen Besitz und seine Rechte auf Kosten der kleineren Bauern vergrößerte und zuletzt diese zu seinen Unterthanen herabdrückte. Er gab nun auf den Landtagen den Ton an, und wie nach unten, so dehnte er seine Macht auch nach oben aus. Die Gelegenheit dazu gab eine Glaubensstreitigkeit. Ein Professor der königsberger Universität, der Theolog Osiander aus Nürnberg

*) P. Wagner, Simon Grunaus Preußische Chronik, Leipzig 1896.

**) R. Lohmeyer, Kaspars v. Nostitz Haushaltungsbuch des Fürstentums Preußen, 1578, Leipzig 1893.

hatte eine Ansicht von der christlichen Rechtfertigung gelehrt, die den strengen Lutheranern sehr mißfiel. Er fand indes auch einigen Anhang; es bildete sich eine osiandristische Sekte. „Borussi novitatis avidi," die Preußen sind neuerungssüchtig, sagt ein zeitgenössischer Chronist. Nach Osianders Tode vertrat sein Landsmann Funk, der Hofprediger des Herzogs Albrecht, diese Lehre und erregte durch unvorsichtiges Eifern den Zorn der Andersgläubigen. Der Herzog schützte ihn, da verklagten ihn die preußischen Stände beim Könige von Polen. Es kamen polnische Gesandten und untersuchten; weinend gab der alte, fünfundachtzigjährige Herzog nach, und Funk wurde enthauptet (im Jahre 1566). Nach diesem Siege traten die Stände noch selbstbewußter auf, und als Herzog Albrecht 1568 starb, erklärten die Regimentsräte (ein adliger Ständeausschuß) dessen sechzehnjährigen Sohn Albrecht II. Friedrich zwar für mündig, bereiteten ihm aber, da er mit Kraft die Zügel ergriff und den Anmaßungen des Adels und der streitsüchtigen lutherischen Geistlichkeit entgegentrat, so viele Kränkungen, daß er in eine Gemütskrankheit verfiel, zu welcher der Keim freilich schon in ihm lag. Denn seine Mutter (Anna Marie von Braunschweig, zweite Frau Albrechts I.) war epileptisch, und deren Vater lange Zeit geisteskrank gewesen. Gleichwohl verheiratete man den jungen Herzog; es war die Prinzessin Marie Eleonore von Jülich, welche das wenig beneidenswerte Los traf (1573). Er zeugte mit ihr zwei Kinder, Anna und Eleonore; aber von seinem Tiefsinn genas er nicht, und nun hatte der herrschlustige Adel gewonnenes Spiel. Er leitete durch jenen Ausschuß den Staat; der Vormund des Herzogs und Regent des Landes, seit 1578 Albrecht Friedrichs Vetter, Markgraf Georg Friedrich von Ansbach, besaß wenig bemerkbare Macht.

Anders mußte es werden, wenn ein so großer Reichsfürst, wie der Kurfürst von Brandenburg, als Regent ins Land kam; darum sahen es die Stände sehr ungern, als Joachim Friedrich nun 1605 wirklich Vormund und Statthalter wurde; sie hätten lieber selbst diese Ämter geführt. Es bildeten sich zwei Parteien im Lande, die „Querulierenden", welche dem Brandenburger entgegen arbeiteten, und die „Protestierenden", die ihm ergeben waren. Die ersteren suchten und fanden Rückhalt an den Polen, welche am liebsten aus Preußen eine polnische Provinz gemacht hätten und dem Kurhause allerlei Schwierigkeiten bereiteten. Aber die Zollern ließen sich nicht abhalten. Joachim Friedrichs ältester Sohn Johann Sigismund war eben auf der Reise nach Preußen begriffen, als ihn die Nachricht von dem Tode seines Vaters ereilte. Trotzdem setzte er seine Reise fort; die preußischen Verhältnisse mußten geordnet werden*). Wie viel Mühe kostete es ihm, sie nach Wunsch zu ordnen! Aber er erreichte seine Absicht; 1609 erhielt er vom Könige von Polen die Vormund-

*) P. Stettiner, die Verhandlungen über Kuratel und Succession des Kurfürsten Johann Sigismund in Warschau im Jahre 1609. Sitzungsber. d. Altertumsgesellschaft Prussia zu Königsberg 1891. — Vgl. Forsch. 1892. V. S. 335.

schaft, 1611 die Belehnung, und als sein kranker Schwiegervater Herzog Albrecht II. 1618 endlich starb, konnte die Vereinigung des Herzogtums mit dem brandenburgischen Staate vor sich gehen.

Johann Sigismund.

Durch seine Gemahlin Anna fiel dem Kurfürsten Johann Sigismund außer dem Herzogtum Preußen noch eine andere wichtige Erwerbung zu, ein Besitz am entgegengesetzten Ende Deutschlands, am Rhein. Annas Mutter, Marie Eleonore, war die älteste Schwester des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg, welcher im Jahre 1609 kinderlos starb. Er hinterließ eine reiche Erbschaft, viele blühende Herrschaften. Da war zuerst das Herzogtum Kleve, ein fruchtbares Niederland zu beiden Seiten des Rheins von Duisburg über Wesel bis Emmerich, dazu in Westfalen die gewerbfleißigen Grafschaften Mark (an der mittleren Ruhr) und Ravensberg (am Teutoburger-Walde zwischen Ems und Weser), dann die Herzogtümer Jülich (an der Roer zwischen Erft und Maas) und Berg (am rechten Rheinufer zwischen Ruhr und Sieg), endlich die Herrschaft Ravenstein an der Maas.

Ein Ländergebiet, nicht an Umfang, aber doch an Volkszahl und Ertrag dem Herzogtum Preußen vergleichbar; aber wie anders in historisch-politischer Entwickelung! Dort eine staatliche Einheit und eine große Vergangenheit; hier vielerlei Sonderwesen mit kleinem Erlebnis. Dort blickte man auf wenige Jahrhunderte zurück, aber sie hatten einen bedeutenden Inhalt. Hier waren die Erinnerungen, im einzelnen betrachtet, nicht erheblich, aber großartig durch die Länge der Zeiten, in die sie reichten.

Vorgeschichte der jülich-kleve-bergschen Lande.

Fast alle diese Gebiete waren Sitze einer uralten Kultur; mit Ausnahme von Mark und Ravensberg lagen sie ja sämtlich an oder nahe dem Rheinstrom. Hier hatten einst jahrhundertelang die Römer geherrscht und gebaut; noch mancher Ort führte auf sie seinen Namen zurück. In den Stürmen der Völkerwanderung war dann das welsche Wesen auch auf dem linken Ufer dem Germanentum erlegen; aber der siegreiche Franke civilisierte sich bald und wurde Träger einer neuen, der christlich-germanischen Bildung. Auch eine eigene Volksart entstand hier, wo oberdeutsche Stämme sich mit niederdeutschen gemischt hatten: doch überwog in der Sitte des Niederrheinländers das fränkische, in der Sprache das sächsische Element.

Frühzeitig schlug das Lehnswesen Wurzeln; schon unter den Karolingern standen auch hier an der Spitze der Gaue als richterliche Beamte Grafen, welche ihr Amt zu Lehen trugen, erst vom Könige, dann, als beim Verfall des karolingischen Reichs die Sondergewalten, die Herzogtümer, aufkamen, vom Herzoge; es war hier am unteren Rhein der Herzog von Niederlothringen. So blieb es bis zur Hohenstaufenzeit, wo das lothringische Herzogtum einging

und die Grafschaften reichsunmittelbar wurden. Die Lehen waren inzwischen auch erblich und das Amt eine Herrschaft geworden. Es gab nun eine Menge kleiner Fürsten am Niederrhein.

Zu den ältesten Dynastengeschlechtern gehörten hier die Grafen von Kleve. Ihr Stammbaum hub mit dem achten Jahrhundert an, mit Elias Grail, jenem Schwanenritter der Sage, der sich im Jahre 711 mit Beatrix, der Erbin von Teisterband und Kleve, vermählte. Teisterband an der Waal ging dem Hause bald wieder verloren; aber über Kleve haben noch siebenundzwanzig Grafen aus dem Stamme Grails geherrscht. Es sind darunter manche nicht unwert des Gedächtnisses: Dietrich V. (1219—1244), der den Ortschaften Kalkar (1230) und Wesel (1241) Stadtrecht gab; Dietrich VI. (1244—1261), ein gewaltiger Kriegsmann, wegen seiner wilden Fehdelust „der klevesche Wolf" genannt; Dietrich VIII. (1275—1305), der vom Kaiser Rudolf das Münzrecht empfing und als er dessen Nichte heiratete, zum Brautschatz statt einer Summe von 2000 Mark Silbers und einer Rente von 400 Mark die Städte Duisburg und Kranenburg erhielt. Der letzte dieses Geschlechts war Johann II.; er starb 1368; sein Land fiel an das ihm verschwägerte Haus der Grafen von der Mark.

Diese Familie hieß ursprünglich von Altena, nach einem südlich von Iserlohn an der Lenne gelegenen Schlosse und war eine Seitenlinie der Grafen von Berg. Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erwarb ein Graf von Altena die Burg Mark bei Hamm; sie gab dann dem Geschlecht den Namen. In vielen Fehden, besonders mit dem Erzbischof von Köln, der als Herzog von Westfalen ihrem Aufstreben entgegen stand, vergrößerten sich die Grafen von der Mark. Vieles gewannen sie auch durch Erbschaft. Im Jahre 1223 war der Erzbischof Engelbert von Köln, ein geborener Graf von Berg, auf Veranlassung seines Vetters, des Grafen Friedrich von Isenburg, ermordet worden. Dafür traf diesen die Acht und ein qualvoller Tod; er wurde zu Köln gerädert. Den größten Teil seiner Güter aber, die zwischen der Ruhr und Lippe lagen, nahm Graf Adolf III. von der Mark als sein Verwandter in Besitz; zu ihrem Schutze gründete er die Stadt Hamm (1226). Zu der Zeit, als das klevesche Grafengeschlecht dem Erlöschen zuneigte, schien das gleiche Schicksal auch dem märkischen zu drohen. Denn Engelbert, das Haupt desselben, war kinderlos, und seine Brüder, Adolf und Dietrich, waren geistlich. Durch ihre Mutter Margarete, Nichte Johanns II. von Kleve, hatten sie auf dessen Erbe Anspruch; es wurde dem zweiten Bruder Adolf bestimmt, der den Stamm fortsetzen sollte. Gern legte er dafür seine hohen geistlichen Würden nieder, den erzbischöflichen Stab von Köln samt dem bischöflichen von Münster. Als nun sein Großoheim Johann gestorben war, eilte er sogleich nach Kleve, um welches sich auch andere Bewerber regten, bestätigte im voraus den Ständen dieses Landes ihre Privilegien, gewann so ihre Gunst und empfing die Huldigung als Adolf I. Graf von Kleve (1368). Zwei Jahre darauf ver-

heiratete er sich mit einer Gräfin Margarete von Berg; sie gebar ihm viele Kinder. Er stiftete daher eine Nebenlinie, indem er nach dem Tode seines Bruders Engelbert (1391) die Grafschaft Mark an seinen zweiten Sohn Dietrich gab. Das klevesche Gebiet vergrößerte er durch die Orte Schwelm und Hagen, die er nach einer siegreichen Fehde vom Erzstift Köln erwarb (1392). Er starb 1394. Glücklich in allen seinen Unternehmungen, war er auch ein sehr lebenslustiger Mann, dem Scherz, der Liebe, den geselligen Freuden ungemein ergeben. Frohsinn und Freundschaft zu pflegen, stiftete er z. B. im Jahre 1381 eine „Geckengesellschaft", der außer ihm noch 35 Ritter und Herren angehörten.

Ihm folgte als Graf von Kleve sein ältester Sohn Adolf II. (1394—1448). Unter diesem kam das klevesche Haus zu noch größerer Macht. Sein Oheim, Herzog Wilhelm von Berg, griff ihn wegen eines Zwistes über den kaiserswerther Zoll im Bunde mit Geldern, Jülich und anderen Nachbarn an, wurde aber im Treffen bei Kleverham unweit Kleve von ihm besiegt und nebst einigen seiner Verbündeten gefangen genommen (1397). Freiheit und Frieden mußte er nun durch Abtretung mehrerer Ortschaften, namentlich Remagen, Sinzig, Emmerich, erkaufen. Der gleichfalls gefangene Graf von Salm löste sich aus, indem er die Herrschaft Ravenstein in Brabant an Kleve überließ. Im folgenden Jahre 1398 bekam Adolf nach dem Tode seines Bruders Dietrich auch die Grafschaft Mark nebst Lippstadt; in der Reihe ihrer Beherrscher zählt er als Adolf VI. So groß war seitdem sein Ansehen, daß ihn der Kaiser Sigismund im Jahre 1417 auf dem Reichstage zu Kostnitz zum Herzog von Kleve erhob. Noch gegen Ende seines Lebens sah er neuen Machtzuwachs. Im Jahre 1444 geriet die Stadt Soest mit ihrem Landesherrn, dem Erzbischof Dietrich von Köln, in Streit. Der Erzbischof wollte der Stadt eine Steuer, den zehnten Pfennig, auflegen; die Bürger weigerten sich; man griff beiderseits zu den Waffen. Soest nahm nun den Sohn des Herzogs von Kleve, den jungen Herzog Johann, zum Herrn an und verteidigte sich, von diesem kräftig unterstützt, aufs tapferste gegen den Erzbischof. Vergebens brachte der Kölner von Münster, Hildesheim, Nassau und anderwärts Hilfstruppen ins Feld; auch ein böhmisches Söldnerheer, welches er angeworben, richtete nichts aus. Die „soester Fehde" verwüstete jahrelang Westfalen, aber die Stadt blieb unbezwungen. Der Erzbischof mußte 1449 Frieden machen und Soest dem Herzog von Kleve lassen. Johann I. (1448—1481) erwarb später auch noch Xanten von dem Erzstift (1464).

Sein Sohn Johann II. (1481—1521) war in seinen Fehden nicht so glücklich. Ein Krieg gegen Geldern und Utrecht zerrüttete nutzlos seine Finanzen, die überdies durch die Versorgung seiner zahlreichen Bastarde litten; er war genötigt, sich einen ständischen Rat — acht angesehene Männer aus dem Herzogtum Kleve, vier aus der Grafschaft Mark — zur Aufsicht über seine Geldangelegenheiten an die Seite zu setzen (seit 1486). An der Spitze dieses kleve-märkischen Rates standen die Hofbeamten: der Hofmeister, der

Marschall und der Kanzler.*) Sehr günstig gestaltete sich die Aussicht in die Zukunft; denn Johannes ältester Sohn, Prinz Johann, heiratete 1510 zu Düsseldorf die reichste Erbin am Rhein, Prinzessin Maria, Erbtochter von Jülich, Berg und Ravensberg.

Die Grafen von Jülich, zuerst im Beginn des zehnten Jahrhunderts erwähnt, spielten lange Zeit eine ziemlich untergeordnete Rolle; Fehden, die sie, um ihr Herrschaftsgebiet zu erweitern, gegen ihre Nachbarn, besonders gegen das Erzstift Köln und die Reichsstadt Aachen, unternahmen, liefen meist übel ab. Graf Wilhelm V., der Aachen durch einen Handstreich in seine Gewalt bringen wollte, büßte gar mit dem Leben; im Straßenkampfe schlug ihn samt drei Söhnen ein handfester Schmied mit seinem Hammer tot (16. März 1278). Erst durch kaiserliche Gunst und glückliche Heiraten wurde die Familie bedeutend. Im Jahre 1336 erhob Kaiser Ludwig der Bayer den Grafen Wilhelm VII. von Jülich zum Markgrafen; 1357 machte Karl IV. denselben zum Herzog. Wilhelm, als Herzog der erste seines Namens, hatte zwei Söhne; der ältere Gerhard, kam durch Heirat mit Margarete, Erbtochter von Berg und Ravensberg, in den Besitz dieser Länder, wo er eine Seitenlinie des Hauses Jülich gründete; er fiel in einer Fehde 1361. Der jüngere Sohn Herzog Wilhelms, ebenfalls Wilhelm geheißen, war mit Marie von Geldern vermählt. Dieser folgte seinem Vater 1360 als Wilhelm II. von Jülich und ihm hinwieder 1393 sein Sohn Wilhelm III., der im Jahre 1377 Geldern geerbt hatte. Die Vereinigung der beiden Herzogtümer dauerte jedoch nicht lange. Denn mit Wilhelms III. Bruder, Reinhold IV., starb dieser Zweig der Familie 1423 aus, und nun fiel Geldern an das Haus Egmont, Jülich an das Haus Berg.

Schloß Berg oder Burg an der Wupper, südlich von Solingen, war der Stammsitz eines Grafengeschlechts, welches um 1170 sich in zwei Linien spaltete, Altena und Berg. Die bergische erlosch im Mannesstamm schon 1219 mit dem Grafen Adolf V., der auf einem Kreuzzuge im Orient umkam. Sein Besitz ging an den Gemahl seiner Tochter Irmengard, den Herzog Heinrich IV. von Limburg, über, der nun wieder zwei Linien stiftete. Des Herzogs älterer Sohn, Adolf, wählte für seinen Teil die Grafschaft Berg; der jüngere, Walram, bekam das Herzogtum Limburg. Doch behielt Graf Adolf VI. das alte bergische Wappen — eine Rose — nicht bei, sondern führte sein limburgisches Stammzeichen, den roten Löwen im silbernen Felde, als Wappen für Berg ein. Unter diesem Zeichen starb er auch; er kam 1255 auf einem Turnier zu Neuß um. Sein Sohn und Nachfolger Adolf VII. (1256—95) ist der Begründer der Industrie im bergischen Lande, in welche er gewerbfleißige Kolonisten aus den Niederlanden und Bergleute aus dem Harz berief. Er nützte auch dadurch,

*) G. v. Below, Gesch. d. direkten Staatssteuern in Jülich u. Berg bis z. Geldr. Erbfolgekriege, Düsseldorf 1890. — A. Schottmüller, Die Organisation d. Centralverwaltung in Kleve-Mark vor d. brand. Besitzergreifung im Jahre 1609, Leipzig 1897.

daß er den Lauf der Sieg regeln ließ; er sorgte ferner für Hebung der Landwirtschaft und für Verbesserung der Rechtspflege. Auf die Wohlfahrt des Landes bedacht und friedliebend, konnte er doch nicht dem Übel der Zeit, dem wilden Fehdewesen, ausweichen. Es entstand zwischen ihm und dem händelsüchtigen Erzbischof Siegfried von Köln ein Streit; mit Adolf von Berg verbündeten sich Herzog Johann von Brabant, Graf Walram von Jülich, Graf Eberhard von der Mark und die Stadt Köln; mit dem Erzbischof die Grafen Reinhold von Geldern, Adolf von Nassau, Walram von Falkenberg und Dietrich von Mörs. Die beiden Parteien rangen in einer blutigen Schlacht (bei Worringen am 5. Juni 1288) mit einander; Graf Adolf von Berg siegte und nahm den Erzbischof selbst gefangen. Fast ein Jahr lang mußte dieser in Haft bleiben und erlangte nur gegen hohes Lösegeld (12 000 Mark kölnisch) seine Freiheit wieder. Dafür rächte er sich schwer. Durch verräterischen Überfall brachte er Adolfs Person in seine Gewalt und verweigerte ihm höhnisch die Auslösung: „Sankt Peter habe Güter genug; aber er werde ihm zeigen, was es heiße, einen Erzbischof gefangen zu halten.“ Er ließ ihn im Gefängnis so grausam behandeln, daß Adolf, als er endlich freigegeben wurde, an Geist und Körper gebrochen war. Er blieb siech bis an seinen Tod (1295). Mit seinem Enkel Adolf VIII. (1308—1348), dem Gründer der Städte Mühlheim (1322) und Lennep (1325), erlosch der Mannesstamm dieser Dynastie; es folgte kraft weiblichen Erbrechts die ravensbergische.

Die Grafen von Ravensberg, seit Beginn des zwölften Jahrhunderts nach der Burg Ravensberg bei Bielefeld so genannt — ursprünglich hießen sie nach einem Ort im Osnabrückischen von Kalverlage — waren unter den westfälischen Geschlechtern eins der angesehenern. Ihr Hauptort war Bielefeld, das schon im neunten Jahrhundert erwähnt wird, doch erst um 1226 Stadtrecht erhielt. Durch Erbteilungen schwächte sich das Haus; es gewann dann zwar im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts durch die Vermählung des Grafen Otto IV. (1308—1328) mit Margarete, der Erbtochter Adolfs VII. von Berg, eine große Anwartschaft; aber bevor sich noch diese verwirklichte, erlosch das Geschlecht in der männlichen Linie mit Ottos Bruder Bernhard (1346).

Es blieb eine Tochter Ottos übrig, wie ihre Mutter Margarete geheißen; sie war, wie schon oben erwähnt, mit dem Prinzen Gerhard von Jülich vermählt, und dieser ward nun als Gerhard I. Graf von Ravensberg und nach dem Tode Adolfs VIII. im Jahre 1348 auch Graf von Berg.

Sein Sohn und Nachfolger Wilhelm I. (1360—1408) wurde 1380 vom Kaiser Wenzel zum Herzog von Berg erhoben, und dessen Sohn, Herzog Adolf I. von Berg (1408—1437) war es, der im Jahre 1423 nach dem Ableben seines Vetters Reinhold von Jülich auch dieses Herzogtum erbte. Ihm folgte in der Herrschaft der drei Länder — Jülich, Berg und Ravensberg — sein Neffe Gerhard II., und diesem dessen Sohn Wilhelm II. (1475—1511). Durch letzteren kam die jülichische Familie mit den brandenburgischen Zollern

in nähere Verbindung; denn er vermählte sich mit Sibylle, einer Tochter des Kurfürsten Albrecht Achilles. Söhne entsproßten dieser Ehe nicht; daher erwirkte Herzog Wilhelm im Jahre 1508 vom Kaiser Maximilian I. ein Privileg, durch welches seine Tochter Maria zur Erbfolge in seinen Ländern berechtigt wurde. Sie brachte dieses Recht dann ihrem Gemahl Johann von Kleve zu, der denn auch nach Wilhelms II. Tode 1511 in den Besitz kam. Zwar protestierte dagegen das Haus Sachsen, indem es sich auf eine Anwartschaft berief, die Kaiser Friedrich III. 1483 dem Herzog Albrecht von Sachsen erteilt hatte; doch hatte dies keinen Erfolg. Vielmehr wurde Johann III. von Kleve nach seines Vaters Tode 1521 von dem Kaiser Karl V. mit allen sechs Ländern — Kleve, Mark, Ravenstein, Jülich, Berg, Ravensberg — (ein Gebiet von 230 Quadratmeilen mit damals etwa 330 000 Einwohnern) in bester Form belehnt. Residenz der Fürsten war meist Düsseldorf, der ständige Sitz des kleve-märkischen Rates dagegen Kleve.

Johann III. war nun einer der mächtigsten deutschen Fürsten und hätte, besonders in den kirchlichen Wirren, die jetzt eintraten, einen weithin bestimmenden Einfluß üben können. Es fehlte ihm auch nicht an einer gewissen Thatkraft; gegen das Raubrittertum z. B. schritt er so nachdrücklich ein, wie sein Zeitgenoß Joachim I. von Brandenburg; in Kleve ließ er einmal — es war zu Pfingsten 1531 — zwei Freiherren, von Falkenburg und von Falkenstein, nebst elf andern Edelleuten, die der Wegelagerei überführt waren, aufs Rad flechten. Aber wie jener Joachim verkannte er den Geist und die Gewalt der kirchlichen Bewegung, er glaubte, sie zugleich bekämpfen und leiten zu können, und befriedigte so keine Partei. Er gestattete, daß einer seiner Unterthanen, der Lehrer Adolf Klarenbach aus Wesel 1529 in Köln wegen lutherischer Ketzerei mit dem Feuertode bestraft wurde, und erließ doch andererseits (1532) eine Kirchenordnung, die den Geistlichen befahl, das Evangelium durchaus als einzige Quelle der Heilslehre zu betrachten. So nahm sich denn das Volk aus eigenem Antrieb der Kirchenverbesserung an. Es fiel in seiner Mehrheit der neuen Lehre bei, nur daß besonders am Rhein neben den lutherischen auch zwinglische Prediger Anhang fanden. Am entschiedensten wandten sich die westfälischen Gebiete der Reformation zu; von den Städten Soest und Lippstadt verbreitete sich das Luthertum über die Grafschaft Mark, von der Stadt Herford über die Grafschaft Ravensberg. Unter dem folgenden Herzog Wilhelm III., „dem Reichen“ (1539–1592), der sein lebelang unentschieden zwischen dem alten und dem neuen Glauben schwankte, behielt dann trotz mancher Bemühungen der im Lande wie bei Hofe immerhin noch ansehnlichen katholischen Partei das protestantische Bekenntnis im ganzen das Übergewicht. Wilhelm III. hatte im Jahre 1546 durch Kaiser Karl V., dessen Nichte Maria von Österreich er geheiratet, für seine sämtlichen Lande das Recht der weiblichen Erbfolge, falls der Mannesstamm ausgehe, festsetzen lassen. Dieser Fall trat bald ein, denn sein Sohn und Nachfolger Johann Wilhelm (1592–1609) war der letzte seines Geschlechts. Er war auch der unglücklichste. An einer

unheilbaren Geisteskrankheit leidend, lebte er stumpfsinnig in seinem Schlosse zu Düsseldorf sich und den Seinen zur Last. Auch schwere Unthat verdunkelte das reiche Haus. Des blödsinnigen Herzogs Gemahlin, die schöne Jakobe von Baden, fiel dem Neide ihrer Schwägerin Sibylle zum Opfer, die sie erst mit schmählichen Anklagen angriff, dann ermorden ließ (1597).

Kaum war Herzog Johann Wilhelm (am 25. März 1609) gestorben, als auch schon Bevollmächtigte des Kurfürsten Johann Sigismund im Namen ihres Herrn in Düsseldorf, Kleve und anderwärts den brandenburgischen Adler und die Besitzergreifungsurkunde anschlugen. Aber rasch traten noch andere Bewerber um das Erbe auf: vor allen der Pfalzgraf Wolfgang von Neuburg, als Sohn der zweiten Schwester Johann Wilhelms; aber auch die dritte und die vierte Schwester erhoben Ansprüche, ebenso der Kurfürst von Sachsen. Da hielten die beiden Hauptbeteiligten, der Kurfürst und der Pfalzgraf, es für das beste, sich in Güte zu vereinigen; sie verabredeten (im Vertrage zu Dortmund am 10. Juni 1609), das Land bis auf weiteres gemeinsam zu verwalten. Eintracht that ihnen um so mehr not, da der Kaiser aus Eifersucht auf Brandenburgs wachsende Macht willens schien, die streitigen Länder an sich zu nehmen. Auch die Holländer und Spanier, damals mit einander im Kriege, mischten sich ein, weil es ihnen nicht gleichgiltig sein konnte, in wessen Gewalt diese wichtigen Grenzlande fielen. Es schien über die jülichische Erbfolge zu einem allgemeinen Kriege zu kommen; bereits schickte sich der König von Frankreich Heinrich IV. an, die Führung aller Feinde Habsburgs zunächst an dieser Stelle zu übernehmen. Sein plötzlicher Tod (1610) vertagte den großen Kampf; aber zwischen den jülichischen Erben wurde die Gegnerschaft bald durch einen anderen Umstand noch verschärft. Es trat nämlich der Pfalzgraf, nachdem er sich im November 1613 mit einer bayrischen Prinzessin verheiratet hatte, zur katholischen Kirche über, während der Kurfürst — zu Weihnachten 1613 — zur reformierten Kirche übertrat. Beide verstärkten dadurch ihre politische Stellung am Rhein: der eine konnte auf die Unterstützung der Spanier in Belgien, wie überhaupt der katholischen Partei, der andere auf den Beistand der kalvinischen Holländer hoffen. Indessen zogen die Nebenbuhler es denn doch vor, sich friedlich zu vergleichen; im Vertrage zu Xanten am 12. November 1614 teilten sie das Erbe so, daß Jülich und Berg an Wolfgang, Kleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein an Johann Sigismund fielen. Freilich blieben auch jetzt noch manche Streitpunkte zu erledigen, besonders über Ravenstein, welches der Pfalzgraf sich aneignete, und vollständig ist das Ganze erst viel später (im kleveschen Erbvergleich 1666) geordnet worden.

Es war sehr natürlich, daß man des Kurfürsten Religionswechsel so auslegte, als ob er dadurch das Herz der zahlreichen Reformierten in Jülich-Kleve-Berg und den Arm der kalvinischen Nachbarn habe für sich gewinnen wollen. Zum Teil hat dieser Beweggrund wohl auch in der That bei seinem

Entschlusse mitgewirkt; aber er folgte hierbei zugleich seiner religiösen Überzeugung*). Die reformierte Lehre fand damals bei den höheren Ständen des protestantischen Deutschlands überhaupt viel Eingang, teils weil ihre Ansicht vom Abendmahl mehr einleuchtete, teils weil ihre Geistlichkeit nicht ganz so unduldsam geworden war, als die lutherische. Der Kurfürst selber erklärte öffentlich: „Er maße sich über die Gewissen keine Herrschaft an; eine solche stehe überhaupt keiner Obrigkeit zu, aber ebensowenig den Unterthanen über die Obrigkeit; er wende sich seiner Überzeugung gemäß zur reformierten Kirche, werde aber die Unterthanen ungestört bei ihrem Luthertum lassen; nur das gegenseitige Verketzern auf den Kanzeln verbiete er aufs strengste.“ Aber dies Toleranzedikt, das erste in der Welt, welches ein christlicher Fürst gegeben, war gar nicht im Geschmack der Zeit, die für warhafte Duldung kein Verständnis hatte. Es befriedigte daher kaum die Reformierten, deren Kirche 1614 durch die Confessio Johannis Sigismundi in der Mark (verfaßt von des Kurfürsten Hofprediger Martin Füssel), 1617 durch dessen Apologia in Preußen festen Grund bekam. Dagegen bei den Lutheranern, also bei der Mehrzahl seiner Unterthanen, erregte des Kurfürsten Abfall die größte Unzufriedenheit**). An manchen Orten reizte die Geistlichkeit durch ihre heftigen Klagen und Schmähungen das Volk gar zu Aufläufen und Ruhestörungen, besonders in Berlin, wo der Prediger Peter Stuler, Diakonus an der Petrikirche, einen Aufstand der Bürger gegen die Reformierten veranlaßte (3. und 4. April 1615). Nach seines Vizekanzlers Friedrich Bruckmann Konzept, der gerade von Berlin abwesend auf die Kunde von dem Ereignis sofort zurückkehrte, erließ nun der Kurfürst eine scharfe Kabinettsordre an den Berliner Magistrat, der nur lässig gegen die Aufrührer einschritt. Er drohte sein Hoflager und das Kammergericht von Berlin weg zu verlegen. Diese Drohung wirkte. Von nun an sorgte Bruckmann dafür, daß möglichst alle Beamtenstellen mit Reformierten besetzt wurden. Aber auch die Stände wurden schwierig; die brandenburgischen konnten erst durch feierliche Verbriefung der kirchlichen Landesrechte zu Geldbewilligungen bewogen werden, die preußischen, gestützt auf den König von Polen, als Oberlehnsherrn, entzogen dem Kurfürsten sogar den größten Teil seiner landesherrlichen Befugnisse in Preußen: die Macht ging hier fast ganz in die Hände der „Regimentsräte“, d. h. des Adels, über.***) Im Klevesschen gab es andere Widersacher; da hielten die Spanier noch immer einen Teil des Landes, namentlich Wesel, besetzt. Kurz, weder im Osten noch im Westen wurde Johann Sigismund des Besitzes froh, um den er die Macht seines Hauses erweitert hatte; seine Saaten waren für die Zukunft, erst lange nach seinem Hingange haben sie reiche Frucht getragen. Aber das Verdienst bleibt

*) Forsch. 1890. III. S. 624.

**) A. Chroust, Aktenstücke z. brand. Gesch. unter Kurfürst Joh. Sigismund, II, Forsch. 1896. IX. S. 1 ff. A. Stolzel, a. a. O. I. S. 317 und Forsch 1891 IV. S. 625.

***) E. Klausnitzer, Die märk. Stände unter Joh. Sigismund, Halle 1895. — Vgl. Forsch. 1897. IX. S. 272 ff.

ihm immer, dem hohenzollernschen Staat an der Memel und am Rhein das Heimatsrecht gegeben zu haben. Ehe indes der Größere kam, der das Recht zur Wahrheit machte, war der Dynastie und dem Lande noch eine schwere Zeit des Elends beschieden. Johann Sigismund erlebte sie zu seinem Glück nicht mehr; er verfiel im Spätherbst 1619 in eine tödliche Krankheit, und nachdem er am 2. Dezember 1619 die Regierung seinem Sohne Georg Wilhelm übertragen, starb er bald darauf, erst 47 Jahr alt, am 2. Januar 1620, noch ehe die Flammen des eben ausgebrochenen Krieges, des fürchterlichsten, den jemals die Welt gesehen hat, nach der Mark herüberschlugen.

Der dreißigjährige Krieg.

Die Religion war dem Deutschen von jeher eine hochwichtige Herzensangelegenheit; aber so lange die Weise des Mittelalters galt, welche die Vertretung und Gestaltung jedes Bedürfnisses zum ausschließlichen Vorrecht eines bestimmten Standes machte, war der Deutsche zufrieden, die kirchlichen Ceremonien und guten Werke zu verrichten, welche ihm die Geistlichkeit als den Inbegriff der Religion darstellte. Durch die Reformation kam eine andere, die Lehre vom allgemeinen Priestertum auf; selbst sollte sich nun jeder Christ den Weg zu Gott und zur Seligkeit suchen, und dieser Weg war allein der Glaube. Jetzt erst ergriff die Religion so recht den ganzen Menschen; sie wurde zugleich Sache des Verstandes und Herzens, läuterte zugleich die Erkenntnis und stählte den Willen. Es trat ein jeder für ein Bekenntnis ein, von dessen Wahrheit er sich selbst überzeugt oder überredet hatte. Drängte das Bedürfnis nach Versöhnung mit Gott früher zu äußeren Werken der Frömmigkeit, zu Fasten, Kasteiungen, Wallfahrten, Schenkungen, Gelöbnissen, so trieb das religiöse Gefühl jetzt auch den Laien, und selbst den gemeinen Mann, für die Reinhaltung seiner Glaubenslehrsätze in jedem Augenblicke und an jedem Orte sein Gut und Blut einzusetzen. Es geschah dies mit um so größerem Eifer, das Volk faßte die Religionssache um so leidenschaftlicher auf, je weniger Anteil es jetzt an den politischen Dingen hatte. Vor dem Glaubenseifer trat nun die christliche Liebe weit zurück, weil es Pflicht schien, Andersgläubige, wenn sie auch nur wenig von der orthodoxen Meinung abwichen, zu verketzern und zu verabscheuen; galt doch derjenige Prediger dem Volke für den besten, welcher am heftigsten auf die anderen Bekenntnisse schalt. Priester und Gemeinde feuerten sich gegenseitig immer aufs neue zum Haß wider die übrigen Sekten an. Die deutsche Sonderlust durfte nun auch in den Kirchen ihre Triumphe feiern; die Spannung zwischen den Religionsparteien in Deutschland wuchs in einem furchtbaren Grade. Überdies hatten sie mit einander noch wichtige Rechtsstreitigkeiten zu erledigen: der Augsburger Religionsfriede gab nur den Lutheranern, nicht auch den Reformierten im Reich eine staatliche Anerkennung, und den geistlichen Ländern verweigerte er die Reform geradezu. Beide Ungerechtigkeiten wurden von den Katholiken mit Hartnäckigkeit verfochten. Dabei betrachtete die römische Kirche jenen Frieden nur als einen Waffenstillstand,

war weit entfernt, dem Protestantismus, was er errungen, lassen zu wollen, sondern rüstete sich zum entscheidenden Kampfe. Als gewandten Vorkämpfer schickte sie den Jesuitenorden ins Feld. Diese geistliche Gesellschaft, deren Gedanke, obgleich in einem spanischen Gehirn ausgebrütet und von römischer Herrschsucht großgezogen, doch auch der deutschen Einfalt zu imponieren vermochte, hatte sich frühzeitig in Bayern eingenistet und begann gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts von hier aus über Deutschland ihre unheilvolle Wirksamkeit zu breiten, eine Wirksamkeit, die der katholischen Kirche eben so große Erfolge, wie schwere Schuld gebracht hat. Denn ihr Zweck, Roms Weltherrschaft durch offene und heimliche Bekehrungen als Prediger und als Jugendlehrer wiederherzustellen, heiligte den Jüngern Loyolas auch das unsittlichste Mittel. Überall in Süddeutschland bearbeiteten sie die Massen, verführten und verpesteten mit ihrer Moral die Mächtigen, säeten Unfrieden, scheuten kein Verbrechen. Sie waren es, die das Feuer der Glaubenswut, das in den Gemütern brannte, zur Glut des Wahnsinns schürten; ihre Schüler, die Habsburger und die bayrischen Wittelsbacher waren es, die nun das ganze blühende Reich in jammervollen Brand steckten.

Aber daß dieselben es vermochten, daß die Feinde des Protestantismus ihm und der gesamten Wohlfahrt Deutschlands tiefe, fast unheilbare Wunden schlagen konnten, war die Schuld der Evangelischen selber. Denn während die katholische Partei fest zusammenhielt und in einem wohleingerichteten Vereine, der „Liga" unter der klugen Leitung des Jesuitenfreundes Herzog Max von Bayern, eine starke Militärmacht bildete, blieben die Protestanten uneinig und unthätig. Gerade ihre mächtigsten Fürsten, die von Kurbrandenburg und Kursachsen, sahen es ruhig mit an, wie der Krieg, der 1618 in Böhmen anhob, rasch zum Unheil für die gemeinsame Sache ausschlug. War es doch gerade die Stimme Kursachsens, die 1619 bei der Kaiserwahl die Entscheidung gab und dem Habsburger Ferdinand II., dem fanatischen Papisten die Krone Deutschlands und dadurch die Mittel zur Bezwingung der protestantischen Böhmen verschaffte. So erreichte der lutherische Kurfürst allerdings, daß Böhmen nicht „dem Kalvinismus in den Rachen fuhr"; aber dafür fuhr es nun dem Papsttum in den Rachen, und manch lutherisches Land mußte mitfahren.

War Hans Georg von Sachsen ein Verräter aus Dummheit und Unduldsamkeit, so legte Georg Wilhelm von Brandenburg, der 1620 nach seines Vaters Johann Sigismund Tode den Kurhut empfangen, die Hände aus bloßer Schlaffheit und Unentschlossenheit in den Schoß. Die eiserne Zeit, die jetzt anhob, forderte vom Fürsten vor allem Mannhaftigkeit, und Georg Wilhelms Wesen war Schwäche. Unthätig sah er zu, wie draußen eine Sache, die auch die seine war, die Macht der deutschen Protestanten, zu Grunde ging. Er hielt sich still, als sein Schwager Friedrich V. von der Pfalz das Königreich Böhmen in der Schlacht am weißen Berge bei Prag (1620) verlor; er blieb ruhig, als der Kaiser dann in Böhmen und in seinen übrigen Erbländern den

Protestantismus zu Boden schlug; er saß still, als Ferdinand nunmehr den Krieg in das Reich trug und durch Tillys Feldherrnkunst die kleinen Fürsten, die kühn der gemeinsamen Sache beisprangen, den Grafen Ernst von Mansfeld, den Markgrafen Georg von Durlach, den Herzog Christian von Braunschweig bezwang und Süd- und Mitteldeutschland unterjochte. Er blieb parteilos, als die Gefahr ganz nahe trat, als der ligistische Feldherr Tilly von Südwesten, der kaiserliche Wallenstein von Südosten, jener gegen die niedersächsischen Stände und deren Führer, den Dänenkönig Christian IV., dieser gegen den Grafen von Mansfeld, der wieder ein Heer aufgestellt, sich anschickten, in Norddeutschland einzurücken. Ja, selbst die Anfang 1626 erfolgte Vermählung seiner Schwester Katharina mit Bethlen Gábor, dem Fürsten von Siebenbürgen, bewog ihn nicht zu offener Parteinahme für den Pfalzgrafen Friedrich, wie es die pfälzische Partei gehofft hatte*). Er machte sich nur dadurch dem Kaiser verdächtig. Und doch hatte er auch alles versäumt, jede gehörige Rüstung unterlassen, um sich selber schützen zu können. Da machte denn der Kriegssturm, der 1626 über Norddeutschland dahinbrauste, nicht halt an der Mark; er verheerte die wehrlose gerade so, wie wenn sie Partei ergriffen. Rasch siegte zwar der Kaiser; vor Tillys und Wallensteins Horden brachen die letzten Wehre der Protestanten wie Halme; die niedersächsisch-dänische Streitmacht erlag in der Schlacht bei Lutter am Barenberge, die mansfeldische bei Dessau. Ferdinand II. war nun im deutschen Reiche der Herr und Meister; wenn er wollte, so konnte er jetzt seine kaiserliche Pflicht erfüllen und dem Vaterlande den Frieden geben; alle Helfer und Genossen des Böhmenkönigs Friedrich von der Pfalz waren ja wie jener selbst überwunden. Aber wenig kümmerte es die Herren in Wien, daß im Reich die Kriegsfurie Volk und Fürsten zur Verzweiflung brachte, daß der eiserne Arm einer vertierten Soldatenschaft der Nation das letzte Mark auspreßte; konnte man doch hoffen, durch jene Heuschreckenschwärme bewaffneter Blutsauger der katholischen Kirche und dem Hause Habsburg zu unumschränkter Herrschaft über ganz Deutschland zu verhelfen. So fuhren denn die Wallensteiner fort, als die gefürchteten, lustigen Herren der Welt die norddeutschen Gaue zu verderben, praßten und schwelgten, raubten und mordeten, hausten wie Türken und Tataren, in Feindes- und Freundesland.

Georg Wilhelm hatte geglaubt, wenn er nichts gegen den Kaiser thue, werde dieser auch ihn ungekränkt lassen. Die erste Enttäuschung erlebte er schon gleich nach dem böhmischen Kriege. Damals verletzte der Kaiser den Besitzstand des zollernschen Hauses, indem er (1622) das Herzogtum Jägerndorf, weil dessen Inhaber, des Kurfürsten Oheim Johann Georg, dem Böhmenkönig treu gewesen, einzog und nicht, wie er nach dem Rechte gesollt hätte, einem andern Zollern, sondern einem Fremden, dem Grafen von Lichtenstein gab. Jetzt beschädigte er aufs äußerste die Wohlfahrt Brandenburgs, indem

*) Fr. Krüner, Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen, Histor. Zeitschr. LVIII, 1887.

er zuließ, daß seine Kriegsvölker auch dort sich einlagerten und ihre gewohnten Erpressungen verübten. Georg Wilhelm wußte sich keinen andern Rat als davonzugehen. Unfähig dem Übel zu steuern, hatte er auch nicht den Mut und die Hingebung, die Not mit seinen Unterthanen zu teilen; er ließ die Mark im Stich und siedelte Anfang 1627 nach Preußen über, wo er fand, was er am meisten liebte: ungestörte Muße, gute Leibes-Nahrung und Notdurft und reichliches Jagdvergnügen. Dort gab es damals einen wahrhaft urwaldlichen Wildstand. Hatte doch des Kurfürsten Vorgänger im Jahre 1612 bei einer großen Jagd im Amte Neuhausen 8 Auerochsen, 45 Elenne, 10 Bären, 79 Wölfe, 11 Eber, 32 Bachen, 77 Frischlinge, 76 Hirsche, darunter einen Sechsundzwanzig-Ender, erlegt! Dahin zog sich also Georg Wilhelm zurück und pflog dort abwechselnd der Ruhe beim vollen Becher und des edeln Waidwerks. Das Einzige, was er zum Nutzen der Mark versuchte, war ein Bittruf an den Kaiser. Aber Brandenburgs Klagen blieben erfolglos; die kaiserlichen Räte verhehlten dem Gesandten nicht ihre Hoffnung, daß in fünfzig Jahren ganz Deutschland in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt sein würde; gerade durch diese Einlagerungen der kaiserlichen Truppen sollten den Reichsständen die Flügel dermaßen verschnitten werden, daß sie um so eher zum völligen Gehorsam zurückgebracht werden könnten.*)

So büßte denn die Mark schwer für die Unfähigkeit ihres Fürsten; freilich zugleich für ihre eigene Sünde. Denn die Stände hatten dem Landesherrn nicht die Mittel gewährt, ein hinreichendes Soldheer zu unterhalten, um sich einigermaßen selbst schützen zu können; auch gingen die Steuern zu langsam ein. So war es denn nur zur Aufstellung kleiner Streitkräfte gekommen und immer nur auf kurze Zeit. Die erste fand im Jahre 1620 statt und beschränkte sich auf 1000 Mann zu Fuß und 300 zu Roß und auf eine Frist von drei Monaten; die späteren waren nicht viel erheblicher. Denn Georg Wilhelm legte zwar nach dem Sprichwort „Not kennt kein Gebot" doch Steuern auf und warb Söldner, aber nicht soviel, um die Grenzen wirklich, wie er wünschte, gegen jedermann schützen zu können. Nachher kamen dann die Dänen oder die Mansfeldischen oder die Kaiserlichen und erpreßten das hundertfache. Allein an kaiserlicher Kontribution bezahlten z. B. Wriezen 49 086 Thl., Eberswalde 29 802 Thl., Freienwalde 6152 Thl.**). Die Mark berechnete schon 1630 den Schaden, den sie bloß an Abgaben und Leistungen für das fremde Kriegsvolk erlitten, auf 20 Millionen Thaler! Es ging hier wie damals fast überall in Deutschland. Obgleich die alte Volksbewaffnung in Verfall geraten, und die Sitte aufgekommen war, die Landesfehden durch Mietlinge ausfechten zu lassen, obgleich nicht mehr das wehrhafte Volk — der Adel mit seinen Knechten,

*) Vgl. J. Opel, d. Kurfürstentum Brandenburg in den ersten Monaten d. J. 1627. Histor. Zeitschr. LI. 1884. S. 202. — Otto Klopp, der 30jahr. Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs 1632. Paderborn 1893.

**) H. v. Petersdorff, Beiträge zur Wirtschafts- Steuer- und Heeresgeschichte der Mark im 30jahr. Kriege. Forsch. 1889. II. S. 37.

die Bürgerschaft mit ihren Gesellen — kampfesfroh und wohlgerüstet ins Feld zog, sondern Landsknechte, die gerade solange treu blieben, als der Sold pünktlich gezahlt wurde, und die immer den wehrlosen Unterthan ärger plagten als den Feind, so fehlte es doch den Ständen an dem rechten Gemeinsinn und der opferfreudigen Thatkraft, um den letzten Groschen zu einer ordentlichen Verteidigung des Landes herzugeben. Keine wahre Vertretung des Volks, sondern nur der Bevorrechteten, feilschten sie mit dem Landesherrn und bewilligten in der Regel zu spät oder zu wenig. Unfähige Fürsten, engherzige Stände und Bevölkerungen, die sich selbst zu verteidigen weder Kraft noch Mut mehr hatten, das waren mit wenigen Ausnahmen die Gegner, die des Kaisers Macht vor sich hatte.

Was deutsche Gemeinwesen, wenn in ihnen alle für einen und einer für alle eintraten, selbst in dieser Unglückszeit noch vermochten, davon gab doch eben Stralsund ein herrliches Beispiel. Diese einzelne Stadt wagte, wovor so viele Fürsten zurückbebten: sie bot dem Friedländer Trotz. Meister aller Ostseeküsten von der Nordspitze Jütlands bis zur Weichsel und vom Kaiser zum „Admiral des oceanisch-baltischen Meeres" ernannt, damit er dem Hause Habsburg auch noch die Herrschaft zur See erobere, ersah sich Wallenstein die freie Reichs- und alte Hansestadt Stralsund zum Stützpunkt für seine hochfliegenden Pläne; er befahl ihr, sein Kriegsvolk aufzunehmen. Aber die Bürgermeister und Worthalter der Stadt — Steinwig, Gosen, Hasert, Koch hießen die Ehrenmänner — entflammten den Mut des Volkes, und so schworen Rat und Bürger insgesamt auf das Evangelium, treu bei ihrem Glauben zu bleiben und für Recht und Freiheit den letzten Blutstropfen zu verspritzen, und als nun (am 23. Mai 1628) die Wallensteiner vor den Mauern erschienen, schlugen sie, verstärkt durch 6000 schottische Söldner, welche die Könige von Dänemark und von Schweden zu Hilfe geschickt, wochenlang Sturm auf Sturm ab. „Und wäre Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden, so müßte es herunter", rief der Friedländer in wildem Zorn; aber vergebens opferte er seine Rotten. Dagegen erschien den Belagerten zum Entsatz am 20. Juli die dänische Flotte in den Gewässern von Rügen, und auch von Schweden war Beistand wieder nahe. Der See nicht mächtig entschloß sich Wallenstein die Belagerung aufzuheben; am 2. August zogen seine Scharen von Stralsund ab; zum erstenmal war sein Wille gescheitert.

Indessen Stralsunds erfolgreicher Heldenmut war auch der einzige Lichtblick, der damals in den Abgrund von Unglück fiel, welcher das deutsche Volk auf ewig zu verschlingen schien. Überall anderwärts zertraten ihm die kaiserlichen Kriegsknechte Wohlstand und Freiheit, Recht und Ehre, rotteten ihm die katholischen Priester, die Jesuiten voran, wohin sie unter dem Schutz der Soldaten reichten, den evangelischen Gottesdienst aus, dem seine weit überwiegende Mehrzahl anhing. In den habsburgischen Erblanden geschah das Katholischmachen im großen, in Schlesien z. B. erwarb sich ein Graf Dohna mit seinem Regiment einen berüchtigten Namen als „Seligmacher"; er legte den Pro-

testanten Soldaten ins Haus, die den Wirt und seine Familie so lange mißhandelten, bis die Unglücklichen ihrer Religion absagten und katholisch wurden. Doch ließen viele lieber Haus und Hof im Stich und gingen für ihren Glauben ins Elend. 15 000 Einwohner zählte die Stadt Löwenberg, als die Schreckenskunde kam, die kaiserlichen Soldaten und Mönche rückten an. Da wanderte die ganze Gemeinde aus; die Seligmacher fanden nur noch 24 Bürger vor. So ging es an vielen Orten.

Aber um diese Erfolge zu sichern, die Herstellung des katholischen Wesens auch im Reiche für alle Zeit zu besiegeln, erließ Ferdinand II. ein Gesetz, welches mit einem Federzuge einen sehr großen Teil des protestantischen Mittel- und Nord-Deutschlands der katholischen Kirche zusprach. Sein „Restitutions-Edikt“ (1629) befahl auf Grund des geistlichen Vorbehalts, daß die seit 1552 protestantisch gewordenen Stifter, also Magdeburg, Bremen, Minden, Halberstadt, Verden, Lübeck, Brandenburg, Havelberg, Lebus, Kamin, Meißen, Merseburg, Naumburg u. a., wieder katholisch würden. Auch sollten die katholischen Landesherren das Recht haben, ihre andersgläubigen Unterthanen zur Annahme des Katholizismus zu zwingen; endlich sollten die Reformierten vom Religionsfrieden ausgeschlossen bleiben. Mit der Vollstreckung dieses Gebotes beauftragte Ferdinand die 100 000 Mann, die ihm Wallenstein auf Deutschlands Kosten hielt, und die Truppen, welche unter Tilly der Liga gehorchten. Da sank in mancher altehrwürdigen Stadt, die so unglücklich war, von dem Machtspruch des Kaisers betroffen zu werden, der letzte Rest ehemaliger Größe; unter dem Glaubenszwang erlagen auch ihr Wohlstand und ihre politische Freiheit. Wieder war's unter so vielen nur eine, die mutig sich des Jochs erwehrte: Magdeburg hielt ein halbes Jahr lang den Wallensteinschen stand; im September 1629 mußte das kaiserliche Kriegsvolk von ihren Mauern unverrichteter Sache wieder abziehen.

Aber die Protestanten im ganzen und großen konnten sich auch jetzt nicht zu einmütigem Widerstande aufraffen; wenn der Nation im folgenden Jahre wenigstens ein Teil ihrer Last, der kaiserliche Feldherr und die größere Hälfte des kaiserlichen Heeres, abgenommen wurde, so geschah dies durch das Zusammenwirken sehr verschiedener Kräfte: Papst und Liga wie die Evangelischen, das Ausland wie das deutsche Volk, alle sahen das ungeheure Wachstum der habsburgischen Herrschaft mit Besorgnis und forderten daher auf dem Kurfürstentage zu Regensburg 1630 die Absetzung des gewaltigen Mannes, dessen Schultern die kaiserliche Macht stützten. Ferdinand II. hörte wenig auf die jammernden Klagen, die Deutschlands Elend malten und einen Stein hätten rühren mögen: wie die Kriegsleute dem Volk durch Folterqualen im eigentlichen Sinne des Wortes den letzten Heller abpreßten, wie sie schwelgten, während Bürger und Bauer verhungerten, wie sie alle erdenklichen Greuel bei Tag und Nacht verübten, Städte und Dörfer verbrannten, die Männer aus Übermut marterten, die Frauen notzüchtigten, Unzählige verstümmelten und mordeten, wie bereits ganze Landschaften verödet und das Volk in so scheußliche Ver-

tierung gesunken sei, daß an manchen Orten die Menschen vor Hunger einander wie Kannibalen aufgefressen. Alles das war an Ferdinand II. verloren, es geschah ja „zur Ehre Gottes“ und zum Nutzen Habsburgs. Als aber auch seine Beichtväter, die ganz richtig bei Wallenstein selbstsüchtige Hintergedanken politischer Art gewittert, auf die Absetzung des Übermächtigen drangen, da gab der Kaiser nach, entließ seinen Feldherrn und verringerte sein Heer. Dennoch war für die Evangelischen damit nichts gewonnen; denn Tilly, jetzt auch kaiserlicher Generalissimus, vereinigte unter seinem Befehl doch noch 70 000 kaiserliche und ligistische Soldaten, bei der schlechten Verfassung der protestantischen Stände eine mehr als genügende Streitmacht, um den Willen der Katholischen auch ferner durchzusetzen, und Tilly war ein fanatischer Katholik, der es mit der ihm in der Religionssache aufgetragenen Beschädigung der Protestanten, an welcher Wallenstein persönlich wenig gelegen war, sehr ernstlich meinte.

Aber schon war der Retter auf deutschem Boden erschienen, der kluge und fromme Held, der die evangelische Sache wieder aufrichten sollte. Am 6. Juli 1630 war der Schwedenkönig Gustav Adolf auf der Insel Usedom in Pommern gelandet. Hier vertrieb er rasch die Kaiserlichen, säuberte von ihnen auch die Nachbarinsel Wollin und beherrschte nun die Odermündungen, bereit, seinen Befreiungszug in das Reich anzutreten. Er brachte ein stattliches Heer mit, 20 000 Mann alter Soldaten, teils Schweden, teils geworbene Schotten und Deutsche, und vor allem in sich das, was hauptsächlich den deutschen Protestanten fehlte, einen tüchtigen Führer. Gustav Adolf stand damals in der Blüte seiner Kraft: er war 36 Jahre alt, eine hohe Heldengestalt, mit breiter Stirn, Adlernase und funkelnden, blauen Augen; ein Feldherr voll schöpferischer Erfindsamkeit und kühner Thatkraft, bereits vielfach erprobt in siegreichen Kämpfen mit Dänemark, Polen und Rußland. Seinen unglücklichen Glaubensbrüdern in Deutschland beizustehen, trieb ihn zunächst freilich ein politischer Beweggrund*): er wollte die deutschen Ostseeküsten dem Kaiser entreißen, um Schweden in den Besitz der Herrschaft über das baltische Meer und dessen Anlage zu bringen. Aber mit diesem Ehrgeiz paarte sich ein reges Mitgefühl für das Leid der unterdrückten Religionsverwandten. Der Vorteil Schwedens veranlaßte ihn, das Schwert zu ziehen; er schwang es desto freudiger, weil er zugleich der Sache des Evangeliums dienen konnte. Sie adelte seine Waffen. Welch ein seltener Geist der Frömmigkeit und des Gottvertrauens erfüllte ihn und sein Heer! So lange er lebte, waren seine Schweden ebenso rechtschaffene wie tapfere Soldaten. Wie ehrenwert zeichnete sich sein Kriegslager vor dem wüsten, wilden Treiben der kaiserlichen Mordbrennerbanden aus, die er zu bekämpfen kam! Bürger und Bauern staunten, als sie sahen, daß die Schwedischen ehrlich bezahlten, was sie brauchten, daß sie niemanden schunden und plackten, daß jedes Regiment täglich seine Morgen- und Abendandacht verrichtete, daß

*) Vgl. G. Droysen, Gustav Adolf, Leipzig 1870.

mit einem Wort unter Gustav Adolfs Bannern christliche Mannszucht herrschte. Und er selbst, wie leutselig gegen den Geringsten, er der furchtbare Krieger, wie mild außer der Schlacht! Mit stürmischem Jubel nahm ihn überall das evangelische Volk auf.

Nicht so dessen bedeutendste Fürsten; sie zitterten vor der Macht des Kaisers, und in dem Helfer fürchteten sie den Herrn. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg hätten am liebsten eine bewaffnete Neutralität gehalten, zu der sie doch bei weitem nicht die Mittel hatten, am wenigsten die geistigen. Sie sollten sich entscheiden: für den Kaiser oder für die Schweden? Aber dort wie hier sahen sie für sich selbst Gefahr und Nachteil voraus. Und Georg Wilhelm hatte noch einen besonderen Grund, wenn er zögerte, den Schweden sein Land zu öffnen; denn diese erhoben den Anspruch, Pommern, welches sie den Kaiserlichen rasch abgenommen, dauernd zu behalten, womit sie Brandenburgs Recht verletzten.

Während sich nun Gustav Adolf damit aufhielt, den Kurfürsten Georg Wilhelm, der sein Schwager war, zu bewegen, daß er ihm die Festung Spandau als Rückhalt einräume, dann, als dies endlich erreicht war, durch ähnliche Verhandlungen mit Sachsen die Zeit verlor, traf die evangelischen Deutschen ein Schlag, der die Notwendigkeit der fremden Hilfe auch ihren Fürsten ins hellste Licht setzte: Magdeburg, das treue, ehrenreiche, das letzte Bollwerk der deutschen Protestanten fiel. Diese Stadt hatte im Vertrauen auf den Beistand, den ihr der Schwedenkönig verhieß, sich standhaft dem Restitutions-Edikt widersetzt, hatte statt des katholischen Erzherzogs Leopold den protestantischen Markgrafen Christian Wilhelm (Oheim des Kurfürsten von Brandenburg) als Stiftsverwalter aufgenommen und wochenlang sich mit einer Besatzung von 5000 Bürgern und 2300 Söldnern, die der schwedische Oberst von Falkenberg befehligte, gegen ein Heer von 30 000 Ligisten und Kaiserlichen unter Tilly und Pappenheim gehalten. Aber das Mißverhältnis der Kräfte war zu groß; es begann auch an Pulver zu fehlen, und die Hilfe vom Schwedenkönig, auf die Falkenberg immerfort vertröstete, kam nicht. Auch die Schwesterstädte der Hansa, an die sich Magdeburg um Beistand gewandt, leisteten keinen; das von schnödestem Krämergeist erfüllte Hamburg unterstützte vielmehr um Judaslohn das Belagerungsheer, dem von dort das nötige Pulver geliefert wurde. Die Kaiserlichen selbst gestanden nachmals: „Die Stadt Hamburg hat wohl das Beste bei der Belagerung gethan mit Munition und anderer Notdurft, sonst wären wir schlecht bestanden und hätten es nicht beharren können.“ *) Unter diesen Umständen blieb den Belagerten nur Ergebung übrig oder Untergang. Ergebung an Tilly aber war gleichbedeutend mit Verlust beides, der politischen und der Glaubensfreiheit. Darum behielt in der Stadt die Partei, die es zum äußersten kommen lassen wollte, die Oberhand, und Magdeburgs Geschick erfüllte sich.

*) A. Wittich, Magdeburg, Gustav Adolf und Tilly, Berlin 1874, I. 64.

Es war am Dienstag den 20. Mai 1631 zwischen 6 und 7 Uhr morgens, — Besatzung und Bürgerschaft der Stadt hatten sich, da die Nacht und der Frühmorgen still vergangen waren, für diesmal keines Überfalls gewärtig, dem Schlafe oder sorgloser Ruhe hingegeben. Diesen Augenblick hatte Tilly berechnet. Unvermerkt ließ er durch Pappenheim die Sturmleitern anlegen; rasch und kühn führte dieser den Handstreich aus. Fast ohne Gegenwehr wurden die schlaftrunkenen Wachen auf den Mauern niedergemacht, während zugleich ein Haufe Kroaten durch das Fischerthor in die Stadt drang. Da erscholl die Sturmglocke. Es war zu spät. Oberst Falkenberg warf sich mit denen, die er in der Eile gesammelt, tapfer dem Feinde entgegen; eine Stunde lang währte der heftigste Straßenkampf. Aber immer stärker wogten die Kaiserlichen durch die eroberten Thore herein; Falkenberg fiel; ohne Einheit hie und da kämpfend erlagen die Bürger der Übermacht. Um 9 Uhr gellte rings der Kaiserlichen Freudengeschrei: „all gewonnen! all gewonnen!“ Wie wenn ein ganzes Heer von Tigern losgelassen wäre, so stürzten diese 30 000 Barbaren — Kroaten, Ungarn, Italiener, Niederländer und Deutsche — alle mit gleicher Gier, von Wein erhitzt, grimmigen Religionshaß schnaubend und durch den verzweifelten Widerstand der Magdeburger zu wütender Rachsucht entflammt, über die unglücklichen Einwohner her, schossen und hieben, verstümmelten und prügelten; da ward weder jung noch alt, weder Kinder noch Weiber, weder der Schwangeren oder Wöchnerinnen noch der Säuglinge geschont. Hatten sie nicht von ihren Mönchen und Pfaffen gelernt, daß verfluchten Ketzern kein Erbarmen gebühre? So säbelten die Tillyschen in der Katharinenkirche 53 Menschen, meist Frauen, die mit gefalteten Händen um ihr Leben baten, nieder, zerstückten in der Johanniskirche Säuglinge, zerhieben die Mütter. Mit der Mordsucht zugleich feierten die anderen Lüste, viehische Wollust, Raubsucht und Völlerei, ihre höllischen Feste. Jedes Haus ward geplündert, die Frauen und Mädchen geschändet, dann ermordet oder zu neuer Mißhandlung verkauft. Da stürzten sich viele, ihre Ehre zu retten, in die Elbe oder überließen sich unter den Dächern dem Feuer, das, von verzweifelten Bürgern angelegt, seit 11 Uhr mittags rasch Straße auf Straße ergriff. Es war barmherziger als die Soldaten, denen Tilly nach dem barbarischen Kriegsbrauch der Zeit dreitägige Plünderung versprochen, und deren scheußlichem Wüten nun vergebens hie und da ein menschlich gesinnter Offizier zu steuern versuchte. Zwölf Stunden lang raste um Mord und Schändung der Brand; dann war's vollendet. Mit den Häusern sank das Rathaus, sanken sechs Pfarrkirchen, sanken die Thore, Türme und Brücken in Schutt und Asche.

Da lag nun Magdeburg, zwar schon seit geraumer Zeit nicht mehr die blühende und reiche Stadt wie ehedem vom 13. bis zum 16. Jahrhundert, aber immerhin doch auch in jener Zeit noch ein bedeutendes Gemeinwesen, jetzt ein rauchender Trümmerhaufen. Von insgesamt 723 Häusern blieben nur 139 Häuser nebst dem Dom und dem Liebfrauen-Kloster vom Feuer verschont, welchen Bezirk Tilly, weil er zum alten Erzstift gehörte, durch seine Soldaten retten ließ. Die

Menschen aber, die dem Gemetzel oder dem Feuer entgangen waren, mußten um schweres Lösegeld ihr Leben erkaufen; doch erlitten auch sie noch viel Übles, besonders die Frauen und Mädchen, deren viele im Lager zu Tode gemißhandelt wurden. Diejenigen Gefangenen, die sich nicht auslösen konnten, wurden von den Soldaten niedergehauen oder verkauft; in Halberstadt kamen sechs Wagen voll kleiner, elternloser Kinder auf den Markt; viele davon steckten die Kaiserlichen in Klöster, um sie katholisch zu machen. Eine Menge Frauen und Jungfrauen wurden für 40, 20 bis zu 2 Thaler verkauft*). Noch drei Tage lang trieben die Soldaten mit Ausschweifungen aller Art auf den Trümmern der Stadt ihr Wesen, feierten, wie sie es frech nannten, die „magdeburger Hochzeit". Am 24sten endlich zog Tilly die Truppen heraus und begnadigte die noch etwa hie und da versteckten Einwohner; es waren nicht mehr viele; die meisten lagen in den Kellern der verbrannten Häuser erstickt. Von 36 000 Menschen, Einheimischen und Hereingeflüchteten, die Magdeburg beherbergt hatte, waren 26000 durch das Schwert oder das Feuer umgekommen. Über 6000 Tote wurden von den Soldaten in die Elbe geworfen, bis der Fluß sich an dem Leichendamm staute. Sonntags aber den 25. Mai feierte Tilly auf dem Unglücksort, der einst Magdeburg war, ein großes Siegesfest; ein Triumphfest zugleich der katholischen Kirche, der zu Ehren Magdeburg in Marienburg umgetauft ward. Da sah man den alten, grimmen Feldherrn, die unheimliche Gestalt, klein und mager, mit breiter, runzliger Stirn unter dem wirren, grauen Haar, mit finstern Augen, langer Nase und Kinn, spitzem Knebelbart, angethan mit einem grünen Atlaswams, auf dem Haupt einen kleinen Hut mit langer, roter Feder, die Hände auf der Brust gefaltet, auf der er immer eine geweihte Hostie trug, sich an dem Pomp seiner Kirche erlaben, der er so inbrünstig ergeben war. Da sangen die Mönche und die bluttriefenden Henkersknechte des Habsburgers ihr Tedeum, schwenkten die Priester über den qualmenden Leichenhaufen ihre Weihrauchfässer. Seit Jerusalems Zerstörung sei kein größeres Strafgericht Gottes gesehen worden, hieß es in dem frohlockenden Bericht, den Pappenheim von seinem Siege über die Ketzer nach München sandte. Als besondere Trophäe schickte Tilly dem Kaiser den gefangenen Stiftsverweser von Magdeburg, den Markgrafen Christian Wilhelm. Dieser Prinz, ein charakterloser Schwächling, ist dann in Wien von den Jesuiten bekehrt worden und zum römischen Glauben übergetreten.

Am Kaiserhofe war natürlich die Freude über Magdeburgs Fall sehr groß. Ferdinand beschloß, hier eine Hauptburg seiner Kirche herzustellen: die übrig gebliebenen Einwohner, jedenfalls ihre Kinder, sollten katholisch gemacht und katholische Ansiedler aus Belgien berufen, der Unterricht und die Ketzerbelehrung aber den Jesuiten übertragen werden, von denen bereits eine Abteilung in Magdeburg erschienen war. Die neue „Marienburg" sollte nach dem Plane des

*) Vgl. A. Wittich Magdeburg als kath. Marienburg. v. Sybels Hist. Ztschr. 1890 Heft III. S. 415 ff.

Kaisers eine Pflanzstätte dieser Gesellschaft für den Norden sein*). Allein der Siegesjubel der Katholischen war nicht ungetrübt. Der militärische Erfolg, den für sie die Eroberung der lutherischen Hauptfeste bedeutete, wurde wertlos durch deren Zerstörung. Tilly verlor damit den gewünschten Stützpunkt für sein Heer; es war nur ein Trümmerhaufen, was er an Magdeburg gewonnen. Die moralische Wirkung seines Sieges aber kehrte sich gegen ihn selbst. Denn noch stärker als das Entsetzen über Magdeburgs Fall war bei den Protestanten, deren große Mehrzahl ja anders fühlte als die hamburger Krämerseelen, die Erbitterung. Neu aufflammte jetzt der Aufstand wider die kaiserliche Tyrannei. Zuerst in Hessen, wo ein herzhafter Fürst, Landgraf Wilhelm die Fahne erhob; dann in Weimar, in Mecklenburg. Kursachsen ermannte sich wenigstens zu hastigen Rüstungen.

Gustav Adolf aber faßte jetzt den schwankenden Kurfürsten von Brandenburg, der aus Furcht vor dem Kaiser selbst keine Lust hatte, es mit den Schweden zu wagen, und von seinem österreichisch gesinnten Minister Grafen Adam von Schwarzenberg in seiner Abneigung gegen jene Fremden nur bestärkt wurde, fester an und zwang ihn (21. Juni 1631), zur Verteidigung der gemeinsamen Sache mit ihm ein Bündnis abzuschließen. Kraft dessen öffnete jener den Schweden Spandau und Küstrin und zahlte monatlich 30000 Thaler Hilfsgelder; auch die wenigen Truppen, die er besaß, ließ er zu des Königs Heer stoßen. Darauf säuberte Gustav Adolf die Altmark vom Feinde und rückte nach Sachsen, dessen Kurfürst, von Tilly bedroht, jetzt selbst die Schweden um Hilfe anrief. Sie kam; bei Breitenfeld (nördlich von Leipzig) erbleichte der Stern des Kaisers; die Tapferkeit der Schweden und die Kriegskunst ihres Königs errangen über Tilly und Pappenheim den Sieg (am 17. September 1631). Vom Jubel des befreiten Volkes umjauchzt, zog Gustav Adolf triumphierend durch Thüringen und Franken dem Rheine zu, während Herzog Bernhard von Weimar ihm die kaiserlichen Scharen in Westfalen verjagte, und General Arnim mit sächsischen und märkischen Truppen in Böhmen einfiel, dann Schlesien befreite**). Auch Magdeburg wurde (im Januar 1632) wieder von den Kaiserlichen geräumt; mit den Soldaten zogen auch die Jesuiten wieder ab. Der Protestantismus stand von neuem aufrecht da, und sein Gegner kam in Not.

Nur einer konnte den Kaiser retten: Wallenstein, der schnöd' entlassene; und unter Bedingungen, die ihn Ferdinand II. fast zum Mitkaiser machten, willigte er ein, dem Hause Österreich zu helfen. Rasch hatte er ein starkes Heer zusammengeworben, und nachdem Tilly im Frühling 1632 beim fruchtlosen Bemühen, Bayern zu verteidigen, gefallen war, sah auch die zersprengte Liga in Wallenstein ihren einzigen Hort. Er ließ seine alten Widersacher doch einige Zeit vergebens bitten; dann zog er den Schwedenkönig durch geschickte Stellungen und Märsche von Süddeutschland ab nach Sachsen; hier (bei Lützen am 16. No-

*) R. Wittich, a. a. O., Hist. Ztschr. 1891, I, 53 ff.

**) G. Irmer, Hans Georg von Arnim, Leipzig 1891.

vember 1632) maßen sich beide große Gegner im Entscheidungskampfe. Wallenstein verlor das Spiel, verlor auch seinen besten General, Pappenheim; aber den Schweden kostete der Sieg ihren König. Das Bündnis, dessen Haupt Gustav Adolf gewesen war, fiel jetzt auseinander. Nur die kleineren protestantischen Reichsstände hielten fest an dem Bunde mit Schweden, deren Kanzler Axel Oxenstierna nun die gemeinsamen Angelegenheiten leitete. Dagegen die beiden Kurfürsten vertrugen sich nun mit dem Kaiser. Ferdinand II. hatte auf Wallensteins Forderung unter den Zugeständnissen, die er ihm für Übernahme des Generalats 1631 gemacht, auch die Aufgebung des Restitutions-Ediktes, wenngleich widerwillig, eingeräumt. Nach Wallensteins Sturze entschloß er sich doch, bei diesem Zugeständnis an die Protestanten zu verbleiben, da sonst auf Versöhnung mit den Kurfürsten und Bund gegen Schweden nicht zu hoffen war. Er gab daher nach, daß das Restitutions-Edikt — zunächst auf 40 Jahre — außer Wirksamkeit gesetzt wurde, trat an den Kurfürsten von Sachsen die Lausitz ab und erteilte dem Kurfürsten von Brandenburg das Versprechen, daß er in seinem Erbrecht auf Pommern geschützt werden solle; dafür verband sich Sachsen mit ihm (im Prager Frieden 1635) zur Vertreibung der Schweden, und auch Brandenburg schloß sich ihm dann an*).

Deutschlands Elend stieg nun auf eine grauenhafte Höhe. Denn das Haus Habsburg, von der Gefahr, die ihm Wallensteins übermäßige Macht bereiten konnte, durch dessen Ermordung (1634) befreit und nach dem Prager Frieden wieder stark wie einst, schien jetzt seinem alten Nebenbuhler Frankreich so gefährlich, daß dessen großer Minister Richelieu ihm offen den Krieg erklärte. Außer den schwedischen, kaiserlichen, ständischen Werbetrommeln wirbelten nun auch französische im Reiche, und die verwilderten Deutschen, denen schon nichts mehr übrig blieb, als zum Nutzen der Fremden und der Jesuiten ihr eigenes Volk zu schinden oder selbst geschunden zu werden, stellten sich scharenweise zu jedweder Fahne; sie mußten Bettler und Sklaven sein oder Henker und Folterknechte. Denn es war längst kein rechtschaffener Krieg mehr, sondern ein Wetteifer im bewaffneten Freveln. Auch die Schweden thaten es seit Gustav Adolfs Tode den andern an viehischer Roheit und barbarischer Grausamkeit gleich. Welche Greuel wurden verübt! Wie hausten Ferdinands Truppen z. B. in Schlesien! Als sie 1633 dort wieder eindrangen, gab es keine Qual, die sie den unglücklichen Einwohnern nicht angethan hätten. Um ihnen Geld abzupressen, das bei den meisten gar nicht mehr vorhanden war, schnitten sie lebendigen Menschen Riemen aus der Haut, die Fußsohlen auf, Nase und Ohren ab, hingen sie bei den Füßen auf, zündeten Feuer unter ihnen an, füllten ihnen Mistjauche (den sogenannten schwedischen Trank) in den Hals, stachen ihnen die Augen aus, steckten brennenden Kien und Schwefel unter die Nägel, schnitten den Frauen die Brüste ab, zerschmetterten Kinder an den Wänden, schändeten

*) H. Hamer, Die Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser von 1631—1634. 3 Teile. Leipzig 1891.

Frauen und Jungfrauen, selbst auf Kirchhöfen und in Kirchen, zu Tode, — und so thaten nicht bloß die kaiserlichen Soldaten, sondern auch ihre Offiziere und Obersten. Ja selbst Generale von vornehmster Herkunft verübten die niederträchtigsten Frevel an wehrlosen Frauen, wie denn der General Oktavio Piccolomini, ein italienischer Prinz, u. a. in Volkenhain eine adlige Jungfrau mit eigner Hand aus den Armen ihrer Mutter riß, sie einige Tage in seinem Quartier mißbrauchte und die Geschändete dann mit 50 Dukaten der Mutter wieder zuschickte*). Dazu erzeugte das Kriegselend Hungersnot und Pest; die Leichen lagen zuletzt haufenweise auf den Gassen, die Stadt Ohlau starb bis auf 20 Bürger aus, in Pribus blieben nur 7 Männer und 30 Witwen übrig. Der Hunger trieb sogar an manchen Orten zur Menschenfresserei. In Schlesien gingen ganze Banden von Bauern auf die Menschenjagd; ein Führer derselben, genannt Melchior der Schütz, soll mit eigener Hand 500 Menschen, meist Soldaten, erlegt und mit seinen Genossen verzehrt haben. Wie in Schlesien, so ging es in den meisten deutschen Landen zu. Denn mit gleicher Verheerung hausten die Kaiserlichen in Pommern und den Marken, die Schweden in Sachsen, die Franzosen und, als Bundesgenossen des Kaisers, die Spanier im westlichen Deutschland. Es machte wenig Unterschied, ob das Kriegsvolk in Freundes oder Feindes Land kam; die Behandlung der Einwohner war überall ziemlich dieselbe. So wurde Deutschland, das vordem so mächtige, blühende, in ein Leichenfeld von Trümmerhaufen und Mörderhöhlen verwandelt. Durch diesen grauenvollen Krieg, den der Fanatismus und die Herrschsucht Ferdinands II. so großgezogen hatte, waren bereits im Jahre 1637, als dieser Völkerverderber starb, an zehn Millionen Menschen umgekommen.

Und noch war das Ende nicht abzusehen. In seinen letzten Lebensjahren hatte Ferdinand II., der Not gehorchend, endlich den Willen gezeigt, Deutschland den Frieden zu geben. Auch sein Nachfolger, Ferdinand III., hätte sich gern mit den Ständen des Reichs geeinigt; aber es war nun sehr schwer, die Fremden, die seit so langer Zeit in Deutschland die Herren spielten, ohne zu große Opfer wieder los zu werden. Die Verhandlungen rückten nicht von der Stelle; noch jahrelang dauerte der unselige Krieg**).

*) S. J. Krebs, Leben des H. U. von Schaffgotsch Breslau 1890, S. 181.

**) Vgl. Grimmelshausens Simplicissimus, her. von J. Tittmann, 2 Bde., Leipzig 1877.

Zweites Buch.

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.

Es war eine jammervolle Erbschaft, die Georg Wilhelm hinterließ, als ihn endlich (am 1. Dezember 1640 zu Königsberg) der Tod abrief. „Freund und Feind“ — so klagte der Stadtrat von Berlin — „hätten das Land zur Wüste gemacht: die es schützen sollten, die Offiziere, ließen sich schwere Summen zahlen, lebten herrlich, ohne die Mannschaft zu bezahlen, für welche sie den Sold zögen, während die Gemeinen verhungerten oder fortliefen. Vor den kurfürstlichen Reitern sei kein Stück Vieh, ja kein Mensch sicher, weshalb der Ackerbau gar nicht mehr betrieben werden könne. Alle Geschäfte und Nahrung hörten auf. Städte und Dörfer ständen wüst: auf viele Meilen finde man weder Menschen noch Vieh, weder Hund noch Katze. Dennoch würden die Kriegssteuern mit Gewalt beigetrieben. Den Bürgern habe man Häuser, Äcker, Gärten, Wiesen und Weinberge genommen und den Offizieren gegeben, die von Steuern frei seien, wodurch die übrigen Bürger überlastet und genötigt würden zu entlaufen. Seit drittehalb Jahren habe Berlin allein, ohne Kölln, für die kurfürstlichen Völker, ohne den Hofstaat, beinahe 70 000 Thaler bezahlt, sei außerdem von den Schweden hart gedrückt worden. Die Ratsdörfer lägen in Asche, die Beamten, Geistlichen und Schullehrer könnten nicht besoldet werden. Viele hätten sich beeilt, durch Wasser, Strang und Messer ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, und die übrigen seien im Begriff mit Weib und Kind ihre Wohnungen zu verlassen und in das bitterste Elend zu gehen.“ Die Stadt, die vor dem Kriege (1617) etwa 14 000 Einwohner gehabt, zählte jetzt, obgleich vom Lande viele hereingeflüchtet waren, kaum 6000. Anderwärts in der Mark sah es noch viel schlimmer aus. In Gartzien im Oberbarnim lebten z. B. im Jahre 1634 nur noch zwei Bauern, in Rühlsdorf nur noch der Schulz, ein Bauer und ein Kossät, in Wesenthal ein Bauer, der Hirt und der Schmied. Biesenthal hatte nur noch 285 Einwohner, Eberswalde 600, Wriezen 750, Strausberg 480.*) Die Bauern zu-

*) H. v. Petersdorff, a. a. O., S. 69 f. — Schmoller, die kurmärkische Bevölkerung vor und nach dem 30jähr. Kriege. Vortrag ꝛc., Forsch. 1889, II. S. 612.

mal, die doch den Grund des Staates bildeten, waren überall Bettler, und in der Uckermark fielen die verhungerten einander selbst an, kochten, brieten und fraßen Menschenfleisch. Wo es noch Barvermögen gab, da fehlten wieder die Arbeitskräfte; denn Krieg und Pest hatten im Volke furchtbar aufgeräumt. Ganze Landstriche waren zur Einöde geworden, das Wild so zahlreich, daß es die Bauern fast auffraß. Da man kaum das nackte Leben fristete, so war an geistige Bestrebungen nicht zu denken, fast alle Schulen und Gymnasien in der Mark lagen wüst und hörten seit Jahren weder eines Lehrers noch eines Schülers Stimme. Ähnliche Leiden drückten in den westlichen Landschaften. Sie alle schrieen um Hilfe zu dem Fürsten, der jetzt seines Vaters Thron bestieg. Und doch hatte keine Provinz Lust, für die andere das geringste zu leisten, sie fühlten sich nicht als ein Staat; ohnmächtig in seiner Zersplitterung, wollten sie gleichwohl nicht eins sein im Handeln wie im Leiden. Und die kurfürstliche Macht, von der man alles erwartete, war doch so gering. Der Minister Graf Schwarzenberg suchte den Einfluß, den er unter Georg Wilhelm zum Schaden des Staates besessen hatte, festzuhalten. Die Truppen, so unbedeutend an Zahl sie waren (6000 Mann), gehörten nicht einmal ganz dem Landesherrn; sie hatten auch dem Kaiser, als dem Verbündeten des Kurfürsten (seit 1637), schwören müssen. Von außen drohten die Schweden, die ganz Pommern und mehrere märkische Festungen besaßen, jeden Augenblick ins Land zu fallen; der Kaiser andererseits forderte die Fortsetzung des Bundes, obwohl die kaiserlichen Truppen immer wieder als Feinde verfuhren. Viele Landstriche waren völlig in den Händen der Kriegführenden, alle ein Spielball derselben. Dabei fehlte es der Regierung für so viele Bedürfnisse an Geld; denn die sämtlichen Einnahmen betrugen im Jahre 1641 noch nicht 400 000 Thaler; davon sollten alle Hof- und Staatsausgaben bestritten werden.

So war es eine Herkulesarbeit, die dem neuen Kurfürsten zufiel; er sollte sich zum Herrn in seinem Reiche machen, sollte es nach allen Seiten schützen und der unermeßlichen Not des Volkes abhelfen.*)

Er war doch noch ein so junger Mann, zwanzig Jahre alt (geboren am 16. Februar 1620 zu Kölln an der Spree); aber jene eiserne Zeit, die ihn gebar, brach oder stählte rasch die Charaktere. Ihn hatte sie früh gereift; denn ihre Schrecken traten dem Knaben nie nahe genug, um ihn zu überwältigen, und ragten doch so weit in sein Leben, um es ernst zu stimmen. Von seiner Mutter Elisabeth Charlotte und anderen Frauen, dann von den Hofmeistern Johann von der Borch und Gerhard Kalckhun, genannt Leuchtmar, still erzogen, ward Prinz Friedrich Wilhelm 1634 nach Holland, damals einem Asyl des Friedens, auf die hohe Schule geschickt. Dort sah er mit eigenen Augen, wie weit es selbst ein kleines Volk in Macht und Wohlstand bringen kann,

*) H. Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Gesch. im Zeitalter d. Gründung des preußischen Königtums, Stuttg. 1894. — B. Erdmannsdörffer, Deutsche Gesch. v. westfäl. Frieden bis z. Regierungsantritt Friedr. d. Gr., 2 Bde., Berl. 1893. — Urkunden und Aktenstücke z. Gesch. d. Kurfürsten Friedr. Wilh. von Brandenburg, 15 Bände, Berlin 1894.

wenn es unter der Leitung geschickter, erleuchteter Staatsmänner mit Fleiß und Ausdauer alle Vorteile seiner Lage auszubeuten versteht. Leistete nicht Holland, dieser kleine Küstenstrich, bereits seit siebzig Jahren der ganzen spanischen Macht den erfolgreichsten Widerstand, und wurden nicht die Holländer, tapfer im Kriege, rastlos betriebsam im Frieden, alljährlich reicher und reicher durch blühenden Handel, schwungvolle Gewerbe? Wie war da jedes Fleckchen Erde nutzbar gemacht; Gärten und Ackerstücke, Fabriken und Warenläden, Schiffe und Frachtwagen, Schulen und Kunstwerkstätten überall dicht neben einander, und eines förderte das andere. Dort lernte er auch Menschenwürde und edle Duldung schätzen; denn die Holländer waren ein freies Volk und verfolgten Andersgläubige nicht. Diese Bilder schöner Kultur hatten in seiner jungen Seele gehaftet und sollten ihm zu seinem eigenen Wirken die Muster geben. Aber dort war auch sein sittliches Wesen fest und stark geworden; der Sieg, den sein Ehrgefühl über die Verführungen des üppigen haager Lebens errungen, verbürgte dem Jüngling eine würdige Zukunft; denn, wie ihm damals der Erbstatthalter von Holland, Prinz Friedrich Heinrich von Oranien, zu seiner Flucht aus dem Haag glückwünschend prophezeite: „Wer sich selbst besiegt, der ist zu Großem fähig". So hatte Friedrich Wilhem schon früh jene unbedingte Herrschaft der Vernunft über seine Leidenschaften erlangt, in der er nachmals das Recht fand, auch seinem Volke seinen Willen aufzunötigen.

„Unter den vielen glänzenden Eigenschaften, die Friedrich Wilhelm als Regenten auszeichnen, wird man die Energie seines Auftretens, sowie die Fähigkeit, unter verschiedenen möglichen Wegen den richtigen zu finden und einzuschlagen, doch auf diesem, wenn nötig, an der geeignetsten Stelle wieder Halt zu machen, ganz besonders hervorheben müssen." *) Der Kraft sich bewußt, das Schwere, was ihm oblag, und noch weit mehr zu leisten, in der That an zäher Ausdauer, entschlossener Energie, wie an innerer Zucht allen überlegen, mit einem Scharfblick ausgerüstet, der durch die Verkommenheit des Staates hindurch noch zu tüchtigen Machtmitteln drang und sie für neue, großartige Ziele sich ersah, — so griff nun der junge Kurfürst rüstig und mit festem Gottvertrauen sein Werk an.

Zunächst versicherte er sich der Truppen. Die Obersten, die ihm nicht unbedingte Treue schwören wollten, wurden samt ihren Regimentern entlassen; aus den übrigen bildete er 1641 statt der bisher auf Zeit angenommenen Soldscharen ein kleines, stehendes Heer; es waren 3000 Mann, — der erste Keim der heutigen preußischen Armee. Dann schloß er, durch Schwarzenbergs Ableben (1641) von einem ihm hinderlichen und unsympathischen, wenn auch nicht gerade verräterischen Minister befreit, einen Waffenstillstand mit den Schweden und beschwichtigte den Kaiser durch den Beweis der Notwendigkeit dieses Schrittes." **) Noch nicht stark genug, sein Recht mit dem Schwerte zu

*) A. F. Pribram, Zur auswärtigen Politik des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Forsch. z. brand. u. preuß. Gesch., 1892, V. S. 105.

**) Vgl. C. Meinardus, Die Legende vom Grafen Schwarzenberg, in d. Preuß. Jahrb., Bd. 86, Berlin 1897.

verteidigen; benutzte er den Umstand, daß keiner der kriegführenden Teile den andern ganz besiegen konnte; denn beide wurden nach jedem großen Erfolge wieder durch die Eifersucht ihrer Verbündeten, dort der Franzosen, hier der Ligisten, gehemmt. Dies erleichterte dem Kurfürsten die einzige Kampfart, die ihm vor der Hand blieb, — die Verstellung; und er war darin Meister. Mit großer Schlauheit und Gewandtheit wußte er beide hinzuhalten, sich zwischen ihnen parteilos zu bewegen, bis er sein Heer allmählich auf 8000 Mann gebracht hatte und nun in der Lage war, selbständiger aufzutreten — sehr zum Verdruß aller Mächte ringsum, die immer darin einig gewesen, man müsse den Kurfürsten von Brandenburg nicht aufkommen lassen. Es gelang ihm schon bei den Friedensunterhandlungen, die Kaiser und Reich im März 1644 zu Münster mit Frankreich, zu Osnabrück mit Schweden eröffnet hatten, eine nicht ungewichtige Stimme zu führen.*) Sie wäre ohne Zweifel weit einflußreicher gewesen, hätte den Abschluß des von Millionen ersehnten Friedens rascher herbeigeführt, wenn seine Bewerbung um die Hand seiner Base, der jungen Königin Christine von Schweden, die ihm schon Gustav Adolf zugedacht hatte, von Erfolg gewesen wäre. Aber die Schweden fürchteten seinen herrischen Charakter, und Christine scheute sich überhaupt zu heiraten. Auch war der Kurfürst selbst im Grunde gegen diese Heirat. Denn er wäre dann in Abhängigkeit geraten von dem stolzen schwedischen Adel, und Brandenburg zu einem Nebenlande Schwedens geworden; so zerschlug sich der Plan. Friedrich Wilhelm vermählte sich dann (1646) mit Luise Henriette von Oranien, der schönen und frommen Tochter des Erbstatthalters von Holland, Prinzen Friedrich Heinrich, die ihn glücklicher machte, als er es mit der eigenwilligen, launischen Christine je hätte werden können.**) Seitdem trat der Zwiespalt der schwedischen und brandenburgischen Interessen ganz unverhüllt hervor und erschwerte das Friedenswerk sehr.

Den Zankapfel bildete Pommern. Dem Rechte nach gehörte dieses Land, da sein Herrscherhaus im Mai 1637 mit Bogislaw XIV. ausgestorben war, zu Brandenburg; aber die Schweden weigerten sich, es herauszugeben und verlangten, daß der Kurfürst dafür anderwärts in Deutschland entschädigt werde. Friedrich Wilhelm sträubte sich lange. Wie viel Geld und Blut hatten nicht seine Vorgänger geopfert, um einen Anspruch auf jene wohlgelegenen Küsten mit ihren wichtigen Häfen und tapferen Bewohnern zu er-

*) K. Th. Heigel, Das westfälische Friedenswerk 1343—1648, Ztschr. f. Gesch. u. Politik, Stuttg. 1888.

**) Geboren am 27. November 1627 im Haag, gestorben am 18. Juni 1667 zu Kölln an der Spree, im Andenken geblieben auch durch die Stiftung des Waisenhauses zu Oranienburg bei Berlin (1665). — Vgl. Erdmannsdörffer, Luise Henriette und der Prinz von Tarent, Ztschr. f. preuß. Gesch. u. Landeskunde, Bd. XV, 242ff. — H. Landwehr, Ein Rivale d. Gr. Kurfürsten, Allg. Kons. Monatsschr. f. d. christl. Deutschland, 51. Jahrg., Leipzig 1894. — F. Hirsch, Die Briefe der Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg an den Oberpräsidenten Otto v. Schwerin, Forsch. 1895, VIII. S. 173.

werben, und nun, da die Hoffnung von Jahrhunderten sich endlich erfüllen konnte, sollte er sein gutes Recht wieder verlieren! Aber mit derselben Hartnäckigkeit, wie er für sein Recht, stritten die Schweden für ihren Anspruch. Auch die Franzosen machten die übertriebensten Forderungen; und die deutschen Fürsten wollten ebenfalls Anteil an der Beute des alten Reiches haben. Dazu kamen die religiösen Angelegenheiten, die jetzt freilich hinter den politischen weit zurückstanden; denn das lange Kriegselend hatte die Glaubenswut doch merklich abgekühlt. Drei Jahre lang feilschte man auf den Friedens-Kongressen, haderte, schwankte hin und her; die allgemeine Erschöpfung zwang endlich am 24. Oktober 1648 zum Abschluß. Der Schwächere mußte hierbei manche Opfer bringen, doch auch die großen Mächte hatten sich überzeugt, daß sie nicht in allen Punkten ihre Wünsche könnten zur Geltung bringen, und so gab fast ein jeder der Hauptbeteiligten in diesem oder jenem Stücke etwas nach. Brandenburgs und Schwedens widerstreitende Anliegen waren dahin ausgeglichen worden, daß zwischen beiden eine Teilung Pommerns stattfinden solle.

Rückblick auf die ältere Geschichte des Landes Pommern.

Das slawische Volk, welches sich im sechsten und siebenten Jahrhundert nach Christi Geburt das baltische Küstenland von der unteren Weichsel bis über die Odermündungen aneignete und von seinem Wohnsitz am Meere (pomorzi) bei seinen binnenländischen Stammesgenossen den Namen Pommern erhielt, war von seinen nächsten Verwandten, den Polen, in Sprache und Sitte nur wenig, aber im Charakter sehr erheblich verschieden. Denn den Pommer zeichnete in ungewöhnlichem Grade die Tugend der Standhaftigkeit aus; seine Tapferkeit war von der zähesten Ausdauer, seine Treue und Anhänglichkeit unerschütterlich. Jahrhunderte lang rangen die Polen und die Dänen, dann die Brandenburger nach dem Besitz dieses Ostseelandes; aber mit keinem oder geringem Erfolg; Pommern behauptete sich im wesentlichen unabhängig, und wenn es im Osten an Gebiet verlor, so gewann es dagegen im Westen.

Die Südgrenze bildete lange Zeit der Netzefluß und war durch eine Anzahl von Burgen befestigt, um deren Besitz zwischen Pommern und Polen mancher blutige Kampf tobte. Besonders heftig wurde der Streit, als die Polen sich dem Christentum zuwandten und mit der Macht ihres Reiches zugleich den neuen Glauben ausbreiten wollten. Die polnischen Chroniken verzeichnen aus dieser Zeit viele Siege, unter denen der größte am Laurentiustage (10. August) 1113 bei der Burg Nakel über die Pommern erfochten wurde. Allein auf die Dauer gelang den Polen die Unterwerfung dieser Nachbarn nicht; die pommerschen Häuptlinge schüttelten das fremde Joch immer wieder ab. Ebenso wenig vermochten die Dänen, die oft mit Polen im Bunde angriffen, hier Fuß zu fassen; das Pommernvolk ließ sich durch

keine Niederlage entmutigen und beharrte auf seinem Boden und bei seiner einheimischen Herrschaft.

Als erster Erbfürst in Pommern wird uns Swantibor I. (um 1100) genannt; ihm gehorchte das ganze Volk von der Oder bis zur Weichsel. Nach seinem Tode 1107 teilten seine Söhne. Die beiden älteren nahmen für sich das Land zwischen Peene und Persante mit der Hauptstadt Stettin; die beiden jüngeren erhielten den Strich von der Persante bis zur Weichsel mit der Hauptstadt Danzig. Der erste Teil hieß nun Vorpommern oder Slawien (zu deutsch Wendenland); der zweite Teil — das Land der Kaschuben (Kassuben) wie die Ostpommern wegen ihrer Pelzröcke (kassubisch Kózuch der Pelz, polnisch Kóza Fell) auch wohl genannt wurden*) — hieß Hinterpommern oder Pomerellen. Nach dem Erlöschen der hinterpommerschen Linie (1295) kam zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts das östliche Pommerellen mit der Stadt Danzig an den deutschen Orden und teilte dann die Geschicke Westpreußens; das westliche Pommerellen dagegen gelangte in den Besitz der vorpommerschen Dynastie, die nun im Osten bis zur Stolpe gebot.

Der Stifter dieser älteren Linie, Wartislaw I., hat sich durch die Bereitwilligkeit, mit welcher er den Bischof Otto von Bamberg (1124) das Christentum in Pommern predigen ließ, ein großes Verdienst erworben; seine Nachfolger nahmen mit dem Glauben auch Sitte und Sprache der Deutschen auf. Im Jahre 1181 verbanden sie aus freien Stücken ihr Land mit dem deutschen Reich und ließen sich vom Kaiser mit Pommern als einem Herzogtum belehnen. Um 1198 trat Pommern in ein Unterwürfigkeitsverhältnis zum Markgrafen von Brandenburg, welches bis 1211 währte. Dann kam das Land wieder unter die dänische Oberherrschaft zurück, unter der es vordem gestanden hatte. Erst 1231 durch eine Urkunde Kaiser Friedrichs II. erhielt Brandenburg die Lehnshoheit über Pommern. Viel Blut ist im Laufe der Zeiten um diesen Anspruch geflossen, ohne daß die Märker ihn durchsetzen konnten.

In den langen Kriegen während der Heidenzeit war Pommern sehr entvölkert worden; deshalb konnte die deutsche Einwanderung sich hier in breiten, vollen Strömen herein ergießen. Die Anzöglinge kamen größtenteils aus Niedersachsen; sie brachten die plattdeutsche Sprache und Art mit, die sich, obwohl auf friedlichen Wegen, rasch über Pommern verbreitete. So wurde hier auf den zähesten der slawischen Volksstämme der kernigste Zweig vom deutschen Baume gepflanzt; die Geschichte hat gezeigt, wie glücklich diese Mischung war.

Auch die Ljutizen zwischen der Peene und Reckenitz, hier Circipanen genannt, waren im zwölften Jahrhundert zum Christentum bekehrt worden; doch nicht aus eigener Bewegung, sondern durch die Waffen Heinrichs des Löwen. Nach dem Sturze dieses Fürsten suchten hier die Herzöge von Pommern die Herrschaft an sich zu nehmen. Aber auch die Fürsten von Rügen, seit 1168

*) Die tiefer im Lande wohnenden heißen, weil sie Tuchröcke (kabat) tragen, Kabatker. S. Frischbier, Preuß. Wörterb., Berl. 1882.

Christen und dänische Vasallen, strebten nach diesem Besitz, und um sich das nahe Festland zu sichern, legte Fürst Jaromar von Rügen dort 1209 eine deutsche Handelsstadt, Stralsund, an. Zuletzt wurde geteilt; der Rykfluß bestimmte zwischen dem pommerschen und dem rügischen Gebiet die Grenze (1227). Die Herzöge von Pommern hielten es für nützlich, auch das neuerworbene Land mit einer deutschen Kolonie zu belegen; sie gründeten im Verein mit dem Abt des reichen Klosters Eldena 1223 am Ryk die Stadt Greifswald, welche für ihre älteste Residenz im Westen, für die wendische Stadt Wolgast, gleichsam die Vormauer bilden sollte.

In demselben Jahre spaltete sich die vorpommersche Dynastie in zwei Linien, von Stettin und von Demmin; doch starb die letztere schon 1263 wieder aus, und nun vereinigte Herzog Barnim I. von Stettin ganz Vorpommern unter seiner Herrschaft. Von längerer Dauer war die nächste Erbteilung, welche von Barnims Söhnen 1295 vorgenommen wurde. Der ältere, Bogislaw IV., erhielt dabei das Land im Norden der Flüsse Peene und Ihna — das Herzogtum Pommern-Wolgast; der jüngere, Otto I., das Land südlich jener Grenze — das Herzogtum Pommern-Stettin. Dem Sohne Bogislaws IV., Herzog Wartislaw IV. von Wolgast, gelang dann eine wichtige neue Erwerbung; er schloß 1321 mit Witzlaw IV. von Rügen eine Erbverbrüderung, und als derselbe vier Jahre darauf kinderlos starb, vereinigte er die Insel, sowie das rügische Festland — Herzogtum Bart — mit seinem Staate. Auch das Herzogtum Pommern-Stettin ist nach dem Erlöschen der hier regierenden Familie (1464) an das Haus Wolgast gekommen, und als auch eine Nebenlinie desselben, von Bart, 1478 ausgestorben war, fand sich ganz Pommern von der Reckenitz bis zur Stolpe unter einem Herrn beisammen.

Dieser erste Alleinherrscher des Gesamtlandes war Bogislaw X. (1478 bis 1523), einer der vortrefflichsten Regenten, die Pommern gehabt hat. Wie so viele tüchtige Männer, ist er aus der Schule einer durch Not und Druck harten Jugend hervorgegangen. Seine Mutter Sophie hatte sich mit ihrem Gemahl, dem Herzog Erich II., überworfen und lebte von ihm getrennt zu Rügenwalde. Um die Erziehung der Kinder, die der Herzog ihr gelassen, bekümmerte sie sich nicht; man sah den Prinzen Bogislaw in zerrissenen Kleidern und Schuhen auf den Straßen herumlaufen, sich mit den Gassenbuben prügeln und, wenn ihn hungerte, bei irgend einem mildgesinnten Bürgersmann zu Gaste gehen. Der einzige Unterricht, den er genoß, war der in der Rügenwalder Knabenschule erteilte. Da erbarmte sich ein Bauer aus der Umgebung, Hans Lange vom Dorfe Lanzig, des vernachlässigten Fürstensohnes. Er bewirkte, daß die Herzogin ihn zum Eigenbauer des jungen Prinzen machte, so daß er nun an diesen seinen Pachtzins geben durfte. Dann ging er mit dem Knaben zum Schneider und Schuhmacher und kleidete ihn vom Kopf bis zu den Füßen neu und standesgemäß. Diese Veränderung übte auf Gemüt und Geist des Prinzen einen höchst wohlthätigen Einfluß; er strebte von jetzt an, auch in seinen Sitten und Kenntnissen die fürstliche Art zu zeigen. Bald darauf starb

sein Vater (1474), und nun trachtete die unnatürliche Mutter, den Prinzen aus dem Wege zu schaffen, um sich selbst der Regierung zu bemächtigen. Bogislaw entwich zu seinem treuen Bauern; Hans Lange half wieder. Er rüstete den Prinzen stattlich als Ritter aus, ritt mit ihm auf die nächsten adligen Güter und bat die Edelleute, den jungen Herzog zu seinem Verwandten, dem Herzog Wartislaw von Bart, zu geleiten. Dies geschah, und das Geleit vermehrte sich von Ort zu Ort so sehr, daß Bogislaw mit 300 Reisigen in Bart ankam, wo er mit allen Ehren aufgenommen wurde. Auf die Nachricht von diesen Erfolgen ihres Sohnes gab die Mutter ihre Sache verloren und entfloh mit ihren Zuhaltern nach Danzig. Bogislaw aber erhielt nun überall im Lande ohne Weigerung die Huldigung. Fast ein halbes Jahrhundert lang hat er dann das Regiment geführt und zwar mit solcher Kraft und Weisheit, daß ihn manche den „Großen" nannten. Wenigstens waren die Wohlthaten groß, die er seinem Volke erwies; denn mit starker Hand sorgte er für strenges Recht gegen jedermann, für allgemeine Herrschaft der Gesetze, für Ruhe und Ordnung nach außen und innen. Manch alter Mißbrauch mußte fallen; die Wegelagerei wurde ausgerottet, das grausame Strandrecht, nachdem der Herzog auf einer Meerfahrt zum heiligen Lande 1497 selbst solche Not kennen gelernt, für immer abgeschafft.

Nach ihm blieb das Herzogtum nicht lange ungeteilt. Schon im Jahre 1532 sonderte es sich wieder in zwei regierende Linien, deren ältere zu Wolgast, die jüngere zu Stettin Hof hielt. Die Grenzen wurden jetzt so bestimmt, daß zum Herzogtum Wolgast das Land westlich der Oder und Swine, zum Herzogtum Stettin das Land im Osten dieser Gewässer, doch mit Einschluß der Städte Stettin und Garz gehörte. Seitdem gewöhnte man sich, das westliche Pommern bis zur Oder Vorpommern, das östliche, hinter der Oder belegene, Hinterpommern zu nennen. Übrigens behielten sich die beiden Regierungen einige wichtige Landesangelegenheiten zu gemeinsamer Behandlung vor; namentlich Hoheitsrechte über die Universität Greifswald und über das Bistum Kamin. Gemeinschaftlich wurde von ihnen denn auch die lutherische Kirchenverbesserung eingeführt; die Herzöge Philipp I. von Wolgast und Barnim X. von Stettin beriefen zu diesem Zweck 1532 einen allgemeinen pommerschen Landtag nach Treptow an der Rega; hier stellten sie ihren Antrag, und die Stände genehmigten mit großer Mehrheit die Reform, welche dann unter Leitung des gelehrten Bugenhagen nachdrücklich ins Werk gesetzt wurde.*)

Noch einmal kam es zu einer Vereinigung von ganz Pommern, als das von Philipp I. gestiftete Haus 1625 erlosch, und der Herzog von Stettin es beerbte. Aber dieser Fürst, es war Bogislaw XIV., beendete auch die Reihe der einheimischen Herrscher. Mit seinem Tode 1637 hörte Pommerns Selbständigkeit auf.

Noch verdient aus jenen Zeiten ein Beispiel unbeugsamer Rechtspflege

*) C. Richter, Die Ahnen der preuß. Könige, Hann. u. Lpz. 1892. S. 120 f.

Erwähnung. Dasselbe ist bemerkenswert wegen des seltenen Opfermutes, den der Richter dabei zeigte. Es war Joachim Appelmann, Bürgermeister von Stargard; sein einziger Sohn hatte als Räuber seine Vaterstadt befehdet und war gefangen worden; der Vater, ein zweiter Brutus, ließ ihn hinrichten (1575). So gewann im sechzehnten Jahrhundert ein Bürger neben den Fürstennamen in der pommerschen Geschichte Nachruhm, wie im fünfzehnten ein Bauersmann.

Der westfälische Friede.

Als die Friedensbotschaft durch die Lande flog, konnte das deutsche Volk es kaum glauben, daß der Krieg, der nun 30 Jahre gewütet, wirklich zu Ende sei. Viele weinten vor Freuden, während andere, von dem maßlosen Elend stumpf geworden, es verlernt hatten zu hoffen. Die wenigsten fragten nach den Bedingungen; der Mehrzahl schien der bloße Friede schon ein unendlicher Gewinn. So nahm man im ganzen dankbar hin, was im einzelnen aus Gutem und Üblem gemischt war.

Den meisten Vorteil hatte das Ausland errungen: Frankreich, dem außer Metz, Toul und Verdun jetzt auch das Elsaß abgetreten war, und Schweden, welches Vorpommern, Stettin mit Usedom und Wollin, Garz, Damm und Gollnow, ferner die Bistümer Bremen und Verden als Reichslehen und noch fünf Millionen Thaler erhielt. Zur Entschädigung der Reichsstände, die durch den Vertrag eine Einbuße erlitten, dienten hauptsächlich die geistlichen Güter. Durch solche glich man auch den Verlust des Kurfürsten von Brandenburg aus. Er erhielt das übrige Hinterpommern und außerdem die vormaligen Bistümer Kamin (an der rechten Odermündung), Halberstadt*) (jetzt die Kreise Halberstadt, Aschersleben und Oschersleben) und Minden**) (die Kreise Minden und Lübbecke) als Fürstentümer, das Erzbistum Magdeburg (die Kreise Magdeburg, Wanzleben, Neuhaldensleben, Wolmirstädt, Kalbe, Jerichow, Saalkreis) als Herzogtum; doch sollte letzteres dem bisherigen Administrator, Prinzen August von Sachsen, noch bis an dessen Tod verbleiben. Was an Rechten und Einkünften hier früher der geistliche Fürst gehabt, stand nun dem weltlichen zu, der ihm in der Landesherrschaft gefolgt war. Es wurde also der Staat zum Erben der weltlichen Macht der Kirche eingesetzt. Auch in der Religionsfrage selbst drang die Vernunft durch. Es wurde den drei Konfessionen — Katholiken, Lutheranern, Reformierten — im deutschen Reiche gleiches Recht zuerkannt. Die Duldung siegte freilich noch bei weitem nicht ganz und völlig. Von den habsburgischen Erblanden blieb die Gewissensfreiheit überhaupt ausgeschlossen; mit Mühe erwirkten die Schweden und der Kurfürst von Brandenburg, daß der Kaiser den evangelischen Glauben wenigstens in einem Teile Schlesiens zu dulden versprach. Im Reiche erlangten

*) Gestiftet 814 von Ludwig dem Frommen; evangelisch geworden im Jahre 1591.

**) Gestiftet von Karl dem Großen (vermutlich 803); evangelisch seit 1566.

nur die seit 1624 katholisch gemachten Gebiete Glaubensfreiheit; früher Geschehenes ließen die Katholiken nicht wieder abstellen.

Kaiser Ferdinand II. hatte seine Übermacht zu arg gemißbraucht, es war durch das Haus Habsburg über Deutschland zu viel Unheil gekommen, als daß die Deutschen gerade jetzt schon eine Verminderung der kaiserlichen Gewalt hätten bedauern sollen. Sie nahmen es vielmehr mit Beifall auf, daß der westfälische Friede die Reichsverfassung auf Kosten des Kaisertums sehr wesentlich veränderte. Die Reichsstände erhielten den Genuß der ehemals königlichen Rechte (Regalien), sogar das Recht, Bündnisse unter sich und mit fremden Mächten zu schließen und Kriege zu führen, außer gegen Kaiser und Reich. In ihrer Gesamtheit erhielten sie zugleich einen bestimmenden Einfluß auf alle Reichssachen; denn sie bildeten mit dem Kaiser den Reichstag, der fortan alles entschied und seit 1663 in Regensburg beständig war. Dem Kaiser blieben im Grunde nur noch einige Ehrenrechte. Unter dem Namen einer Monarchie war das deutsche Reich von jetzt an auch gesetzlich eine Aristokratie, ein ziemlich lockerer Verein zahlreicher Fürsten, großer und kleiner, geistlicher und weltlicher, auch Ritter, Herren und Städte — 1189 Landesherrschaften — die fast wie Souveräne geboten; ein Bundesstaat, dessen Vielköpfigkeit ihn zu ewiger Nichtigkeit verdammte und allen Umtrieben und Angriffen des Auslandes preisgab. Das Übelste war, daß die ganze Beute des alten Bestandes ausschließlich den Herrschaften zufiel, und das Volk auf dem Reichstage jetzt ebenso wenig eine Vertretung hatte wie vordem. Aus der Verwüstung des dreißigjährigen Krieges rettete es nur ein hohes Gut, seinen Glauben; alle übrigen Güter, Wohlstand und Gemeinsinn, Selbst- und Rechtsgefühl und deren Tochter, die Freiheit waren dahin. Es brauchte die Arbeit von Menschenaltern, diese Verluste wieder zu ersetzen.

War doch der Friede, den es nun gewann, beinahe der Friede eines Kirchhofs. Das deutsche Volk, 1618 das größte Europas, war 1648 auf ein Drittel seiner Zahl zusammengeschmolzen. Damals an Reichtum und Bildung, an Freiheit und Gesittung, in Kunst und Wissenschaft, Handel und Wandel, Ackerbau und Gewerbe allen Nationen der Erde voran, stand es jetzt in diesem allem hinter gar vielen weit zurück; in manchen Stücken mußte es fast wieder von vorne anfangen. Man konnte in vielen Gegenden meilenweit gehen, ohne einen Menschen, ein Haus zu erblicken; dafür schwärmten überall Wölfe und andere wilde Tiere. Wie langsam brachte es die verarmte, verschuldete Bevölkerung wieder dahin, die Arbeiten des Friedens mit Erfolg zu betreiben. Am schwersten kamen die geistigen Bestrebungen wieder in Gang. Auch die Zuchtlosigkeit und Unsitte, die im Kriege sich eingenistet, wichen einer besseren Ordnung und Gesittung nur sehr langsam. Das Volk war geistig und leiblich verkommen. Um so weniger konnte es daran denken, gegen die Fürsten seine ehemaligen Rechte zu verteidigen. Die alten Landstände, an sich eine höchst mangelhafte Volksvertretung, verloren nun fast überall in Deutschland den letzten Rest ihrer Bedeutung. Die Unterthanen hatten sich im Kriege gewöhnt,

den einzigen schwachen Schutz, der ihnen überhaupt zu teil werden konnte, bei dem Landesherrn zu finden. Die Umstände nötigten diesen, da die Stände sich so schlecht bewährten, aus eigener Machtvollkommenheit Steuern aufzulegen und Soldaten zu halten. Im Frieden machte er aus diesem Notbehelf eine Gewohnheit und aus der Gewohnheit ein Recht. Fast unbeschränkt nach oben, gegen den Kaiser, wurde er es ganz dem Volke gegenüber. Fortan regierte er meist nach Willkür, mit wenigen Räten, von seinem Kabinett aus; mit Hilfe seiner Soldaten und Beamten brach er leicht jeden Widerstand der Unterthanen, — errichtete mit einem Worte die absolute Fürstenmacht, die nach sogenanntem göttlichen Recht herrschte.

Zerschlagen und verkommen wie das deutsche Volk, verfallen wie das deutsche Reich war, gab es für die Nation nur eine Hoffnung: daß bei der Zerrüttung des ganzen das deutsche Leben sich um so thatkräftiger in den Teilen entwickeln, und das einer dieser Teile, gleich einem frischen Schoß aus altem, blitzzerspaltenem Eichenstamme, Trieb und Saft genug haben werde, um mächtig auf- und anzuwachsen zu einem neuen großen Staate, in welchem sich alles deutsche Volk neu sammeln und erheben könne. Und zu dieser Hoffnung wurde jetzt in der That der Grund gelegt.

Gründung des brandenburg-preußischen Staates.

Das Haus Hohenzollern, schon vor dem Kriege eins der mächtigsten in Deutschland, wurde nach demselben nur noch von dem Kaiserhause, von Habsburg, überragt; denn der westfälische Friede hatte seinen Besitz sehr beträchtlich vermehrt. „Und das alles hatte der Kurfürst erreicht, ohne eine rechte Armee, die er erst schaffen, ohne eine rechte Beamtenschaft, die er erst heranbilden mußte, ohne irgendwelche kräftige Unterstützung seiner Unterthanen, unter denen nur wenige Auserlesene eine Ahnung von der Bedeutung dessen besaßen, was ihr Landesherr anstrebte, während die übrigen dem Gedanken der staatlichen Zusammengehörigkeit fremd oder feindlich gegenüber standen und jede Leistung, deren Verwendung für ihre besonderen Interessen sie nicht kontrollieren konnten, als eine drückende Last empfanden.“*) Friedrich Wilhelm beherrschte nun ein Gebiet von 2000 Quadratmeilen (111 000 Quadratkilometern), und die neugewonnenen Lande waren nicht bloß ausgedehnt, sondern auch sonst wertvoll: Hinterpommern durch seine Lage an der See, sowie durch die zähe Kernkraft und ungemeine militärische Tüchtigkeit seiner deutsch-kaschubischen Bevölkerung, die Bistümer durch ihren fruchtbaren und vergleichsweise wohlangebauten und stark bevölkerten Boden, sowie dadurch, daß sie den Hohenzollern zu einer weiteren Ausbreitung in das eigentliche Innere Deutschlands gute Stützpunkte boten. Doch die neuen wie die alten Lande entbehrten jedes Zusammenhanges; über die ganze norddeutsche Tiefebene von der Memel bis zum Rhein zerstreut, auch durch die Verschiedenheit

*) Pribram a. a. O. S. 199.

ihrer Gewöhnung getrennt, lagen sie weit auseinander; es waren lauter kleine Sonderstaaten, jeder an und für sich ohne höhere Bedeutung. Aber „gerade das Zusammenhangloſe des brandenburgischen Besitzes, wie er sich uns in der Zeit des Regierungsantrittes Friedrich Wilhelms darstellt, muß mit zu den Gründen seiner künftigen Größe gezählt werden.“ *) Friedrich Wilhelm beschloß, diesen Sonderstaaten eine höhere Bedeutung zu geben, indem er sie zu einem einzigen Staatskörper verbände. Hatten sie nicht im Grunde innerlich die wichtigsten Interessen gemein? Ihre Bevölkerungen, sämtlich evangelisch, konnten zu einem großen norddeutschen Volke evangelischer Religion erwachsen und mit vereinten Kräften einen Staat bilden, fähig als Hort des Protestantismus und als Bollwerk Deutschlands in den Welthändeln eine Rolle zu spielen, ja selber eine Weltmacht zu werden. Das war das erhabene Ziel, das er seinem Hause und seinen Völkern steckte.

Diese hohe Aufgabe zu lösen, bedurfte es aber vor allem eines tüchtigen, immer schlagfertigen Heeres, und da dessen Bestand dem Lande große Geldopfer auferlegen mußte, so war zweierlei nötig: daß sich der Landesherr in der Steuererhebung nicht von den Ständen beschränken ließ, und daß er durch gute Finanzwirtschaft und durch Hebung des Volkswohlstandes die Steuerlast erträglich machte. Dabei konnte freilich ein Kampf mit den eigenen Unterthanen nicht ausbleiben. Denn von einem gemeinsamen Staatsleben wollten diese ja nichts wissen; jede Landschaft meinte, die andere gehe sie nichts an. Sollte die Einheit über die Zersplitterung siegen, so blieb dem Kurfürsten nichts übrig, als die Rechte der Sonderstaaten zu durchbrechen und sich unumschränkt zu machen. Friedrich Wilhelm war entschlossen, diesen Bruch mit dem alten Rechte zu vollziehen, wenn es irgend möglich war, mit erlaubten Mitteln, wenn aber nicht, auch mit Gewalt.

Am meisten sperrten sich die preußischen Stände gegen das „brandenburgische Wesen“, und Preußen hatte freilich auch unter allen Provinzen die meiste Eigenart und eine eigentümliche große Geschichte. Schon 1646 begann hier der Kampf. Der Kurfürst brachte einige brandenburgische Truppen ins Land, die Stände beschwerten sich: es dürften in Preußen nur einheimische Truppen stehen. Wie sah es aber mit diesen aus? Der Adel verweigerte den schuldigen Lehndienst, und die von den Ständen geworbenen Söldner liefen auseinander oder plagten die Bauern. In ähnlicher Weise leistete man in den übrigen Provinzen die Wehrpflicht. Wer konnte es dem Kurfürsten verargen, daß er ohne viel Federlesens Steuern auferlegte, um sein stehendes Heer zu bezahlen? Ebenso nötig war, daß er es unablässig vermehrte; denn der westfälische Friede befreite keineswegs mit einem Male Deutschland von den fremden Kriegsvölkern; es dauerte noch einige Jahre und kostete viel Mühe, die

*) B. Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Fried. d. Gr., 2 Bde., Berl. 1893. — Derselbe, Der große Kurfürst (Neuer Plutarch, Bd. VI).

Schweden, die Kaiserlichen, die Holländer aus den kurfürstlichen Festungen herauszubringen. Auch zogen bald neue Kriegswetter im Osten herauf, gegen die man gerüstet sein mußte. Die Verstärkung des Heeres ward denn auch so lebhaft betrieben, daß der Kurfürst im Jahre 1651 schon 16 000 Mann, vier Jahre darauf 26 000 Mann und 72 Geschütze ins Feld führen konnte. Doch war das nur der Kriegsstand; sobald die politische Lage es erlaubte, trat eine Verminderung des Heeres ein, und nur die Rahmen und Stämme der Truppenteile wurden im Frieden beibehalten. Treffliche Gehilfen bei der Einrichtung und Führung dieses Heeres waren ihm der General Otto von Sparr*), ein vorzüglicher Ingenieur und der eigentliche Gründer des brandenburgischen Geschützwesens, und der Feldmarschall Georg Derfflinger**), Schöpfer der brandenburgischen Reiterei. Auch Derfflinger hatte seine Schule in einer großen Armee gemacht. Sohn eines aus Österreich geflüchteten Protestanten, war er, sechzehn Jahre alt, im Jahre 1622 in böhmische, dann in sächsische, später in schwedische Dienste getreten, wo er es bis zum Generalmajor brachte. Noch vor Beendigung des Krieges verließ er den schwedischen Dienst und siedelte sich in der Mark an, wo er seit 1646 als reicher Grundbesitzer lebte. 1655 trat er als General in den Dienst des Kurfürsten, der ihn in der Folge wegen seiner hervorragenden Tüchtigkeit als Offizier und Diplomat zum Feldmarschall machte und beim Kaiser seine Erhebung in den Reichsfreiherrnstand bewirkte. Unbestritten die erste Stellung unter den kurfürstlichen Truppen nahm aber in diesen ersten Jahren des brandenburg-preußischen Heerwesens der Oberst Konrad v. Burgsdorff ein.***) Wie Sparr für die Artillerie und Derfflinger für die Reiterei, so war er vornehmlich für die Ausbildung des brandenburgischen Fußvolks thätig.

Die Söldner waren besonders darum dem Lande so überlästig gewesen, weil sie in der Regel sich selbst nahmen, was zu ihrer Verpflegung gehörte, weil sie überhaupt gegen Bürger und Bauern die Herren spielten. Das stehende Heer wurde jetzt besser eingerichtet; der Kurfürst brachte Besoldung und Verpflegung in feste Ordnung und hielt strenge Manneszucht. Um die großen Summen, die es kostete, aufzubringen (12 000 Mann kosteten monatlich etwa 88 000 Thaler), begann er die in früheren Zeiten verpfändeten Domänen zurückzufordern, versuchte auch das Steuerwesen zweckmäßiger und ergiebiger zu gestalten, namentlich durch Einführung indirekter Abgaben. Aber die Stände widersprachen aller Orten; besonders die Ritterschaften wiesen das alles als eine Beeinträchtigung ihrer Vorrechte zurück. Umsomehr war der

*) Geboren im Jahre 1605 zu Lichterfelde bei Berlin, gestorben am 19. Mai 1668 zu Prenzlow bei Bernau. — Vgl. F. H., Otto Christof Freiherr von Sparr. Internat. Revue über die gesamten Armeen und Flotten. 10. Jahrg., Rathenow 1892.

**) Geboren am 10. März 1606 zu Neuhofen in Oberösterreich, gestorben am 14. Februar 1695 auf seinem Gut Guiow im Lande Lebus. — Vgl. W. v. Unger, Feldmarschall Derfflinger Berlin 1897.

***) Vgl. v. Petersdorf a. a. O., S. 50.

Kurfürst genötigt, da die regelmäßigen Einkünfte nicht zulangten, immer wieder mit außerordentlichen Geldforderungen vor die Stände zu treten. Vergebens antworteten sie mit Klagen über den Druck, mit Bitten um Verminderung der Militärlast. Er legte auf, was er bedurfte; zuletzt nahm er auf das ständische Steuerbewilligungsrecht fast nur noch der Form nach Rücksicht. Er entschuldigte sich mit der Not. Die Folge hat ihn gerechtfertigt; heute urteilt man von ihm, daß er wohl that, wenn er die Stände als eine nicht mehr zeitgemäße Einrichtung beiseite schob und alle Staatsgewalt als fürstliches Recht an sich nahm — er bereitete dadurch eine allgemeine Gleichheit der Staatsbürger unter einander vor —, daß er wohl that, wenn er die Vorrechte einer Minderheit verletzte: er nützte damit der Mehrzahl. Sein Joch war hart; aber er spannte die Unterthanen nicht bloß um seinetwillen in dasselbe, sondern auch zum Heile des Ganzen.

Denn wenn er sich in den alleinigen Besitz der Landesregierung setzte, so war er doch weit davon entfernt, dieselbe nun, wie es anderwärts meist geschah, an seine Diener und Günstlinge zu überlassen; Friedrich Wilhelm regierte persönlich, und sein persönliches Interesse war das Staatswohl. Der Geheime-Rat, der unter der Schwarzenbergschen Diktatur zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken und durch eine Verfügung vom 1. Dezember 1651 neu geordnet war, hatte die Geschäfte nur vorzubereiten; der Kurfürst entschied überall selbst. Statt des Kanzlers stand an der Spitze des Staatsdieners jetzt der „Oberpräsident"; aber auch er hatte in wichtigen Dingen keine eigene Macht. Viele Jahre hindurch bekleidete unter Friedrich Wilhelm der Freiherr Otto von Schwerin*) diese Stelle, aber ein so gewiegter Staatsmann er auch war, und so vorzügliche Dienste er leistete, bestimmenden Einfluß hatte er doch hauptsächlich nur deshalb, weil er zugleich der vertraute Freund seines Fürsten war, der ihn wegen seines Edelsinns sehr hoch schätzte. Das eigentliche Centrum des Staates war das Kabinett, wo der Fürst allein oder mit einigen geschickten Gehilfen, wie außer Schwerin mit den Staatsmännern von Waldeck, von Meinders, von Fuchs, dem genialen Knyphausen u. a., die Maßregeln ersann, die Entschlüsse faßte, die dann, von der hohen Beamtenschaft in die Form von Verordnungen gebracht, nach allen Richtungen das öffentliche Leben anregten oder gestalteten. Wie viele und wie mannigfache Antriebe gab dieses Herz dem Staatskörper! Es ist fast kein Gebiet menschlicher Wohlfahrt zu nennen, dem nicht der große Kurfürst eine gleiche, warme Teilnahme zugewandt hätte.**)

Seine erste Sorge betraf natürlich den Landbau. Die Unzahl von

---

*) F. Hirsch, Otto von Schwerin, I. Teil, Hist. Ztschr. 1893, Heft II. S. 113 ff.

**) B. Erdmannsdörffer, Graf G. Fr. v. Waldeck, Berl. 1869. — A. Strecker, Franz v. Meinders, Leipz. 1892. — F. v. Salpius, Paul von Fuchs, Leipz. 1877. — Vgl. auch O. Meinardus, Protokolle und Relationen des brand. Geh.-Rats a. d. Zt. d. Gr. Kurf. Fr. Wilh., 4 Bde., Leipzig 1896 und W. Arndt, Waldecks erste Verwendung im brand. Dienst 1651, Leipzig 1894.

wüsten Feldern und Feuerstellen, die er namentlich in den märkischen Dörfern vorfand, sollten schleunigst wieder besiedelt werden. Auf seinen eigenen Domänen gelang es bald; denn er bot die günstigsten Bedingungen, gab den Einwanderern zu den verlassenen Hufen und Häusern auch Freiheit auf sechs Jahre von der Pacht und von allen öffentlichen Lasten. Langsamer kamen die adligen Güter wieder in Anbau; denn tüchtige Bauern gingen, wenn sie wählen konnten, lieber auf die kurfürstlichen Kammergüter; der einheimische Bauer dagegen, der, durch den Krieg an den Bettelstab gekommen, nun froh sein mußte, wenn ihm der benachbarte Edelmann überhaupt ein Stück Land, sowie Gerät und Korn, es zu bestellen, gab, ließ sich die drückendsten Bedingungen, ja selbst die Leibeigenschaft gefallen, aber arbeitete dafür auch lässiger als vordem.

Gewerbe und Handel hatten dem Kurfürsten längst für die reichsten Quellen des Wohlstandes gegolten; jenem suchte er zunächst durch Verordnungen aufzuhelfen, die den Zunftzwang lockerten und es jungen Anfängern im Handwerk erleichterten, vorwärts zu kommen; diesen belebte er wieder, indem er die Verkehrswege im Lande verbesserte und vermehrte. Schon im ersten Jahrzehnt seiner Regierung suchte er sogar einen großartigen Seehandel zu schaffen, errichtete 1646 eine ostindische Handelsgesellschaft, beabsichtigte 1650 von den Dänen das Fort Dansburg (jetzt Trankebar) an der Küste Koromandel zu kaufen; seine Schiffe sollten von den hinterpommerschen und ostpreußischen Häfen aus an dem Welthandel, der die Holländer so reich machte, Anteil nehmen. Jener Kauf unterblieb dann freilich aus Mangel an Geld, und auch die ostindische Gesellschaft gedieh nicht recht. Sehr erfolgreich dagegen, auch für den Handel, war eine andere Schöpfung aus jener Zeit, die Post. Unter Johann Sigismund begonnen, im dreißigjährigen Kriege aber ganz in Verfall geraten, wurde diese nützliche Einrichtung jetzt neu belebt und mit Hilfe des Postdirektors Michael Matthias planmäßig ausgebildet. Durch den „Reichserbpostmeister", den Grafen von Thurn und Taxis, und dessen Privilegium, allein im deutschen Reiche Posten anzulegen, ließ sich der große Kurfürst nicht stören; schon 1650 bestanden von der kurländischen Grenze bis Geldern (auf 187 Meilen) brandenburgische Reitposten. Gerade für diesen Staat mit seinen weithin zerstreuten Gebieten war die Post ein Bedürfnis ersten Ranges; sie erleichterte nicht bloß den Verkehr im allgemeinen, sie zog um die Provinzen ein engeres politisches Band, leistete der Einheit des Staatswesens großen Vorschub.

Zugleich mit den materiellen Kräften des Landes sollten die geistigen geweckt und erhöht werden. Es kam für den Staat zunächst darauf an, die Anstalten, aus denen seine Diener und Gehilfen, die Beamten, Lehrer und Geistlichen, hervorgingen, also die höheren Schulen wieder in Blüte zu bringen. Der Kurfürst wußte jedoch, daß wahre Geistesbildung so recht nur bei Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre gedeiht; er stattete daher deren Pflanzstätten nicht nur mit genügenden Einkünften aus, sondern bestätigte und mehrte auch

ihre Rechte und Freiheiten. So that er namentlich an der halb verwüsteten Universität Frankfurt a. O., an dem zerstörten joachimsthaler Gymnasium, das er 1655 nach Berlin verlegte, an der reformierten Universität, die er auf Wunsch der kleveschen Stände (ebenfalls im Jahre 1655) zu Duisburg errichtete.*)

Friedrich Wilhelm war in seinen persönlichen Neigungen eher einfach und schlicht; man sah ihn wohl selber auf dem Markt in Berlin sich Singvögel kaufen, die er sehr liebte, oder in seinem Garten am Schloß mit Schere und Gießkanne hantieren. In seiner Häuslichkeit ging es nicht eben luxuriös her, und sein hauptsächlichstes Vergnügen, die Jagd, der er mit Eifer oblag, war wenig kostbar. Sein Privatleben, beglückt durch eine Frau voll Geist, Gemüt und Anmut, durch die vortreffliche Luise, war ebenso wirtlich wie ehrbar. Aber wenn er als Fürst auftrat, dann mußte alles an ihm und um ihn großartig und prunkvoll sein. Denn die Welt urteilte damals noch mehr als jetzt nach dem Schein und hielt leicht den Fürsten für den mächtigsten, der die größte Pracht entfaltete. Mit peinlicher Ängstlichkeit und größter Eifersucht behandelten alle Stände und am meisten die regierenden Häupter besonders auch die Rangverhältnisse. Es galt für eine höchst wichtige Angelegenheit jedes Staates, daß sein Beherrscher alle ihm gebührenden Ehrenbezeigungen stets ganz und voll erhielt. Zahllose Förmlichkeiten und die lächerlichsten Rangstreitigkeiten nahmen allemal, wenn Staaten mit einander verhandelten, die Thätigkeit der Gesandten aufs äußerste in Anspruch. Am weitesten trieb es darin der deutsche Reichstag; man vergeudete dort die kostbare Zeit mit Fragen wie diese: dürfen nur die kurfürstlichen Gesandten auf roten Stühlen sitzen? dürfen es nicht auch die fürstlichen? oder sind letzteren nur grüne Stühle zu verstatten? und wenn nicht, dürfen diese grünen fürstlichen Stühle dann wenigstens auf dem Teppich selbst stehen, wie die kurfürstlichen, oder nur auf den Fransen? Auf solche Förmlichkeiten legte nun auch Friedrich Wilhelm viel Wert; er mußte es, weil man ihn sonst gewissermaßen als ehrlos betrachtet hätte. Ein wahrhaft wichtiges Staatsinteresse opferte er ihnen jedoch nie auf, er war nur aus Politik prachtliebend; denn durch äußeren Glanz gewann er selbst und sein Staat in der öffentlichen Meinung an Gewicht und Macht. Aus diesem Grunde, aber auch um ihrer selbst willen begünstigte er die Künste, berief viele ihrer Meister an seinen Hof; die berühmtesten darunter waren in dieser ersten Periode seiner Regierung der Maler Honthorst, die Elfenbeinschnitzer Leonhard Stern und Michael Dabler, der Bildhauer Larson, der Erzgießer Vignerol, der Baumeister Memhard. Sie kamen meistenteils aus Holland, damals dem Hauptsitze der Kunst, und durch sie wurde der holländische Geschmack, den der Kurfürst so sehr liebte, besonders auch in der Art zu bauen und die Zimmer auszuschmücken, damals in der Mark Mode.**) Großen Aufschwung nahm in

*) R. Varrentrapp, Der Große Kurfürst u. die Universitäten, Rede ꝛc., Straßburg 1894.

**) G. Galland, Der Große Kurfürst u. Moritz von Nassau, der Brasilianer, Frankfurt a. M. 1893. — Vgl. Forsch. 1890, III. S. 290 und 1897, IX. S. 587 f.

Berlin auch die Stempelschneidekunst; denn der Kurfürst ergötzte sich gern an großen und kostbaren Medaillen und ließ solche bei jeder Gelegenheit schlagen. Dem Glanze des Hofes sollte das Aussehen der Residenz entsprechen; der Kurfürst that frühzeitig manches für ihre Verschönerung, machte z. B. in Berlin schon 1647 durch Anpflanzung von Baumreihen vor der Schloßbrücke einen Anfang zu dem berühmten Schattengang „Unter den Linden."

Während er so in kleinen wie in großen Dingen für die innere Kräftigung und äußere Ehre seines jungen Staates sorgte, vergaß er doch nie, daß dieser Staat um seiner selbst willen zu seinem Wachstum und Aufkommen in der Welt den Schutz des evangelischen Glaubens, zunächst in Deutschland, und damit ein Recht und eine Pflicht von europäischer Bedeutung zu übernehmen habe. Um so notwendiger war es, daß er nicht das lutherische oder reformierte Bekenntnis, sondern den ganzen, vollen, den eigentlichen Protestantismus, die Glaubensfreiheit, auf seine Fahne schrieb. Denn nur durch die Eintracht jener beiden Sekten, in die es zerfiel, konnte sein Volk stark und glücklich, nur durch die Vertretung der gesamten evangelischen Kirche der Staat seiner Aufgabe gerecht werden. Religiöse Duldung war also für Brandenburg-Preußen die richtige Politik; an ihr hätte der große Kurfürst festgehalten, auch wenn sie ihm nicht schon von seinem Herzen wäre vorgeschrieben worden. Er war daher unermüdlich, die Einigkeit unter den Reformierten und Lutheranern herzustellen, worin ihm freilich seine Unterthanen noch mehr widerstrebten als in seinen politischen Bemühungen; unermüdlich auch, sich überall im Auslande bedrückter Protestanten anzunehmen. Der Pfalzgraf von Neuburg versuchte nämlich nach dem Westfälischen Frieden sich von dem Düsseldorfer Provisional-Vertrag, zu dem ihm der Kurfürst 1647 (8. April) genötigt hatte und in dem die Schonung seiner protestantischen Unterthanen festgesetzt war, freizumachen. In dem Vertrag war 1612 als Normaljahr für die religiösen Verhältnisse seiner Länder angenommen worden, im Westfälischen Frieden aber 1624. So glaubte der Pfalzgraf mit einigem Recht seine protestantischen Jülicher und Berger bedrücken zu können. Sofort (1651) schritt der Kurfürst mit bewaffneter Hand ein. Da er aber nirgends Unterstützung fand, im Gegenteil alles sich gegen ihn erklärte, in der Besorgnis, den so mühsam erlangten Frieden wieder einzubüßen, so fügte sich Friedrich Wilhelm der Vermittlung kaiserlicher Kommissare. Er erlangte wenigstens, daß seinem Vorschlage Folge gegeben wurde und noch je zwei brandenburgische und zwei pfälzische Gesandte der Kommission beitraten. Im übrigen stellte der Vergleich den früheren Zustand einfach wieder her. Wenn nun auch der Kurfürst den vollen Schutz der Protestanten in Jülich und Berg nicht durchgesetzt hat, so hatte sein Ansehen doch nicht gelitten. Denn das Unternehmen des Pfalzgrafen war vereitelt worden, der Kaiser hatte sich die Hinzuziehung landesherrlicher Kommissare gefallen lassen müssen und die ganze Angelegenheit war ohne Berücksichtigung des Auslandes erledigt worden. Dem Kaiser gegenüber, der seine ketzerischen Unterthanen ebenfalls verfolgte, mußte der Kurfürst sich freilich mit Worten begnügen.

Was er that, waren ja überhaupt nur erst Anfänge, Keime; aber Anfänge zu allem Großen, was der Staat nach ihm geleistet hat; Keime, die gepflanzt zu haben ein weltgeschichtliches Verdienst war. Und doch stand er selbst noch bei weitem nicht am Ende seiner Laufbahn; es war ihm noch vorbehalten, den Staat, den er gegründet, in die Reihe der europäischen Staaten als gleichberechtigten und unabhängigen einzuführen und zu beweisen, daß seine Schöpfung in Krieg und Frieden haltbar sei.

Erwerbung der Souveränität.

In jener Zeit, wo unter den Staaten Gewalt galt, und List mehr als Recht half, wäre es nicht selten für den schwächeren fast ein Selbstmord gewesen, dem starken Nachbar mit Ehrlichkeit zu begegnen. Der große Kurfürst hielt es nicht für seines Amtes, in der Politik sittlicher sein zu wollen als die andern; er bekämpfte sie mit gleichen Waffen. Ein solches Verfahren schien ihm aber nirgends mehr am Orte, als wo er sich in den Streit von Mächten gezogen sah, die mehr Gewaltmittel hatten als er. Dieser Fall trat im Jahre 1654 ein, als zwischen Karl X. Gustav von Schweden und Johann Kasimir von Polen ein Krieg ausbrach. Jener, der Sohn eines Pfalzgrafen von Zweibrücken und einer Schwester Gustav Adolfs, hatte als lutherischer Sproß des Hauses Wasa durch Christinens Abdankung die schwedische Krone erhalten, welche Johann Kasimir als Haupt der älteren Linie beanspruchte. Aber Karl X., ein schon im 30jährigen Kriege — er war 1622 geboren — bewährter Krieger, war begierig, auf der Bahn seines großen Oheims Gustav Adolf unsterblichen Kriegsruhm zu erringen. Er beschloß daher unter dem Beifall der Schweden, die am Kriege und besonders an der Kriegsbeute Geschmack gefunden, das Seinige nicht nur zu behaupten, sondern noch durch Eroberungen zu vermehren; mit einem starken Heere fiel er im Juli 1655 das polnische Reich an. Hier waren nun zwei Feinde, die alle beide zu dem jungen Staate, der zwischen ihnen lag, in natürlicher Gegnerschaft standen. Denn Schweden schloß ihm die Oder und verriet schon die Absicht, sich, wenn es obsiege, der ganzen Ostseeküste zu bemächtigen, von der es dem Hause Brandenburg ein so wichtiges Stück vorenthalten hatte; und Polen hemmte sein Aufstreben, so lange es die Lehnshoheit über Preußen besaß. Beide forderten, je nach dem Auf- und Abschwung ihres Kriegsglückes, drohend oder schmeichelnd den Beistand des Kurfürsten, der jedem bald unentbehrlich schien; denn die Schweden hinderte die weite Entfernung ihrer Hilfsquellen, die Polen der unordentliche Zustand ihres Staatswesens. Friedrich Wilhelm hatte zuerst sich neutral halten, eine Mittelmacht bilden wollen, um dann demjenigen beizutreten, der die meisten Vorteile biete. Aber dem ersten Angriff war das polnische Reich so rasch erlegen, es stand der Schwedenkönig nun so gewaltig da, daß dieser den Kurfürsten nötigen konnte, sich auf seine Bedingungen mit ihm zu verbinden und im Vertrage zu Königsberg (17. Januar 1656) statt der polnischen Lehnshoheit über Preußen die schwedische anzuerkennen.

Seitdem konnte es sich für Friedrich Wilhelm nur darum handeln, die Verbindung, in die ihn der Eroberer gezwängt, und die ihm Polens Rache, wenn es siegte, zuziehen mußte, so zu wenden, daß er in jedem Falle aus ihr als Gewinner hervorging. Es kam ihm zu statten, daß es sich bald zeigte, Polen war leichter zu erobern als zu behaupten; schon im Februar 1656 brach dort ein allgemeiner Volksaufstand gegen die Schweden aus, und Johann Kasimir erschien bald wieder mit einem zahlreichen Heere bei Warschau. In dem Grade nun, als sich für Karl X. die Schwierigkeiten der Lage mehrten, stieg Brandenburgs Hilfe im Preise. Der Kurfürst hatte seine Armee inzwischen noch sehr verstärkt, bis auf 38 000 Mann, wovon zu Anfang des Jahres 1656 etwa 19 000 (darunter 7000 preußische Milizen) in Preußen standen.*) Der Schwedenkönig machte glänzende Verheißungen, er wollte Polen teilen und ein gutes Stück davon dem Kurfürsten geben, wenn derselbe ihm beistehe, dieses Reich zu zerstören. Aber dann wäre ja an die Stelle eines wenig gefährlichen Nachbarn ein übermächtiger getreten; Friedrich Wilhelm hielt es vielmehr in seinem Interesse, nicht Polen durch Schweden verschlingen, sondern beide sich durch den Krieg schwächen zu lassen, um selbst desto stärker zu werden. Er stellte daher übertriebene Forderungen für geringe Leistungen; seine Absicht war, Zeit zu gewinnen. Endlich, als er hinreichend gerüstet war, gewährte er dem Schwedenkönig das lange gewünschte Bündnis (zu Marienburg am 25. Juni 1656): kraft desselben sollte die ganze brandenburgische Macht sich mit der schwedischen zur Eroberung Polens für Karl X. vereinigen, und des Kurfürsten Lohn in dem erblichen souveränen Besitz der Woiwodschaften Posen, Kalisch, Siradien, Lenczicz und Wielun bestehen. Auch jetzt war Friedrich Wilhelm im Herzen keineswegs gewillt, Polens Untergang herbeizuführen; er suchte vielmehr auch in Warschau Unterhandlungen anzuknüpfen, die freilich noch nichts fruchteten. In lächerlichem Hochmute erklärten die Polen vielmehr, sie wollten den ungetreuen Vasallen mit Stumpf und Stiel ausrotten, und Johann Kasimir sprach stolz: „Wenn sich der Kurfürst ihm zu Füßen würfe, so wisse man noch nicht, ob er Gnade fände."

Natürlich hielten diese Drohungen den Marsch der Brandenburger nicht auf; 8500 Mann stark, zogen sie an der Seite von 9000 Schweden gegen Warschau heran. Vor dieser Stadt, bei Praga, lagerte neben Schwärmen von Tataren der Kern der polnischen Streitmacht, 40 000 Mann, meist Reiterei. In einer nicht besonders starken Stellung verschanzt, aber auf ihre Zahl vertrauend, erwarteten die Polen siegesgewiß den Feind, „der nur ein Frühstück für ihre Tataren sei." Ihr Hochmut kam schnell zu Fall. Freitag am 28. Juli ordneten die Verbündeten ihr kleines Heer zur Schlacht; rechts die Schweden unter ihrem Könige, links die Brandenburger, die von dem Kurfürsten und den Generalen v. Sparr und Graf v. Waldeck geführt wurden. Bei ihrer Annäherung brachen die Polen hervor und schwärmten gegen sie aus.

*) A. Riese, Schlacht bei Warschau. Breslau 1870. S. 71.

Der sumpfige, waldige Boden zwang in einzelnen Heerhaufen zu kämpfen und verzögerte die Entscheidung; doch warfen die Verbündeten an dem Tage den Feind auf seine Verschanzung zurück. Am folgenden Tage drängten sie ihn zum Teil schon hinaus; denn während der Kurfürst eine wichtige Anhöhe des Schlachtfeldes eroberte und gegen alle Angriffe der tatarischen Reiter und des polnischen Fußvolks behauptete, schwenkte Karl Gustav mit dem übrigen Heere hinter den Brandenburgern und durch die umschwärmenden Tataren links ab, so daß der Flügel des Feindes umgangen war. Am dritten Tage (30. Juli) galt es dem Centrum, der stärksten Stellung, wo im Walde vor Praga hinter vielen Verhauen das polnische Fußvolk, daneben auf Hügeln verschanzt und durch Reiterei gedeckt das polnische Geschütz stand. Mit dem Rufe „Gott mit uns!“ stürmten die Brandenburger, von Sparr umsichtig und kühn geführt, zuerst gegen die Verhaue im Gehölz, die sie rasch einnahmen, dann unerwartet gegen die Höhen, wo die Reiter über den Haufen geworfen, die Geschütze erobert und auf die Polen gerichtet wurden. Da wich auch der feindliche rechte Flügel, den unterdes die Schweden angegriffen. In wilder Flucht ergoß sich bald vor den nachdringenden Siegern das polnische Heer gegen die Weichselbrücke, die von der Vorstadt Praga nach Warschau führt. Vergebens bat und drohte Johann Kasimir, der selber tapfer mitgefochten, vergebens ermahnte die Königin; weder Adel noch Fußvolk war zum Stehen zu bringen. Hinter den prächtig gekleideten, kostbar bewaffneten polnischen Reitern flogen unwiderstehlich die brandenburgischen, die, kärglich ausgerüstet, als Erkennungszeichen nicht reiche Federbüsche, sondern Eichenlaub an den Hüten trugen. Mit dem Reste seines Heeres floh Kasimir nach Lublin.

Trotz der großen Zahl der Kämpfer waren in dieser dreitägigen Schlacht — weil die Polen in den meisten Gefechten nicht lange standhielten — rund 700 von den Verbündeten und etwa 5000 von den Polen getötet oder verwundet worden. Doch im Siegesrausche vergaß Friedrich Wilhelm nicht, was ihm die Klugheit gebot. Nachdem er mit seinem Verbündeten die Freude genossen, triumphierend in Warschau einzuziehen, kehrte er mit den Brandenburgern nach Preußen heim. Karl X. konnte daher den Sieg nicht so, wie er gewollt hätte, ausbeuten.

Vielmehr zogen ihm seine mehr glänzenden als gewichtigen Erfolge jetzt ringsum neue Feindschaften zu; die Holländer sandten eine Flotte ins baltische Meer, das ein schwedischer See zu werden schien; die Russen fielen in Liefland ein; da säumten auch die Dänen nicht, Schweden ihren Groll zu zeigen: auf allen Seiten sah sich Karl X. bedroht. Der Kurfürst kam nun in eine gefährliche Lage, zumal da auch der Kaiser rüstete und sich einzumischen drohte. Gern hätte Friedrich Wilhelm sein Bündnis mit Schweden abgestreift; er unterhandelte hierhin und dorthin. Aber da er sich nach seiner Art überall Hinterthüren offen hielt, so zog ihm seine vielgewandte Politik das Mißtrauen aller zu, und kein Staat mochte glauben, daß er notgedrungen sich mit Schweden eingelassen. Der russische Gesandte Bogdanow forderte sogar im Auftrage

seiner Regierung Anschluß an Rußland und Anerkennung der russischen Oberhoheit statt der polnischen. Durch das Scheitern der Belagerung Rigas wurden jedoch die Russen bewogen, diese Forderungen zunächst fallen zu lassen. So kam durch Vermittelung des brandenburgischen Gesandten Eulenburg der Rigaer Neutralitätsvertrag zu stande.*) Der Kurfürst blieb daher seinem Bundesgenossen vorläufig noch getreu. Beide hatten auch bald Ursache, fest zusammenzuhalten. Denn die leicht zersprengten Reitermassen des polnischen Adels scharten sich ebenso leicht wieder zusammen; sie eroberten Warschau und bedrängten die schwedischen Garnisonen in Polen. Zugleich fielen litauische und tartarische Horden in das Herzogtum Preußen ein, verbrannten hier viele Dörfer und Städte, erschlugen oder raubten eine große Zahl von Menschen (Oktober 1656). Es half wenig, daß die Verbündeten den Polen und Littauern einige Niederlagen beibrachten; Johann Kasimirs Heer erhielt fortwährend Zulauf; im November zog er die Weichsel hinab nach Danzig und konnte dort ein Freudenfest feiern. Er stattete damit zugleich jener Stadt seinen Dank ab. Die Danziger hatten ihre Lage unter dem schwachen Zepter Polens immer sehr vorteilhaft gefunden, daher von Anbeginn dieses Krieges fest zu Polen gehalten, die Angriffe der Schweden tapfer abgewiesen und dadurch der polnischen Sache in den Augen Europas sehr genützt. Darum bekannte jetzt der polnische Kanzler feierlichst, in dieser einzigen Stadt sei das ganze polnische Reich wider die Gewalt eines furchtbaren Feindes erhalten worden.

Karl X. hielt es nunmehr für geraten, den Kurfürsten ganz für sich zu gewinnen; er setzte mit ihm im Vertrage zu Labiau (am 20. November 1656) fest, der Kurfürst solle das herzogliche Preußen und Ermland als souveränen Besitz, Schweden aber den Rest des königlichen Preußens mit Pommerellen, sowie Samogitien, Semgallen, Kur- und Liefland erhalten. Außerdem überließ er Seezölle, die er in Preußen angelegt, an Brandenburg, das dafür 120 000 Thaler als Entschädigung zahlte.

Dem Andringen, nun mit aller Macht wieder gegen Polen loszubrechen, wich der Kurfürst jedoch auch jetzt aus; denn da Schweden noch andere Feinde zu bekämpfen hatte, so wäre auf ihn die Hauptlast des polnischen Krieges gefallen. Am meisten durch brandenburgische Kräfte wäre im Falle des Sieges Schwedens Herrschaft zwischen der Mark und dem Herzogtum Preußen hergestellt worden — das konnte er nicht wollen. Sein nächster Zweck, sich der aufgedrungenen schwedischen Lehnshoheit zu entwinden, war erreicht, auch seine ferneren Anstrengungen durften nur dem Vorteil des eigenen Staates gelten, mit welchem Schwedens Ausbreitung auf der deutschen Seite der Ostsee ganz unvereinbar blieb. Karl X. sah sich zuletzt genötigt, Polen fahren zu lassen und seine Waffen gegen Dänemark zu kehren, welches ihm mittlerweile den Krieg erklärt hatte. Zornig führte er 1657 seine Schweden durch die Marken,

*) A. v. Hedenström, Die Beziehungen zwischen Rußland und Brandenburg während des ersten nordischen Krieges 1655—1660. Marburg 1896.

die er wie Feindesland verwüstete, und fiel in Holstein ein. Obgleich er nun dort große Fortschritte machte, so war es für jeden scharfsinnigen Staatsmann doch unzweifelhaft, daß Karls Unternehmungen am Ende überall scheitern würden, weil sie über Schwedens Kräfte hinausgingen. Friedrich Wilhelm wenigstens erkannte dies schon jetzt und hielt daher den Zeitpunkt für günstig, von dem schwedischen Bündnisse entschieden zurückzutreten. Dazu drängte ihn auch die Not seiner östlichen Provinzen, besonders der Neumark, die von Littauern und Tataren greulich verheert wurde. Er schloß daher unter kaiserlicher Vermittelung am 19. September 1657 zu Wehlau mit Polen einen Vertrag, in welchem er alle Eroberungen herausgab, auch Beistand gegen Schweden versprach, dafür aber ein wichtiges Zugeständnis, die Aufhebung der polnischen Lehnshoheit, die Anerkennung seiner Souveränität im Herzogtum Preußen, erhielt. An dem Zustandekommen dieses Vertrages hatte einen wesentlichen Anteil der damalige österreichische Gesandte am polnischen Hofe Franz von Lisola.*) Bald darauf besprachen Johann Kasimir und Friedrich Wilhelm in einer Zusammenkunft zu Bromberg mit einander, wie sie sich gemeinschaftlich gegen Schweden schützen sollten. Der Kurfürst traf hier jedoch bei den polnischen Großen auf so viel Erbitterung, daß er dem General Sparr, der mit Truppen in der Nähe stand, den Befehl gab, auf Bromberg zu marschieren und zu thun, was des Landes Ehre und Wohlfahrt verlange; „denn", fügte er hinzu, „die Polen wollen mir leges allhier vorschreiben". Sparr rückte näher heran, und unter diesem leisen Druck kam hier denn am 6. November 1657 ein ergänzender Vertrag zustande, der dem Kurfürsten noch die Herrschaften Lauenburg und Bütow als erblichen Besitz, Elbing (das er freilich erst den Schweden entreißen sollte) als Pfand für eine künftige Zahlung von 400 000 Thalern verschaffte. Dagegen verpflichtete er sich, den Polen während dieses Krieges 4000 Mann Hilfstruppen zu stellen, zu deren Unterhalt ihm 120 000 Thaler und als Pfand für diese Summe die Staroftei Draheim zugesagt wurden.

Um sich nun gegen die Rache Karls X. zu sichern, der sehr aufgebracht war und ihm über seine zweideutige, zuletzt bundbrüchige Handlungsweise die bittersten Vorwürfe machte, verband sich der Kurfürst auch mit Dänemark und Österreich. Diese Mächte waren freilich schlechte Stützen; denn die Dänen wurden von Karl X. bald besiegt und (im März 1658) zum Frieden gezwungen, Leopold von Österreich aber zeigte sich gegen Brandenburg unzuverlässig und eifersüchtig. Es zeichnet Friedrich Wilhelms großartigen Charakter und beweist, wie er die krummen Wege seiner Politik nur aus Notwehr und zu wirklich würdigen Zielen ging, daß er bei der Kaiserwahl, die im Juli 1658 stattfand, trotz Habsburgs Ungunst auf dessen Seite trat. Ludwig XIV. von Frankreich hatte die größten Anstrengungen gemacht, die deutsche Krone zu er-

*) A. F. Pribram, Franz Paul Freiherr von Lisola 1613—1674 und die Politik seiner Zeit, Leipzig 1894.

halten, durch sein Geld waren bereits drei Kurfürsten für ihn gewonnen; da nun Böhmen als österreichisches Erbland hier nicht mitstimmte, so mußte Brandenburg den Ausschlag geben. Die Franzosen boten Geld; aber der Kurfürst, so hoch gerade er den Wert dieses Nervs aller Dinge schätzen mußte, und so wenig er auch nach Sitte der Zeit gegen dessen Annahme sich zu sträuben pflegte, und obwohl er von Frankreich überhaupt für die Vergrößerung seines Hauses unvergleichlich mehr erwarten konnte, als von Österreich, entschied dennoch aus deutscher Gesinnung unbedenklich für Leopold.

Unterdessen verfolgte Karl X. einen neuen ausschweifenden Entwurf; nur ein Königreich schien seiner Eroberungslust ein angemessenes Ziel; da es ihm in Polen mißlungen war, so versuchte er sein Glück an Dänemark. Er erneuerte hier unter einem guten Vorwande den Krieg, hielt das dänische Festland und die kleineren Inseln besetzt, landete im August 1658 in Seeland und belagerte Kopenhagen. Nachdem er das dänische Reich zerstört und Norwegen an sich gerissen hatte, gedachte er auch den Kurfürsten niederzuwerfen. Friedrich Wilhelm ließ es aber nicht dazu kommen; er feuerte die Verbündeten an und zog selbst, durch den dänischen Gesandten Dethlev v. Ahlefeldt zu Hilfe gerufen, mit seiner ganzen Macht zur Unterstützung Dänemarks herbei.*) Mit den Kaiserlichen vereinigt, drang er in Schleswig-Holstein ein, eroberte 1659 auch Jütland und ließ die Schweden sogar auf den Inseln angreifen.**) Im November 1659 setzten die Verbündeten auf einer holländischen Flotte nach Fühnen über und errangen, zum Teil durch die Tapferkeit des brandenburgischen Generals v. Quast, in einem Treffen bei Nyborg (am 24. November) den Sieg. Ebenso eifrig betrieb der Kurfürst in Vorpommern, in Westpreußen, in Kurland den Krieg; überall fochten seine Truppen mit. Karls X. Sache stand verzweifelt schlecht. Während er die Zeit vor Kopenhagens Wällen verlor, wurden eine nach der andern seiner Garnisonen aus den polnischen Eroberungen, ja schon aus den deutschen Besitzungen vertrieben. Da fand Schweden einen mächtigen Beistand an Frankreich, das jetzt wie immer ein Freund der Feinde Habsburgs war. Ludwigs Minister Mazarin drohte ein Heer nach Deutschland zu schicken, falls man Schweden nicht einen ehrenvollen Frieden bewilligte. Die Holländer, Dänen, Polen waren gern dazu bereit; am eifrigsten wünschten die letzteren, der Kriegslasten überhoben zu sein. Der plötzliche Tod Karls X. (im Februar 1660) verstärkte ihre friedliche Stimmung. Um nicht allein auf dem Kampfplatz zu bleiben und die Vorteile eines allgemeinen Vertrages einzubüßen, mußten nun auch Österreich und Brandenburg gelindere Saiten aufziehen. So wurde bei den Verhandlungen, welche die Gesandten der Beteiligten seit dem Dezember 1659 in Danzig und dem danziger Dorfe Zoppot unter einander angeknüpft hatten, die Strömung immer günstiger für Schweden.

*) L. Bobé: Das Kalkdorfer Familienarchiv und seine Briefsammlungen. Forsch. 1894. VII. S. 186.

**) L. F. Freiherr von Eberstein, Beschreibung der Kriegsthaten des Generalfeldmarschalls Ernst Albrecht von Eberstein. Berlin.

Vergebens stemmte sich der Kurfürst entgegen, der aus dem Kriegsbrande gern größeren Gewinn davongetragen hätte; er mußte sich fügen. Am 3. Mai 1660 wurde dort im Kloster Oliva zwischen Polen, dem Kaiser und dem Kurfürsten einerseits und Schweden andererseits ein Friede unterzeichnet, der die Verträge zu Wehlau und Bromberg bestätigte, im übrigen alles auf den Stand vor dem Kriege setzte.

Mit Schmerz sah der Kurfürst auch diesmal seine Hoffnung auf Vorpommern gescheitert. Dennoch konnte er zufrieden sein. Der fünfjährige Krieg hatte alle Ostseeländer schwer betroffen, von jeder der teilnehmenden Mächte große Opfer an Blut und Geld gefordert, und doch zuletzt nur einem wesentliche Vorteile gebracht, ihm selbst, dem Kurfürsten. Aber er war auch der einzige gewesen, der unter allen Wechseln der Ereignisse den Dingen immer eine vorteilhafte Seite abzugewinnen und allemal ebenso klug zu berechnen als tapfer dreinzuschlagen verstand. Die Gegner warfen ihm freilich vor, seine Staatskunst sei voll Arglist und Pfiffigkeit. Aber er konnte sich damit entschuldigen, daß sie selbst ihm eine solche Politik aufgenötigt; daß er, nicht mächtig genug, mit Gewalt sie abzuwehren, durch Schlauheit sich hatte der Ansprüche erwehren müssen, die beide Parteien an ihn machten, und daß es seine Pflicht war, das Gut und Blut seiner Unterthanen einzig und allein für einheimische Interessen hinzugeben. Übrigens erhöhte gerade die Verschlagenheit seiner Politik das Ansehen, welches er bei den leitenden Männern Europas genoß; er galt schon jetzt für einen Meister der Staatskunst, und man fürchtete seinen Ehrgeiz um so mehr, weil er sich auch als tapferer und geschickter Feldherr bewiesen hatte.

Ein köstliches Gut hatte er gewonnen, — die Souveränität! Er stand jetzt mit gleichem Recht neben den Herrschern der Erde, wenn seine Macht auch noch nicht die Höhe der großen Könige und Kaiser rings erreichte. Unter seinen Landen war nun doch eins, wo er niemanden als Gott über sich erkannte; in Deutschland noch ein Lehnsmann, war er in Preußen ein vollkommen unabhängiger Fürst. Woran hier seit zwei Jahrhunderten die Herrscher, zuerst die Hochmeister, dann die Herzöge, vergebens gerüttelt, die polnische Lehnshoheit lag jetzt zertrümmert am Boden. Das deutsche Grenzland, das dem Slawentum schon halb im Rachen steckte, war nun für immer gerettet, war wieder deutsch und selbständig geworden. Damit hat sich der Hohenzoller Friedrich Wilhelm ein hohes Verdienst um das ganze deutsche Volk erworben. Denn Ostpreußen war mehr als ein Stück Land, es war jetzt ein unabhängiger Staat in der Welt; ein Staat, aus dessen Souveränität erst das preußische Königtum hat entstehen können; ein „Neudeutschland", wo nachmals die Erhebung von 1813 begonnen hat.

Zunächst freilich diente die Souveränität nur zur Gründung des Absolutismus; denn jetzt war mit der polnischen Oberhoheit die Stütze dahin, an die sich die preußischen Stände noch hätten lehnen können, und was wollten ihre vergilbten Pergamente gegen das blanke Schwert, was ihre Rechte gegen die

Macht ausrichten? Der Kurfürst trat ihnen als der Herr entgegen, der er sein wollte und im Interesse des Einheitsstaates allerdings auch sein mußte. Während des polnisch-schwedischen Krieges hatte ihn die Notwendigkeit entschuldigt, als er in Preußen trotz des Widerspruchs selbst seiner dortigen Beamten, der Oberräte, eine Hufen- und Vermögenssteuer ausschrieb und durch seinen Statthalter, den Fürsten Radziwill, starke Lieferungen an Getreide und anderen Kriegsbedürfnissen eintreiben und Steuer auf Steuer folgen ließ, obwohl das Herzogtum durch die Einfälle der Littauer, Tataren und Polen schon 1656 auf große Strecken verödet, 13 Städte, 249 Dörfer und Höfe, 37 Kirchen eingeäschert, 23 000 Menschen erschlagen, 34 000 in die Sklaverei fortgeschleppt waren. Aber die Unzufriedenheit des Landes stieg zur äußersten Erbitterung, als der Kurfürst auch nach dem Frieden gewaltsam und verfassungswidrig verfuhr. Als er nicht abließ, aus eigener Willkür Steuern aufzulegen und durch militärische Exekution von den Verweigernden einzutreiben; als er die Willkürherrschaft zu verewigen sich anschickte, indem er Städte und Adel einzeln aufforderte, ihm nun als Souverän zu huldigen. Die Stände entschlossen sich zum entscheidenden Kampfe für ihr Recht; die Sache mußte endlich zum Austrag kommen. Sie antworteten, die Huldigung dürfe nur auf dem Landtage und nur gegen Bestätigung der Landesrechte erfolgen; vor allem müsse die ungesetzliche Besteuerung aufhören; und da der Kurfürst auf seinem Sinn beharrte und neue strenge Befehle schickte zu huldigen und zu zahlen, so wuchs die Aufregung, und die Stände bereiteten sich zum offenen Widerstande vor.

Die Seele desselben war der Schöppenmeister von Königsberg, Hieronymus Rode, ein Mann von unbeugsamer Willenskraft und rücksichtsloser Verwegenheit, bankrott in seinen Vermögensverhältnissen, aber unerschütterlich in seinen Absichten und Ansichten. Durch Wiederherstellung des alten polnisch-preußischen Wesens glaubte er zugleich seinen eigenen Nutzen und das Gemeinwohl, an dem ihm nicht weniger lag, am besten fördern zu können. Ehre und Geld hoffte er dabei für sich, Recht und Freiheit für sein Vaterland zu gewinnen. In dem Kurfürsten sah er nur den tyrannischen Unterdrücker, den Räuber der Rechte seiner Stadt und des Landes, jener Rechte, die mit Gut und Blut erkauft und durch so viele Eide der Landesherren, ja des Kurfürsten selber bekräftigt waren; er hielt es für seine, für aller Preußen heiligste Pflicht, die Freiheiten, die sie von den Vorfahren geerbt, unverkürzt auf ihre Nachkommen zu bringen. In dieser Überzeugung, der Gesetzmäßigkeit seiner Absichten sich bewußt, forderte er seine Mitbürger auf, für die gute Sache mit Leib und Leben einzutreten. Königsberg bestand damals aus drei Städten, der Altstadt, dem Kneiphof und dem Löbenicht, die durch einen Magistrat und durch die Versammlung der Schöppen regiert wurden. Es saßen Gemäßigte in diesen Behörden, aber bei weitem die Mehrzahl der Mitglieder, sowie die Masse der Bürgerschaft hing Rode an, der wie ein Volkstribun gebot. Auch die meisten Geistlichen, Lutheraner, die den reformierten Kurfürsten um seines

Bekenntnisses und seiner Toleranz willen haßten, regten das Volk in Rodes Sinne auf. Von den übrigen Städten im Herzogtum waren zwar viele mit Königsbergs Haltung nicht einverstanden; da aber andere derselben beistimmten, und die Hauptstadt für die natürliche Führerin aller galt, so konnte Rode wohl so auftreten, als stehe er an der Spitze des ganzen preußischen Bürgertums.

Er suchte nun, nach Art des preußischen Bundes von 1440 eine feste Vereinigung der Stände herbeizuführen, und lud den Adel ein, sich trotz des kurfürstlichen Verbotes zur Besprechung der Lage des Landes in Königsberg zu versammeln. Es kamen auch über zweihundert Edelleute und hielten am 11. Februar 1661 unter dem Vorsitz ihres Führers, des Generals Albrecht von Kalckstein, auf dem altstädtischen Rathause eine Sitzung. Die Unternehmung schien Erfolg zu haben; denn der Kurfürst berief nun endlich (im Mai) einen Landtag, und dieser sprach sich einmütig für das alte Landesrecht aus; selbst die gemäßigtsten unter den Ständen verlangten, der Kurfürst solle ihre Privilegien ungekränkt lassen. Die Königsberger aber erklärten entschlossen, „sie würden Friedrich Wilhelm als einen Fürsten, der alle Fürsten in der Welt an großen Eigenschaften übertreffe, freudig empfangen; wenn er aber käme, sie zu unterdrücken, so würden sie Gewalt mit Gewalt abtreiben." Der Statthalter Fürst Radziwill — nach seinem Tode (1670) wurde Herzog Ernst Bogislaw von Croy*) sein Nachfolger im Amte — richtete nichts aus. Den Briefen des Kurfürsten, der die ständischen Rechte nur insofern bestätigen wollte, als sie seiner Souveränität nicht widersprächen, der also in der That eine bedingungslose Huldigung forderte, eine unumschränkte Gewalt in Anspruch nahm, setzten die Stände immer dieselbe unleugbare Thatsache entgegen, der König von Polen habe zu Wehlau und Oliva nichts abtreten können, was er nicht besessen; sie seien freie Leute gewesen auch unter polnischer Oberhoheit. Gewalt mußte den Knoten lösen. Die Mißvergnügten bedachten sich keinen Augenblick, die Polen um bewaffneten Beistand anzugehen; ihr Gesichtskreis reichte noch nach der Weise des Mittelalters über die engen Grenzen ihres Sonderwesens nicht hinaus. Sie wollten unter der Herrschaft von Polen bleiben, um ihre Verfassungsrechte zu behalten.

Königsberg hatte auf Rodes Anregung den Antrag eingegeben: „da die Unterwerfung Preußens unter die Krone Polen zur Zeit des Ordens nur mit Bewilligung der polnischen Stände geschehen sei, mithin auch nur mit deren Bewilligung aufhören dürfe, so solle die Souveränitätsfrage auf einem polnischen Reichstage erledigt werden." Die Oberräte antworteten mit dem ausdrücklichen Verbot, Gesandte nach Polen zu schicken. Dennoch ging Rode im Februar 1662 nach Warschau und trug auf bewaffnetes Einschreiten an; er trat gleichsam im Namen aller Stände auf und schloß seine Bitte um Hilfe

*) C. Meinardus, Das Tagebuch des Herzogs Ernst Bogislaw von Croy, Vortrag ꝛc. Forsch. 1893. VI. S. 604 f.

mit der Erklärung, „die Königsberger wollten eher dem Teufel unterthänig werden, als länger unter solchem Drucke leben.“ Aber der König von Polen ließ es aus Furcht vor dem Kurfürsten bei wohlwollenden Worten bewenden. Auch der preußische Adel täuschte Rodes Erwartungen; er fiel von der gemeinsamen Sache ab. Denn als der Kurfürst nach dem Grundsatz „teile und herrsche“ auf dem Landtag die Hufensteuer, die den Adel traf, aufgab und nur eine Accise verlangte, welche größtenteils von den Städten getragen werden mußte, so bewilligte der Adel dieselbe und ließ sich die Erklärung gefallen, „da Landesherr und Oberstände die Accise wollten, so hätten sich die Unterstände (die Städte) der Mehrheit zu fügen.“ Damit war es dem Kurfürsten gelungen, den Landtag zu spalten; er hatte das Spiel schon halb gewonnen. Am 25. Oktober 1662 langte er selbst mit einer Truppenabteilung in Königsberg an, entschlossen, den letzten Widerstand mit Gewalt zu brechen.

Es kam vor allem darauf an, den Aufsässigen ihr Haupt zu nehmen. Der Kurfürst schickte daher sogleich nach seiner Ankunft einen Obersten — er hieß Hille — mit einer Schar Musketiere ab, um Rode festzunehmen. Aber die Bürgerschaft lief mit Stangen und Spießen zusammen und hieb auf die Soldaten ein, bis diese unverrichteter Sache ins Schloß zurückwichen. Besser gelang eine List. Der Kurfürst ließ (am 30. Oktober) die Bürgerschaft auf die drei Rathäuser entbieten, als gelte es eine Beratung. Unterdessen mußte Oberst Hille mit 100 Dragonern durch die Stadt ziehen, scheinbar um einen Zug Rüstwagen vor die Stadt zu geleiten; plötzlich wandte er um, sperrte mit den Wagen die Straße, wo Rode wohnte, bemächtigte sich desselben, der arglos zum Fenster hinaussah, und brachte ihn eiligst aufs Schloß. Alsbald ließ der Kurfürst, was geschehen, der auf den Rathäusern versammelten Bürgerschaft anzeigen. Sie nahm die Mitteilung schweigend auf; denn sie erfuhr zugleich, 3000 Soldaten seien im Schloßhofe aufmarschiert, und die Kanonen vom Schloßplatz, sowie von dem nahe gelegenen Fort Friedrichsburg auf die Stadt gerichtet. Die Bürger mußten zufrieden sein, daß der Kurfürst nun auf dem Schloß statt der roten Kriegsfahne die weiße Friedensfahne aufziehen ließ und versprach, mit Rode nur nach dem Rechte zu verfahren. Er hielt übrigens sein Versprechen nicht; zu gefährlich schien ihm dieser Mann, um ihn wieder loszulassen. Er schickte den Gefangenen als einen Hochverräter auf die Festung Kolberg, dann nach Peitz und ließ ihn dort bis an seinen Tod (1678) in beständiger, wenn auch nicht strenger Haft verbleiben.

Die Sache, welcher Rode gedient hatte, war seit seinem Falle hoffnungslos geworden. Zwar bewogen die zähe Ausdauer, mit der die bald wieder geeinigten Stände an der Verfassung festhielten, und der allgemeine Unwille des Landes den Kurfürsten, so weit nachzugeben, daß er am 12. März 1663 in der „Assekuranz“ urkundlich und auf fürstliche Treue und Glauben alle hergebrachten Privilegien der Stände bestätigte und verhieß, ohne Rat und Bewilligung des Landtages weder Steuern aufzulegen noch Krieg anzufangen. Auch nahm er (am 1. Mai) die Accise zurück und räumte den Oberräten in

gewissen Landessachen einige Selbständigkeit ein. Aber alles dies that er nur, um endlich die Huldigung des Landes zu erlangen. Nachdem sie am 18. Oktober 1663 im Schloß zu Königsberg erfolgt war — in Gegenwart polnischer Gesandten empfing der Kurfürst, auf einem rotsamtnen Throne sitzend, den Eid der Edelleute, der Abgeordneten der Städte und Zünfte und aller Beamten; sie schworen, daß sie ihn für ihren alleinigen, wahren und unmittelbaren Oberherrn anerkännten und sich durch nichts davon wollten abbringen lassen, — seitdem trat Friedrich Wilhelm in Preußen als unumschränkter Herr auf. Wenn er noch hin und wieder den Landtag berief, so gestattete er ihm nur über die Art und Weise der Erhebung, nicht über die Bewilligung der Steuern zu entscheiden. An seinen Eid band er sich nicht; er ließ die ständischen Privilegien nur dann gelten, wenn sie ihm nicht schadeten. Die Beschwerden des Landtags eben so wie der freien Bauern, auf denen die Last der Einquartierung und der immer wachsenden Auflagen am härtesten drückte, waren vergebens.

Die Unzufriedenheit der preußischen Stände mit der Herrschaft des Kurfürsten war groß und laut. Sie ging bei einigen Mißvergnügten so weit, daß sie ihre Hoffnung auf Polens Hilfe richteten und mit ihren dortigen Freunden in Verbindung traten. Insbesondere that dies einer der angesehensten preußischen Edelleute, der Oberst Christian Ludwig von Kalckstein, der wie sein Vater, der General, ein politischer Feind des Kurfürsten war und sich überdies von ihm in seinen Privatangelegenheiten (zu Unrecht) beschädigt glaubte.*) Dieser entzog sich der ihm verhaßten Herrschaft, indem er (März 1670) nach Polen entwich. Er ging nach Warschau, wo der polnische Reichstag war, um dort (im Verein mit Rodes Sohne) den König und die Großen zu bewegen, daß sie die preußischen Stände, in deren Auftrag er zu kommen vorgab, gegen die brandenburgische Willkürherrschaft unterstützten. Er ging selbst so weit, den brandenburgischen Gesandten Eusebius von Brandt vor versammeltem Reichstage gröblich zu beleidigen. Allein seine aufrührerischen Reden bewirkten nur sein eigenes Verderben. Denn der Kurfürst bewies, daß sein Arm auch bis Warschau reiche. Da die Polen ihm seinen Widersacher, den zuerst der eigene Bruder Christoph Albrecht des Hochverrates beschuldigte, schlechterdings nicht ausliefern wollten, so befahl der Kurfürst dem Gesandten, sich desselben mit List und Gewalt zu bemächtigen. Als Kalckstein eines Tages Brandt besuchte, ließ dieser ihn durch versteckt gehaltene brandenburgische Soldaten — es war eine kleine Abteilung Dragoner unter Hauptmann Montgommery — überfallen, binden und knebeln, dann in eine Tapete wickeln und schleunigst zu Wagen von Warschau nach Preußen schaffen (am

*) F. Hirsch, Zur Gesch. Christian Ludw. von Kalckstein, Forsch. 1890, III. 248 ff. und Aktenstücke z. Gesch. Chr. L.'s von Kalckstein, Forsch. 1892, V. 299 ff. — von Paczkowski, Der Große Kurfürst u. Chr. L. von Kalckstein, Forsch. 1889, II. 407 ff., 1890, III. 419 ff. und 272 ff.

28. November 1670). Er selbst flüchtete bald nach der kecken That und empfing von seinem Herrn, um die Erbitterung der Polen zu besänftigen, zum Schein eine Strafe, später desto reichlicheren Lohn. Gegen Kalckstein aber verfuhr der Kurfürst mit äußerster Strenge. Er bestellte zu der Untersuchung über ihn eine Kommission, bei deren Zusammensetzung er das preußische Standes- und Indigenatsrecht nicht beachtete; auch ließ er das zu seiner Zeit übliche grausame und entehrende Befragungsmittel der Folter an ihm brauchen. Das Urteil nun, welches die Mehrheit der aus Märkern und Preußen zusammengesetzten Kommission fällte, lautete auf Verlust des Lebens und der Güter. Auch die Minderheit (die Preußen v. Räder und v. Kreytzen) urteilte, er habe wegen seiner aufreizenden Thätigkeit und weil er in Polen eine falsche (angeblich von den preußischen Ständen ihm übertragene) Klageschrift übergeben, den Tod verdient, aber nicht die Güter verwirkt, die seinen Kindern gebührten. Kalckstein wurde also verurteilt und am 8. November 1672 zu Memel enthauptet. Er erlitt sein Unglück ebenso standhaft und ruhig wie Rode, mit dem er den guten Glauben an sein Recht teilte, obwohl auch er keineswegs ganz uneigennützige und reine Absichten verfolgt hatte. Kalckstein fiel als Opfer seiner Unüberlegtheit und seiner feindseligen Gesinnung gegen den Kurfürsten, die aber von vielen im Lande geteilt wurde. Hinzu kam, daß er am polnischen Königshofe hochgestellte Gönner fand und dadurch eine plötzliche politische Bedeutung gewann. Die hervorragendste That seines Lebens war, daß er vor öffentlichem Reichstag fälschlich im Namen der preußischen Stände seine Klageschriften an König und Republik übergab.

Der Kurfürst gedachte durch die Folter hinter die geheimen Umtriebe der Stände zu kommen. In der That war Kalckstein keineswegs von diesen beauftragt, sondern handelte nur aus eigenem Antriebe und konnte auch auf der Folter nur aussagen, daß ihm niemand dazu geraten, als ein anderer auch nach Warschau gekommener Landsmann (v. Schlieben).

Der Kurfürst wollte auch durch sein hartes Verfahren gegen Kalckstein die preußischen Stände in Schrecken setzen. Diese erhoben ihrerseits (23. September) eine Beschwerde über das gegen Kalckstein angestellte Verfahren. Der Schimpf der Folterung falle auf das ganze Land, da es ja bekannt sei, daß man Kalckstein wegen vermuteter Mitschuld der preußischen Stände gefoltert habe. Was Kalckstein verbrochen, mißfalle auch ihnen, aber sie sähen keinen Grund, weshalb man gegen ihn nicht in rechtmäßiger Weise eingeschritten sei. Indem man Kalckstein ohne vorangegangene Entscheidung zuständiger Richter der Tortur unterzogen und so einen preußischen Edelmann aller adligen Ehren beraubt und in ewige Infamie gebracht, habe man in ideellem Sinne zugleich die Stände selbst unschuldiger Weise gleichsam torquieret. So lange sie christliche Preußen hießen, sei eine gleiche Schmach und Unehre nicht über sie gekommen. Der Kurfürst ließ diese Ausführungen unbeantwortet.

Alles Widerstreben half also nichts. Durch Drehen und Deuteln, Versprechen und Drohen, zuletzt mit offener Gewalt, die vor keinem Rechtsbruch

zurückscheute, brachte der Kurfürst die preußische Verfassung auf den Fuß der brandenburgischen, verwandelte sie aus einer Art von Adelsrepublik in eine unumschränkte Monarchie, wo niemand Recht hatte als der Fürst.

Wie am Pregel, so brachte er auch am Rhein und an der Elbe sein landesherrliches Ansehen zur Geltung; aber er nahm dabei auf die verschiedenen Verhältnisse Rücksicht. Im Herzogtum Kleve und in der Grafschaft Mark, wo es einen freien Bauernstand und keinen solchen Unterschied zwischen Stadt und Land wie in den östlichen Provinzen gab, war das ständische Wesen mit dem ganzen öffentlichen Leben so verwachsen, daß er vorzog, es in der Hauptsache bestehen zu lassen. Er begnügte sich mit der Beseitigung der Auswüchse. Die Stände von Kleve-Mark hatten, die frühere unsichere Stellung der Landesherrschaft benutzend, sich Rechte ertrotzt, die dem Fürsten nicht viel mehr als den Titel übrig ließen. Friedrich Wilhelm fügte sich diesem Verhältnis, so lange er mußte. Als ihm der olivaer Friede die Hände frei machte, war eine seiner ersten Maßregeln ein Staatsstreich gegen die klevesche Verfassung. Alle Bestimmungen derselben, die ihn zu sehr beengten — namentlich, daß er ohne Erlaubnis der Stände nicht Truppen ins Land bringen, noch solche dort werben dürfe, sowie daß die Stände befugt seien, zum Schutz ihrer Vorrechte bewaffneten Widerstand zu leisten — hob er auf und unterdrückte den Widerspruch durch Androhung von Gewaltmaßregeln. Dagegen ließ er sich den Fortbestand der beiden Hauptsatzungen gefallen, daß die Stände sich ohne landesherrliche Berufung versammeln, und daß ohne ihre Bewilligung keine neuen Steuern erhoben werden dürften; daraufhin vereinbarte er im März 1661 mit dem Landtage die neue Verfassung von Kleve und Mark.

In Magdeburg hatte er überhaupt noch kein Regierungsrecht, aber doch eine nahe Anwartschaft. Auch hatten ihm die Stände des Landes (am 14. April 1650 zu Groß-Salza) die Eventualhuldigung geleistet. Nur die Stadt Magdeburg verweigerte diese; sie beanspruchte die Stellung einer freien Reichsstadt. Auch hier endete der Kurfürst den Streit zuletzt durch rasche Gewaltthat. Im Frühling 1666 ließ er plötzlich einige Regimenter unter dem Feldmarschall Sparr in die Nähe der Stadt rücken und befahl drohend Unterwerfung. Bestürzt, zu schwach einen solchen Kampf zu bestehen, ergaben sich die Magdeburger; durch Vertrag vom 7. Juni 1666 zu Kloster Berge willigten sie ein, brandenburgische Besatzung einzunehmen und dem Kurfürsten die Huldigung zu leisten. Am 4. Juli fand letztere statt; die wichtige Elbfestung, das Hauptthor zu den Marken, war brandenburgisch.*)

In demselben Jahre, doch auf friedlichem Wege, beendete der Kurfürst einen langen Streit, den er wegen seiner rheinischen Lande mit dem Hause Pfalzburg-Neuburg gehabt hatte. Er war der Ansicht, die Teilung vom Jahre 1614 sei keine gerechte gewesen, zumal da Ravenstein dem Hause Branden-

*) F. Hirsch, Der Große Kurfürst und die Altstadt Magdeburg bis zum Jahre 1666, Forsch. z. brand. u. preuß. Gesch., 1891, IV, S. 491 ff. — Vgl. Hoffmann, Gesch. d. Stadt Magdeburg, her. von Hertel u. Hülße Magdeb. 1885, II 169 ff.

burg vorenthalten worden. Setze man den Wert der gesamten jülichschen Erbschaft = 100, so sei Jülich = 38, Kleve = 20, Berg = 18, die Grafschaft Mark = 14, Ravensberg = 6, Ravenstein = 4; der Pfalzgraf habe also statt der Hälfte, die ihm gebühre, drei Fünftel inne. Dieser brachte dagegen mancherlei Gründe der Billigkeit vor. Der Kurfürst entschloß sich nun, die Sache zu gütlichem Austrag zu bringen. Im Erbvergleich zu Kleve (am 19. September 1666) begnügte er sich mit Kleve, Mark und Ravensberg und ließ sich dann für Ravenstein mit einer Geldsumme abfinden. Er gewann dadurch an dem Herzog von Jülich-Berg einen Freund, der seitdem treue Nachbarschaft hielt, und sein Regiment in Kleve schlug desto festere Wurzeln.

So schaffte sich Friedrich Wilhelm zum Pflegen und Schützen seines jungen Staates überall freie Hand. Inzwischen dauerte seine Arbeit auch in der Verwaltung erfolgreich fort, besonders im Kriegs- und Finanzfach. Schon im Jahre 1656 hatte er dem Heere ein „Kriegsrecht" gegeben, welches alle Verhältnisse desselben ordnete; 1665 wurde es in deutscher Sprache (statt der in Rechtsbüchern damals üblichen lateinischen) neu herausgegeben, auch ein förmliches „Übungs-Reglement" hinzugefügt. Zwei Jahre darauf (1667) setzte er die längstgewünschte Steuerreform wenigstens in einem Teile seiner Staaten durch. An die Stelle einer sehr drückenden und doch wenig einträglichen Abgabe, der „Kontribution", trat zunächst in den Städten der Mark Brandenburg eine Besteuerung gewisser Lebensmittel und Handelsgegenstände, die Accise. Sie traf alle Einwohner gleichmäßig, wurde daher ohne Beschwerde getragen und führte doch große und regelmäßige Einnahmen herbei, welche dazu verwandt wurden, den Unterhalt des Heeres sicherer zu stellen*).

Dem ständischen Patrimonialstaat des Mittelalters sind Abgaben der Unterthanen zur fortlaufenden Deckung der staatlichen Bedürfnisse von Hause aus fremd. Die Bedürfnisse der Landeshoheit wurden aus dem landesherrlichen Grundvermögen und aus den nutzbaren Regierungsrechten gedeckt. Nur in außerordentlichen Bedarfsfällen gewährten die Unterthanen dem Landesherrn auf dessen Verlangen — da ein Besteuerungsrecht in der Landeshoheit nicht lag — bittweise Aushilfen, sogenannte Beden oder Steuern. Falls zur Deckung staatlicher Bedürfnisse Steuern dauernd nicht entbehrt werden konnten, so ergab sich für die Unterthanen die Pflicht dauernder Bewilligung. So geschah es 1280 (die ordentliche Bede als Grundzins wurde nie für einmal

*) Man berechnete im Jahre 1666 die Kosten der brandenburgischen Armee folgendermaßen:

1 Reiterregiment zu 500 Gemeinen mit vollem Stabe monatlich . .	4 746	Thaler,
1 Infanterieregiment zu 1000 „ „ „ „ „ . .	3 875	„
1 Dragonerregiment zu 700 „ „ „ „ „ etwa	5 000	„
Die ganze Armee (12 000 Mann) monatlich	88 623	„

Vgl. F. Hirsch: Die Armee des großen Kurfürsten, in Sybels Zeitschrift 1885, S. 266.

von den Ständen bewilligt) und gegen Ende des 15. Jahrhunderts (die Bierziese) in Brandenburg. Als aber im 17. Jahrhundert das Schwergewicht des Heerwesens von dem Lehnsheer überging zum geworbenen Fußvolk, und die Stände die alleinige Wehrhaftigkeit verloren, bewilligten sie dem Landesherrn die notwendigen Einnahmen nicht wie früher zu eigener Verwaltung, sondern nahmen die bewilligten notwendigen neuen Steuern (in Brandenburg eine direkte Grundsteuer, „den Hufen- und Giebelschoß" und eine indirekte Steuer, das neue Biergeld) in eigene Verwaltung, damit der Landesherr nicht das Geld zu Anwerbung von Soldtruppen, sondern zu den betreffenden Dingen deretwegen es verlangt worden, verwende.

Diese ständische Verwaltung der Steuern ebenso wie den ständischen Einfluß auf die Bewilligung der Steuern erkämpfte der Große Kurfürst. Er verlangte daher die Accise. Dafür waren auch die Städter, weil sie gerechter war. Er führte in Brandenburg in den Städten (seit 1667) die Accise durch; auf dem Lande blieb die Grundsteuer.*)

Freilich auch bei der Ordnung des Steuerwesens bereicherte sich der Staat wieder auf Kosten einzelner. Zu den wichtigsten Privilegien der Ritterschaft gehörte es, daß sie, abgesehen von dem Lehnpferde und der Grundsteuer, die ihre Hintersassen aufbrachten, steuerfrei war. Dieses Vorrecht beschnitt nun der Kurfürst auf jede Weise und verbot besonders, die adlige Steuerfreiheit auf diejenigen Güter auszudehnen, welche der Adel im Laufe der Zeit von den verarmten Bauern an sich gebracht hatte. Auch die Pfarrer, Freisassen und Schulzen waren bisher von manchen Steuern frei gewesen; sie blieben jetzt nur in dem Falle berechtigt, wenn sie ihre Privilegien durch Urkunden beweisen konnten: eine schwierige Aufgabe, denn wie viele Dokumente waren in der langen Kriegszeit verloren gegangen! Eine andere Geldquelle eröffnete sich der Kurfürst in mancherlei Monopolen, besonders in dem Alleinhandel mit Salz und Mühlsteinen. Heilsamer war die Finanzmaßregel, die er 1666 vornahm; er hob nämlich die Münzgerechtigkeiten aller Städte auf und nahm das Münzrecht ganz an sich. 1682 führte er sodann eine Stempelsteuer, 1686 eine „Chargensteuer" (für Ämter und sonstige Begnadigungen) ein.

Auch das dritte Machtmittel außer dem Heere und den Finanzen, das Beamtentum, wurde nach Erwerbung der Souveränität noch nutzbarer gemacht. Der Kurfürst setzte in alle Stellen, wo es nach den Landesverfassungen nur immer anging, ohne Unterschied Brandenburger und Preußen, Pommern und Rheinländer und beförderte so die Verschmelzung der Landschaften zu einem Staate. Zugleich aber gewöhnte er alle Beamten, den Weisungen, die vom Mittelpunkt des Staates, aus dem Kabinett oder dem Geheimen Staatsrat, kamen, unbedingt zu gehorchen, was einerseits seinen Absolutismus stärkte, andrerseits erst eine einheitliche und folgerechte Verwaltung ermöglichte. So bahnte er die Centralisation des Staates an.

*) Vgl. R. Breysig, Gesch. d. brand. Finanzen in der Zeit von 1640—1697. I. Band, Leipzig 1895.

Friedrich Wilhelms beste Rechtfertigung liegt in seinen Leistungen; er gab den Unterthanen mehr, als er ihnen nahm. Dieselbe Beschränktheit, mit der das Volk alles Heil in den veralteten Sondervorrechten sah, zeigte sich in seinem Mangel an Unternehmungsgeist, in seinem Beharren bei dem gewohnten Saumsal. Es that ein Treiber not, die Kräfte zu wecken und auf die rechte Stelle zu wenden. Dies ist im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert das Amt des absoluten Herrschers gewesen; der Große Kurfürst führte es jetzt, nachdem jeder Widerstand gebrochen war, mit voller Kraft. Er zog nicht nur, wie früher, fremde Ansiedler herbei, um die verödeten Feuerstellen wieder anzubauen. Er verordnete auch, daß jüngere Bauernsöhne wüste Höfe annehmen müßten, befahl, die mit Fichten bewachsenen wüsten Äcker von den Wölfen zu säubern und wieder urbar zu machen, gab, ohne sich um die engherzigen Zunftgesetze zu kümmern, denen, die sich auf verlassenen Stellen in den Städten anbauten, Bürgerrecht und erleichterte die Aufnahme in die Gewerke, indem er den Zünften verbot, gewisse Klassen, z. B. die Kinder von Schäfern, auszuschließen, und diese für ehrlich erklärte. So schaffte er auch das Edikt von 1573 ab, welches den Juden verbot, sich in der Mark niederzulassen, und öffnete den im Jahre 1670 aus Österreich verjagten seine Staaten; doch nahm er nur eine bestimmte Anzahl jüdischer Familien auf, denen er dann gegen eine Abgabe erlaubte Handel zu treiben. Daß seine Bevormundung sehr nötig war, bewies der Zustand der Haupt- und Residenzstadt Berlin. Nach alter Weise sah es um die Reinlichkeit ihrer Straßen gar übel aus; an vielen Häusern ragten die Schweineställe auf den Weg. Dagegen schritt der Kurfürst schon 1660 mit einer neuen Gassenordnung ein. In und bei der Stadt stritten sich auf manchen Strecken Gebüsch und Sumpf um die Herrschaft; auch hier legte der Kurfürst selbst Hand ans Werk. Seit 1658 führte er rings um Berlin eine Befestigung mit Wall und Graben; bei dieser Gelegenheit wurde schon im nächsten Umkreise der Stadt, wo nötig, gelichtet, geebnet, entwässert. Der Kurfürst nahm aber auch weiterhin Teile der Umgegend in Kultur. So ließ er namentlich 1660 den „Friedrichswerder" austrocknen und gründete daselbst einen neuen Stadtteil. Viel that auch zum Aufkommen der Residenz und überhaupt der Städte seine bessere Art zu besteuern; die Berliner schrieben es der Einführung der gerechten Accise zu, daß der Bürger seine Last nun leichter trug, und daß binnen zwei Jahren in Berlin 150 Häuser wiederhergestellt oder neu erbaut werden konnten.

Der Kurfürst that aber auch viel, was dem Nährstand unmittelbar nützte. Er ermunterte zum Bau von Fabriken und ging darin selbst voran, errichtete in Marienwalde, Regenthin, Joachimsthal Glashütten, in Peitz und Rathenow Eisenhämmer, in Wiesenthal einen Blechhammer, und durch das Verbot ausländischer Waren schützte er die junge einheimische Industrie. Dem Binnenhandel nützte er besonders durch den Bau des drei Meilen langen Friedrich-Wilhelms-Kanals bei Müllrose zwischen Oder und Spree. Man arbeitete daran sechs Jahre lang 1662—1668; die leitenden Baumeister waren der

Piemonteſe Philipp von Chieze*) und der Brandenburger Ernſt Bleſendorf; die Brücken und Schleuſen baute der Holländer Smids. Am 28. März 1669 fuhren die erſten Kaufmannsſchiffe, fünf große Kähne von Breslau, durch den Graben und langten am 4. April in Berlin an, von wo die Waren nach Hamburg verſchifft wurden. Bald darauf kamen dann hamburger Schiffe durch den Kanal nach Breslau und Frankfurt. Es war mit dieſem Werke des großen Kurfürſten wie mit den anderen: einzelne kamen dadurch in Schaden, aber das Ganze gewann ungemein. Bisher hatte nämlich Frankfurt a. O. den Stapel zwiſchen der Mark und Polen gehabt und war der Mittelpunkt des Oderhandels geweſen; dieſe Vorteile büßte es nun zum großen Teil ein. Dagegen brachte die neue Straße nicht bloß Berlins Handel, das jetzt in der Mitte eines Waſſerweges zwiſchen den großen Plätzen Hamburg und Breslau lag, ſondern auch den geſamten Verkehr der Marken in unvergleichlich höheren Schwung. Damit auch die Unterthanen das ihrige thäten, dem Kaufmann die Wege zu ebnen, befahl der Kurfürſt, überall die Brücken, Dämme und Wege auszubeſſern, auch Krüge und Wirtshäuſer an den Landſtraßen anzulegen. Er trieb im kleinen wie im großen zum Fortſchritt.

Wie er aus allem, was er gering und vernachläſſigt überkam, wenn es brauchbar war, etwas Tüchtiges zu machen wußte, dafür zeugt die herrliche Bibliothek, die er gegründet hat. Im Schloſſe zu Berlin fand er einmal auf dem Boden unter dem Dach eine Menge von Büchern liegen, Erbſtücke von Johann Cicero und Joachim I. Er beſchloß auf der Stelle, aus ihnen eine rechte „Geiſtesnahrung“ herzuſtellen, berief den Gelehrten Johann Rave als Oberbibliothekar, übergab ihm die Bücher, ließ ſie (1661) in einem beſonderen Flügel des Schloſſes aufſtellen und wies einige kleine Einkünfte an, um ſie fortwährend zu vermehren. Durch Ankauf, Schenkungen, auch durch Freiexemplare, die jede Buchhandlung des Landes von allen neuen Werken einſenden mußte, iſt die Bibliothek dann raſch gewachſen. In einem Nebenzimmer ließ der Kurfürſt ein Antiken-, Kunſt- und Naturalien-Kabinett einrichten, für welches er ebenfalls eifrig ſammelte.

Die ſchöpferiſche Thatkraft, mit der er ſo viel Neues und Großes ins Leben rief und bei friſchem Leben erhielt, war nützlichen Vorſchlägen leicht zugewandt; er lehnte einen Antrag nie darum ab, weil er zwar viel verſprechend, aber ſchwierig oder abenteuerlich ausſah. Es drängten ſich daher auch Leute an ihn mit Entwürfen, die unter dem Schein der Gemeinnützigkeit nur die Bereicherung des Projektenmachers bezweckten. Der Kurfürſt ließ ſich indeſſen ſelten und nie lange täuſchen; ſein ſcharf auf das Weſentliche gerichteter Blick wurde durch ſeine lebendige Phantaſie zuweilen abgelenkt, doch fand er ſich allemal bald wieder zurecht. So täuſchte ihn zwar auch die Alchymie; er glaubte an ſie, wie man es damals allgemein that. Aber er hielt darauf, daß

*) Erfinder jener Wagen (Chaiſen), die man nach der Stadt, wo ſie zuerſt gebaut wurden, Berlinen nannte.

ihm für sein Geld doch auf jeden Fall irgend etwas Nützliches geschafft werde; und so fand denn der Leiter seines Laboratoriums (auf der Pfaueninsel bei Potsdam), der Holsteiner Kunckel, zwar nicht die Kunst Gold zu machen, aber die Kunst, das Rubinglas zu bereiten. Fast ebenso phantastisch wie die Alchymie, aber edel und schön war der Plan einer „Universal-Universität" und „Gelehrtenrepublik", den ihm (1666) der schwedische Reichsrat Benedikt Skytte voll Begeisterung für die Wissenschaften vortrug. Der Kurfürst sollte eine wohlgelegene Stadt in der Mark, etwa Tangermünde, zur Freistätte für alle Gelehrten und Künstler der ganzen Welt umwandeln. Hier sollten Jünger und Freunde der Musen, die in ihrem Vaterlande aus religiösen oder politischen Gründen verfolgt würden, sich ansiedeln, hier volle kirchliche und bürgerliche Freiheit finden, um ganz ihren Studien zu leben. Diese Gelehrtenstadt sollte unter des Kurfürsten Schutz und Oberhoheit sich selbst regieren und ein ewiger Friede ihr Vorrecht, das Latein ihre gemeinsame Sprache sein. Dann würden gebildete Fremde in Masse einziehen und mit dem geistigen Vermögen auch die materiellen Mittel der Mark außerordentlich vermehren. Friedrich Wilhelm ergriff lebhaft diesen glänzenden Plan; er gedachte alles Ernstes, ihn zu verwirklichen. So erschien denn, am 22. April 1667 vom Kurfürsten unterzeichnet, ein „Gründungspatent für die neue brandenburgische Universität der Völker, Wissenschaften und Künste", welches allen Nationen und Sekten, auch Juden, Mohammedanern und Heiden, wenn sie ihre Irrtümer für sich behielten und als ehrliche Bürger lebten, in dieser neuen Stadt, dem „Sitz der Musen, Tempel der Wissenschaften, Werkstatt der Künste, Zufluchtsort der Tugend und Königssitz der erhabensten Herrscherin der Welt, der Weisheit", gleiches Bürgerrecht, republikanische Verfassung und ewigen Frieden verhieß. Allein Skyttes Prophezeiung, die Gelehrten und Reichen würden nun aus allen Ländern nach der Mark, wie nach einem gelobten Lande, strömen, um Bürger der neuen Weltuniversität zu werden, ging nicht in Erfüllung, und der Plan blieb auf dem Papiere liegen.

Zu den schönsten Zierden dieses idealen Baues gehörte die religiöse Duldung, die hier herrschen sollte; der Große Kurfürst, auch hierin seinem Volke weit voraus, hatte sie immer geübt, aber der Absolutismus gab ihm dazu erst die rechte Kraft. Wie lästerlich verketzerten sich noch immer seine Unterthanen! Wäre es nach ihrem Willen gegangen, sie hätten keinen Andersgläubigen unter sich geduldet. Zum Glück hatten nicht sie, sondern ihr erleuchteter Fürst die Macht. Friedrich Wilhelm wollte keine Union zwischen Reformierten und Lutheranern stiften, wie sie später unter Friedrich Wilhelm III. angebahnt ist, sondern wollte nur eine „brüderliche Verträglichkeit" unter den einzelnen Bekenntnissen herstellen.*) Schon 1661 erlaubte er den Socinianern, die, weil sie über die Dreieinigkeit anders dachten als die übrigen Christen, aus Polen vertrieben waren, sich an verödeten Stellen in Preußen anzusiedeln.

*) H. Landwehr, Die Kirchenpolitik Fr. Wilh., des Gr. Kurf., Berlin 1894.

Welchen Schrei des Unwillens erhoben darüber die preußischen Stände! Und doch waren die Socinianer friedliche, stille Leute, die ehrlich und sittlich das wüste Land bauten. Es kostete dem Kurfürsten viele Mühe, sie vor den Verfolgungen der Stände zu schützen; aber er schützte sie. Einen ebenso harten Kampf gegen die Unduldsamkeit hatte er in der Mark durchzufechten. Hier hörten die Zänkereien der lutherischen (Reinhart) und reformierten (Stosch) Geistlichen nicht auf, und namentlich die Lehrer vom „grauen Kloster" in Berlin thaten sich in Schmähungen gegen die Kalvinisten hervor. Unter den Lutheranern selbst haderte man wieder über die Teufelaustreibung. Friedrich Wilhelm ließ nun von dem angesehensten reformierten Geistlichen, dem kurfürstlichen Hofprediger und Konsistorialrat Bartholomäus Stosch, ein Toleranzedikt abfassen (2. Juni 1662)*). In diesem Edikt wurde auf eine zu ähnlichem Zwecke erlassene Verordnung Johann Sigismunds vom Jahre 1614 Bezug genommen. Die Zänkereien hörten aber trotzdem nicht auf. Der Kurfürst versuchte es jetzt mit vernünftigem Zureden und veranstaltete (Herbst 1662) zu Berlin ein Religionsgespräch zwischen Geistlichen der beiden Bekenntnisse. Allein dies Mittel verfing jetzt so wenig wie je; die Zanksüchtigen blieben dabei, Nebendinge zu behandeln, als ob daran das Seelenheil hänge. Da schritt denn der Kurfürst mit Strenge ein. Er verbot (16. September 1664) beiden Teilen, auf der Kanzel einander zu schmähen, und gestattete, die Kinder auf Verlangen der Eltern ohne Teufelaustreibung zu taufen. Dieses ebenfalls von Stosch auf Befehl des reformierten Oberpräsidenten Otto von Schwerin verfaßte Edikt mußten die märkischen Geistlichen unterschreiben: über zweihundert fügten sich; andere verweigerten es standhaft. Um durch ein Beispiel zu schrecken, setzte der Kurfürst zwei von den Ungehorsamen ab: den Licentiaten Reinhart, den Führer der Lutherischen, und den berühmten Prediger und Kirchenlieder-Dichter Paul Gerhardt. Seit 1657 Diakonus an der Nikolaikirche zu Berlin, hatte er sich hier durch frommen Lebenswandel und sorgsame Seelsorge, sowie durch seine schönen Kirchenlieder die allgemeine Liebe und Achtung erworben. Ganz Berlin bat um seine Begnadigung; der Kurfürst gewährte sie (im Januar 1667), sprach aber die Erwartung aus, daß Gerhardt wenigstens sich nach dem Sinne des Edikts richten werde. Allein dieser achtete die Freiheit des Predigtamtes zu hoch, um dem Kurfürsten darauf auch nur den allergeringsten Einfluß einzuräumen; er gab daher nun freiwillig sein Amt auf und zog mit Frau und Kindern nach seiner Heimat Sachsen, wo er einen neuen Wirkungskreis (als Prediger in Lübben) fand. So achtungswert Gerhardts Überzeugungstreue auch war, der Kurfürst hatte von seinem Standpunkt gewiß recht, wenn er dem ärgerlichen Hader ein für allemal einen Riegel vorschieben wollte. Die Unparteilichkeit, mit der er alle Sekten in seinem Staate zwang, Frieden zu halten, ist ihm um so höher anzurechnen, da er keineswegs gegen die verschiedenen

*) H. Landwehr, Bartholomäus Stosch, kurbrandenburgischer Hofprediger (1604—1686), Forsch. z. brand. u. preuß. Gesch. 1893, VI. S. 91 ff.

Religionsformen gleichgiltig, sondern vielmehr seinem reformierten Glauben treu ergeben war. Er hat die Aufrichtigkeit seines Bekenntnisses oft genug bewiesen, am deutlichsten, als ihm eine ansehnliche Partei in Polen den Thron anbot. Zwar hat er das Angebot der polnischen Königskrone nicht ohne weiteres von sich gewiesen. Er erklärte vielmehr seine Bereitwilligkeit, alles für die Erwerbung der Krone zu thun, selbst die Souveränität Preußens aufzugeben, falls Gott ihn ohne Glaubenswechsel für den polnischen Thron bestimmt habe.*) Aber eben seinen Glauben ändern, wollte er nimmermehr. Und als der polnische Krongroßfeldherr Lubomirski meinte, „es komme nur darauf an, ein paarmal die Messe zu hören, übrigens könne er ja glauben, was er wolle, und die Krone sei wohl eine Messe wert" — ließ der Kurfürst durch seinen Gesandten Johann von Hoverbeck antworten, „er werde seinem Glauben nie, auch nicht zum Scheine untreu werden; er hätte wohl Kaiser werden können, wenn er die Religion hätte ändern wollen." So entsprangen auch die übrigen Anordnungen, die er als Landesbischof traf, die Maßregeln zur Hebung der gesunkenen Kirchenzucht, die Verbote wider das Fluchen und Lästern und wider die Sabbatentheiligung, die häufigen Bettage, bei ihm ebensowohl aus echter Frömmigkeit als aus weiser Staatskunst.**)

Das war die Art, wie er die Souveränität handhabte; sie gereichte in Staat und Kirche dem Ganzen zum Heil, und schon am Ende des ersten Jahrzehnts nach dem Frieden von Oliva wurde die Schöpfung des Großen Kurfürsten von fremden Staatsmännern mit Bewunderung betrachtet. Wenn die Unterthanen die großartige und heilsame Veränderung, die mit dem Staate vorging, auch noch nicht begriffen, ihr Fürst durfte sagen, daß er sein Thun glaube vor Gott verantworten zu können. So betrachtet löst sich der Widerspruch, daß Friedrich Wilhelm nie die Psalmen und das Neue-Testament von sich ließ und gleichwohl so oft und schwer die Rechte seiner Stände kränkte.

Aber noch fragte es sich, ob nicht das Gute, was geleistet wurde, auch ohne diese harte Belastung des Volkes, über die man klagte, geschehen könne, ob nicht die Militärmacht, die der neue Staat sein sollte, und die soviel Steuern forderte, eine Chimäre, nicht die Souveränität dem Auslande gegenüber ein eitler Titel sei. Die Zeit kam schnell, diese Zweifel zu lösen.

Fehrbellin.

Was das Haus Habsburg im dreißigjährigen Kriege an Macht und Ansehen in Europa verloren, das hatte zumeist Frankreich gewonnen. Dieser Staat war durch die kluge und kraftvolle Politik der Minister Richelieu und

*) C. Meinardus, Kurf. Friedr. Wilhelms Bemühungen um die polnische Königskrone, Histor. Zeitschr. Neue Folge. 36. Bd., München u. Leipzig 1894.

**) W. Bewschlag, Der große Kurfürst als evangelischer Charakter, Vortrag ꝛc., Halle a. S. 1893.

Mazarin zu einer in sich fest geeinten, starken Monarchie ausgebildet worden; durch Ludwig XIV. wurde jetzt sein höchstes Lebensprinzip der Absolutismus. Fortan war hier der König der Inbegriff alles Rechtes und aller Gewalt, und des Königs Befriedigung der Zweck des ganzen Staates; alle Kräfte dieses großen Reiches, alles Geld, alle Fäuste und Talente, alle Leiber und Geister, standen ihm zu unbedingter Verfügung. Ein Fürst von so ungeheurer Machtfülle war eine Gefahr für ganz Europa, ein Verderber seiner schwächeren Nachbarn, wenn er seinen Willen gegen sie kehrte. Und Ludwig XIV. war dazu entschlossen; die Welt sollte seinen Willen als Gesetz aufnehmen. Sein rastloser Ehrgeiz, seine brennende Herrschsucht stellten ihm die Aufgabe, an der die Habsburger gescheitert waren: eine Universalmonarchie zu gründen. Er ging dabei mit großem Geschick zu Werke; er hatte überdies den ungemeinen Vorteil, daß an der Spitze der anderen Großstaaten in Europa damals unfähige Männer standen, und daß die Verfassung seiner bedeutendsten Nachbarn die elendeste von der Welt war. Zumal das deutsche Reich, durch den dreißigjährigen Krieg zerrüttet, durch den westfälischen Frieden zu ewiger Ohnmacht verurteilt, bot trotz seiner Größe und der Streitbarkeit seiner Völker allen Raub- und Herrschgelüsten des Auslandes leichte Beute dar, ein Tummelplatz fremder Ränke und fremder Kriege. Die Kleinstaaten, besonders die deutschen, hatten zwar manchen tüchtigen Herrscher aufzuweisen; aber ihre schlechten Leidenschaften, die Eifersucht, die Habsucht, ließen sich leicht in den reich lohnenden Dienst des französischen Großkönigs bringen. So gelang es diesem, mit List und Gewalt die Leitung der europäischen Dinge an sich zu reißen und fast ein halbes Jahrhundert lang zu behaupten. Zwei Fürsten von vergleichsweise geringer Macht retteten Europa vor völliger Unterjochung: der erste hemmte Ludwigs allzuhohen Aufschwung, der zweite drückte ihn nieder; der eine war der große Kurfürst, der andere der große Oranier.

Friedrich Wilhelm hatte bereits einen so hohen Ruf als Feldherr und Staatsmann erlangt, seine Kriegsmittel waren bereits so beträchtlich, daß schon etwas darauf ankam, welche Partei er in den Welthändeln ergriff; er konnte den Ausschlag geben. Das wußte er sehr wohl und suchte es zum Vorteil seines Staates zu benutzen. Mit allen Höfen knüpfte er Verbindungen an, immer bedacht, wie er die Entwickelung der Dinge zu seinem Nutzen wende. Seine Stellung unter den Souveränen war indes sehr schwierig; sie betrachteten ihn mißgünstig oder kalt. Einige haßten ihn, weil er auf ihre Kosten groß geworden war, andere, weil er nicht ihren, sondern seinen Interessen gedient hatte. Nur Ludwig XIV. suchte aufrichtig seinen Bund, weil er mit seiner Hilfe die Herrschaft in Deutschland zu erringen hoffte, und niemand konnte dem Kurfürsten mehr nützen oder schaden als gerade Ludwig XIV. Dennoch blieb Friedrich Wilhelm der Sache Deutschlands getreu und trat in der Entscheidungsstunde allemal gegen Frankreich auf, welches er dann unter allen deutschen Fürsten am kräftigsten bekämpfte. So ward der Staat, den er gegründet, schon unter ihm Deutschlands Schwert.

Der Aachener Friede, in welchem der Dreibund Englands, Hollands und Schwedens den französischen König 1668 nötigte, den größten Teil der spanischen Niederlande, nachdem er sie rasch erobert, wieder fahren zu lassen, hatte Ludwigs Stolz schwer verletzt, während seine Raubsucht durch die Beute, die man ihm gelassen, nur heißer entflammt war. Er brütete Rache. England und Schweden waren durch das Meer oder die Entfernung geschützt; aber die Holländer, dieses kleine Krämervolk vor seiner Thür, das seine Entwürfe zu durchkreuzen und den großen Monarchen Frankreichs zu beleidigen gewagt, sie sollten schwer büßen. Ohnehin reizte ihr republikanisches Wesen, besonders die freie Presse, die bei ihnen über seinen Despotismus zu Gericht saß, seinen Zorn, ihr reiches, seemächtiges Land seine Habsucht. Er beschloß, sie zu vereinzeln und dann zu überfallen. Sein Geld ebnete ihm alle Wege; es sprengte jenen Dreibund und machte den liederlichen König Karl II. von England sowie die schwedischen Minister zu Frankreichs Söldnern; es brachte auch das österreichische Ministerium auf seine Seite und verstärkte die französische Partei unter den deutschen Fürsten, erkaufte namentlich den bewaffneten Beistand der Bischöfe von Köln und von Münster und der Herzöge von Lüneburg. Gern hätte Ludwig auch den Kurfürsten von Brandenburg, den größten Machthaber in Norddeutschland, gewonnen: er bot ihm einen Anteil an der in Holland zu erwartenden Beute; er mischte geschickt Schmeicheleien, Versprechungen und Drohungen; er bat endlich, wenigstens parteilos zu bleiben. Aber Friedrich Wilhelm vergaß großmütig, wie kalt ihn die Holländer immer behandelt hatten, wie sie sich immer noch weigerten, die kleveschen Festungen herauszugeben, die sie als Pfand für eine alte Schuld*) besetzt hielten. Er ließ sich auch dadurch nicht irren, daß sie seine Warnungen mißtrauisch abwiesen und keine Anstalten trafen, sich gegen den nahenden Sturm zu rüsten. Als einziger unter den deutschen Fürsten erkannte er die von Frankreich auch Deutschland und seinen eigenen Landen drohende Gefahr und hatte den Mut, dem allmächtigen, nach der deutschen Kaiserkrone lüsternen Ludwig allein entgegenzutreten. Denn „wenn des Nachbars Haus brennt", meinte er, „so gilt es dem eigenen" und „was neutral zu sein ist, habe ich schon vor diesem erfahren; man wird dabei allemal übel traktieret. Ich habe auch verschworen, mein lebelang nicht neutral zu sein, und würde mein Gewissen damit beschweren." Aber nicht zog er das Schwert in erster Linie um Europas, selbst nicht um Deutschlands willen — er hat es nie gethan —, sondern allemal stand ihm das brandenburgische, also sein eigenes Interesse, in erster Linie, in zweiter die Sorge für Deutschland. Lieb war es ihm freilich, wenn beides sich deckte, aber etwa Brandenburg vernachlässigen, um Deutschland zu nützen, daran hat er stets ebensowenig gedacht wie sein Enkel Friedrich Wilhelm I. Da nun Ludwig XIV. sah, der Kurfürst wolle im Notfall auch ganz allein

*) Die sogenannte Hoefnersche Schuld, die, von Johann Sigismund aufgenommen, nun durch Zinseszins von ursprünglich 100 000 Thalern auf zwölf Millionen Gulden angewachsen war.

Holland verteidigen, so bewog er die Schweden insgeheim zu dem Versprechen, für französische Hilfsgelder jeden Reichsstand anzugreifen, der den Holländern beistehen würde. Der Kurfürst ahnte es; dennoch blieb er fest, und als nun im Mai 1672 Frankreich und dessen Verbündete unter nichtigen Vorwänden an Holland den Krieg erklärten und es zu Wasser und zu Lande mit ungeheurer Übermacht anfielen, als zugleich französische Truppen ins deutsche Reich drangen und im Bunde mit dem Erzbischof Kurköln besetzten, da war es, wie es in einer Geschichte jener Zeit heißt, „allein aus so vielen deutschen Fürsten der Brandenburger, der aus wohlverstandener oder angeborener Großmut und Vaterlandsliebe ohne Wanken für die Bedrängten zum Schwerte griff.“ Holland schwebte in der That hart am Rande des Abgrunds; denn da hier die republikanische Partei, um den Einfluß des Prinzen von Oranien niederzuhalten, das Landheer vernachlässigt hatte, so konnten die Franzosen unter Turenne das unvorbereitete Land alsbald bis Amsterdam hin überschwemmen. In dieser Not schöpften die Holländer nun Trost und Mut zum Widerstande aus den Maßnahmen, die der Kurfürst zu ihrer Rettung traf. Er verband sich mit ihnen zu Schutz und Trutz, schloß mit dem Kaiser einen Vertrag zur Sicherung der deutschen Grenzen und brach dann (im September 1672) mit 17 000 Mann nach dem Rheine auf. Hierdurch zog er nun einen großen Teil der französischen Streitmacht von Holland ab und auf sich; Turenne ließ seine Beute fahren und fiel ins Klevesche ein. So war den Holländern Luft gemacht.

Mehr freilich richtete der Kurfürst nicht aus. Sein Bund mit dem Kaiser erwies sich als Hemmschuh. Leopold hatte sich durch einen geheimen Vertrag mit Frankreich zur Neutralität verpflichtet und wünschte sich zwar den Anschein zu geben, als ob er Deutschlands Interessen beschützte, war aber keineswegs gesonnen, dabei die Lorbern und den Einfluß des Brandenburgers vermehren zu helfen. Daher empfingen die Befehlshaber der kaiserlichen Truppen, die dem Vertrage gemäß zu des Kurfürsten Armee stießen, von Wien aus insgeheim die Weisung, die Bewegungen der Brandenburger nur scheinbar zu unterstützen, in der That zu lähmen. Demgemäß bewog der kaiserliche Feldherr Montecuculi den Kurfürsten, nicht nach Kleve, sondern nach dem Oberrhein zu marschieren, bereitete aber unterwegs und nachdem die Brandenburger endlich am unteren Main angelangt waren, so viele Schwierigkeiten, daß die Zeit thatlos verstrich, und man zuletzt im Dezember, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben, einen unrühmlichen Rückzug nach der Weser antreten mußte. Dann legte zwar Montecuculi das Kommando nieder; aber sein Nachfolger Bournonville hinderte den Kurfürsten nicht weniger. Unterdessen hatten diesem die münsterschen Truppen Ravensberg und Mark, die französischen Kleve verwüstet, und er hatte nur den Trost, daß sein eigentlicher Zweck, Hollands Rettung, erreicht war. Denn durch seine Dazwischenkunft hatten die Generalstaaten Zeit gewonnen, sich in besseren Verteidigungszustand zu setzen. Die oranische Partei unter ihnen bekam die Oberhand und gab in dem jungen

Prinzen Wilhelm III. von Oranien der Republik ein Haupt, das zu einem erfolgreichen Kampfe gegen Frankreich wohl befähigt war. Nun rührten sich auch andere Mächte für die gemeinsame Sache; Spanien rüstete, Dänemark bot den Holländern Soldtruppen an. Sollte der Kurfürst unter diesen Umständen sich noch weiter am Kriege beteiligen? Die Holländer zeigten ihm eine empörende Undankbarkeit, zahlten die vertragsmäßigen Hilfsgelder unregelmäßig und stellten sie zuletzt ganz ein. Und doch konnte er ohne diesen Zuschuß sein Heer, das jetzt 40 000 Mann betrug, nicht unterhalten. Seine Besitzungen am Rhein und in Westfalen waren in der Gewalt des Feindes und durch den Krieg schwer beschädigt; der Kaiser und viele Reichsstände im Bunde mit Frankreich, die anderen deutschen Fürsten nicht geneigt, dem kühnen Brandenburger den Rücken zu decken. Der Kurfürst kam zu dem Schluß, daß er seine Staaten nicht länger ohne Not dürfe zu Grunde richten lassen.*) Er ging auf Ludwigs Vorschlag ein und steckte sein Schwert wieder in die Scheide; im Frieden zu Vossem (einem Dorfe zwischen Brüssel und Löwen) am 6. Juni 1673 erhielt er von Frankreich seine verlorenen Gebiete wieder und versprach dagegen, den Feinden des Königs keinen Beistand zu leisten, außer in dem Falle, daß dieser das deutsche Reich angreife.

Indessen dauerte der Anstoß, den er zu einem allgemeinen Bunde gegen Ludwig XIV. gegeben, mächtig fort. Frankreichs Herrschsucht erschien bald auch dessen bisherigen Freunden unerträglich; der Kaiser trat nun im Bunde mit Spanien und Holland aufrichtig und entschieden zur Abwehr der Franzosen auf und ließ im nächsten Frühjahr Truppen an den Mittelrhein rücken; England, Münster und Köln hielten sich jetzt neutral. So mußten die Franzosen ihre Macht vom Niederrhein stromaufwärts ziehen; sie überließen die klevischen Festungen Wesel, Rees und Schenkenschanz, die sie 1672 den Holländern abgenommen, im Mai 1674 dem Kurfürsten und brachen in die Pfalz ein, die sie entsetzlich verwüsteten. Darüber erklärte ihnen das deutsche Reich den Krieg. Friedrich Wilhelm war keinen Augenblick zweifelhaft, ob er sich begnügen solle, nur seine pflichtmäßige Truppenzahl als Reichsstand zu stellen oder die Franzosen wieder mit seiner ganzen Macht zu bekämpfen. Er wählte das letztere; denn ihn empörte der Übermut, die Gewaltthat, die Ludwig XIV. sich gegen deutsche Länder erlaubte. Er schloß daher am 1. Juli 1674 mit dem Kaiser, mit Spanien und Holland gegen Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis und machte sich anheischig für Hilfsgelder 16 000 Mann zu stellen; man setzte fest, kein Teil dürfe ohne den andern einen Frieden eingehen. Dann brach er (im August) mit 19 000 Mann durch Thüringen und Franken auf und zog nach Straßburg, wo er sich im Oktober mit 30 000 Mann kaiserlicher und Reichstruppen vereinigte. Aber auch jetzt erfuhr er von diesen nichts als Hemmung. Vergebens drängte er ihren General — es war wieder Bournon-

*) Eigenhändige Anlage des Kurfürsten zum Schreiben des Kurfürsten an die geheimen Räte. Dat. Halberstadt 16. März 1673 Urk. u. Akt. XIII 420.

ville — zu einem kräftigen Angriff. Bournonville ließ die besten Gelegenheiten unbenutzt; man mußte zuletzt wieder das Elsaß räumen und über den Rhein zurückgehen. Selbst die österreichischen Unterfeldherren waren empört über das Benehmen ihres Generals, der bald wie ein Verräter, bald wie ein Feigling handelte, den Franzosen, wo er konnte, Vorschub leistete und den Kurfürsten, wo dieser einen Vorteil errang, im Stiche ließ. Zweifelhaft ist, ob er nur unfähig gewesen, oder ob ihm sein Verhalten von Wien her vorgeschrieben war. Lieber selbst keine Vorteile zu haben, als dem Brandenburger etwas zu verdanken — war allerdings die Meinung der Herren in Wien.

Wenngleich nun auch dieser Feldzug für die Franzosen günstig ablief, so lag dem Könige doch alles daran, sich den Kurfürsten, der unter allen seinen Feinden der thätigste war, vom Halse zu schaffen; um so leichter hoffte er mit den übrigen fertig zu werden. Er bewog daher die schwedische Regierung, den Vertrag, den sie mit ihm geschlossen, nunmehr zu erfüllen und den Kurfürsten im Rücken anzugreifen. Da er drohte, sonst kein Geld mehr zu zahlen, so schickte Karl XI. denn auch im Dezember 1674 ein Heer von 14 000 Mann aus Vorpommern in die Mark, um den Kurfürsten zum Frieden mit Frankreich zu zwingen. Anfangs hielten die Schweden gute Manneszucht, indem sie ihren Einbruch nicht als einen Kriegsfall, sondern nur als eine durch die Umstände gerechtfertigte Einquartierung darstellten.*) Bald aber hatten die Einwohner zwar nicht über die schwedische Heeresleitung und das Heer als solches, wohl aber über die Ausschreitungen einzelner regulären Truppenteile, vor allem jedoch über die zahlreichen Deserteurs und Marodeurs zu klagen. Der Kurfürst lag währenddessen mit dem brandenburgischen Heere fern von der Heimat in den Winterquartieren am Main, beschäftigt, seine Streitmacht für den nächsten Feldzug wieder vollzählig und schlagfertig zu machen. In den Marken befanden sich nur wenige Truppen; der Statthalter, Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau, Schwager des Kurfürsten, mußte sich daher auf einen Parteigängerkrieg beschränken, bei welchem ihm das Landvolk half. Die Bauern, vornehmlich in der Altmark, über die schwedischen Bedrücker erbittert, bewaffneten sich, so gut es ging, mit Spießen und Heugabeln, Dreschflegeln und Sensen und sammelten sich unter Fahnen mit der Inschrift:

„Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten mit unserm Blut".

Mancher Schwede wurde von ihnen erschlagen; aber das Land litt bei diesem Kriege entsetzlich, und in offenem Felde es mit dem Feinde aufzunehmen, dazu war das ungeübte Landvolk doch zu schwach. Die Hilfe mußte vom Kurfürsten selber kommen.

Schweden stand damals noch im vollen Glanze seines Kriegsruhms; auch seine Machtmittel schienen denen des Kurstaates bei weitem überlegen. Letzterer war überdies auf seine eigenen Kräfte angewiesen; denn trotz allen Drängens

*) R. Brode, Die Lage der Mark 1674/75, Vortrag ꝛc., Forsch. 1888, I. S. 621.

brachte der Kurfürst seine Bundesgenossen nicht dahin, ihm anders als mit Worten beizustehen. Die Gefahr war um so größer, da der König von Polen Johann Sobieski mit Ludwig XIV. sogar den Plan entwarf, Preußen plötzlich wieder an sich zu reißen. Friedrich Wilhelm blieb indes guten Mutes: „Gott habe ihn bisher aus vielen Gefahren errettet und werde ihn auch jetzt nicht zum Gespötte seiner Feinde werden lassen". In solcher Zuversicht brach er am 5. Juni 1675 mit 15000 Mann aus seinem Hauptquartier zu Schweinfurt am Main auf, um sein Land aus den Klauen der grausamen Feinde zu erretten und an diesen volle Rache zu nehmen. Über Schleusingen, durch den thüringer Wald, über Arnstadt, Heldrungen, Staßfurt ging der Zug in Eilmärschen auf Magdeburg zu. In Staßfurt befahl er einen Fasttag für alle seine Unterthanen auszuschreiben; zum Text der Predigt gab er den Trostspruch des Jeremias: „Aber der Herr ist bei mir wie ein starker Held; darum werden meine Verfolger fallen und nicht obsiegen, sondern sollen sehr zu Schanden werden". Am 21. Juni war er in Magdeburg, wo sogleich die Thore gesperrt werden mußten, damit die Kunde nicht vor ihm selber zu den Schweden gelange. In der That ahnten diese nicht, wie nahe der Rächer sei; sie glaubten ihn noch immer in Franken; ein Gerücht, das ihn mit dem kürzlich verstorbenen Kurprinzen Karl Emil verwechselte, sagte ihn gar tot. Sorglos zogen also die Schweden am rechten Havelufer von Brandenburg nach Havelberg hinab. Der Kurfürst beschloß, rasch ihre Linie in der Mitte zu durchbrechen und die getrennten Teile einzeln zu schlagen. Nachdem er in Magdeburg kurze Rast gehalten, um die ermüdeten Truppen zu den größeren Anstrengungen, die ihrer warteten, sich kräftigen zu lassen, mußten am Abend des 22sten 5600 Reiter aufsitzen; 1350 Mann auserlesenen Fußvolks und 13 Geschütze, auch Kähne zum Flußübergange wurden auf ungefähr 100 Wagen gebracht; und nun ging's der Havel zu. Regengüsse machten die Wege grundlos und hemmten die Schnelligkeit des Marsches; dennoch war derselbe so hurtig, daß, als der Kurfürst in der Nacht zum 25. Juni vor Rathenow an der Havel anlangte, die Schweden, 6 Kompagnieen Dragoner unter Oberst von Wangelin, die in der Stadt lagen, noch immer keine Ahnung von seiner Ankunft hatten. Es kam darauf an, diesen festen Platz im Fluge zu nehmen; mit List und Kühnheit gelang dies. Rathenow war durch die Havel gedeckt, welche vor der Stadt eine kleine Insel bildete und mit zwei Zugbrücken versehen war. Vor der äußeren Brücke erschien nun morgens 2 Uhr Derfflinger mit einigen Reitern und verlangte als schwedischer Offizier Einlaß; der Wachtposten machte Einwendungen, wurde im Gespräch überrannt, die Insel besetzt und von den nachdringenden Mannschaften, die innere, aufgezogene Brücke mit Durchschreitung des Flusses umgangen.*) Unterdessen griff eine andere Abteilung, die auf Kähnen seitwärts gelandet war, ein zweites Thor an und sprengte es. So in die Mitte genommen, erlagen die

*) Dieterich Sigismund v. Buchs Tagebuch, herausg. v. G. v. Kessel. Berlin 1865 I. S. 117 ff. Vgl. auch Buchings „Reise von Berlin nach Kyritz" und R. Brode, Märk. Forsch. XX. 65 ff.

Schweden bald, so tapfer sie auch fochten; 390 von ihnen wurden getötet, 270 gefangen, während von den Brandenburgern nur 20 gefallen sein sollen.

Durch diesen kühnen Handstreich war das schwedische Heer gespalten; ein Teil (3000 Mann) stand unter dem Reichsmarschall Karl Gustav von Wrangel in Havelberg, die Hauptmacht unter dessen Bruder, dem Generallieutenant Wolmar von Wrangel, in Brandenburg. Der letztere zog sich nun auf die Kunde von Rathenows Fall eiligst nach dem Rhin hin, um Havelberg zu erreichen. Der Kurfürst setzte ihm nach, schickte zugleich einige Reiterhaufen unter der Führung des Wegs kundiger Landleute durch das havelländische Luch, ein Moor, das für ein größeres Heer nicht gangbar war, um so den Schweden am Rhin zuvorzukommen, dort die Brücken abzubrechen und dadurch dem Feinde die Flucht zu sperren. Bei Nauen erreichte sein Vortrab unter dem General Lütke die schwedische Nachhut und brachte ihr eine Schlappe bei (27. Juni). Doch gelang es dem schwedischen Hauptheer noch über den Glin, ein sandiges Flachland nördlich von Nauen, bis Kremmen und dann weiter nordwestlich durch das Ländchen Bellin in die Nähe von Fehrbellin zu gelangen. Hier war inzwischen die Brücke über den Rhin, wie der Kurfürst befohlen, von dem vorausgeschickten Oberstlieutenant Hennigs zerstört worden, und Derfflinger riet, auf einem Umwege dorthin zu marschieren, wo die Schweden durch den Rhin würden aufgehalten werden. Aber schon ereilte der brandenburgische Vortrab, 1600 Reiter, von dem Prinzen Friedrich von Hessen-Homburg geführt, um 6 Uhr morgens (Freitag am 28. Juni [18. Juni alten Stils]), beim Dorfe Linum den Feind und griff mit Ungestüm an. Dieser Prinz (geboren am 9. Juni 1633, gestorben am 24. Januar 1708 zu Homburg) war ein zäher Kriegsmann.*) Einst, bei der Belagerung Kopenhagens im Januar 1659 (am 29sten), zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel den rechten Unterschenkel, sodaß derselbe nur noch an einer Sehne hing; er ließ sich ein Messer reichen und schnitt den Schenkel selber ab. Geheilt trug er seitdem ein hölzernes Bein mit silbernen Gelenken; seine Kampflust minderte dies nicht; der Prinz „mit dem silbernen Bein" blieb ein kühner Reiterführer. Er war auch jetzt voran im Gefecht und verdrängte die Schweden aus ihrer sehr günstigen, durch Moräste und einen breiten Graben geschützten Verteidigungslinie bei Linum und griff, als sie eine neue Stellung zwischen den Dörfern Ribbeck und Hakenberg einnahmen, auch hier sie so heftig an, daß sie, um ihre Rückzugslinie zu decken, sich weiter nach Fehrbellin zogen.**) Der Kurfürst hatte währenddessen mit der übrigen Reiterei (4000 Mann) und 13 Geschützen herankommen können und zwang den Feind, eine Schlacht anzunehmen. Es war ein kühnes Beginnen; denn die Schweden zählten hier 7000 Mann Fußvolks, 4000 Reiter, 38 Geschütze, waren also doppelt so stark. Aber auf Seiten der Brandenburger war die höhere

*) Die Erzählung bei Heinrich von Kleist ist eine Sage. S. J. Jungfer, Der Prinz von Homburg, Berlin 1890.

**) Vgl. G. Sello, Fehrbellin, Deutsche Ztschr. f. Geschichtsw., Freiburg i. B. 1892. — W. v. Unger, a. a. O., S. 76.

Kunst des Feldherrn und der größere Ungestüm der Soldaten. Wrangel stellte sein Heer vor dem Dorfe Linum auf, den linken Flügel an einen großen Sumpf, den rechten an bewaldete Sandhügel gelehnt, die er jedoch zu besetzen versäumte. Hurtig benutzte Derfflinger den Fehler, ließ im Schutze eines dichten Nebels die Anhöhen durch Dragoner unter den Obersten v. Mörner und v. Bomsdorf besetzen und hier Kanonen auffahren; so bedrohte er die Schweden in der Seite und im Rücken. Behauptete er sich hier, so war der Sieg für die Brandenburger fast gewiß. Da stürmte der schwedische Oberst Adam Wachtmeister mit dem Regimente Ostgothland heran und drängte die Brandenburger zurück. Aber sofort stürzten sich auf ihn v. Mörner, Derfflinger und Görtzke und jagten die Schweden wieder zurück; Mörner und Wachtmeister fielen. Jetzt stellte sich den siegreich vordringenden Brandenburgern das Regiment Delwig entgegen. Ein wütender Kampf entspann sich; der Kurfürst focht mitten im dichtesten Gedränge. Das schwedische Regiment ging unter; Delwig fiel. An der Spitze von acht Schwadronen stürmte jetzt der Kurfürst auf die fliehenden Schweden ein. Da feuerte plötzlich der feindliche Oberstlieutenant Beton, der gerade von Fehrbellin her mit einigen Sechspfündern auf dem Schlachtfelde eingetroffen war, auf die anreitenden Brandenburger zwei Schüsse ab. Von dem ersten Schusse wurden der Oberstallmeister und der Leibreitknecht Friedrich Wilhelms (Froben und Uhde) getötet; der zweite Schuß ging unter dem Pferde des Kurfürsten durch. Der Angriff der brandenburgischen Reiter wurde dadurch abgelenkt. Zwischen 12 und 1 Uhr war die Schlacht zu Ungunsten der Schweden entschieden; sie zogen sich auf Wittstock zurück.

Die Schweden verloren in dieser Schlacht 2400 Mann an Toten und Verwundeten, außerdem 8 Fahnen, 2 Standarten, eine Kanone, 200 Gefangene; die Brandenburger zählten 500 Tote und Verwundete. Unter den Schwerverwundeten war der Oberstlieutenant Joachim Hennigs, der ebenfalls zu dem Gewinn der Schlacht viel beigetragen hatte. Ihm, dem Sohne eines altmärkischen Bauern, verlieh dann der Kurfürst für die vorzügliche Tapferkeit, die er in diesem Treffen bewiesen, den Adel mit dem Namen von Treffenfeld.*)

Es war ein glänzender Sieg, nicht durch Glückszufall oder mit Übermacht, sondern durch kluge und kühne Leitung, beharrliche und todesmutige Ausführung von einem kleinen Heere über ein weit zahlreicheres erfochten, über Truppen, welche bis dahin der Schrecken Europas und in der That die besten des Nordens gewesen waren. Mit dem Tage von Fehrbellin, da die Brandenburger zum erstenmale allein gegen eine hochangesehene Nation eine offene Feldschlacht schlugen, zum erstenmale allein einen großen Sieg errangen, beginnt die hellstrahlende Ruhmesbahn des jungen brandenburg-preußischen

*) v. Mulverstedt, Von Treffenfeld und seine Nachkommen, 22. Jahresb. d. Altmärk. Geich. Ver., Magdeb. 1889, Heft 2. — F. Kamieth, Aus d. Leben d. Kurbr. Gen. Maj. J. Hennigs v. Treffenfeld, Progr. d. Louisenst. G., Berl. 1887. — Vgl. Forsch. II. 252 ff. u. 615.

Heeres und Staates, dessen Würde unter den Staaten Europas nun dargethan war; ein vollwichtiges Zeugnis für die Berechtigung der neuen Souveränität dem Auslande wie dem eigenen Volke gegenüber. Der große Kurfürst konnte wie Cäsar von sich rühmen: ich kam, ich sah, ich siegte. Aber mit noch begründeterem Stolze durfte er zu seinen Unterthanen sagen: ich habe euch die alten Rechte genommen, mit denen ihr die Beute jedes fremden Kriegsherrn waret; ich habe euch dafür einen Staat, der sich selber schützen kann, und Achtung und Ehre in ganz Europa gegeben.

Dieselbe Gewandtheit und Kraft, mit der er den Sieg gewann, zeigte er dann in der Benutzung desselben. Er betrieb die Verfolgung der Feinde so nachdrücklich, daß sich ihr Rückzug bald in Flucht auflöste. In Wittstock vereinigte Generallieutenant Wrangel seine Heeresträmmer mit den Truppen seines Bruders, der auf die Nachricht von der Schlacht Havelberg geräumt hatte. Aber die Bestürzung der Schweden war so groß, daß ihre Reihen sich stärker durch Davonlaufen der geworbenen Söldner, besonders der deutschen, als durch das Schwert der Feinde lichteten. So zogen sie eilig durch Mecklenburg nach Wismar. Kaum ein Drittel des Heeres, welches er im Winter in die Mark geführt, brachte der Reichsmarschall Wrangel wieder zurück.

Das Land war gerettet, der Feind zu Schanden geworden; jubelnd empfing das Volk seinen siegreichen Fürsten. In allen Kirchen, sowie im Lager des Heeres wurde ein Dankfest begangen; die Freude war groß. Die Brandenburger begannen zu fühlen, was es heißt, berühmt zu werden in der Welt. Denn wie ein Lauffeuer flog der Ruf von Fehrbellin durch Europa. Die gefürchteten Krieger Gustav Adolfs und Karls X. an Tapferkeit ebenso sehr wie an Feldherrnkunst übertroffen; ihr wohlgepflegtes, ausgeruhtes Heer, eine Infanterie, die Siegerin über Österreich und über Polen, geschlagen, fast vernichtet von einer Reiterschar, die seit elf Tagen nicht abgesattelt hatte; — dieser brandenburgische Ruhm erfreute jedes deutsche Herz Es labte sich an dem Gedanken, daß die Stunde der Vergeltung an den Fremden gekommen war; es erquickte sich an der Rache, die endlich für Deutschlands Leiden begann.*) Selbst der mißgünstige englische König Karl II. rühmte des Kurfürsten bei Fehrbellin bewiesene „Conduite und Entschlossenheit".**)

In dem Maße freilich, als Brandenburgs Bedeutung und des großen Kurfürsten Ansehen bei allen Mächten stieg, mehrte sich auch der Neid; allein für jetzt überwog doch der Wunsch, an den Früchten seines Sieges teilzunehmen. Der Kaiser, die deutschen Fürsten, auch Dänemark waren daher nun bereit, ihm zu helfen. Friedrich Wilhelm beabsichtigte, die Schweden ganz aus Deutschland zu vertreiben, und er war auf dem besten Wege zu diesem Ziele. Im Oktober erstürmte sein General Bogislaw von Schwerin

*) E. Belling, Der große Kurfürst in der Dichtung, Berlin 1888.

**) F. Hirsch, Brandenburg u. England 1674—1679, I. Teil, Progr. d. Königst. Realg., Berlin 1898, S. 10.

die Festung Wollin und besetzte Swinemünde. Der Kurfürst selbst zwang bald darauf das feste Wolgast zur Ergebung. Auch die Dänen und Kaiserlichen waren nicht müßig. Am Ende des Jahres hatten die Verbündeten den Schweden fast alle ihre deutschen Besitzungen abgenommen. Ein Versuch, den die letzteren im Januar 1676 von Stralsund aus machten, die verlorenen vorpommerschen Plätze wieder zu gewinnen, wurde von Schwerin und Derfflinger abgewiesen; die Brandenburger eroberten in diesem Winterfeldzuge vielmehr noch Uckermünde. Ludwig XIV. bot dem Kurfürsten nun einen Sonderfrieden an; aber dieser ging nicht darauf ein; er blieb seinen Bundesgenossen treu und setzte den Krieg fort. Im Sommer und Herbst 1676 fielen dann auch Peenemünde, Anklam, Löcknitz, Demmin, Damm; Stettin wurde eingeschlossen. Selbst zur See fügte der Kurfürst dem Feinde Schaden zu; seine Kreuzer, die er in Holland mit Hilfe eines Kaufmanns Benjamin Raule hatte ausrüsten lassen, brachten viele schwedische Kauffahrer und zwei Kriegsschiffe (von 22 und 16 Kanonen) triumphierend in den Hafen von Kolberg ein; zu Wasser wie zu Lande sah man den roten brandenburgischen Adler siegreich fliegen. Der Ruhm mußte freilich von den Unterthanen teuer bezahlt werden, die Steuern wurden immer schwerer und härter; denn bloß die Besatzung der eroberten Plätze und die Einschließung Stettins kostete monatlich 100 000 Thaler, und die Verbündeten zahlten die versprochenen Hilfsgelder nicht; Spanien und Holland schuldeten dem Kurfürsten bereits 1 300 000 Thaler.

Die späte, doch reiche Frucht des nächsten Jahres 1677 war die Eroberung von Stettin. Es war eine mühsame Arbeit gewesen. Denn der Besatzung (3000 Mann unter dem Obersten v. Wulffen) stand die Bürgerschaft mit gleicher Ausdauer zur Seite; sie vergalt jetzt durch unerschütterliche Treue, daß der Schwedenkönig ihre Gerechtsame stets geachtet hatte. Die Aufforderung des Kurfürsten sich zu ergeben beantworteten sie mit Kanonenschüssen, und als dann die regelmäßige Belagerung begann, zu Lande sich das brandenburgische Heer samt den lüneburgischen und münsterschen Söldnern, zu Wasser die holländischen Kaper des Kurfürsten immer enger um die Stadt legten, als dann dessen schweres Geschütz von Magdeburg, Berlin und Küstrin den Wasserweg herab kam und nun (seit dem 14. August) 200 Feuerschlünde donnerten, da sanken unter dem furchtbaren Kugelhagel die starken Türme, die Marienkirche, die Pfarrkirche, das Gymnasium, die Jakobikirche, in Trümmer, aber der Mut der Stettiner blieb fest; ob auch überall die feindlichen Minen spielten, das Fußvolk stürmte, — sie wehrten sich, Soldaten und Bürger, wie Verzweifelte. Doch mit gleicher Hartnäckigkeit stritt der Kurfürst. Es war ein Wetteifer des Heldenmuts; die Bürger rechneten es ihren Soldaten zur Schande an, wenn sie bei den Ausfällen einmal keine Gefangenen mitbrachten; der Kurfürst setzte immer seine Person aus, und einem abmahnenden Diener antwortete er: „Wann hast du je gehört, daß ein Kurfürst von Brandenburg erschossen worden?“ Fünf Monate lang währte so die Belagerung, und noch

war der Mut der Stettiner nicht gebrochen. Sie wurden von ihren lutherischen Geistlichen immer aufs neue angefeuert, und die armen Leute hatten nach Zerstörung ihrer Häuser bei weiterem Widerstande ohnehin nichts mehr zu verlieren. Die tapfere Stadt war schon nichts mehr als ein Schutthaufen, da zwang Pulvermangel sie zur Ergebung; am 27. Dezember öffneten die Bürger dem Kurfürsten die Thore: „er möge ihren hartnäckigen Widerstand verzeihen, sie hätten der Krone Schweden ihre Schuldigkeit gethan; mit gleicher Treue würden sie zu dem Kurfürsten stehen, der jetzt ihr Landesherr werde.“ Es waren ihrer bei der glorreichen Verteidigung 2433, von den Schweden alle bis auf 300 umgekommen. Nachdem der Schutt in den Straßen einigermaßen weggeräumt war, hielt Friedrich Wilhelm seinen feierlichen Einzug (6. Januar 1678); Knaben und Mädchen in Trauerkleidern bewillkommneten ihn; der Magistrat und die Bürgerschaft leisteten die Huldigung.

Des Kurfürsten Freude über die Bezwingung dieser starken Feste, des wichtigsten Waffenplatzes und der Hauptstadt von Pommern, war groß; Stettin bildete unter seinen Waffenthaten ein würdiges Seitenstück zu Fehrbellin. Um so scheler sahen die Nachbarn drein; zu Wien sagte man nun schon ganz laut und mit Nachdruck, „dem Kaiser gefalle es nicht, daß ein Königreich der Wenden am baltischen Meere erstehe“. Auch die anderen Verbündeten wurden immer kälter; die Holländer aber gingen gar in ihrer Selbstsucht so weit, daß sie mit Frankreich im August 1678 zu Nimwegen einen Sonderfrieden schlossen; sie verloren nicht ein Dorf, ihre verratenen Bundesgenossen mochten für sich selber sorgen. Ihr Abfall war für den Kurfürsten ein neuer Grund, seine Eroberungen weiter auszudehnen, damit er nachher beim Friedensschluß desto bessere Bedingungen erhalte. Auf einer Flotte von 350 kleinen Fahrzeugen, die er bei Peenemünde versammelt und unter das Kommando des berühmten holländischen Admirals Kornelius Tromp gestellt hatte, ging er mit Reiterei, Fußvolk und Kanonen nach Rügen, landete glücklich und eroberte die Insel (25. September). Dann legte er sich vor Stralsund, beschoß die Stadt aus 150 Geschützen, bezwang sie, die Wallenstein nicht hatte erobern können, in wenigen Tagen und ließ sich (am 29. Oktober) von der Bürgerschaft huldigen. Am 16. November fiel auch Greifswald, und nun waren die Schweden völlig aus Pommern, aus Deutschland vertrieben.

Sie suchten jetzt dem Kurfürsten von einer anderen Seite beizukommen. Während die Franzosen Kleve besetzten, brach im November ein schwedisches Heer von 16 000 Mann unter dem General Horn aus Liefland auf und fiel in das Herzogtum Preußen ein.*) Schon hofften die Polen, dieses Land mit Hilfe der Schweden wieder zu bekommen, zumal da die Bevölkerung, namentlich in Königsberg, die harte Herrschaft des Kurfürsten nur mit Widerwillen ertrug. Auch konnte die eilig aufgebotene Volkswehr dem Feinde nur wenig Widerstand leisten. Doch gelang es dem tapferen General v. Görtzke, dem

*) Vgl. F. Hirsch, Der Winterfeldzug in Preußen 1678/79, Berlin 1896.

„Paladin des großen Kurfürsten“ *), der mit 3000 Mann voraufgeschickt worden, wenigstens den Pregel zu halten. Und schon rückte auch der Kurfürst mit fliegender Eile heran. Mitten im strengsten Winter (Anfangs Januar 1679) ließ er 5500 Reiter und 3500 Mann ausgewählten Fußvolks mit 34 Geschützen unter den Generalen Derfflinger, Görtzke, Schöning durch Pommern und die Mark nach Preußen abmarschieren; er selbst zog, obgleich an der Gicht leidend, mit. Aber die Schweden hielten ihm nicht stand. In Marienwerder (23. Januar) ließ ihm Görtzke melden, der Feind habe Kunde von seinem Herannahen und trete den Rückzug an, den er selbst durch kräftige Verfolgung möglichst aufhalte. Sofort sandte ihm der Kurfürst 3000 Reiter zu, und während diese über Schnee und Eis voraneilten, ließ er das Fußvolk auf 1000 Schlitten steigen und folgte mit größter Schnelligkeit über Preußisch-Holland und Heiligenbeil, dann Mittwoch den 25. Januar sieben Meilen weit über das gefrorene frische Haff; am 26. war er in Königsberg. Die Schweden flohen unterdes von Insterburg nach Tilsit und verloren durch Mangel und Krankheiten, sowie durch das Schwert viele Leute. Um ihnen den Rückzug abzuschneiden, sie ganz zu vernichten, verstärkte der Kurfürst Görtzkes Abteilung durch 1000 Reiter, die der tapfere Treffenfeld führte, und marschierte selber von Labiau aus mit dem Hauptheere, Reitern, Fußvolk und Kanonen, quer über das kurische Haff drei Meilen weit nach der Mündung der Gilge (Sonntag den 29. Januar). Am folgenden Tage vereinigte er sich in der Nähe von Tilsit mit Treffenfeld, der soeben (am 29sten) die Nachhut der Schweden bei Splitter ereilt und niedergehauen hatte. Rastlos folgten die Brandenburger. Immer mehr schmolz das Heer der Schweden zusammen. Selbst als ihr Überrest, 3000 Waffenfähige, die preußische Grenze hinter sich hatte, hörte die Jagd nicht auf. Der Kurfürst führte zwar anfangs Februar sein erschöpftes Heer, das einen Marsch von 100 Meilen gemacht hatte und furchtbar von der entsetzlichen Kälte litt, aus Schamaiten nach Preußen zurück und legte es hier in die Winterquartiere, ließ aber Treffenfeld mit 1000 Reitern, dann Schöning mit 1500, die Verfolgung fortsetzen. Bis acht Meilen vor Riga jagte Schöning den Schweden nach; vergebens stellten sich diese einmal den Verfolgern tapfer entgegen. Sie wurden geworfen; ohne Gepäck und Geschütz, nur mit 1500 Mann gelangten sie nach Liefland zurück. Der schwedische Kommandant von Riga ließ sogar in der Angst vor den brandenburgischen Reitern die Wälle der Festung mit Wasser begießen, daß sie glatt frören.

So hatte der Große Kurfürst auch Preußen im Sturm errettet und sich wie seinem Heere neue, reiche Lorbern gewonnen. Dennoch ging ihm der Lohn so vieler Anstrengungen, das eroberte Vorpommern, durch die Treulosigkeit seiner Verbündeten wieder verloren Sie schlossen (außer Dänemark, dessen geringe Macht indes keine Stütze bot) einer nach dem anderen Frieden mit

*) Joachim Ernst von Görtzke, geb. zu Bollersdorf in der Kurmark am 11. April 1611 gestorben am 27. März 1682 auf seinem Gute Friedersdorf bei Lebus.

Frankreich; dem Beispiele Hollands folgte erst Spanien, dann (am 5. Februar) der Kaiser und das deutsche Reich. So blieb der Kurfürst allein auf dem Kampfplatz. Vergebens versuchte er durch Unterhandlungen Ludwig XIV. zu bewegen, daß er ihn im Besitze seiner Eroberungen lasse. Der französische König blieb unbeugsam dabei, Schweden habe Vorpommern um Frankreichs willen verloren und müsse es durch Frankreich wieder bekommen. Nun war ja Brandenburg bei weitem nicht stark genug, es allein mit der Übermacht Frankreichs, Schwedens, vielleicht auch Polens aufzunehmen. Selbst einige deutsche Fürsten, wie der Herzog von Lüneburg, führten in französischem Solde Truppen gegen den Kurfürsten herbei. Gleichwohl schwankte dieser eine Zeitlang; zuletzt fügte er sich der bittern Notwendigkeit. Er mußte sich mit einem kleinen Landstrich am rechten Oderufer, mit Geldsummen, die Ludwig zahlte, und anderen unbedeutenden Vorteilen begnügen, alle übrigen Eroberungen aber, ganz Vorpommern, an Schweden zurückgeben. Dies war der Inhalt des Vertrages, der am 29. Juni 1679 zu St. Germain en Laye zwischen Brandenburg und Frankreich abgeschlossen wurde. Natürlich nahm die schwedische Regierung diesen vorteilhaften Frieden, den ihr Ludwig verschafft hatte, eiligst an, obgleich sie verdrießlich that, weil alles ohne ihr Zuthun geschehen war. Mit bitterem Schmerze unterzeichnete Friedrich Wilhelm die Friedensurkunde; grollend ließ er eine Denkmünze prägen mit dem Verse des Virgil: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!“ (Möchte dereinst aus meinen Gebeinen der Rächer erstehen!), und zum Texte der Friedenspredigt, die nun im Lande gehalten wurde, bestimmte er die Worte des Psalmisten (118, 8): „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen“. „Nicht der König von Frankreich“, sprach er zu seiner Umgebung, „sondern der Kaiser, das Reich, alle meine Verwandten und Verbündeten sind es, die mich zu diesem Frieden genötigt. Ihre Eifersucht ist die Ursache, und sie wird ihnen, sei es auch spät, einst vom König von Frankreich bezahlt werden.“ Die Strafe kam bald: zwei Jahre darauf raubte Ludwig dem nunmehr von dem Brandenburger sich selbst überlassenen deutschen Reiche Straßburg. Daß der große Kurfürst hier nicht im Interesse des Reiches einschritt, ist zu beklagen. Man kann es ihm aber nicht zum Vorwurfe machen. Dagegen ist es nicht zu billigen, daß der verbitterte Kurfürst im Oktober 1679 mit Ludwig XIV. einen geheimen Vertrag abschloß, worin er das bindende Versprechen abgab, dem Dauphin von Frankreich die deutsche Krone zuweisen zu wollen. Diese Handlungsweise des Großen Kurfürsten ist überhaupt nur zu erklären und zu entschuldigen „mit der Not des Augenblicks und dem unwiderstehlichen Triebe nach Rache an den Zerstörern seines Glückes“.*)

---

*) A. F. Pribram in den Jahresb. d. Geschichtsw., her. v. Jastrow, XI. Jahrg. (1888), Berl. 1891, II 283. — Derselbe, Zur auswärtigen Politik d. Kurf. Fr. Wilh. v. Brandenb., Forsch. 1892, V. 103 ff. — Vgl. K. Breysig, Der Große Kurfürst u. d. nationale Idee, Forsch. 1894, VII. S. 561 ff.

Aber eins blieb dem Kurfürsten, was ihm niemand wieder entwinden konnte, der hellleuchtende Ruhm. Sein Staat hatte die Feuerprobe bestanden; aus furchtbaren Gefahren ging er mit hohen Ehren, wenn auch ohne äußeren Gewinn hervor. Und auch das deutsche Volk schuldete dem großen Kurfürsten viel. Hatte er nicht die deutsche Waffenehre glänzend wiederhergestellt, die Schweden gezüchtigt, Ludwigs XIV. Vordringen, als es am bedrohlichsten für ganz Europa war, zuerst gehemmt? Schande genug für die anderen, daß sie ihn dann durch ihren Abfall zwangen, die Schweden wieder auf deutschem Boden sich einnisten zu lassen! Friedrich Wilhelm handelte weise und gerecht, wenn er fortan mehr als je nur den Vorteil seines eigenen Staates im Auge hatte; in diesem mußte der Rächer des heillos zerrütteten deutschen Reiches erwachsen.

Des Großen Kurfürsten letzte Regierungszeit.

Der brandenburgische Name war durch die Siege des Kurfürsten an allen Enden Europas berühmt geworden; in Berlin erschienen im Jahre 1679 Gesandte von Völkern, die man hier kaum dem Namen nach kannte, von dem Zaren der Moskowiter, Feodor Alexiewitsch, von dem Chan der Tartaren, Murad Gherai, brachten Geschenke und boten Freundschaft und Bund an. Auch fremde Erdteile lernten die brandenburgische Kriegsmacht achten. Im Jahre 1678 segelten zwei Fregatten des großen Kurfürsten nach Westindien und machten dort Jagd auf französische Schiffe. Zwei Jahre später unternahm Friedrich Wilhelm sogar einen förmlichen Seekrieg. Es galt den Spaniern, die ihm zwei Millionen Thaler rückständiger Subsidien schuldeten und auf gütlichem Wege nicht zur Zahlung zu bewegen waren. Der Kurfürst ließ daher im Hafen von Pillau sechs Fregatten von 20 bis 40 Kanonen ausrüsten, mit 600 Matrosen und 300 Soldaten bemannen und unter dem Oberbefehl des Kapitäns Kornelius van Beveren auslaufen, um im atlantischen Meer spanische Schiffe abzufangen. Sie brachten auch einige Fahrzeuge auf, darunter bei Ostende ein mit brabanter Spitzen und Tüchern reich beladenes Schiff von 60 Kanonen, schlugen sich am Kap St. Vincent mit einer doppelt so starken feindlichen Flotte herum (30. September 1681); da aber alle Seemächte diesen Kaperzug, weil er ihren Handel störte, mißbilligten, so ließ es der Kurfürst dabei bewenden.

Das Ziel, seinen Staat auch nach außen zu vergrößern, verlor er darüber nicht aus den Augen. Einiges gelang ihm noch in dieser Hinsicht. Durch den Tod des magdeburgischen Stiftsverwesers, Prinzen August von Sachsen, kam er endlich (im Jahre 1680) in den Besitz des Herzogtums samt den Städten Magdeburg und Halle. Durch Verheiratung seines jüngern Sohnes Ludwig mit der Prinzessin Luise von Radziwil, Erbtochter des im Jahre 1670 verstorbenen, der reformierten Kirche angehörigen Fürsten Bogislaw Radziwil, gewann er (1681) seinem Hause die littauischen Herrschaften Tauroggen und

Serrey. Durch Aufnahme des Titels „Graf von Hohenzollern“ (1685) unter seine übrigen Titel suchte er künftigen Erwerb vorzubereiten, indem er das Gedächtnis an die Verwandtschaft der brandenburgischen Zollern mit dem in Schwaben blühenden und Hohenzollern geheißenen Zweige des Gesamthauses erneuerte.

Aber am meisten beschäftigte ihn jetzt der Gedanke, in Schlesien die Vergrößerung zu suchen, die ihm in Vorpommern mißlungen war. Er hatte dort nach seiner Überzeugung Rechte genug. Jägerndorf war noch immer nicht seinem Hause wiedergegeben. Dazu waren nun noch neue Ansprüche gekommen. Denn im Jahre 1675 war die herzogliche Familie der Piasten von Liegnitz, Brieg und Wohlau mit dem Herzoge Georg Wilhelm ausgestorben: der Kurfürst forderte, daß der Erbvertrag von 1537 berücksichtigt, und ihm wenigstens ein Teil der Erbschaft überlassen werde. Aber Leopold I. lehnte dieses Verlangen kurz ab und behielt jene Länder als erledigte Lehen der Krone Böhmen für sich, schloß auch mit Bayern ein Bündnis gegen ihn, falls der Kurfürst seine Ansprüche mit den Waffen verfechten sollte. Ebensowenig wollte er von der Abtretung Jägerndorfs etwas wissen.

Friedrich Wilhelm fühlte sich von neuem und aufs empfindlichste gekränkt und benachteiligt. Um so weniger Lust hatte er, für den Kaiser und das deutsche Reich abermals zu den Waffen zu greifen, als dieselben von Ludwig XIV. in neue Not gebracht wurden. Denn die Franzosen machten sich den Zwiespalt Habsburgs und Hohenzollerns rasch zu nutze; mit empörender Anmaßung riß Ludwig (1681) mitten im Frieden durch sogenannte Reunionen mehrere Grenzstriche am linken Ufer des Oberrheins, namentlich die altberühmte Reichsstadt Straßburg an sich, wo nun die römische Kirche wieder zur Herrschaft kam. Der kluge Habsburger Karl V. hatte einmal geäußert, wenn zu gleicher Zeit Wien und Straßburg bedroht wären, so würde er unbedenklich zuerst zu Straßburgs Rettung herbeieilen. Leopold I. hatte weder den Verstand noch die Kraft seines Ahnen geerbt; er ließ die hochwichtige Stadt dem Feinde, that so, als ob ohne Friedrich Wilhelms Beistand, der sich damit begnügte, die von Frankreich gewonnenen Dänen von einem Einfall in Norddeutschland abzuhalten, die Macht des Hauses Habsburg samt den Kräften Süddeutschlands nicht hinreichte, und wollte doch jenen Beistand, den er verwirkt hatte, durch kein Opfer wiedererwerben. Die Wahrheit war, Österreich mochte jetzt so wenig wie sonst aus eigenen Mitteln etwas für Deutschland thun. So behielt Ludwig XIV. seinen Raub.

Indessen der Kurfürst kam von seiner Verstimmung bald zurück. Sein deutsches und sein religiöses Gefühl empörte sich über die Gewaltthaten des Franzosen, der sein Freund sein wollte und doch fortfuhr, Deutschland und den Protestantismus zu beschädigen. Er trat daher der Mächteverbindung bei, die sich damals in Europa unter des Oraniers Leitung gegen Frankreich zu bilden begann. Im August 1685 schloß er als ältestes und oberstes Haupt der Reformierten mit Holland einen Vertrag zu gegenseitiger Verteidigung; die

Beſchützung der proteſtantiſchen Kirche war dabei der geheime Zweck, die Erhebung Wilhelms III. auf den Thron ſeines Schwiegervaters, des katholiſchen Jakob Stuart von England, die nächſte Abſicht. Ganz und offen aber brach der Kurfürſt mit Ludwig XIV., als dieſer im Oktober 1685 nicht bloß das Edikt von Nantes aufhob, welches, von Heinrich IV. 1598 gegeben, den franzöſiſchen Reformierten bisher die freie Ausübung ihrer Religion verſtattet hatte, ſondern auch — nach dem Beiſpiel der Habsburger — denen, die ſich weigerten, katholiſch zu werden, Dragoner ins Haus legte, ja ſelbſt die Auswanderung verbot. Da war es der Große Kurfürſt, der dem Unwillen des evangeliſchen Europas gegen den Tyrannen lauten und ſcharfen Ausdruck gab. Er erließ auf der Stelle (am 8. November 1685) eine offene Bekanntmachung, das „Potsdamer Edikt“, worin er alle verfolgten evangeliſchen Franzoſen einlud, in ſein Land, unter ſeinen Schutz zu kommen. Er verſprach ihnen die freundlichſte Aufnahme, verlaſſene Stellen in Dörfern und Städten, volle Religionsfreiheit und gleiches Recht mit ſeinen übrigen Unterthanen, auch eigene Kirchen, Schulen, Gerichte, ſowie jegliche Unterſtützung beim Anfange ihrer Wirtſchaft. Viele tauſend Hugenotten folgten freudig dem großmütigen Rufe, während Ludwig XIV. ergrimmte, daß ſein finſterer Glaubenswahn vor der ganzen Welt, der er ſo gern als Vertreter der feinſten Geiſtesbildung erſchien, nach Verdienſt war gekennzeichnet worden. Ebenſo erließ der Kurfürſt an den Herzog von Savoyen, der Ludwigs Beiſpiel nachahmte, ein abmahnendes Schreiben und lud die Waldenſer, die jener verfolgte, zu ſich ein. Einige hundert derſelben ſiedelte er in der Altmark an. Er hielt es immer für ſeinen glorreichſten Titel, daß man ihn das Oberhaupt der Reformierten in Europa nannte.

Dennoch geſchah es zum großen Teil auch aus allgemein deutſchem Patriotismus, wenn nun der Kurfürſt Frankreichs entſchiedener Feind ward. Soeben war die ſimmernſche Linie des wittelsbachiſchen Hauſes Kurpfalz ausgeſtorben, und nun erhob Ludwig XIV. dem deutſchen Staatsrecht zuwider, nach welchem das Land an den Zweig Pfalz-Neuburg fiel, im Namen ſeiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, einer Schweſter des letzten ſimmernſchen Kurfürſten, Anſprüche nicht bloß an deſſen Privatbeſitz, ſondern an die ganze Hinterlaſſenſchaft. Die Pfalz ſollte franzöſiſch werden! Dieſes Unglück von Deutſchland abzuwenden, vergaß der Kurfürſt ſeinen Groll und verband ſich im Frühling 1686 wieder mit dem Kaiſer. Es war bezeichnend für Leopolds Politik, wie derſelbe die Wohlgeſinntheit des Hohenzollern vergalt: dafür, daß Friedrich Wilhelm mit ihm ein Schutz- und Trutzbündnis ſchloß, von welchem im Kriegsfall Deutſchland und der Kaiſer größeren Nutzen zu erwarten hatten als der brandenburgiſche Staat, dafür ferner, daß Friedrich Wilhelm, um nur allen Hader aus dem Wege zu räumen, ſeine Anſprüche auf die ſchleſiſchen Herzogtümer aufgab, trat ihm Leopold die 10 Quadratmeilen große ſchleſiſche Landſchaft Schwiebus ab, und auch dieſe geringe Leiſtung that er nur zum Schein. Denn indem er ſchlau einen Zwieſpalt in der kurfürſtlichen

Familie benutzte, erlangte er insgeheim von dem Kurprinzen Friedrich die Zusicherung, daß derselbe bei seiner Thronbesteigung den Kreis Schwiebus ihm wieder zurückgeben werde.

Der Kurfürst hatte nämlich teils aus Liebe zu seiner zweiten Gemahlin Dorothea, einer geboreuen Prinzessin von Holstein*), die sich um ihn durch hingebende Pflege ein großes Verdienst erworben, teils in väterlicher Fürsorge für die Kinder, die sie ihm geboren, 1681 ein Testament gemacht, in welchem er seinen Söhnen zweiter Ehe gewisse Teile des Staatsgebietes zur Nutznießung mit Fürstentitel, etwa wie erbliche Statthalterschaften, bestimmte. Seine Absicht dabei war zu verhüten, daß die Prinzen aus Mangel an fürstenmäßiger Ausstattung es unterließen, eine erbfolgefähige Nachkommenschaft zu gründen oder wohl gar, wie damals viele thaten, durch Aussicht auf glänzende Versorgung sich zum Übertritt zur katholischen Kirche verlocken ließen. Übrigens meinte er der Einheit des Staates damit nicht allzu nahe zu treten; denn dem künftigen Kurfürsten sollte die volle Oberhoheit verbleiben. Allein immerhin entzog doch diese Erbteilung dem letzteren einen nicht unerheblichen Teil der Gesamteinkünfte, und daher grollte der Kurprinz über sie; er hielt sich für benachteiligt zu Gunsten seiner Stiefbrüder und wünschte das Testament dereinst unausgeführt lassen zu können. Dem stand aber entgegen, daß zum Vollstrecker des Testaments in demselben der König von Frankreich ernannt war, mit welchem Friedrich Wilhelm damals gerade aus Gründen der Politik ein freundliches Verhältnis angeknüpft hatte.

Hier setzte nun der kaiserliche Gesandte am berliner Hofe, Baron Fridag, sehr geschickt ein. Er bestimmte im geheimen Einverständnis mit dem Kurprinzen dessen Vater, der jetzt — wegen der Aufhebung des Ediktes von Nantes — mit Ludwig XIV. wieder verfeindet war und sich einem Bunde mit Österreich geneigt zeigte, daß er das Testament von 1681 mit Beseitigung der den König von Frankreich zum Vollstrecker bestellenden Klausel umschreiben ließ (26. Januar 1686) und es dem Kaiser zur Bestätigung schickte. Der Kurprinz aber, schon aus politischen Gründen ein Freund der österreichischen Allianz**), warf sich nun dem Kaiser, in dessen Macht es stand, das Testament dereinst auf sich beruhen zu lassen, ganz in die Arme und suchte dessen Gunst zu erwerben, indem er, seiner Pflicht gegen Vater und Staat vergessend, durch einen geheimen Revers (vom 8. März 1688) auf Schwiebus verzichtete. Erst nachdem dies geschehen, ließ der Kaiser seinen Bevollmächtigten die Verhandlungen, die er wegen eines Bündnisses mit Brandenburg seit Monaten betrieb, zu Ende führen; der Bundesvertrag wurde am 1. April 1688 abgeschlossen.***)

Ohne Ahnung von dem falschen Spiel, welches der wiener Hof mit ihm

---

*) S. meine Schrift über die Kurfürstin Dorothea, Berlin 1886.

**) Ranke, Genesis des preuß. Staates, III. 364 ff.

***) A. F. Pribram, Österreich und Brandenburg, 1685, 1686, Innsbruck 1884, S. 55. Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte, I. 553.

trieb, beeilte sich der Kurfürst dem Kaiser seine Freundschaft zu bethätigen. Er schickte ihm die erlesensten Truppen, den besten Feldherrn seines Heeres gegen die Türken zu Hilfe. Im Juli 1686 langten sie, 6900 Mann mit 15 Geschützen unter dem General Hans von Schöning, vor Ofen an. Die Brandenburger waren den Türken in Ungarn schon alte gefürchtete Bekannte. Zum erstenmale erschienen sie hier im Jahre 1663, 2000 Mann stark unter dem Herzog von Holstein-Plön als Kontingent zum Reichsheer; in den Jahren 1664, 1672, 1683, bald als Hilfstruppen des Kaisers, bald des Königs von Polen, waren sie wiedergekommen und immer hatten sie sich ausgezeichnet. Jetzt leisteten sie bei der Erstürmung Ofens (2. September 1686) die vorzüglichsten Dienste; sie hießen wegen ihres Heldenmutes bei den Türken die „Feuermänner", und auch der kaiserliche Feldherr, Herzog Karl von Lothringen, war über sie voll des höchsten Lobes. Im Herbst 1686 kehrte die tapfere Schar zurück, um 3000 Mann geringer an Zahl, die im Kampfe mit den Ungläubigen gefallen waren.

Zu derselben Zeit rettete der Kurfürst Hamburg, dessen sich der König von Dänemark zu bemächtigen Anstalt machte. Schon war Christian V. mit 15 000 Mann in die Nähe der Stadt gerückt, als ein brandenburgischer Gesandter erschien — es war der Geheimrat Paul v. Fuchs, damals der gewandteste unter den Ministern Friedrich Wilhelms — und im Verein mit andern brandenburgischen Staatsmännern (Thomas v. d. Knesebeck und Wolfgang v. Schmettau) in freundlicher Form, aber mit Nachdruck darauf drang, daß Dänemark seine Entwürfe gegen die Stadt aufgebe. Andernfalls werde der Kurfürst Hamburg mit derselben Entschlossenheit zu verteidigen wissen, als gelte es Berlin. Der König wagte es denn auch nicht, seinen Zwist mit der wichtigen Grenzstadt, die er so gern unter sich gebracht hätte, bis zum Kriege zu treiben, sondern zog mit seinem Heere wieder ab (September 1686).*)

Die letzte That des Großen Kurfürsten nach außen hin war ein Schlag gegen Frankreich und ein Verdienst um den Protestantismus. Im März 1688, schon schwer krank, schloß er mit seinem Neffen, dem Prinzen Wilhelm III. von Oranien, einen geheimen Vertrag, kraft dessen 6000 Brandenburger unter dem Befehl des berühmten Marschalls v. Schomberg, den er zu diesem Zwecke 1687 in seinen Dienst gezogen hatte, nach Holland gehen und dem Prinzen, der einen Einfall in England plante, helfen sollten, den Thron des katholischen Stuarts zu stürzen. Noch im Tode beschäftigte ihn diese Unternehmung, die in der That dann erfolgt ist und mit Brandenburgs Hilfe den Engländern ihre „glorious revolution" geschafft hat. Nach England selbst gingen allerdings diese brandenburgischen Hilfstruppen nicht hinüber; aber sie deckten unterdes in Holland dem Oranier den Rücken.**) Sterbend gab der Große Kurfürst

*) J. Liebold. Die kriegerischen u. pol. Vorgänge in und um Hamburg. August bis Oktober 1686. Ztschr. d. Ver. f. Hamb. Gesch., Neue Folge. 5. Band. Hamburg 1888.

**) C. Jany. die brand. Hilfstruppen Wilh. v. Oranien i. J. 1688. Forsch. 1889. II. S. 99 ff. Vgl. Militär-Wochenblatt 1838. S. 121.

seiner Leibwache für den letzten Tag seines Lebens die Parole: London! Amsterdam! Es war sein letztes politisches Wort.

Über seinen Kriegen und diplomatischen Verhandlungen hatte er jedoch nie die innere Verwaltung aus den Augen gelassen. Das Eigentümliche seines Staates bestand ja darin, daß diese kunstreiche Maschine, deren Triebrad der Fürst war, nirgends ins Stocken geraten durfte, wenn sie das Große, was verlangt wurde, leisten sollte. Darum gingen fortwährend die Geschäfte aus allen Fächern der Regierung in das Kabinett, der Fürst mochte im Felde oder daheim sein. Die Centralisation der Verwaltung mehr durchzuführen, erteilte Friedrich Wilhelm in seiner letzten Zeit dem Geheimen Staatsrat*) immer größere Befugnisse. Aber zugleich versuchte er jetzt, da der Absolutismus feststand, eine Versöhnung mit den alten Sonderinteressen, die er besiegt hatte, herbeizuführen. Nur soviel sollten die Stände von ihren früheren Rechten verlieren, als zur Herstellung der unumschränkten Monarchie durchaus notwendig sei. Denn je weniger Geist und Leben in dem Ständetum geblieben war, desto größeren Wert legten die Unterthanen auf dessen verknöcherte Formen. So geschah es denn im Sinne der öffentlichen Meinung, daß der Kurfürst den Edelleuten, Geistlichen und Bauern verbot, Handel zu treiben, den Hörigen und Leibeigenen, zu studieren oder Handwerker zu werden; daß er ferner den Beamten einschärfte, die Ritterschaft und die städtischen Magistrate, denen das Untergericht zustand, in ihrem gesetzlichen Anteil an der Rechtspflege nicht zu beeinträchtigen, wie er andererseits durch ein Edikt (vom 9. Februar 1688), welches dem Kammergericht gebot, kurfürstliche Verordnungen nur dann zu beachten, wenn sie mit den Gesetzen übereinstimmten, auch die Selbständigkeit der höheren Justiz sicher stellte. Aber er ging weiter. Weil er in der Lebensfrage des Staates, in dem Heer- und Steuerwesen, ein Recht der Ritterschaft vernichten mußte, so hielt er es für billig, deren übrige gesetzliche oder herkömmliche Rechte, auch wenn sie auf Mißbräuchen beruhten, unangetastet zu lassen. Die wichtigsten unter diesen Rechten bezogen sich auf das Verhältnis des Gutsherrn zu den Gutsbauern und waren Besitztitel, in die hineinzugreifen so viel hieß als das Eigentum verändern. Der Kurfürst glaubte, dem Adel, dem er im Interesse des Staates so viele Opfer abforderte, deren nicht noch zu Gunsten des gemeinen Mannes auferlegen zu können; er war eher geneigt, ihn soviel thunlich zu entschädigen. So kam es, daß er die Macht der Stände nach oben verkürzte, nach unten aber bestehen ließ, ja sogar bekräftigte und vermehrte. Der Adel hatte im Laufe der Zeit die Bauern zu seinen Unterthanen und Dienstleuten, an vielen Orten, besonders in der Uckermark und in Pommern zu seinen Leibeigenen herabgedrückt; diesen Mißbrauch, den er vorfand, erkannte Friedrich Wilhelm in seinen „Bauern-, Gesinde-, Hirten- und Schäfer-Ordnungen“

*) Die Mitglieder desselben hießen seit 1682 wirkliche Geheime Räte zum Unterschiede von denjenigen Beamten, die nur den Titel, nicht die Geschäfte eines geheimen Staatsrates hatten.

vom Jahre 1678, 1681, 1683 als gesetzlich an. Der Bauer blieb danach an die Scholle gebunden und mußte seiner Gutsherrschaft drei Jahre dienen; der Leibeigene war sogar verpflichtet, so viele und so lange Hand- und Spanndienste zu leisten, als die Herrschaft nur immer verlangte. Hier sagte der Große Kurfürst also nicht, wie er es bei Steuer- und Kriegssachen that: „die Rechte der Stände stelle er nicht in Abrede, allein der Zeit müßten auch Landesverträge und Grundgesetze weichen". Hier schonte, ja begünstigte er vielmehr das alte, feudale Wesen.

Es war eine Art von Ausgleich zwischen dem neuen Absolutismus und der alten Aristokratie: letzterer blieb es erlaubt, die unteren Volksschichten bis zu einem bestimmten Grade auszunutzen; aber sie mußte jetzt einen großen Teil dieses Nutzens für den Staat hergeben.

Auch in seinem Verhalten gegen das Heer bewies der Kurfürst, daß es ihm darauf ankam, die großen Lasten, die er den alten Ständen auflegte, nicht unnötig zu vermehren. Durch Werbung und für Sold zusammengebracht, konnte das stehende Heer nicht von dem edlen Geist der Vaterlandsliebe, sondern nur von dem kriegerischen Standesgeist, von der Ehr- und Ruhmesliebe zu jenen vorzüglichen Leistungen gespornt werden, auf denen die Macht des Staates beruhte. Daher war es natürlich, daß der Soldat besondere Begünstigungen erwartete, daß er sich besser dünkte, als der Civilist, und daß er leicht übermütig und gewaltthätig wurde. Aber der Kurfürst schritt dagegen allemal ernstlich ein, hielt strenge Manneszucht, beschützte die Unterthanen sehr nachdrücklich; er war wohl geneigt, diesem neuen Stande im Staate viel Ehre, aber kein Vorrecht, am wenigsten Gewalt über die anderen Stände zu geben. In seinen „Marsch-, Quartier- und Verpflegungs-Reglements" (1670 und 1678) machte er die Offiziere für die Ausschreitungen der Gemeinen verantwortlich, verbot bei Vermeidung vierfacher Erstattung und strenger Strafe das geringste an Geld oder Geldeswert von den Unterthanen zu fordern oder gar zu erpressen, befahl, die Truppen sollten nicht eher die Quartiere verlassen, bis die Offiziere von den Verwaltungsbeamten oder Magistraten ein Zeugnis ihres Wohlverhaltens erlangt hätten. Ebenso kräftig wußte er Übergriffen im Heere selbst zu steuern; die häufigen Rangstreitigkeiten der Offiziere beseitigte er durch die Verordnung vom Februar 1684, daß sich der Rang nach dem Dienstalter richten solle. In einem anderen Armeebefehl (am 8. Februar 1688) verbot er den Offizieren, die Prügelstrafe gegen die Gemeinen anders als unter bestimmten gesetzlichen Formen anzuwenden.

Wenngleich die Stärke des Heeres je nach dem Bedürfnisse sehr erheblich wechselte, z. B im Jahre 1666 auf Kriegsfuß 12 000, dann ohne solchen auf 6000 bis 7000 Mann sich belief, und im Kriege ein Teil der Truppen für ausländische Hilfsgelder gehalten wurde, so war doch auch der Friedensbestand für einen Kurstaat sehr beträchtlich. Bei dem Tode des Kurfürsten zählte das Heer 28 000 Mann, darunter 5000 Reiter. Es war musterhaft ausgerüstet; die Reiterei zumal sah jetzt anders aus, als da sie bei Warschau den Feind

jagte; sie war reich gekleidet in verziertem Lederkoller, Küraß, Helm und langen Stiefeln. Die Dragoner hatten einen an der Seite aufgeschlagenen Filzhut und einen reich gestickten Waffenrock, dessen Ärmel mit dunkeln Querbändern benäht waren. Auch an der Uniform des Fußvolks ward nicht gespart; die blauen Tuchkleider saßen weit und bequem; der Musketier trug dazu einen Federhut, der Pikenier eine Pickelhaube. Außer den Pikenieren, welche Panzer, Säbel und 14 Fuß lange Piken hatten, führten alle sowohl Feuergewehr als andere Waffen, nämlich die Reiterei Karabiner, Pistolen und lange Schwerter, die Dragoner Säbel, kurze Piken und leichte Musketen, die Musketiere Degen und Lunten-Musketen, welche beim Abfeuern auf Gabeln gelegt wurden. Die Infanterie, zu zwei Dritteln aus Musketieren, zu einem aus Pikenieren bestehend, focht in sechs Gliedern. Beim Feuern schoß zuerst das sechste Glied, während die andern auf den Knieen lagen, dann schoß das fünfte u. s. w. Beim Stechen kniete das erste Glied nieder, fällte die Pike, die es gegen den Fuß stützte, und zog gleichzeitig den Degen; die hinteren Glieder blieben stehen und fällten die Piken, so daß das sechste Glied dieselben am höchsten hielt. Der Dienst der Musketiere war am schwersten; denn sie mußten auch noch spanische Reiter mit sich tragen, Holzböcke, die sie in der Schlacht als eine Art Verschanzung vor sich aufpflanzten. Die Unterhaltung der stehenden Truppen, dazu das Festungswesen und die 1653 in Kolberg errichtete Ritterakademie (eine Art Kriegsschule), dies alles kostete zuletzt jährlich über eine Million Thaler baren Geldes; eine Summe, welche auf bestimmte Einkünfte — die Grundsteuer, die Zölle, das Stempelpapiergeld und besonders die Accise — angewiesen war, während andere Einkünfte, wie die Erträge der Post und der Domänen, zur Erhaltung des besonders seit der zweiten Heirat des Kurfürsten im Jahre 1668 prächtiger gewordenen Hofstaates und der Beamten dienten. Zuletzt belief sich die Gesamtausgabe des Staates auf $2^1/_2$ Millionen Thaler.*)

Diese Leistung dem Lande zu erleichtern und die Steuerkräfte für die Zukunft noch zu steigern, setzte die Regierung ihre Arbeit als Pflegerin jedes Erwerbszweiges unermüdlich fort. Ihre Sorgfalt ließ es nicht bei allgemeinen Anordnungen bewenden, sie trieb auch im einzelnen. So befahl der Kurfürst (1686) den Ackerbürgern, hinter ihren Häusern Baumgärten anzulegen, und den Geistlichen, keinen Mann zu trauen, der nicht nachweise, daß er wenigstens sechs Obstbäume veredelt und sechs junge Eichen gepflanzt habe. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran und war ein eifriger Gärtner; aus seinem Obst- und Küchengarten am Schloß zu Berlin, wo er oft genug mit eigener Hand säete und pfropfte, verbreitete sich denn namentlich auch der feinere Gemüsebau über die Mark. Auch den Kartoffelbau hat er herbeigeführt; die erste Anpflanzung der nützlichen Erdfrucht geschah (anfangs der fünfziger Jahre)

*) Vgl. M. Breysig, Der brandenburgische Staatshaushalt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., Jahrb. f. Gesetzgebung ꝛc., 16. Jahrg., Leipzig 1892.

in diesem seinem sogenannten „Lustgarten“. Schon 1682 war die Kartoffel in der Mark allgemein verbreitet. „Man esset“, sagt ein Bericht aus dieser Zeit, „diese Tartuffeln teils zur Lust und Verenderung, teils als eine nährende Speise, weil sie nunmehr ziemlich gemein bey uns worden“. Wie hart der Große Kurfürst übrigens die Unterthanen anfassen mußte, um sie aus ihrem Saumsal zu ziehen, erhellt aus den polizeilichen Vorschriften, die er für Berlin erließ. Diese Stadt war besonders durch die fremde Einwanderung sehr gewachsen, war 1674 abermals durch einen neuen Stadtteil, die von der Kurfürstin Dorothea angelegte Dorotheenstadt mit der vierfachen Lindenallee erweitert worden und zählte um diese Zeit fast schon 20 000 Einwohner, dreimal mehr als beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms. Aber noch immer fehlten hier jene Zeichen höherer Civilisation, die der Kurfürst an den holländischen Städten und selbst in vielen Reichsstädten bemerkt hatte: Nettigkeit und Ordnung im Äußeren. Er befahl daher 1680: „Wer den Unrat auf die Straße werfe, dem solle er wieder ins Haus geworfen werden; wer unsittlicher Weise die Straße verunreinige, solle an den Pranger kommen, Kinder dafür mit der Rute bestraft werden, da man solch säuisches Wesen nicht dulden könne und zur Notdurft öffentliche Bedürfnisanstalten vorhanden seien“. Er erließ auch eine neue Feuerlöschordnung (1682), eine Laternenordnung, nötigte die Hausbesitzer, vor ihren Häusern pflastern und kehren zu lassen, den Magistrat aber, das Ganze streng zu beaufsichtigen. Selbst die städtische Armenpflege Berlins ist von ihm begründet worden; sie begann mit dem Armen- und Spinnhause, welches er hier im Jahre 1687 zur Versorgung Notleidender und Obdachloser einrichtete.

Was den Aufschwung der Erwerbsthätigkeit in seinen Staaten hemmte, war jedoch weniger die Trägheit der Unterthanen als deren Mangel an Kenntnis, Geschicklichkeit und Kapital. Auch aus diesem Grunde zog der Kurfürst unablässig Einwanderer, am liebsten aus dem gebildeten und wohlhabenden Westen herbei. Diese Fremden, besonders die kalvinischen Franzosen, von denen im Jahre 1672 zu Berlin eine „französische Kolonie“ gegründet worden,*) aber auch Pfälzer, Wallonen, Holländer, brachten in den Kurstaat nicht bloß Arbeitskraft mit, sondern auch, woran es hier mehr fehlte, bares Vermögen. Sie bürgerten in der Mark manchen neuen Industriezweig ein, z. B. die Tabaksspinnerei (1681) und den Tabaksbau (1685); sie waren es, die sich am häufigsten zu jenen Privilegien meldeten, welche der Kurfürst zur Einführung neuer Manufakturen so gern erteilte; sie halfen ihm auch seine Fabriken anlegen, die das einheimische Gewerbe erweitern sollten (1674 ein Stahlwerk, 1685 eine Gewehrfabrik, 1686 eine Zuckersiederei und eine Gaze-,

*) Es gab schon vorher französische Einwanderer reformierten Glaubens in Berlin; aber eine eigene Gemeinde bildeten sie erst seit dem 10. Juni 1672, an welchem Tage sie zuerst ihren eigenen Gottesdienst mit eigenen Geistlichen abhielten. Vgl. Erman et Reclam, mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français. I. Berlin. 1782. p. 61.

Seide- und Kreppfabrik, 1687 ein Blech- und Zinnhaus). Durch sie, die in allen Erwerbszweigen den alten Einwohnern ein gutes Beispiel der Rührigkeit und Gewandtheit gaben, kam zugleich das Prinzip der geteilten Arbeit statt des herkömmlichen Zunftzwanges nach Brandenburg.

Wie die Franzosen in der Industrie, so waren die Holländer im Seehandel dem Kurfürsten sehr brauchbare Gehilfen. Namentlich war der seit 1651 in Lenzen ansässige holländische Admiral Arnoult Gysels van Lier Friedrich Wilhelm ein nützlicher Ratgeber in See- und Handelsangelegenheiten. Nachdem der Kurfürst mit holländischem Beistande sich eine Flotte verschafft hatte, wollte er auch eine überseeische Kolonie haben.*) Auf den Rat seines Admirals, des Holländers Benjamin Raule, richtete er seinen Blick nach Guinea (1680). Dort ließ er mit einigen Negerhäuptlingen Verhandlungen anknüpfen, und als sie ihn zu ihrem Oberherrn angenommen und versprochen hatten, nur mit brandenburgischen Schiffen Handel zu treiben, auch die Erbauung eines Forts auf ihrem Gebiete zu gestatten, errichtete er 1682 eine „afrikanische Handelsgesellschaft" und schickte den Major Otto von der Gröben mit zwei Kriegsschiffen und einer Kompanie Soldaten nach Guinea, um dort die Niederlassung anzulegen. Gröben erbaute 1683 auf der Goldküste zwischen Axim und dem Kap der drei Spitzen das Fort Großfriedrichsburg, in dessen Nähe dann noch zwei andere brandenburgische Plätze, Acada mit der „Dorotheenschanze" und Tacarari, befestigt wurden. Mit großem Staunen sahen die Berliner (1684) eine Gesandtschaft von Negerhäuptlingen anlangen, die gekommen waren, ihrem Herrn, dem Kurfürsten zu huldigen. 1685 unterwarf sich ihm auch die Insel Arguin zwischen dem grünen und weißen Vorgebirge am Senegal und erhielt ebenfalls ein Fort als Befestigung und Handelsplatz. Die Waren, welche die Brandenburger in Guinea eintauschten, bestanden in Goldstaub und Sklaven; letztere verkauften sie dann in Amerika, wie es damals alle seefahrenden Nationen Europas thaten. Um das Aufblühen dieser Handelsgesellschaft bemühte sich besonders der Minister Paul v. Fuchs, der nicht bloß als Diplomat, sondern auch als Verwaltungsbeamter sich große Verdienste um den Staat erwarb.**)

Der Kurfürst förderte seinen Seehandel noch von einer anderen Seite. Er benutzte einen Streit, der zwischen der Fürstin von Ostfriesland und den Ständen des sehr freiheitlich verfaßten Staates ausbrach, um als Mitdirektor des westfälischen Kreises, zu welchem Ostfriesland gehörte, sich hinein zu mischen; er verband sich mit den Ständen und legte 1682 zu ihrem Schutze brandenburgische Truppen nach Emden und Greetsiel an der Ems. Emden, der

*) L. Meinardus, Beiträge z. Gesch. d. Handelspolitik d. gr. Kurfürsten, Hist. Ztschr. Neue Folge Bd. 30, München u. Leipzig 1891. — Vgl. Forsch. 1891, IV. S. 626 ff.

**) R. Schück, Brand.-Preuß. Kolonialpolitik unter d. Gr. Kurf. u. s. Nachfolgern (1647—1721), 2 Bde., Leipz. 1889. — Vgl. v. Sybels Hist. Ztschr. 1892, N. F. 32. Bd., S. 126 ff. — E. Seraphim, Kolonialpol. Streifzüge ins 17. Jahrh., Balt. Monatsschr., Bd. XXXVII, Reval 1890.

wohlgelegene Nordseehafen, wurde nun die Hauptstation für die brandenburg-preußische Kriegsflotte, neun Schiffe von 20—40 Kanonen, welche der Kurfürst 1686 von Benjamin Raule für 109 000 Thaler an sich kaufte; Emden wurde zugleich der Sitz der afrikanischen Kompanie. So hatte der hohenzollernsche Staat auch an der Nordsee Fuß gefaßt. Freilich war die Handelsmarine von Hinterpommern und Ostpreußen noch nicht so weit entwickelt, um mit Friedrich Wilhelms großartigen Ideen Schritt zu halten; dazu kamen die Hindernisse, welche die westindische Kompanie Hollands aus Eifersucht den Brandenburgern in den Weg stellte. Kurz die afrikanische Unternehmung gedieh nicht recht, und der Kurfürst gestand, daß jeder Dukaten, den er aus afrikanischem Golde prägen lasse, ihm zwei andere koste. Aber er durfte hoffen, daß seine Nachfolger, wenn sie seine Anfänge klug und kräftig weiterführten, mit der Zeit zu besseren Ergebnissen kommen würden. Und wenn jenes Geld in Zukunft doch keine Zinsen trug, so war es würdiger verloren, als die Summen, welche an anderen Fürstenhöfen für schlimmere Liebhabereien verschwendet wurden. Weder Mätressen noch Günstlinge schöpften in Berlin aus dem Säckel des Fürsten oder des Staates. Wohl aber zierten Friedrich Wilhelms Hof viele treffliche Gelehrte und Künstler aus Holland, Frankreich, Italien, Deutschland, unter denen der Stahlschneider Leigebe aus Schlesien, der Kupferstecher Bartsch und vor allen ausgezeichnet der Biograph des Kurfürsten, der berühmte Gelehrte Samuel Pufendorf, zu nennen sind.

So konnte der Einfluß des Hofes auf das geistige Leben des Landes nur heilsam sein. Der Kurfürst fuhr überdies fort, dasselbe auch unmittelbar zu fördern; er gründete 1671 eine Ritterakademie zu Frankfurt a. O., 1683 eine Stadtschule (das spätere Gymnasium) auf dem Friedrichswerder zu Berlin und stellte seine Bibliothek, die im Jahre 1687 schon 1618 Handschriften und 20 600 Bände enthielt, großmütig dem allgemeinen Gebrauch zu Diensten.

Dieser überall anregende und rastlos thätige Mann war doch seit dem französischen Kriege körperlich selten gesund; er hatte sich durch die Beschwerden im Felde die Gicht zugezogen, die ihn dann nicht mehr verließ. Im Anfange des Jahres 1688 ging diese Krankheit in Wassersucht über, und bald eröffneten ihm seine Ärzte, daß seine Lage hoffnungslos sei. Er hörte es mit großer Fassung und traf still seine Vorbereitungen. Am 7. Mai versammelte er den Kurprinzen, die Minister, die Mitglieder des Geheimen-Staatsrates zu einer feierlichen Sitzung und nahm als Landesherr Abschied. „Er wohne nun zum letztenmale dem Rate bei; in wenigen Tagen werde er sterben. Seine Regierung sei voll gewesen von Mühe und Sorge für ihn und durch die vielen Kriege voll Übel für seine Unterthanen. Gern hätte er die Lasten des Volkes vermindert; die Ungunst der Zeiten habe es verwehrt. Alle Welt aber wisse, wie er den Staat nach dem Tode seines Vaters gefunden, und wie er ihn jetzt hinterlasse, in ziemlichem Wohlstand und großem Ansehen, gefürchtet von den Feinden, geachtet bei den Freunden. Diesen aufstrebenden Staat übergebe er dem Kurprinzen mit der Ermahnung, den ererbten Ruhm zu wahren und zu vermehren,

die Waffen, denen der Staat seine Sicherheit und seinen Glanz verdanke, immer zur Hand zu haben, die Unterthanen zu lieben, treue Räte zu hören." Dann dankte er den Räten für ihre guten Dienste, forderte sie auf, seinem Sohne mit gleicher Treue zu dienen, und sagte jedem lebewohl. Alle erwiderten mit Thränen. Nachdem er dann auch von seiner Familie Abschied genommen und mit seinen Hofpredigern gebetet hatte, war er bereit zu sterben. Sonntag am 9. Mai versammelte er noch einmal seine Kinder um sein Bett, segnete sie und rief inbrünstig: „Komm Herr Jesu! ich bin bereit!" dann mit leiserer Stimme: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und der wird mich hernach aus der Erde auferwecken"; neigte sein Haupt und verschied.

Friedrich Wilhelm hatte in seiner achtundvierzigjährigen Regierung Großes geleistet; Großes für seine Dynastie, die er souverän nach außen und absolut nach innen, Großes für sein Volk, das er vermittelst des Absolutismus zu einer tüchtigen Nation gemacht hatte. Denn die Länder- und Völkermasse, die er vom Vater überkommen, war jetzt nicht bloß um etwa die Hälfte vermehrt — von 1472 auf 2029 Quadratmeilen, von 900 000 auf 1 500 000 Einwohner —; Land und Leute waren auch aus der Zerrissenheit zahlreicher Sonderwesen umgewandelt in einen festen einigen Staat, und in diesem Machtmittel geschaffen, Hilfsquellen eröffnet, von denen man hier vordem keine Ahnung hatte: ein stehendes Heer von 28 000 Mann ausgezeichneter Truppen, starke wohlversehene Festungen, reiche Einkünfte, die Staatseinnahmen von weniger als einer halben Million Thaler auf $2^1/_2$ Millionen gebracht und ein Schatz von 650 000 Thalern gesammelt; dazu ein glänzender Ruhm seinem Hause gewonnen, sein Staat mit Ehren in die Reihe der Weltmächte eingeführt; — wenn einer, so verdient Friedrich Wilhelm den Beinamen des Großen, den ihm schon die Mitwelt zuerkannte. Es ist wahr, die Mittel, die er gebrauchte, machen mehr seinem Verstande als seinem Herzen Ehre; „Friedrich Wilhelm war" (wie sein Zeitgenosse Burnet sagt), „wenig empfindlich bei den Leiden der Menschheit; er belastete seine Unterthanen außerordentlich, um sein Gepränge zu erhalten und seinem kriegerischen Geiste Raum zu geben". Aber was als Gepränge erschien, barg in schimmernder Hülle eine preiswürdige Schöpfung, und die Waffen allein gaben ihr Luft und Licht. So manches gebrochene Recht klagte den großen Toten an; aber im Widerstreit der Interessen, die er vorfand, konnte nichts gedeihen; er glich dem Arzte, der schonungslos die Teile schneidet und brennt, damit das Ganze gesunde und erstarke. Wenn er dem Volke seinen Willen aufzwang, so war dieser der weisere; wenn er viel von den Unterthanen forderte, so forderte er von sich nicht weniger. Denn seine Werke, seine Macht und sein Ruhm waren mit seinem Schweiße so gut wie mit dem Schweiße seines Volkes hergestellt worden. In seinen Schlachten setzte er sein eigenes Leben so gut ein wie jeder seiner Krieger. Seine Tage verbrachte er mit Arbeit und Sorge für den Staat, nicht wie so viele andere Fürsten mit Lüsten und Ausschweifungen. Durch ein

ehrbares, mäßiges Leben seinen Unterthanen ein gutes Vorbild, trotz seines reizbaren Temperaments allezeit besonnen im Handeln, war er mit Recht ein Selbstherrscher, weil er mit Ehren ein Selbstbeherrscher war.

Innere Zustände des brandenburgischen Staates im siebzehnten Jahrhundert.

Das Volksleben, im Mittelalter so bunt und kräftig, ist nun verblaßt; die Einwohner des Staates führen, seit die Monarchie absolut geworden, nicht mehr ein öffentliches, nur ein Privatleben; sie sind bloß Unterthanen und noch nicht Staatsbürger. Denn der Fürst ist mit seinem Heere und mit seiner Beamtenschaft das einzig Bewegende und Erhaltende im Staate; das Volk hat nur die Mittel herzugeben. Statt der politischen Interessen erregen seit der Reformation die kirchlichen das Volk; hierin hält es am längsten seine Selbstständigkeit fest. Aber auch in der Kirche erlangt das landesherrliche Ansehen zuletzt völlig die Oberhand. Das Volk gewöhnt sich in allem und jedem dem Fürsten die Leitung zu lassen, und bald greift die Bevormundung der Regierenden auch in das Privatleben der Regierten ein.

Diese Entwickelung, die im sechzehnten Jahrhundert begann, erreichte im siebzehnten ihren Abschluß. Am meisten wirkte dazu der dreißigjährige Krieg, weil er die Verrottung des alten Bestandes, namentlich die Mängel des ständischen Staates, bloßlegte und die unumschränkte Monarchie nötig machte. Die verschiedenen Klassen des Volks verloren dabei nicht ein und dasselbe. Denn da der Landtag nur die Ritterschaft, die Geistlichkeit und die Häupter der städtischen Bürgerschaften vertrat, so geschah es oft, daß, was dieser Minderheit gefiel, der Masse des Volks zum Schaden gereichte. Darum sagte Georg Wilhelm sehr treffend, als er von den Ständen 1624 einmal wieder vergebens Steuern zur besseren Verteidigung des Landes verlangte: „Dies demokratische Wesen, wo die Stände herrschten, sei nicht zu dulden; es würde sehr bald zu einer oligarchischen Verfassung umschlagen, wofern nicht die Monarchie obsiege.“ In der That, wo die Stände das Heft hatten, wie in Preußen zur Zeit des Herzogs Albrecht Friedrich, war das Land im Grunde eine Adelsrepublik.

Auch in der Mark hatte der Adel mächtig um sich gegriffen, bevor der Große Kurfürst die Macht der Stände zerbrach. Seitdem die Hohenzollern den märkischen Edelleuten das Fehde- und Raubwesen gelegt, wendeten sich diese mehr den friedlichen Beschäftigungen des Landbaues zu. Aber die meisten Rittergüter in der Mark waren weder durch Größe noch durch Fruchtbarkeit des Bodens so ergiebig, um den Ansprüchen ihrer Besitzer genügen zu können. Ihr magerer Ertrag setzte den Edelmann nicht in den Stand, mit dem Luxus der reichen Handelsherren in der Stadt oder der großen benachbarten Gutsbesitzer in Mecklenburg und Sachsen Schritt zu halten. Dazu kam, daß seit der Reformation eine Menge von fetten Pfründen, Kanonikaten Dompropsteien,

Ordensritterstellen, fortfielen, die sonst dem Adel zur Versorgung seiner jüngeren Söhne gedient hatten. Die Beamtenlaufbahn konnte doch nur ein kleiner Teil einschlagen; sie kostete auch Geld und Mühe; zum Studieren hatten verhältnismäßig nur wenige Lust. Alles dies wirkte zusammen, um den Adel auf das Besitztum des Bauernstandes hinzutreiben, zwar jetzt nicht mehr als Wegelagerer, aber als „Bauernleger", als Aufkäufer der Bauerngüter. Die adligen Besitzer benutzten dazu jede Gelegenheit. Sie hatten sich das Vorrecht angemaßt, nicht bloß in den adligen Dörfern, d. h. in denen, welche einst durch die adlige Herrschaft gegründet worden, sondern auch in allen denen, wo sie von altersher ein richterliches oder sonst ein Amt im Namen der Kirche oder des Markgrafen ausübten, die Bauern für eine bestimmte Summe aus ihrem Besitze auszukaufen. Diese Höfe und Ländereien fügten sie dann als Vorwerke oder Schäfereien ihren Rittergütern hinzu. So schmolzen die freien Bauerngüter immer mehr zusammen; am raschesten die Lehnschulzengüter, die beim Erlöschen der Familie auch dem Rechte nach an die Gutsherrschaft zurückfielen. Dann kam der dreißigjährige Krieg; er legte eine Unzahl von Bauernstellen und ganze Dörfer wüst; der Adel riß diese herrenlosen Güter an sich und vermehrte dadurch seinen Besitzstand ungemein.*) So entfallen z. B. auf einen Dietrich von Holtzendorff zu Schönfeld von 69 Hufen, die im Oberbarnim nachweislich aus bäuerlichem in ritterlichen Besitz übergegangen sind, nicht weniger als 33. Nach dem Frieden siedelte der Adel dann Bauern auf seinem Besitz an, die wenig besser als Leibeigene waren. Doch auch die wenigen nichtadeligen Landleute, die sich frei erhalten hatten, mußten sich aus Armut oft zu Diensten verstehen, die leicht in völlige Abhängigkeit ausarteten. Kurz, es gab schon fast keinen Bauern mehr, der nicht entweder in einem Edelmann oder in einer Stadt oder in dem Fürsten als Domänenbesitzer eine Gutsherrschaft hatte. Auch konnte sich der Bauer selten mehr zu Wohlstand aufschwingen. Denn die Steuern, welche die Stände bewilligten, wurden größtenteils auf ihn gewälzt; er war es, der für den Adel die meisten Abgaben aufbrachte, die dieser zu zahlen hatte. Auch in den Städten fielen die schwersten Lasten auf die ärmeren Bürger. Namentlich genossen die Hausbesitzer Freiheit von mancherlei Abgaben, z. B. an vielen Orten Zollfreiheit, und die Kontributionen, die erst der Krieg, dann der bewaffnete Friede nötig machte, wurden nicht nach dem Vermögen, sondern nach der Kopfzahl verteilt.

Da war denn die Art, wie der große Kurfürst zu besteuern anfing, insbesondere die Accise, die alle nach gerechtem Maße traf, für die Masse des Volks eine Wohlthat. Daher kam es, daß die Bürgerschaft in vielen Städten den Rat zwang, seinen Widerspruch gegen die verfassungswidrigen Maßregeln des Kurfürsten fallen zu lassen. Ebenso war die Kopfsteuer, die der Kurfürst

*) H. v. Petersdorff, Beitr. z. Wirtschafts-, Steuer- u. Heeresgesch. d. Mark im dreißigj. Kriege, Forsch. 1889, II. S. 1ff. — Vgl. v. d. Knesebeck, Aus d. Leben der Vorfahren, Berlin 1875.

zuweilen erhob, zwar ungesetzlich, aber vergleichsweise gerecht; denn von ihr war durchaus keiner befreit. Der Kurfürst selbst zahlte für seine Person 1000 Thaler, und so ein jeder im Lande, der Geringste sechs Groschen.

Die Lage der Bauern war nicht überall dieselbe. In manchen Gegenden, z. B. in der Altmark und in Preußen, gab es noch viele freie Hofbesitzer, in anderen hatten die Bauern der Gutsherrschaft nur ganz bestimmte Abgaben und Handdienste zu leisten; in einigen, z. B. in der Uckermarck und in Pommern, waren sie mit ungemessenen Lasten überbürdet. Ein wirksames Mittel, sie in Knechtschaft zu bringen oder zu halten, hatte der Adel an der Verwaltung der Polizei und des Untergerichts in seinen Dörfern. Welcher Bauer wollte da gegen den Edelmann aufkommen, wenn er auch noch so sehr im Rechte war?

Doch begann jetzt die Staatsgewalt auch auf dem platten Lande die Herrschaft der Stände einzuschränken. Es geschah dies durch die Entwickelung, welche das Landratsamt nahm. Dasselbe war im dreißigjährigen Kriege entstanden und ursprünglich eine ständische Einrichtung. Damals hatten die Stände eines jeden Kreises auf Anweisung des Kurfürsten einen Vertreter aus ihrer Mitte als „Kreiskommissär" bestellt, der bei den Durchmärschen der Truppen u. dgl. die nötigen Anordnungen traf und die Interessen des Kreises gegenüber der Soldateska wahrnahm. Diesem ständischen Kommissar übertrug später der Kurfürst auch die Obliegenheiten eines kurfürstlichen Beamten, namentlich das Amt die Kriegssteuern einzusammeln, sowie eine gewisse Polizeigewalt. Diese Einrichtung blieb dann im Frieden bestehen, und so bildete sich eine Behörde ständischer Natur, welche zugleich Organ der monarchischen Centralgewalt war. Durch den „Landrat", wie dieser Beamte jetzt hieß, wurden die Befugnisse der Kreisstände eingedämmt; ihre Mitregierung in den allgemeinen Landesangelegenheiten hörte auf. Dagegen räumte ihnen der Kurfürst einen wesentlichen Einfluß bei Besetzung des Landratsamtes ein. Zu größerer Wirksamkeit kam dasselbe jedoch erst in den folgenden Zeiten.

Weit mehr als auf dem Lande machte sich das selbstherrliche Regiment des Kurfürsten in den Städten geltend. Auch hier lebte die Bevölkerung noch in den Formen des Mittelalters; es gab noch einen von der Bürgerschaft erwählten Rat, der die Stadt mit Hilfe der Stadtverordneten verwaltete; es gab noch Zünfte und Innungen, aber ihre Selbständigkeit hatten diese Körperschaften fast ganz verloren. Der Rat verwaltete das Untergericht, die Polizei und das städtische Vermögen nur nach den Anweisungen der kurfürstlichen Regierung; die Stadtverordneten waren eine von Joachim II. in den märkischen Städten eingeführte Bürgervertretung, die aber wenig Gewicht hatte, weil der Rat sie aus der Gemeinde wählte, und weil derselbe für die Verwaltung nicht ihr, sondern nur der kurfürstlichen Behörde verantwortlich war, obgleich er seine Besoldung von der Stadt bezog. Ehemals hatte der Rat unentgeltlich gedient: Macht und Ansehen belohnten ihn damals reichlich. Das war jetzt

anders. Die alten, wohlhabenden Geschlechter waren im dreißigjährigen Kriege größtenteils ausgestorben. Die wenigsten unter den angesehenen Bürgern besaßen noch die Mittel, die alten Ehrenämter um der Ehre willen zu verwalten. Denn die Verwaltung kostete jetzt, da die Schreiberei das öffentliche und mündliche Verfahren verdrängt hatte, viel mehr Zeit und Mühe. Übrigens sollten ja der Rat sowohl, wie die Stadtverordneten, nichts sein als die gehorsamen Diener des Fürsten, der sie bestätigte.

Nachdem die Städte den besten Teil ihrer Privilegien verloren hatten, war auch das Bürgerrecht kein so wertvolles Gut mehr. Doch hielt man die Schranken, die eine frühere Zeit darum gezogen, auch jetzt aufrecht; es kostete, bis der große Kurfürst eingriff, viel Geld, um Bürger und Meister zu werden. Auch sonst bewahrte man das alte Ständewesen wenigstens in der Form.

Für jede der drei Klassen, in die man die Städter unterschied — zur ersten gehörten die Bürgermeister und Ratsherren, die Geistlichen, Richter, Lehrer und edlen Familien; zur zweiten die wohlhabenden Kaufleute und Handwerker; zur dritten die gemeinen Bürger und Dienstleute — überhaupt für jeden Stand galten noch immer bestimmte Kleider- und Aufwand-Ordnungen, die oft von Polizeiwegen eingeschärft wurden. Manche Berufsarten hatten einen Makel an sich: die Schäfer, Nachtwächter, Büttel, hie und da selbst die Leineweber hießen unehrlich: eine Unbill, die endlich der Große Kurfürst wenigstens vor dem Gesetz abstellte, wenn er auch die Vorurteile des Volks noch nicht ausrotten konnte.

Die Regierung eignete sich damals fast überall in Europa die Lenkung der Nationalthätigkeit zu; für den höchsten Zweck der Staatswirtschaft galt das Geldmachen, und für die besten Mittel dazu hielt man die Einrichtung privilegierter Fabriken, Zolltarife, Aus- und Einfuhr-Verbote. Dieses „Merkantilsystem", welches der französische Minister Colbert aufgebracht, und welches dann bald auch außerhalb Frankreichs Verbreitung gefunden hatte, war für Deutschland und namentlich für die Marken, wo der Große Kurfürst es handhabte, insofern ganz angemessen, als hier die Selbstthätigkeit des Bürgertums erst wieder geweckt und erzogen werden mußte. Der deutsche Handel und Wandel lag seit dem dreißigjährigen Kriege zu tief darnieder, um sich selbst helfen zu können. Vielmehr löste sich sein alter Hort, die Hansa, die längst keine Bedeutung mehr hatte, 1669 ganz auf; es blieb nur ihr Name, den fortan die Städte Hamburg, Lübeck und Bremen fortführten. Der Landesherr mußte also helfen. Unter seiner Fürsorge erholte sich denn auch der märkische Handel einigermaßen. Ein Naturereignis kam dabei zu statten. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert verloren sich nämlich die Heringszüge aus der Ostsee, wo man ihnen allzustark und sorglos nachgestellt hatte, und beschränkten sich auf die Nordsee. Seitdem nahm der Handel mit diesen Fischen nach dem östlichen Deutschland bis Polen hin seinen Hauptweg von Hamburg die Elbe hinauf und durch die Marken. Er war auf dieser Straße schon unter

Joachim II. so beträchtlich, daß der Zoll bei Lenzen dem Kurfürsten jährlich 70 000 Dukaten gebracht haben soll, und im Jahre 1614 versteuerte man dort eine halbe Million Tonnen Heringe. Unter den Erzeugnissen, welche die Mark selbst zur Ausfuhr brachte, war altmärkisches, besonders gardelegener Bier das bedeutendste. Bier diente auch im Lande als Hauptgetränk. Den Weinbau, der in der Mark und fast in ganz Norddeutschland einst so ansehnlich war, hatte der dreißigjährige Krieg hier völlig vernichtet, und diese Kultur kam nicht wieder auf, weil sie eine ganz besondere Geschicklichkeit und Erfahrung erforderte. An die Stelle des Weins trat jetzt bei vielen ein schlimmeres Genußmittel, der Branntwein. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts von einem Apotheker zu Nordhausen erfunden, wurde der Branntwein zuerst als Medizin, bald aber zum Gaumenkitzel gebraucht. Größere Verbreitung fand er während des dreißigjährigen Krieges, der auch die Sitte des Tabakrauchens in der Mark bekannter machte. Etwas später, doch noch zur Zeit des Großen Kurfürsten, entstanden auch hier schon Schenken, wo Thee, Kaffee, Schokolade, Limonade genossen wurde.

Eine große Plage für den Verkehr war immer die Unzahl von Münzstätten im deutschen Reiche und der Mißbrauch gewesen, den die Landesherren mit dem Münzrecht trieben. Am ärgsten aber wurde der Unfug im dreißigjährigen Kriege. Wucherer, besonders Juden, zogen das gute Geld aus dem Verkehr und brachten dafür beschnittenes und schlechtes in Umlauf. Zu diesen „Kippern und Wippern“ kamen noch Falschmünzer, und die berechtigten Städte und Fürsten nahmen teil an dem allgemeinen Betruge, indem sie immer leichtere Münzen schlugen. Zuletzt war fast nur falsches oder Kipper- und Wippergeld zu sehen.*) Diesen Übelständen steuerte in der Mark das neue Münzgesetz von 1666, wonach nur der Kurfürst das Münzrecht hatte, und der Wert der Münzen fest bestimmt wurde. Ein Joachimsthaler (so genannt nach der böhmischen Bergwerksstadt Joachimsthal) oder kurzweg ein Thaler war seitdem etwa gleich vier Mark heutigen Geldes, und 24 Groschen machten einen Thaler aus.

Auch zur Zeit ihrer größten Blüte, ihrer Macht und Freiheit hatten die brandenburgischen Städte nie das Bild der Anmut und Schönheit, nur eines derben Wohlstandes gezeigt. Als sie im dreißigjährigen Kriege verödeten und verarmten, schien es, als ob das alte Slawentum mit seinem Schmutz, seiner Unordnung hier wieder aufgelebt sei. Zum Glück war der strenge Treiber da, der wieder Ordnung schaffte. Der Große Kurfürst setzte es gegen die Lässigkeit der Bürger doch endlich durch, daß man es für nützlich hielt, die Straßen regelmäßig zu reinigen, zu pflastern und zu beleuchten, daß man sich daran gewöhnte, Brunnen anzulegen, Baumgärten zu pflanzen, feuerfeste

*) E. Bahrfeldt. Das Münzwesen der Mark Brandenburg unter d. Hohenzollern bis z. Gr. Kurfürsten, von 1415—1640. Berl. 1895. — Vgl. R. Wuttke, Das Kipperwesen Kursachsens. Neues Archiv. f. sächs. Gesch. XV, 1.2.

Schornsteine zu setzen und die Häuser nicht mehr mit Stroh zu decken. Dieser Fortschritt in der Kultur geschah freilich zunächst nur da, wohin das eigene Auge des Fürsten drang; allmählich machte man indes auch anderwärts die neue Mode mit.

Die schlimmsten Übel, die der dreißigjährige Krieg dem deutschen Volke angethan, waren jedoch nicht die Verluste an materiellen Gütern, auch nicht einmal an politischen Rechten, sondern die Schäden, welche es an seinem Geiste nahm; die Verwilderung der Sitten, das Erlöschen des Freiheitssinnes.

Ja selbst die Religiosität war entartet. Das Glaubensleben äußerte sich überall im Lande vorzugsweise in der Unduldsamkeit. Bei manchen führte das Elend der Kriegszeit zum vollständigen Unglauben, bei vielen verdickte es noch den Aberglauben, von dem sich ohnehin niemand frei hielt. Er war schon im sechzehnten Jahrhundert dicht genug; sah man doch einmal (im Jahre 1559) auf den Feldern von Berlin am hellen Tage Gespenster. Im siebzehnten Jahrhundert wuchs er mächtig. Nicht nur, daß man an Geistererscheinungen, an Zauberei und Wunderzeichen aller Art glaubte, daß man sich durch die „Passauer Kunst", die besonders bei dem Kriegsvolk im Schwange war, unverwundbar zu machen suchte, daß man Tränke braute, um Personen zur Liebe zu zwingen, und unter allerlei Beschwörungsformeln nach verwunschenen Schätzen grub; — der Aberwitz steigerte sich auch zu verfolgungswütigem Wahnsinn. Der Glaube an Hexen- und Teufelsbündner wurde mordsüchtig, und zugleich verbreitete er sich wie eine Seuche. Vor ihm war nun kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht, nicht Tugend noch Verdienst sicher. Es genügte, daß eine Frau unheimlich oder sonderbar aussah, um sie in den Ruf einer Hexe zu bringen. Jeden Unfall schob man auf den Teufel und seine Spießgesellen. Blinder Verdacht, Neid, Haß, Rachsucht, alles trieb zur Angeberei. Die Thorheit war so ansteckend, daß viele sich selbst für Genossen des Teufels hielten. Und wer als Hexe oder Zauberer angeklagt wurde, verfiel der entsetzlichsten Behandlung. Man folterte die Unglücklichen so lange „von Rechtswegen", bis sie von sich oder anderen alles, was man wollte, eingestanden, daß sie durch die Luft zum Hexensabbat geritten, die höllischen Feste auf dem Blocksberg mitgemacht und in des Teufels Namen gezaubert hätten. Dafür wurden sie dann in allen Formen Rechtens verurteilt und verbrannt. In allen deutschen Ländern ging mit furchtbarer Wut diese Hexenjagd; überall loderten Scheiterhaufen als Opferflammen für den allgemeinen Wahn. Von 1651—1676 wurden allein im Hennebergschen 22 Weiber, im Bistum Neiße in dem einzigen Jahre 1651 gar 200 Personen, meist alte Frauen, aber auch junge Mädchen, Kinder und Männer, als Hexen oder Hexenmeister verbrannt. Anderwärts ließ damals diese Pest schon nach; in den Staaten des Großen Kurfürsten hatte sie überhaupt weniger um sich gegriffen.

Die geistige Roheit und die gemeine Sinnlichkeit, welche dem Aberglauben die meiste Nahrung gaben, zeigten sich auch in der maßlosen Schwelgerei, der die Deutschen, wenn sie die Mittel dazu hatten, damals überall frönten.

Saufen, Spielen und Fluchen, das war bei den meisten die Würze des Lebens, und viel im Trinken leisten zu können, galt ihnen als ehrender Vorzug; es gab berühmte Helden im Saufen, wie Ritter Konrad von Burgsdorf in Berlin einer war, der täglich 18 Maß Wein verschlang. Dazu kam nun das feinere und desto gefährlichere Gift französischer Unsitten. Ludwigs XIV. Hof war der Sammelplatz aller reizenden Laster und Wollüste und hierin wie in Pracht und Eleganz das Muster der übrigen Fürstenhöfe, die wieder für ihre Völker den Ton angaben. So drangen auch in Deutschland die französischen Moden und Sitten und mit ihnen die französischen Laster ein, und um gute Lebensart und feine Sitte an der Quelle zu erlernen, das modische Wesen aus erster Hand zu erhalten, holte man aus Paris die Meister der Bildung, französische Köche und Friseure, Schneider und Tanzmeister, Sprachlehrer und Gouvernanten, oder man reiste selber nach Paris, um sich das Deutschtum abzuschleifen.

Friedrich Wilhelm suchte diesem Unwesen dadurch zu begegnen, daß er seinen Unterthanen das Reisen nach Paris verbot. Das half jedoch wenig, und manche ausländische Weise fand gerade durch das Beispiel des Kurfürsten Eingang, der seinen Hof mit modischem Glanz und Prunk ausstattete und seinem Volke die westlichen Nachbarn, besonders die Holländer — in vielen Dingen freilich mit Recht — als Muster vorstellte. Zuerst nahm der Adel die fremde Art an; er wurde höfisch und modisch; dem Adel äffte wieder der Bürgerstand nach, zumal in der Putz- und Titelsucht. Gelähmt, gebrochen, wie der deutsche Nationalgeist seit dem dreißigjährigen Kriege war, konnte der Kurfürst nicht einmal hindern, daß die Ausländerei auch in der Sprache allgemein Platz griff. Die vaterländische Zunge wurde durch eine Unzahl fremder, besonders französischer Wörter und Wendungen entstellt und bei vielen zu einem wahren „Kauderwelsch" verderbt. Woher sollte ihr auch ein wirksamer Schutz gegen solche Mißhandlung kommen? An den Hochschulen herrschte unumschränkt die Sprache der Gelehrten, das Latein; in den vornehmen Kreisen der Gesellschaft, im diplomatischen Verkehr und an vielen Höfen galt das Französische als zierlichster und anmutigster Ausdruck; dort wie hier begannen die Träger der Bildung, die Stimmführer der öffentlichen Meinung sich ihrer Muttersprache, als einer barbarischen Mundart, fast zu schämen. Da sich so viele der fähigsten Köpfe von der deutschen Litteratur abwandten, so geschah es, daß diese in der That nur geringes leistete; die Blüten, die sie im siebzehnten Jahrhundert trieb, die schönen evangelischen Kirchenlieder, z. B. Paul Gerhardts „Befiehl du deine Wege" und in der Prosa die philosophischen Werke des Mystikers Jakob Böhme, eines Schuhmachers aus Görlitz (geboren 1575, gestorben 1624), waren doch nur Ausnahmen und wurden von der Masse des Wertlosen weit überwogen.*) Das einzige Lob, welches man den meisten Schriftstellern jener Zeit

*) Das Lied „Jesus meine Zuversicht" ist nicht von der Kurfürstin Luise, sondern von Paul Gerhardt verfaßt worden. S. A. Bulz, Wer ist d. eigentl. Verfasser der bisher d. Kurfürstin Luise zugeschriebenen Lieder. Ztschr. f. d. deutschen Unterricht. 7. Jahrgang. Leipzig 1892.

erteilen kann, ist, daß sie dem Verfall der deutschen Art und Sprache entgegenarbeiteten. Das Beste geschah in dieser Beziehung durch die Dichter, besonders durch die „schlesische Dichterschule". Ihre Erzeugnisse hatten zwar wenig poetischen Wert; aber der Reinheit und Regelmäßigkeit der Sprache nützten sie mehr als die gelehrten Sprachgesellschaften, die an vielen Orten in Deutschland denselben Zweck verfolgten, und deren einer „der fruchtbringenden" in Berlin, der Kurfürst selber beitrat. Unter jenen Schlesiern erwarb sich Martin Opitz (geboren zu Bunzlau 1597, gestorben zu Danzig 1639) das große Verdienst, daß er in seinem Buche „von der deutschen Poeterei" (1624) wieder den natürlichen Fluß des deutschen Verses zur Geltung brachte und für den verwilderten Versbau sprachgemäße Regeln aufstellte. Neben ihm gewannen auch die Schlesier Andreas Gryphius (geboren 1616, gestorben 1664) und Friedrich von Logau (geboren 1604, gestorben 1655), der letztere als Schöpfer des Sinngedichtes, verdienten Ruhm. Auch das Herzogtum Preußen brachte damals eine Dichterschule von einiger Bedeutung hervor; es gehörten zu ihr die königsberger Dichter Roberthin, Alberti und der berühmte Simon Dach (geboren 1605 zu Memel, gestorben 1659 als Professor der Poesie zu Königsberg), dessen Lied „Annchen von Tharau" noch heute gesungen wird.

Was für Kunst und Wissenschaft geschah, ging im allgemeinen doch mehr von den Landesherren als vom Volke aus; die wahren Sitze der Musen und Grazien waren nicht die Universitäten, die vielmehr in geschmackloser Pedanterie erstarrten, sondern die Fürstenhöfe. In der Mark hatten sich die Unterthanen ohnehin nie viel an geistigen Bestrebungen beteiligt. Allmählich wurde dies nun anders. Namentlich der Adel ließ mit der Zeit die alte Roheit fahren und wendete sich häufiger als sonst den Studien zu, weil nur durch sie der Weg zum höheren Beamtentum ging. So hatte denn schon der Große Kurfürst unter seinen Räten und Höflingen viele gelehrte Männer, die auf märkischem Sande geboren und erwachsen waren. Joachims I. Wort, „in der Mark seien die Gelehrten so selten wie weiße Raben", war also jetzt keine Wahrheit mehr. Wenn aber zugleich die Bildung des Volks im großen und ganzen nicht unbedeutende Fortschritte machte, so hatte man dies den Schulen zu verdanken, die nach Einführung der Reformation gegründet worden. Freilich war auch in diesem Stück die Verwüstung des dreißigjährigen Krieges nur sehr schwer zu verwinden! Wie viel schön Keimendes, wie viel alt Ehrwürdiges hat er nicht zerstört! Er vernichtete dem deutschen Volke auch den besten Teil seiner uralten Bräuche und Lustbarkeiten. Es hatte den fröhlichen, frischen Mut verloren und war auf lange Zeit mühselig und stumpf geworden.

Am wenigsten konnten nun geistige Volksbelustigungen gedeihen. In der Mark hatte man deren zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts kennen gelernt. Damals durchzogen englische Schauspielerbanden ganz Norddeutschland; eine solche kam auch nach Berlin und führte hier unter Leitung eines gewissen Hans Stockfisch Schauspiele auf, die als etwas Neues großen Beifall fanden; denn was man hier von theatralischem Wesen bisher gesehen, waren nur kirch-

liche Darstellungen, die alten geistlichen „Mysterien“ (biblischen Inhalts), und Schulakte, beides durchaus ernst und meistens langweilig. Aber dieser erste Anfang zu einer öffentlichen Schaubühne kam im dreißigjährigen Kriege wieder ab, und nach dem Frieden durfte dergleichen nicht wieder eingeführt werden, weil Friedrich Wilhelm die Ansicht der Geistlichen teilte, die das Theaterwesen für unsittlich hielten. Er verbot sogar Fastnachtsspiele und öffentliche Lustaufzüge und gestattete nur Mummenscherze. Dagegen begünstigte er Belustigungen, die zugleich nützten, und führte namentlich Schützenfeste und Weihnachtsmärkte ein.

Nicht viel anders wie in der Mark sah es in den übrigen Provinzen des Staates aus; doch bemerkte man in den ehemaligen Bistümern, besonders im Magdeburgischen und Halberstädtischen, einen gewissen Wohlstand und Überreste jener sorgfältigeren Kultur des Landes, die einst unter dem friedlichen Krumstab dem fetten Boden Reichtümer abgewann. Hier, wie in Kleve und Westfalen, hatten sich die Bauern mit ihrem Besitz auch einen großen Teil ihrer alten Freiheit erhalten. Auch in der Bildung standen die Bewohner der neu hinzugekommenen Gebiete den Märkern, Pommern, Preußen etwas voran, wie denn die größten wissenschaftlichen Leistungen, welche damals in den Staaten des Großen Kurfürsten geschehen sind, nämlich die Erfindung der Luftpumpe und der Elektrisiermaschine (1650), Thaten eines Magdeburgers, des Bürgermeisters Otto von Guericke waren.

Vom Tode Friedrich Wilhelms des Großen bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen.

Kurfürst Friedrich III.

Der Große Kurfürst hatte von seiner ersten Gemahlin, Luise von Oranien, sechs Kinder, von denen drei Söhne zu Jahren kamen: Karl Emil, Friedrich und Ludwig. Nur der mittlere, obwohl an Körper und Geist schwächer als die Brüder, überlebte ihn; es schien, als wenn die Natur, wie sie pflegt, die Größe des Vaters durch die Kleinheit seines Nachfolgers ausgleichen wolle. Sie hatte Friedrich III. stiefmütterlich bedacht, ihm einen schwächlichen Körper, der noch durch ein verwachsenes Rückgrat entstellt wurde, und mittelmäßige geistige Anlagen, als herrschenden Charakterzug aber die Eitelkeit mitgegeben, wie er denn schon als zehnjähriger Knabe (im Mai 1667) einen Orden — de la générosité — stiftete. Daß gleichwohl aus diesem unbedeutenden Wesen etwas Besseres wurde als ein hohler Geck, verdankte man den ausgezeichneten

Erziehern des jungen Prinzen, dem trefflichen Oberpräsidenten Freiherrn Otto von Schwerin und namentlich dem wackeren und klugen Danckelman.*)

Eberhard von Danckelman, geboren am 3. Dezember 1643 zu Lingen, hatte sich durch gründliche Studien und durch Reisen nach den damaligen Hauptsitzen aller Kultur, nach England, Holland, Frankreich und Italien, eine frühreife und vielseitige Bildung erworben. Seine Talente, seine Gelehrsamkeit und Welterfahrung empfahlen ihn dem Großen Kurfürsten, der ihn (1663) zum Erzieher seines zweiten Sohnes wählte. Danckelman widmete sich diesem Amte mit ganzer Hingebung; er nahm die mittelmäßigen Fähigkeiten des Knaben, der damals sechs Jahre alt war (geb. 11. Juli 1657 zu Königsberg), mit Kraft und Ernst in Zucht, und es gelang ihm, dem Prinzen nicht bloß viele Kenntnisse, wie sie ein Fürstensohn brauchte, beizubringen, sondern auch dem Willen des Prinzen einen gewissen Halt und Adel zu geben. Dabei pflegte er wie ein Vater die Gesundheit seines Zöglings; er rettete ihn einmal vom Tode, als derselbe, gefährlich erkrankt, von allen andern schon aufgegeben war. Selbst sein kleines Vermögen opferte er im Dienste des Kurprinzen. Friedrich vergalt diese Treue, indem er sich willig Danckelmans Leitung hingab und dessen höherer Einsicht und edelen Absichten unbedingt vertraute. Er bedurfte auch als Kurfürst eines so tüchtigen Beraters. Denn die Erziehung hatte an ihm zwar viel Gutes bewirkt, aber seine Natur doch nicht von Grund aus ändern können. Er war gutmütig und wohlwollend, von aufrichtiger Frömmigkeit und wenigstens in seiner ersten Zeit von der Eitelkeit noch nicht so verblendet, um nicht Belehrungen, selbst wenn sie verletzten, dankbar hinzunehmen. Diese Züge traten zuweilen sehr schön hervor. Sein Hofprediger Cochius war ein strenger Eiferer, der Anstößiges nie ungerügt ließ. Einmal führte der junge Kurfürst selber bei einem Hoffeste eine Maskerade auf, die dem Geistlichen unschicklich schien; Tags darauf kam Cochius, seinen Unwillen zu äußern; aber die Hofleute ließen ihn nicht vor. Da predigte er denn am nächsten Sonntag vor dem ganzen Hofe und dem Kurfürsten über den anstößigen Vorgang. Als Antwort schickte ihm sein Herr reiche Geschenke (600 Thaler und eine Amtsbestallung für seinen Sohn) zum Dank dafür, daß er ihm ohne Menschenfurcht öffentlich die Wahrheit gesagt. Cochius bewies hier übrigens, wie ernst es ihm um die Sache zu thun war. Denn als der Hofmarschall, der des Kurfürsten Sendung brachte, sich dabei die Ermahnung erlaubte, Cochius möge den Hof künftig doch mehr schonen, rief der redliche Seelsorger: „Ehe daß ich ein pflichtvergessener stummer Hund werde, mag Geld und Amt dahin fahren!“ und damit warf er die Geschenke hin und eilte fort. Nur mit Mühe vermochte der bestürzte Marschall, der sich tausendmal entschuldigte und seine unbefugte Rede widerrief, den Prediger zu bewegen, daß er die kurfürstlichen Gaben annahm.

*) F. Hirsch, Die Erziehung der älteren Söhne d. Gr. Kurfürsten, Forsch. 1894, VII. S. 141 ff.

Aber so gut auch Friedrichs III. Herz sein mochte, sein Wille war stark nur, wo es dem Schimmer galt, und sein Geist blieb ohne höheren Schwung. Feierlichkeiten, Aufzüge, Formeln voll Prunk und Pomp erfüllten seine Seele und bildeten die Freude und das Geschäft seines Lebens. Hier befand er sich in seinem Elemente; niemand verstand es besser, glänzende Hoffeste zu veranstalten; kein Hofmarschall, kein Ceremonienmeister that es ihm in Erfindung und Beobachtung von Regeln der Etikette gleich. Er war, wie sein Enkel von ihm sagt, groß in kleinen Dingen und klein in großen. Denn wenn auch seine Eitelkeit, die ihn sein lebelang zur Erhöhung seines Ansehens trieb, sich als eine nützliche Triebfeder für den Staat erwies, so war doch die Kunst des Regenten, des Staatsmannes und des Feldherrn nicht eben seine Sache; er überließ sie meistens seinen Dienern. So lange nun Danckelman hier seine rechte Hand blieb, stand es auch gut um die Regierung.

Es kam zunächst darauf an, den Kurfürsten von den für das Staatswohl immerhin bedenklichen Verpflichtungen, die ihm das Testament seines Vaters auferlegte, und zugleich aus den Schlingen Österreichs zu befreien. Das erste war leicht: Friedrich III. stieß sofort nach seinem Regierungsantritt jene Verfügung, welche die Abtrennung einiger Landesteile anordnete, um und fand seine Stiefmutter und Stiefbrüder durch Jahrgelder, Güter und Ämter ab. Mit Dorotheen verglich er sich bald nach seines Vaters Tode, dem sie übrigens schon im August 1689 ins Grab folgte. Mit seinen Stiefbrüdern wurde der Zwist 1692 durch den Erbvergleich zu Potsdam auf eine für alle Teile befriedigende Weise beigelegt. Der älteste Sohn Dorotheens, Markgraf Philipp, erhielt dabei die Herrschaft Schwedt, wo er eine Seitenlinie des Hauses Brandenburg stiftete, die 1788 ausgestorben ist. Dagegen ließ sich der Kaiser das Recht, welches ihm der Kurprinz unbesonnener Weise zugestanden, vom Kurfürsten nicht wieder nehmen. Zwar hätte dieser gleich bei seinem Regierungsantritt erklären können, er sei als Kurprinz zu einer den Staat und die Familie der Hohenzollern benachteiligenden, hinter dem Rücken seines Vaters eingegangenen Verpflichtung gar nicht befugt gewesen und werde sie deshalb unerfüllt lassen. Allein dann hätte er mit Österreich brechen und sich mit Frankreich verbünden müssen, und das wollte er nicht. Er gab daher nach langem Sträuben endlich nach, trat Schwiebus wieder ab (1695) und erneuerte sogar die Allianz mit dem Kaiser durch einen Vertrag, der diesem wieder brandenburgische Hilfstruppen zusicherte, während er selbst für seine Opfer und Leistungen mit geringen Entschädigungen, — einer Geldsumme (250 000 rheinischen Gulden) und der Anwartschaft auf Ostfriesland, sowie auf die fränkische Grafschaft Limburg mit der Herrschaft Speckfeld abgefunden wurde. Er handelte so, weil er sich von dem Zusammenhalten mit Österreich wenigstens für die Zukunft große Vorteile versprach; vor allem, weil er hoffte, daß ihm die Freundschaft des Kaisers zur Ausführung eines Lieblingswunsches, nämlich sich mit dem Königstitel zu schmücken, behilflich sein werde.

Seine auswärtige Politik nützte überhaupt zunächst mehr andern als ihm selbst: aber sie ebnete ihm die Wege zu dem Ziel, das er sich in seinem Herzen

steckte. Sie floß übrigens aus wahrer Überzeugung. Für Deutschland und für den Protestantismus gegen Frankreich, das war die Richtung, die ihm der Große Kurfürst vorgezeichnet, und die Friedrich III. aus eigener Neigung beibehielt. Von den alten Räten seines Vaters und von Danckelman unterstützt, hat er schon im ersten Jahre seiner Regierung dem deutschen Vaterlande und der evangelischen Kirche die wesentlichsten Dienste geleistet, indem er den furchtbarsten Feind beider, Ludwig XIV., trotz aller Lockungen aufs äußerste bekämpfte und die Pläne ausführte, über denen sein Vater gestorben war. Denn als Ludwig XIV. im Jahre 1688 gegen das deutsche Reich den angedrohten Raubkrieg unternahm, die Pfalz mit seinen Heeren überschwemmte, Kurköln und Kurmainz auf seiner Seite, Bayern ihm geneigt, Mittel- und Süd-Deutschland ihm offen stand, und selbst der Kaiser, unwillig über des protestantischen Oraniers Erfolg, zögerte, — da war es wieder der Brandenburger, der dem Vaterlande entschlossen beisprang und mit Hilfe anderer norddeutscher Stände die große Gefahr abwehrte. Er rettete die wichtige Stadt Köln, indem er zeitig brandenburgische und jülichsche Truppen hineinwarf, ließ dann im Winter 1688/89 noch 20 000 Mann Brandenburger unter Schöning und Barfuß an den Niederrhein marschieren und Westfalen vom Feinde säubern. Nun kamen auch die Süddeutschen in Bewegung, und die greuliche Verwüstung der Pfalz, wo die Franzosen im Frühling 1689 wie Kannibalen hausten, empörte selbst den Jesuitenfreund Leopold. Denn alle Schandthaten des dreißigjährigen Krieges wurden hier von den Franzosen noch überboten; diese Nation zeigte jetzt, wie so oft in ihren Kriegen, welch brutale Roheit, welch frecher Übermut hinter dem Firnis ihrer äußeren Manierlichkeit lauerten. Unter Frevelthaten der scheußlichsten Art verwandelten diese Mordbrenner auf Befehl ihres „allerchristlichsten" Königs das wehrlose Land in eine Einöde.

Aber diese Maßregel vermehrte nur den Abscheu, nicht den Schrecken vor Ludwigs Macht; die öffentliche Meinung Europas, die bereits anfing eine Macht zu werden, brandmarkte den Barbaren, und ihre Urteile erhielten Nachdruck durch die große Vereinigung, welche sich jetzt gegen ihn bildete. Deutschland, Holland, England, Spanien, Savoyen — alle Nachbarn verbündeten sich, um den Despoten, der sie alle beschädigte oder bedrohte, niederzuwerfen. Es war um ihn geschehen, wenn sie einig blieben und mit Thatkraft handelten.

Wenigstens Brandenburg ließ es nicht an sich fehlen. Friedrich III. übernahm selber am Niederrhein den Oberbefehl über das aus Holländern, Münsterschen und Brandenburgern bestehende Bundesheer, eroberte, während die Kaiserlichen Mainz beraunten, die Festungen Kaiserswerth und Rheinbergen und legte sich dann (Ende Juni 1689) vor Bonn, bei dessen Belagerung er viel persönlichen Mut zeigte. Hier wie in Mainz verteidigten sich die Franzosen jedoch mit großer Hartnäckigkeit; sie hielten diese wichtigen Plätze bis in den Herbst. Erst am 12. Oktober 1689 zog Friedrich als Sieger in Bonn ein. Daß der Kurfürst hier am Rhein gegen die Franzosen nicht mit größerer Energie vorging, hatte seinen Grund darin, daß Friedrich

beständig seine Augen auf die schwedischen Verhältnisse gerichtet hielt und mit Eifer darnach trachtete, keine Gelegenheit vorüber gehen zu lassen, um Stettin und die Odermündungen in den Besitz Brandenburgs zu bringen.*)

Allein dem guten Anfang entsprach nicht der Fortgang des Krieges, vielmehr machte der Feind in den nächsten Jahren wieder Fortschritte; die Schuld trug hauptsächlich der Kaiser, der seine Kraft lieber zur Vergrößerung seiner Hausmacht gegen die Türken verwendete. Denn (wie der spanische Gesandte sehr richtig bemerkte): „die kaiserlichen Räte fragten wenig danach, ob ganz Deutschland zu Grunde gehe, wenn nur in Ungarn eine elende Hütte erobert werde". Dabei schien Österreich fast es darauf anzulegen, daß auch Brandenburg sich um die Verteidigung Deutschlands kein Verdienst erwerbe. Denn obwohl Friedrich III. in diesem Feldzuge fast doppelt so viel Truppen gestellt hatte als alle anderen Reichsstände, so gab ihm der Kaiser doch einen weit kleineren Anteil an den „Winterquartieren", d. h. an den Kriegskontributionen, die das Reich für die Reichstruppen aufbrachte, und ließ nicht zu, daß die Brandenburger sich bis ins Jülichsche einquartierten. Die Folge war, daß im nächsten Frühjahr (1690) der Feind in das schutzlose Jülich einfiel und es furchtbar verwüstete. Aber auch Wilhelm III., jetzt König von England, belohnte den Kurfürsten mit Undank; er zahlte ihm, dem der Krieg schon drei Millionen Thaler gekostet, nicht einmal die versprochenen Hilfsgelder, obgleich sein Gesandter in Berlin doch anerkannte, „Brandenburgs Beistand habe wesentlich zur Rettung und Freiheit Englands beigetragen". Es war wohl kein gemeines Beispiel von Pflichttreue, wenn Friedrich nichtsdestoweniger den Krieg mit allem Nachdruck fortsetzte und auf die lockendsten Anerbietungen Frankreichs endlich kurzweg erklärte, „wer ihm noch einmal ein solches Schreiben bringe, den werde er aufhängen lassen". Die anderen deutschen Stände dagegen wurden lässig, Spanien konnte längst sich selbst nicht mehr helfen, Wilhelms III. Heer wurde in den Niederlanden von dem talentvollen französischen Feldherrn, Marschall von Luxemburg, geschlagen — alles dies erhöhte den Wert der brandenburgischen Hilfe. Die Verbündeten sicherten sie sich, indem sie im Vertrage zu Lennick (bei Brüssel) am 6. September 1690 dem Kurfürsten eine monatliche Unterstützung von 100 000 holländischen Gulden versprachen, wovon Spanien die eine, Holland und England die andere Hälfte übernahmen. Dafür verpflichtete sich Friedrich III., während des ganzen Krieges 20 000 Mann seiner Truppen auf dem linken Rheinufer zu halten, die in Verbindung mit dem spanisch-holländisch-englischen Heere die Niederlande verteidigen sollten. Ähnliche Verträge schloß Wilhelm III., jetzt die Seele des Bundes, mit andern deutschen Fürsten, mit Savoyen und dem Kaiser. Er hielt überhaupt die Bewegung Europas gegen Ludwig XIV. im Gange, wenn es auch bei der Eifersucht, Schlaffheit und dem Eigensinn vieler Bundesglieder nicht zu großen Er-

*) P. Haake, Brandenburgische Politik u. Kriegführung in den Jahren 1688 u. 1689. Berlin 1896.

folgen kam. Am besten ging's noch am Niederrhein, wo König Wilhelm selber den Oberbefehl führte und an den Brandenburgern in seinem Heere ausgezeichnete Truppen hatte; er gestand von ihnen, „es sei schönes Fußvolk, doch noch tapferer als schön", und als er 1695 die Festung Namur wiedergewann, sagte er zu dem brandenburgischen Feldmarschall v. Flemming in seinem Niederdeutsch: „Es ist seker, dat juge Truppen den größten Part an der Eroberung haben. Ick bin dem Herrn Korfürsten sehr obligiert und ju alle".

In jener Zeit kämpften die Brandenburger zugleich in den Niederlanden, in Italien und in Ungarn, wider Franzosen und Türken, wider des Reichs und des Kaisers Feinde. Sie halfen den Kaiserlichen 1694 die lombardische Festung Casale erobern; sie hatten an allen Siegen über die Türken einen hervorragenden Anteil. In der glücklichen Schlacht bei Szlankamen (gegenüber der Theißmündung) am 19. August 1691, wo General v. Barfuß sie führte, bezahlten sie den Sieg mit dem sechsten Teil ihres Heeres, 1000 Mann an Toten und Verwundeten, und das Lob des kaiserlichen Feldherrn, Ludwig von Baden, war ihr einziger Lohn.*) Der Kaiser wollte nicht einmal die nötigen Werbegelder hergeben, um die Lücken in ihren Reihen auszufüllen. Er kannte sehr wohl den Wert dieser vortrefflichen Truppen; hatten ihm doch seine Minister berichtet: „nach aller Offiziere einhelliger Aussage wäre ohne der Kurbrandenburgischen Hilfe die ganze kaiserliche Armada in Stücken gehauen, und nicht nur das Königreich Ungarn, sondern vielleicht auch die Residenzstadt Wien anjetzo in türkischen Händen".**) Allein der Kaiser befand sich wie fast immer in Geldnot und suchte daher so wenig wie möglich zu zahlen. Dennoch ließ sich Friedrich III. bewegen, im nächsten Jahre wieder 6000 Mann nach Ungarn zu schicken, die dann sieben Jahre dort blieben, zuletzt, wie hier das ganze kaiserliche und Reichsheer, unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen von Savoyen. Der „edle Ritter", wie ihn das alte Volkslied nennt, entfaltete in diesen Türkenkriegen jene außerordentlichen Feldherrngaben, jene Umsicht und Klugheit, Thatkraft und Raschheit, die ihn bald zur stärksten Säule des habsburgischen Thrones machten; dabei zeigte er sich, obwohl zu Paris (1663) und aus romanischem Geschlecht geboren, ganz wie ein rechter deutscher Mann, besonnen und tapfer, heldenkühn und bescheiden, anerkennend jedes fremde Verdienst. Auch er wußte es zu schätzen, was ihm die Brandenburger waren; nach der Schlacht bei Zenta (unweit Szegedin) am 11. September 1697 umarmte er öffentlich den kurfürstlichen General v. Schlabrendorf und bezeugte, daß er „nächst Gott ihm und der Tapferkeit seiner Brandenburger den herrlichen Sieg verdanke".

Während Friedrich III. so die Kräfte seines Staates überall für Deutschland und für Österreich opferte, ließ Kaiser Leopold die Dinge am Rhein

*) A. Schulte, Die Schlacht von Szlankamen 1691, Münch. Allg. Ztg., Nr. 192 u. 193, Beilage.

**) A. Pribram: Österreich und Brandenburg 1688—1700. Prag 1885, S. 87.

gehen, wie sie mochten, und die Franzosen hätten dort noch mehr Schaden stiften können, wenn nicht Ludwig, um bei dem bevorstehenden Erlöschen des spanischen Königshauses freie Hand zu haben und seine Kräfte für dies Ereignis zu sparen, selber zum Frieden geneigt gewesen wäre. Deutschland zog freilich auch so den kürzeren; denn nachdem sich Ludwig mit seinen übrigen Gegnern einzeln geeinigt, stand es ihm wieder allein gegenüber und mußte seine Bedingungen hinnehmen, wie es für ein Reich sich schickte, dessen Verfassung so elend, und dessen Kaiser immer bereit war, zwar die Deutschen für Österreich, aber nicht die Österreicher für Deutschland fechten zu lassen. So ward denn am 30. Oktober 1697 der Friede zu Ryswyk geschlossen, in welchem Ludwig einige seiner Reunionen herausgab, aber Straßburg und die Souveränität über das Elsaß behielt, auch mit stillem Beifall des unduldsamen Kaisers und der katholischen Reichsfürsten, namentlich des Kurfürsten von der Pfalz, es gegen den Widerspruch der Evangelischen durchsetzte, daß in der Pfalz die evangelische Kirche, wo er sie durch seine Mordbrenner ausgerottet, nicht wieder hergestellt werden durfte. Viele Tausende der reformierten Pfälzer mußten nun ihrer schönen Heimat den Rücken kehren; Ludwig aber erreichte durch diese schreiende Ungerechtigkeit, die zugleich für Deutschland eine Schmach war, zweierlei: er fügte dem verhaßten Protestantismus beträchtlichen Schaden zu, und er säete zwischen den Evangelischen und den Katholischen in Deutschland Unfrieden, der dieses Reich noch schwächer machen mußte, als es ohnehin war.

So hatte Österreich wiederum den protestantischen Waffenbrüdern, die ihm überall so treulich beigestanden, übel gelohnt und seinen deutschen Pflichten gefehlt, und das Haus Hohenzollern war noch nicht mächtig genug, statt Habsburgs ganz allein Deutschland zu beschirmen. Friedrich III. erklärte öffentlich: „Allein habe er nicht im Felde bleiben können, wie zu eigenem, großem Nachteil sein Vater nach dem nimweger Frieden. Er habe sich unter allen Reichsfürsten zuerst vor den Riß gestellt, Bündnisse geschlossen und veranlaßt, auch über 20 000 Mann größtenteils auf eigene Kosten gehalten und sich so gezeigt, daß, wenn man einig gewesen wäre, die Sache einen besseren Ausgang genommen haben würde.“ Er selbst gewann für seine außerordentlichen Anstrengungen in diesem langen Kriege an greifbaren Vorteilen durchaus gar nichts. Desto größeren Nutzen zog der Habsburger; während deutsches Land am Rhein französisch wurde, breitete er sein Donaureich weithin unter den Südslawen aus. Nachdem er zu Ryswyk Deutschland in Schaden gelassen, konnte er zwei Jahre darauf zu Karlowitz die Früchte des Türkenkrieges, den vollständigen Besitz Ungarns und Siebenbürgens, sowie den Erwerb von Slavonien und Sirmien, für sich einernten.

Eins hatte Brandenburg doch erreicht: die Welt sah, daß dieser junge Staat Vortreffliches leistete, obwohl der große Mann dahin war, der ihn geschaffen. So konnte Friedrich III. durch das steigende Ansehen seines Hauses wie durch das Bewußtsein, für eine gute Sache und mit Ruhm gekämpft zu

haben, sich ermuntert fühlen, nach dem zu streben, was ihm heimlich der Zweck seines Lebens schien: auch äußerlich den Königen der Erde gleich zu stehen, König zu sein auch dem Namen nach. Aber jener moralische Erfolg konnte auch dem Lande einigermaßen als Ersatz gelten für die Opfer, die es gebracht hatte, zumal da die übrige Regententhätigkeit des Kurfürsten in dieser Zeit nicht ohne Verdienst war. Denn wenn Friedrich III. auch in vielen Dingen der Schein über das Wesen ging, so wußte er doch ganz wohl, wo die wahren Interessen seines Hauses lagen, daß der Staat sich mit moralischen Erfolgen nicht begnügen, sondern zugleich materiell wachsen müsse, und er machte auch einige Anstalten ihn zu vergrößern, benutzte wenigstens Gelegenheiten, die sich von selbst darboten. Im Jahre 1697 war August der Starke Kurfürst von Sachsen zum König von Polen gewählt worden; er hatte dafür seinen evangelischen Glauben und große Geldsummen hingegeben, und er bedurfte, um die teure Krone mit Anstand zu tragen, noch größerer Summen. Daher wandte er sich an seinen Nachbar, den Brandenburger, der zwar ebenfalls für glänzende Nichtigkeiten viel Geld verthat, aber doch, wenigstens in seiner ersten Zeit, nicht so viel verschwendete, um nicht auch zu nützlichen Dingen noch etwas übrig zu haben. So kamen unter Vermittelung eines jüdischen Geldmannes einige Kaufgeschäfte zustande: Sachsen trat für 300 000 Thaler die Erbvogtei über das Reichsstift Quedlinburg und die Reichsvogtei und das Schultheißenamt der Reichsstadt Nordhausen, ferner für 40 000 Thaler das Amt Petersberg bei Halle erb- und eigentümlich an Brandenburg ab. Die Quedlinburger und Nordhäuser waren damit freilich nicht zufrieden; sie sahen richtig voraus, daß ihre Rechte und Freiheiten unter dem absoluten Zepter der Hohenzollern nicht würden bestehen bleiben; aber ihr Einspruch half nichts. Friedrich ließ sofort zwei Kompanieen nach Quedlinburg marschieren, die sich mit List und Gewalt der Stadt bemächtigten und die Huldigung erwirkten (1698). Ähnlich verfuhr er einige Jahre darauf mit Nordhausen (1703); doch bekam diese Stadt später — unter Friedrichs Nachfolger im Jahre 1715 — gegen eine Geldsumme ihre Freiheit wieder. Die Geldnot des polnischen Königs schien Friedrich III. auch in Preußen eine ansehnliche Stadt verschaffen zu können; er forderte von ihm Elbing oder das Geld, wofür es im Jahre 1657 an Brandenburg verpfändet worden, und da er keins von beiden erhielt, so zwang er Elbing, nachdem eine Überrumpelung mißglückt war, mit Gewalt, brandenburgische Besatzung einzunehmen (10. November 1698). Doch fehlte ihm die Festigkeit, was er in Händen hatte, gegen die Kriegsdrohungen Polens zu behaupten; er ließ sich (1700) vom Kaiser zu einem Vergleich bereden, kraft dessen die Brandenburger die Stadt räumten, die nun eine polnische Garnison aufnehmen mußte. Die Polen gaben ihm dafür die moskowitische Krone und andere Kleinodien ihres Kronschatzes in Pfand; als sie dann die Summe doch nicht bezahlten, nahm Friedrich 1703 wenigstens das elbingische Landgebiet in Besitz.

Noch ein anderer und weit wichtigerer Gewinn fiel dem Hause Hohenzollern durch Augusts Rangerhöhung zu. Kursachsen war von altersher das

Haupt der deutschen Protestanten gewesen. Diese Führerschaft kam nun, da die Kurfürsten von Sachsen seit 1697 Katholiken waren, naturgemäß und thatsächlich an Brandenburg, das sich so in der Stellung, die ihm der Große Kurfürst angewiesen, bestätigt und verstärkt sah. Friedrich III. verkannte auch hier seine Aufgabe nicht; es that seinem frommen Herzen und seinem Ehrgeize wohl, für den Beschützer aller seiner Glaubensgenossen auf dem Festlande zu gelten. Auch erfüllte er wenigstens gegen die protestantischen Einwanderer, die ihm der Vater noch auf dem Sterbebette als heiliges Vermächtnis empfohlen, die Pflicht, welche jener Ehrenanspruch ihm auferlegte. Mit offenen Armen und thätiger Unterstützung nahm er sie auf, woher sie auch kamen. Am stärksten floß der Strom der Einwanderung aus Frankreich, vorzüglich aus den lothringischen Bistümern Metz, Toul und Verdun; dann auch aus der Pfalz. Im Jahre 1700 betrug die Zahl der Franzosen — der sogenannten „Réfugiés“ — allein im Magdeburgischen 15 000, neben ihnen saßen ebendort Wallonen und französische Schweizer, auch 400 pfälzische Familien, welche die seit Tillys Zeit noch zerstört liegenden Stadtteile anbauten, und hier, wie bei Stendal und Burg, Tabaks-, Gemüse- und Obstbau trieben. Sie alle empfingen nicht nur Gelegenheit und Beihilfe zur Ansiedelung, sondern auch viele Privilegien.

Aber sie belohnten auch die Gastfreundschaft, die ihnen der Staat erwies, reichlich durch das große Kapital an geistigen und materiellen Mitteln, welches sie mitbrachten. Man zählte nun schon 43 neue Gewerbe, die sie im Lande eingeführt hatten; denn namentlich von den Franzosen traten zwar viele in das Heer oder in den Beamtenstand ein; bei weitem die meisten aber waren Industrielle. Durch sie erhielt manches Gewerbe sogar einen hohen Aufschwung, insbesondere die Fabrikation von Seiden-, Leder-, Gold- und Silberwaren; und die Regierung half ihnen dabei, indem sie Walkmühlen, Pressen, Färbereien und Warenmagazine anlegte. Die Eingeborenen sahen freilich zu den Begünstigungen, welche die rührigen Fremdlinge genossen, ziemlich scheel; doch kam auch ihnen der regere Verkehr zu gute, und die Vermischung mit den Einwanderern wirkte wenigstens in der Hauptstadt, wo sie am stärksten war, selbst auf den Nationalcharakter vorteilhaft ein. Denn zu der deutschen Gründlichkeit und Biederkeit kam durch das einfließende französische Blut in die Berliner eine große geistige Beweglichkeit und Gewandtheit. Es wuchs in dieser Stadt nicht bloß die Volksmenge erheblich (55 000 Einwohner, darunter 6 000 Franzosen, im Jahre 1709), sondern auch die Rührigkeit und das Vermögen. Für den Staat aber war die Gewohnheit, von überall her Kräfte an sich zu ziehen und ohne Rücksicht auf Nationalität und Religion in seinen Dienst zu nehmen, nicht bloß insofern sehr heilsam, als sie die Schroffheiten des deutschen und protestantischen Nationalgeistes, die Neigung sich aus- und abzuschließen, die Unduldsamkeit gegen andere Stämme und Bekenntnisse, abschleifen half, ohne doch dessen Grund und Vorzüge zu zerstören; sie nützte zugleich als eine reiche Quelle stets frischen neuen Lebens. Die Nachfolger des Großen Kurfürsten

haben denn auch diesen weisen Grundsatz, ihr Land allen Talenten zu öffnen, nicht wieder aufgegeben. Er führte unter Friedrich III. auch zu einer Schöpfung, welche für das geistige Streben im Volke außerordentlich segensreich war, zu der Stiftung der Universität Halle.

An der leipziger Hochschule trieb damals ein arger Ketzer sein Wesen; so wenigstens erschien er den strengen Lutheranern und steifen Pedanten, die dort auf den Kathedern thronten. Es war ein junger Doktor der Rechte, Christian Thomasius, der sich erkühnte, allerlei Neuerungen aufzubringen: er verteidigte die Reformierten und die gemäßigten Lutheraner; er meinte, die Orthodoxen seien unduldsam und zum Teil Heuchler; er nannte die Weise seiner Kollegen Perückentum; er bekämpfte die Hexenprozesse und das Rechtsmittel der Folter mit ihren Greueln und ihrem Unsinn; er griff gar die königliche Majestät an, indem er zeigte, die Lehre, die fürstliche Gewalt stamme unmittelbar von Gott, sei abgeschmackt, sei der Vernunft und der heiligen Schrift fremd, und behauptete, daß zur Souveränität schlechterdings auch die Zustimmung des Volks gehöre; endlich, was nicht die kleinste Ketzerei war, er redete auf dem Katheder und in seinen Schriften nicht lateinisch, sondern deutsch! Alles dies reichte mehr als hin, ihn zu stürzen. Nachdem seine gelehrten und frommen Feinde den Krieg mit der Zunge und Feder wider ihn eine Weile ausgehalten, riefen sie die Obrigkeit zu Hilfe, die dem gefährlichen Doktor ein für allemal den Mund verbot. August der Starke wollte ihn sogar ins Gefängnis werfen lassen; Thomasius entfloh aber (1690) und ging nach Berlin, an den Hof eines Fürsten, der sich eine Ehre daraus machte, freisinnig zu sein. Friedrich III. nahm den ausgezeichneten Gelehrten freudig in seinen Schutz, gab ihm den Ratstitel, ein Jahrgehalt und die Erlaubnis, in Halle philosophische und juristische Vorlesungen zu halten. Diese Vorträge, voll Geist und Lebendigkeit und in allgemein-verständlicher Form, zogen bald so viele Zuhörer herbei, daß die Wohnung des Gelehrten sie nicht faßte. Auch die deutsche gelehrte Zeitschrift, die Thomasius seit 1688 herausgab, die erste in dieser Sprache fand vielen Beifall. Man erkannte es dankbar an, daß er die Wissenschaft, indem er ihr eine deutsche Zunge gab, weit mehr in das Volk brachte, als es bisher möglich war, und daß sie bei ihm ohne Gelehrtenkrämerei doch gründlich blieb und sogar ein neues Feld beschritt; denn Thomasius war der erste, der in Deutschland ein wissenschaftliches Naturrecht lehrte. Der Kurfürst beschloß daher auf Dankelmans und des berliner Geistlichen Spener Rat, den Keim, den Thomasius in Halle gepflanzt, in Pflege zu nehmen und dort eine Universität zu gründen. Schon sein Vater hatte den Gedanken gehabt, für die Lutheraner im Magdeburgischen und in den angrenzenden Landschaften eine eigene Hochschule zu errichten, damit sie nicht in Wittenberg, wo unduldsame Strenggläubigkeit herrschte, oder überhaupt im Auslande zu studieren brauchten; denn Frankfurt und Duisburg waren reformiert und Königsberg zu entlegen. Diesen Gedanken führte Friedrich III. aus; er berief den Theologen Francke, den man in Erfurt seines

Amtes entsetzt und verbannt hatte, und andere tüchtige Gelehrte nach Halle, erteilte der neuen lutherischen Universität am 30. Juni 1692 ihr Privilegium, welches der Kaiser im folgenden Jahre bestätigte, und weihte sie am 11. Juli 1694 mit großer Pracht ein. Sie zählte damals schon 765, zehn Jahre darauf an 2000 Studenten und wurde für ganz Deutschland, am meisten für den preußischen Staat, ein höchst wirksamer Born der Wissenschaft, brachte überdies durch den Zufluß wohlhabender Fremden auch selbst in materieller Hinsicht manchen Vorteil.

Wie Thomasius, so gereichte namentlich auch Francke der neuen Universität und dem neuen Vaterlande zur höchsten Zierde; sein Name leuchtet mit hellem Glanze durch alle Zeiten. Denn er ist der Stifter jenes „Siegesdenkmals des Gottvertrauens und der Menschenliebe", des weltberühmten halleschen Waisenhauses. August Hermann Francke (geboren am 22. März 1663 zu Lübeck) hatte bei dem Studium der lutherischen Theologie, die er zu seinem Lebensberuf gewählt, frühzeitig an dem starren Formeltum der Strenggläubigen Anstoß genommen. Er schloß sich daher derjenigen Richtung in der protestantischen Kirche an, die, am entschiedensten von Jakob Spener vertreten, im Gegensatz zu der dürren Wortklauberei und dem geistlichen Hochmut der Theologen auf werkthätige Liebe drang. Die „Pietisten", wie man Speners Anhänger nannte, setzten das Wesen des Christentums in Reinheit und Wärme des Herzens, Innerlichkeit des Glaubens, fruchtbringende Frömmigkeit. In diesem Sinne legte auch Francke die Bibel aus. Von Leipzig, von Erfurt verjagt, fand er eine Zuflucht in Halle, wo seine begeisterten Predigten eben so sehr das Volk wie die Studenten hinrissen. Aber der reichste Segen ruhte auf den Werken christlicher Barmherzigkeit, die der fromme Mann hier unternahm. Ihn rührte es tief, wie versunken in geistigem und leiblichem Elend die unteren Volksschichten waren; er opferte, es zu lindern, seine eigenen geringen Einkünfte und bewog auch andere zu helfen. Die Almosenordnung, die er in der Vorstadt Glaucha einführte, fand so vielen Beifall, daß seine Armenbüchse nie leer ward. In dem felsenfesten Vertrauen, Gott werde ihm immer barmherziger Menschen Beistand erwecken, begann er nun mit einem Kapital von $4\frac{1}{2}$ Thaler eine dauernde Stiftung. Er fing damit eine Armenschule an, kaufte für zwei Thaler Bücher und gab einem Studenten monatlich einen Thaler, damit er ihn beim Unterricht der armen Kinder unterstütze. Bald schickten ihm auch wohlhabende Bürger ihre Kinder zu und bezahlten dafür. Der Ruf der Anstalt wuchs immer höher, so entstand allmählich das halleschе Pädagogium. Aber der bloße Unterricht linderte die Not wenig; Francke beschloß, die Kinder ganz in Pflege zu nehmen. Ohne Geld, aber von Gottes Hilfe überzeugt, legte er am 3. August 1698 den Grundstein zu dem großen halleschen Waisenhause. „Da war kein Vorrat", schrieb er nachmals, „nicht eine Hütte zu bauen, geschweige ein Waisenhaus für ein paar hundert Menschen; aber der Herr hat's mit der That bewiesen, daß er sich zu der Sache bekennen wolle, und von Woche zu Woche gleichsam zugebröckelt, was die Notdurft erforderte.

daß die Waisenkinder nicht Hunger gelitten, und die Bauleute bezahlt wurden. Mit Gott hat es mir noch niemals gefehlt, aber mit Menschen und ihren Vertröstungen vielmals; wenn's aber mit dem einen fehlte, hat Gott den andern erweckt; wenn sich eine Quelle verstopft hat, hat sich die andere eröffnet." Am reichsten steuerte der Freiherr von Canstein bei; dieser edle Mann gab sein ganzes Vermögen her, um in der Buchhandlung des Waisenhauses eine große Bibelanstalt zur Verbreitung des göttlichen Worts zu gründen. Neben diesen Schöpfungen entstanden noch ein neues Pädagogium und Lehrerseminar, eine Töchterschule, ein Krankenhaus, ein Witwenhospital. Die Franckeschen Stiftungen erwuchsen fast zu einer kleinen Stadt und haben über Hunderttausende von Menschen Segen verbreitet. Am 8. Juni 1727 starb Francke; die dankbare Nachwelt setzte ihm ein Denkmal mit der Inschrift, die das Geheimnis seiner wunderbaren Leistungen enthält: „Er vertraute Gott."

Was Francke that, geschah ohne besondere Unterstützung des Kurfürsten; doch durfte dieser es sich immerhin zum Verdienst anrechnen, Männer wie Thomasius und Francke geschützt zu haben. Er bewies auch gegen Pufendorf, den er 1688 aus schwedischen Diensten förmlich in die seinigen gezogen, einen edeln Freisinn, ließ ihn für die „Geschichte des großen Kurfürsten" die geheimsten Staatsschriften im Archiv benutzen, und als das treffliche Werk fertig war, belohnte er den Verfasser, der in einer Zeit, wo es Sitte war, den Fürsten zu schmeicheln, mit unerhörter Wahrhaftigkeit und rücksichtsloser Treue geschrieben hatte, durch reiche Geschenke und hohe Ehren. Pufendorf starb 1694, 62 Jahre alt; er war der erste in Deutschland, der die Geschichtsschreibung auf einen höheren Standpunkt als denjenigen der Chroniken oder kritiklosen Sammelwerke erhob. Auch auf die Entwickelung des Staatsrechtes haben seine gelehrten Arbeiten einen fördernden Einfluß geübt.

Die Kunst begünstigte Friedrich III. schon darum, weil ihre Werke am meisten in die Augen fallen.*) Er vermehrte daher mit verschwenderischer Freigebigkeit die Zahl seiner Hofkünstler, unter denen nun auch schon ziemlich viel Eingeborene waren, wie die Maler Belau aus Magdeburg, Elteſter aus Potsdam, Gericke aus Spandau, und so bedeutende Talente, wie Andreas Schlüter, der „Michel Angelo Deutschlands" (geboren 1662 zu Hamburg), und Eosander von Göthe. Manch vorzügliches Kunstwerk stammt aus dieser Zeit, vor allen berühmt ist Schlüters Reiterstatue des großen Kurfürsten, ferner das Zeughaus in Berlin, an welchem Nehring und Schlüter, und das Schloß im Dorfe Lietzen bei Berlin (bald Charlottenburg genannt), an welchem Schlüter und Göthe sich verewigt haben. Schlüter leitete auch den Neubau des Schlosses in Berlin; es empfing durch ihn seine jetzige Gestalt. Nachdem er seit 1699 in Berlin als Hofbildhauer, dann als Hofbaudirektor gewirkt, erfolgte im

*) G. Galland. Die Amtmännin von Oranienburg. Münch. Allg. Ztg., Nr. 17 u. 18, Beilagen. München 1894.

Jahre 1707 aus künstlerischen Gründen sein Sturz, nicht aber infolge von kleinlicher Hofkabale oder persönlicher Intrigue seines Nebenbuhlers Eosanders. Schlüter ging 1713 nach Petersburg, wo er schon im nächsten Jahre starb.*) Auch manche Nutzbauten veranlaßte der Kurfürst, wie er denn namentlich den schon von seinem Vater 1678 begonnenen Bau der Friedrichstadt in Berlin, und zwar durch Nehring weiterführen ließ; als dieser 1695 starb, standen hier schon 300 Häuser. Die bildenden Künste sollten indes in der Mark auch eine Anstalt haben, die für sie wäre, was eine Universität für die Wissenschaften; zu diesem Ende errichtete Friedrich III. 1696 zu Berlin eine „Akademie der bildenden Künste“**). Die Dicht- und Tonkunst schätzte er weniger; sie fanden an seiner Gemahlin **Sophie Charlotte** eine desto wärmere Freundin.

Es war dies seine zweite Frau, die er 1684 — ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Henriette von Hessen-Cassel — geheiratet hatte; eine welfische Prinzessin, geboren am 30. Oktober 1668 zu Schloß Iburg im Stift Osnabrück, Tochter des Herzogs, späteren Kurfürsten Ernst August von Hannover, der damals das Bistum Osnabrück als lutherischer Stiftsverwalter inne hatte, und Enkelin der unglücklichen Pfalzgräfin Elisabeth Stuart. Eine anmutige und geistreiche Frau diese Kurfürstin Sophie Charlotte; „sie war es“ — wie Friedrich der Große von ihr rühmt — „welche die wahre gesellschaftliche Feinheit und Liebe zu den Künsten und Wissenschaften nach Preußen und Geist und Würde in die von ihrem Gemahl so sehr geliebte Etikette brachte.“ Voll Liebe zur Weltweisheit, in der sie daheim zu Hannover der große Leibniz unterwiesen, so unermüdlich in alle Tiefen und auf alle Höhen der Erkenntnis zu dringen, daß Leibniz ihr einst sagte: „Es ist unmöglich, Sie zufrieden zu stellen, Sie wollen das Warum des Warum wissen“, begeistert für Bildung und Aufklärung und von einer Freisinnigkeit, die ihr den Namen der „republikanischen Königin“ verschaffte, — so stimmte sie freilich wenig zu ihrem ceremoniösen Gatten, dessen Pomp sie nicht schätzen konnte. Aber im Kreise begabter und kenntnisreicher Männer, wo man frei von lästigem Formelwesen sich von wahrhaft redenswerten Dingen, besonders von wichtigen Streitfragen des Glaubens und Wissens unterhielt, zumal in ihrem Charlottenburg, wo nichts den Reiz der ästhetischen und philosophischen Gesellschaften störte, und niemand erschien, der sich nicht durch Geist und Bildung hervorthat, da fühlte sie sich glücklich, da gab sie auch anderen manche schöne Anregung. Auch ihre äußere Erscheinung nahm ein; man rühmte die Würde ihrer Haltung, die lebhaften blauen Augen, die reine, zarte Farbe der Haut, das kohlschwarze lockige Haar und die Fülle der Formen. Allein sie strebte auch nach Einfluß in politischen Dingen, gewann solchen und hat ihn dann, wie die Folge lehrte, weil sie sich dabei zu viel von persönlichen und Familienrücksichten leiten ließ, nicht zum Vorteil des brandenburgischen Staates gebraucht.

*) C. Martin: Andreas Schlüter. Berlin 1891.

**) H. Müller: Die Kgl. Akademie d. Künste zu Berlin 1696—1896. Teil I. Berlin 1896.

Alles, was bis zum ryswyker Frieden im Staate und nach außen geschah, war unter Danckelmans Leitung vollführt; und seine rastlose und nützliche Thätigkeit fand bei dem Kurfürsten auch lange die verdiente Anerkennung. Er erhob ihn 1695 zum obersten Staatsdiener, zum Oberpräsidenten, und sagte in der Bestallung: „Danckelman sei ein vollständiges Beispiel ungefärbter Treue, unabläßigen Eifers in Beförderung des Ruhmes des Kurfürsten; er habe allein durch seine Ratschläge zu dem Glanze und der Größe des Staates nächst Gottes Segen das meiste beigetragen; daher erhebe ihn der Kurfürst zur vornehmsten Würde, um darzuthun, mit welcher Dankbarkeit er die ihm von seiner zarten Jugend an geleisteten Dienste erkenne, durch welche er zur Furcht Gottes, zur Liebe seiner Unterthanen und demnach zu einem gütigen und gerechten Regimente angeleitet worden.“ Seitdem war Danckelmans Macht fast unbeschränkt; im Staate und am Hofe ging alles durch seine Hand. Er führte die Geschäfte, unter deren Überlast er fast erlag, mit seltener Uneigennützigkeit und mit Geschick, und wie hoch er von ihrer Würde dachte, erhellt daraus, daß auf seine Veranlassung seit 1695 alle landesherrlichen Edikte von einem Minister gegengezeichnet wurden, der dadurch für ihren Inhalt die Verantwortung übernahm.

Aber sein strenger Ernst, sein schroffes, durchgreifendes Verfahren erbitterte die Höflinge, der schulmeisterliche Ton, den er selbst gegen den Kurfürsten anschlug, erschütterten seine Stellung. Freilich hatte er Grund genug zu hofmeistern. Denn die Verschwendung des Hofes, wo Scharen von Schmeichlern sich der kurfürstlichen Freigebigkeit erfreuten, überstieg bei weitem das Maß, welches der Staat gestatten durfte. Aber der Kurfürst zog es vor, fortwährend die Steuern zu erhöhen, als seine Prachtliebe und Freigebigkeit zu beschränken. Danckelman stemmte sich nach Kräften entgegen; doch bekehrte er seinen Herrn nicht und verscherzte nur dessen Gunst. Noch mehr schadete ihm, daß er dem Lieblingsanliegen Friedrichs, den Königstitel, wäre es auch mit großen Opfern, zu gewinnen, wenig Teilnahme bezeigte. Der Kurfürstin war Danckelman geradezu verhaßt; es erzürnte sie, daß er in der auswärtigen Politik öfters den Interessen des Hauses Hannover entgegenwirkte; er war ihr, die zu herrschen wünschte, überhaupt im Wege. Sie begünstigte daher oder leitete selbst allerlei Ränke gegen ihn. Mit ihrer Hilfe kamen die Hofleute, die unabläßig an dem Sturz des unbequemen Ministers arbeiteten, ihrem Ziele immer näher. Am geschicktesten ging dabei ein gewisser v. Kolbe zu Werke, ein Pfälzer, der 1688 nach Berlin übergesiedelt und in den Dienst des Kurfürsten getreten war. Dieser Höfling, durch ein gewandtes, schmeichlerisches Benehmen, durch gefällige Formen, die seine geistige Unbedeutendheit verdeckten, seinem schwachen und eiteln Herrn angenehm und bald unentbehrlich, benutzte an der Spitze der Hofdienerschaft schlau jede Blöße, die Danckelmans rauhes Wesen bot, und reizte die Eigenliebe des Kurfürsten so lange, bis dieser Danckelmans Verdienste vergaß und sich gewöhnte, dessen unliebsame Art als Staatsverbrechen anzusehen. Er äußerte: „Danckelman will den Kurfürsten

spielen; doch ich werde ihm zeigen, daß ich der Herr bin.“ Der bedrohte Minister erkannte, daß er in Ungnade gefallen war; er bat daher um seine Entlassung und erhielt sie (7. Dezember 1697). Aber seine Feinde, die Kurfürstin an der Spitze, wollten ihn völlig verderben; auf ihre Einflüsterungen ließ der Kurfürst am 20. Dezember den redlichen Mann verhaften, auf die Festung Spandau bringen, seines großen Vermögens berauben und unter den lächerlichsten Beschuldigungen mit einem Prozeß verfolgen, der den Zweck hatte, die schreiende Ungerechtigkeit des Kurfürsten zu bemänteln. Danckelman kam dann auf die Festung Peitz, und erst nach fünf Jahren wurde seine Haft gemildert, erst nach zehn Jahren ganz aufgehoben. Doch durfte er auch dann nur an einem bestimmten Orte (in Kottbus) wohnen und erhielt nur einen kleinen Teil seiner Einkünfte wieder.*)

Nach Danckelmans Sturz kamen die Staatsgeschäfte unter die Leitung des neuen Günstlings, in die Hände Kolbes, oder wie sein neuer Titel bald lautete, des Reichsgrafen von Wartenberg. Dieser verfolgte nun im Grunde kein anderes Ziel als die Befriedigung seiner Habsucht. Er sättigte sie mit unerhörtem Raube, bezog von den zahllosen, wichtigen Ämtern, die der Kurfürst ihm erteilte, ein jährliches Gehalt von 100 000 Thalern, sammelte von den Geschenken seines Herrn und den Gaben derer, die durch ihn etwas erlangen wollten, ein Vermögen von mehreren Millionen. Um sich auch für die Zukunft zu sichern, beredete er (1699) den Kurfürsten, ihm urkundlich zu versprechen, daß er wegen seiner Amtsführung nie solle zur Rechenschaft gezogen werden. Darauf gestützt, plünderte er samt seinem Anhange seitdem schamloser denn je.

Während der Hof ein Schauplatz schmählicher Hofränke und nichtsnutziger Günstlingsherrschaft wurde, blieben im Staate die alten Überlieferungen des großen Kurfürsten zwar noch in Geltung; aber ihre wohlthätige Wirksamkeit schwand in demselben Verhältnis, als die Vergeudung der Geldmittel des Staates fortschritt. Es fehlte nun selbst für solche Anstalten an Geld, die dem Kurfürsten besonders wert waren. Zu diesen gehörte die „Societät der Wissenschaften“, die er am 11. Juli 1700 zu Berlin gestiftet; es war nur den eifrigen Bemühungen ihres geistigen Urhebers und ersten Präsidenten, des großen Leibniz (geboren am 16. Juli 1646 zu Leipzig, gestorben am 14. November 1716 zu Hannover) zu danken, daß man die Geldverlegenheiten einigermaßen überwand und dem Stiftungsbrief die That folgen ließ. Gottfried Wilhelm Leibniz, der Aristoteles seiner Zeit, ein Universalgelehrter und zugleich ein Genie, der Erfinder der Differentialrechnung und der Vater der deutschen Philosophie, war von Geburt ein Leipziger, durch sein Amt ein Hannoveraner. Aber sein Wirken galt dem ganzen Deutschland; er trat überall anregend und

*) Vgl. C. Breyig, Der Prozeß gegen Eberhard Danckelman. Leipzig 1889 und Fr. Meinecke, Danckelmans Sturz. Hist. Ztschr., Neue Folge, 26. Bd., Heft 2, München u. Leipzig 1889/90.

fördernd hervor, wo der Wissenschaft ein neuer Dienst zu leisten oder edle Humanität zu verfechten war. Daher hielt er sich oft in Berlin auf, wo ein ehrgeiziger Fürst gern den Gönner idealer Bestrebungen machte, und wo der Zweck der neuen Akademie — ausgezeichnete Gelehrte aller Fächer zu einer Gesellschaft zu vereinigen, um gemeinsam an der Hebung des öffentlichen Unterrichts und aller Wissenschaften zu arbeiten — sich leichter als in andern deutschen Hauptstädten erreichen ließ. Auf seine Veranlassung geschah es auch, daß Friedrich III. in den Stiftungsbrief die besondere Bestimmung aufnahm: „diese Societät soll eine deutschgesinnte und namentlich auch um die Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit zur Ehre und Zierde der deutschen Nation besorgt sein, damit die uralte deutsche Hauptsprache in ihrer natürlichen Reinheit und Selbständigkeit erhalten werde, und nicht ein ungereimter Mischmasch und Unkenntlichkeit daraus entstehe.“ Aber gerade die Vornehmen und Gelehrten gaben hierin überall in Deutschland ein schlechtes Beispiel; „wer nicht französisch kann, der kommt zu Hof nicht an“, war in Berlin und anderwärts ein allzu wahres Sprichwort. Leibniz hatte noch später zu klagen: „der Mischmasch hat abscheulich überhand genommen, so daß die Prediger auf der Kanzel, die Sachwalter auf der Kanzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französisch ihr Deutsch verderben.“ Ebenso mißmutig war er über die ewige Geldnot des Hofes, die den Fortgang des Stiftungswerkes verzögerte. Erst 1710 wurden die Gebäude der Akademie, sowie die Sternwarte der Gesellschaft fertig, und die Einnahmen blieben kärglich. Am meisten flossen sie noch aus dem Kalenderverlag, den ihr der Kurfürst übergeben hatte. Hier leistete sie auch das nützlichste, was von ihr zu rühmen war; sie führte mit Zustimmung der Regierung im Jahre 1700 den verbesserten Gregorianischen Kalender ein. Diese Neuerung geschah so, daß man den Tag nach dem 18. Februar 1700 als den 1. März 1700 rechnete.

Erhebung Preußens zum Königreich.

Den hohen Aufschwung, den die hohenzollernsche Monarchie unter dem großen Kurfürsten genommen, wollte der Nachfolger auch seinerseits um ein bedeutendes fördern. Friedrich III. suchte dies in der Richtung, wohin ihn Anlage und Neigung trieben. Er lebte für Glanz und äußere Würde; darin hat er denn auch dem Staate seine einzige große That geleistet: er erhob ihn zum Königreich.

Sein Haupt mit der Königskrone zu schmücken, das war ihm längst als höchstes und würdigstes Ziel erschienen. Dahin spornte ihn auch das Beispiel anderer Herrscher. Zwei Fürsten an seinen Grenzen, von ursprünglich geringerer Macht als er, schwangen sich damals zu Königen auf, sein Vetter Wilhelm von Oranien gewann 1688 den englischen Thron, sein Nachbar August von Sachsen 1697 die polnische Krone. Friedrich III. war entschlossen, nicht hinter ihnen zurückzubleiben. Denn was er in seinem Herzen aufs glühendste wünschte,

das sprachen viele Stimmen des Auslandes schon offen aus; wenigstens Ludwig XIV., der Zar Peter und die Holländer gaben deutlich zu verstehen, daß sie ihn gern für einen König ansehen würden. Aber mußte er sich nicht auch aus staatsmännischen Gründen um diesen Titel bemühen? Eine solche Rangerhöhung gab der Souveränität doch erst die rechte Weihe, gab dem Wesen, das der Große Kurfürst geschaffen, erst die rechte Form; denn das Königtum vereinigte alle Provinzen, alle Unterthanen unter einem gemeinsamen Namen zu einem neuen Ganzen und stellte den Fürsten überall dem Auslande frei gegenüber. Allerdings konnte er die königliche Würde nur an diejenige Landschaft knüpfen, wo er souverän war, an das Herzogtum Preußen; aber als Teile des ganzen königlichen Staats lösten sich doch auch die deutschen Provinzen weit leichter aus der Vasallenschaft, in der sie der Form nach zum deutschen Kaiser und insofern zum Hause Habsburg standen.

Eben hier lag freilich die Hauptschwierigkeit der Ausführung. Ohne die Zustimmung des römischen Kaisers, der wenigstens den Deutschen selber noch immer als das weltliche Oberhaupt der Christenheit galt, schien dem Kurfürsten die Annahme der königlichen Würde ebenso unpassend, als wenn jemand in eine Gesellschaft träte, ohne geladen zu sein. Daher setzte er alles daran, den Kaiser für sich zu gewinnen, hielt von Anfang an zur österreichischen Politik und brachte für sie Opfer. Das Beispiel seines Schwiegervaters, des Herzogs Ernst August von Hannover, der 1692 mit Hilfe des Kaisers die Kurwürde errungen, ermunterte ihn, auf diesem Wege fortzufahren. Aber trotz der großen Dienste, die der Brandenburger dem Hause Habsburg erwies, war der Kaiser nicht geneigt einzuwilligen; auch ohne jenen Titel war der hohenzollernsche Staat schon ein gefährlicher Nebenbuhler; sollte Österreich dem aufstrebenden Emporkömmling, den es bisher vergebens niederzudrücken versucht hatte, nun selbst helfen, wieder ein Stück höher zu klimmen? Jahrelang dauerten die Verhandlungen, die übrigens sehr geheim geführt wurden, und der Kurfürst sah den Wunsch seines Herzens noch immer unerfüllt. Da traten Ereignisse ein, die dem Eigennutze des Kaisers abnötigten, was dessen Dankbarkeit nicht leistete, und Friedrich III. konnte erkaufen, wo man nicht schenken wollte.

Schon daß sich im Jahre 1693 unter mehreren deutschen Fürsten ein Verein bildete, der den Zweck hatte, die neue hannöversche Kur, die der Kaiser soeben gestiftet, zu bestreiten, und daß diese Unzufriedenen sich nach dem ryswyker Frieden immer fester an Frankreich anschlossen, war für den Kaiser ein Gegenstand großer Beunruhigung. Eine andere Sorge brachte ihm das Heraufziehen des nordischen Krieges, der zwischen Karl XII. von Schweden einerseits und dem Zaren Peter, dem Könige August von Polen und Friedrich von Dänemark andererseits im Jahre 1700 ausbrach und gar leicht nach Deutschland und in die österreichischen Erbländer hinüber greifen konnte. Zunder zu einem Brande lag hier besonders in Ungarn aufgehäuft. Leopold hatte die ungarische Verfassung gebrochen, die ungarischen Protestanten aufs härteste bedrückt, selbst die Vornehmen, die Magnaten, schwer verletzt. Ein

Aufstand konnte hier jeden Augenblick ausbrechen. Bei weitem die größte Verlegenheit aber bereitete dem Kaiser der Stand der spanischen Angelegenheiten. Karl II. von Spanien war ohne Nachkommen; mit ihm erlosch der spanische Zweig des Hauses Habsburg, seine Länder mußten nach dem Rechte an den österreichischen Zweig fallen; Karls Tod stand nahe bevor, und Leopold I. sah sich im Geiste schon als Besitzer aller der Reiche, die einst unter dem mächtigen Zepter Karls V. gestanden und nun, vermehrt durch die großen Erwerbungen Ferdinands I., Österreich zu einer schwindelnden Höhe erheben mußten. Aber es zeigte sich bald, daß das reiche Erbe nicht so ohne weiteres anzutreten war. Auch Ludwig XIV. bewarb sich darum; er hatte zwar nur zweifelhafte Rechtsgründe vorzubringen (er war der Sohn der älteren Muhme und der Gemahl der älteren Schwester Karls II., die bei ihrer Verheiratung nach Frankreich auf die Erbfolge in Spanien verzichtet hatten, während ihre jüngeren Schwestern, die Mutter und die Gemahlin Leopolds I., einen solchen Verzicht nicht hatten zu leisten brauchen); aber Ludwig war gewohnt, seinen Willen nach seiner Macht, nicht nach seinem Rechte abzumessen. Er war entschlossen, wenigstens einen großen Teil der spanischen Staaten an sich zu bringen. Die Waffen mußten also entscheiden. Denn Leopold wollte auf keinen Fall seine Ansprüche fahren lassen. Er weigerte sich sogar, in einen Teilungsplan zu willigen, welchen die Seemächte, England und Holland, vorschlugen. Wer sollte ihm aber in dem schweren Kampfe helfen? Viele deutsche Fürsten, namentlich der von Bayern, waren für Frankreich, andere, wie der Kurfürst von Sachsen, in eigene Händel verwickelt. Die Seemächte wollten wenigstens nicht das ganze Erbe an Österreich bringen. Denn sie mochten weder das Haus Bourbon noch das Haus Habsburg übermächtig werden lassen. Unter diesen Umständen erhielt der Beistand Brandenburgs, das 30 000 Mann vorzüglicher Truppen auf den Beinen hatte, einen sehr hohen Wert. So entschloß sich der Kaiser zu dem Schritt, gegen den er sich so lange gesträubt, und der ihm auch jetzt sehr sauer ward. Er gab endlich seine Zustimmung zu Friedrichs III. Wunsche. Am 16. November 1700 unterzeichnete er zu Wien den Kron-Vertrag, durch welchen er sich verpflichtete, den Kurfürsten von Brandenburg, falls sich derselbe zum König in Preußen ausrufen lasse und kröne, auch als solchen zu ehren und anzuerkennen, sowie zu befördern, daß andere Mächte ihn ebenfalls dafür anerkennten. Dagegen erneuerte Friedrich den alten Bund und verpflichtete sich, dem Kaiser, falls wegen der spanischen Erbfolge Krieg entstehe, 8000 Mann Hilfstruppen auf eigene Kosten zu stellen. Bald darauf kam die Nachricht, daß am 1. November zu Madrid Karl II. gestorben war, daß ein Testament desselben den Enkel Ludwigs XIV., den Prinzen Philipp von Anjou zum Universalerben eingesetzt, und daß Ludwig diese Verfügung genehmigt habe. Der Kriegsfall war damit eingetreten.

Es war ein gutes Geschäft, das der Kaiser im Wiener Kronvertrage gemacht hatte; seine Anerkennung war Friedrich III. zwar sehr wünschenswert, aber doch nicht so notwendig, daß er nicht auch ohne dieselbe den Königstitel

hätte annehmen können; so war der Preis, den er dafür zahlte, gewiß groß. Und er hielt nicht nur, was er versprochen; er leistete aus freien Stücken weit mehr: nicht mit 8000, sondern mit 25 000 Mann hat er dem Kaiser beigestanden. Freilich die Weitsehenden ahnten schon jetzt, daß Preußen in nicht ferner Zukunft Österreich überflügeln werde und hielten daher jede Erhöhung Hohenzollerns für einen Schaden, den Habsburg erlitt. Prinz Eugen sagte in diesem Sinne: „die kaiserlichen Minister seien des Henkens wert, die dem Kaiser geraten, die preußische Krone anzuerkennen.“ Aber auf die Dauer den Lauf der Dinge zu hemmen, wäre auch ein Eugen nicht imstande gewesen, und Habsburg verkaufte mit Recht sehr teuer, was es mit der Zeit umsonst hätte gewähren müssen. Übrigens stand es nicht so, daß der Kaiser den Kurfürsten zum König erhob; davon war keine Rede: *Friedrich als souveräner Herzog in Preußen machte sich selbst zum König.* Es handelte sich einzig und allein um eine Frage der Etikette; der Kaiser gab nichts als die Anerkennung. Ebensowenig kann von einer Dankesschuld des preußischen Staates gegen die Jesuiten die Rede sein. Die Patres Wolff in Wien und Vota in Warschau handelten im Interesse ihres Ordens und ihrer Landesherrn, des Kaisers und des Königs von Polen, wenn sie für die Erwerbung der Königswürde seitens Preußens thätig waren.*)

Kaum war der Kronvertrag unterschrieben, als Friedrich III. schleunigst alle Anstalten traf, die *Krönung* mit großer Pracht in Königsberg zu vollziehen. Am 17. Dezember brach er mit seinem Hofstaat dorthin auf; das Gefolge war so zahlreich, daß man in vier Abteilungen reisen mußte und bis Königsberg 30 000 Pferde Vorspann gebrauchte. Am 20sten langte der Kurfürst dort an und ordnete nun selbst die Ceremonien und Festlichkeiten aufs genaueste. Am 15. Januar 1701, während die Glocken läuteten, die Kanonen donnerten, rief auf allen Plätzen der Stadt ein Herold unter dem Jauchzen des Volkes aus: „es sei durch die allweise Vorsehung dahin gediehen, daß das bisherige souveräne Herzogtum Preußen zu einem Königreich aufgerichtet, und dessen Souverän Friedrich I. König in Preußen geworden.“ Den Titel König *in* Preußen und nicht *von* Preußen nahm Friedrich darum an, weil ihm nur der östliche Teil des Preußenlandes gehörte.

Am 17. Januar stiftete er den preußischen schwarzen Adlerorden zum Andenken an die Gründung des Königreiches, dessen höchster Orden derselbe fortan war, mit dem Wahlspruch Suum Cuique, Jedem das Seine. Am Dienstag den 18. Januar erfolgte die *Krönung*; sie geschah mit einer nie gesehenen Pracht und Feierlichkeit. Zum Zeichen, daß er seine Krone keinem Menschen verdanke als sich selbst, setzte Friedrich sie sich selber auf sein Haupt und krönte

*) A. F. Pribram Österreich u. Brandenburg. Prag u. Leipzig 1885. — A. Waddington. L'acquisition de la couronne de Prusse par les Hohenzollern. Paris 1888. — M. Lehmann: Preußen u. die kath. Kirche seit 1640. Bd. I. Leipzig 1878. — E. Berner. Die angebliche Dankesschuld des preußischen Staates gegen die Jesuiten. Forsch. 1892. V. S. 437 ff. — Vgl. Forsch. 1892. V. S. 649; 1893. VI. S. 284 u. 623; 1894. VII. S. 608.

sodann die Königin. Darauf ging der ganze Zug aus dem großen Saale des Schlosses in die Kirche; dort ließ der König nach der Festpredigt sich und die Königin durch die beiden Oberhofprediger, die er zu Bischöfen erhoben, den reformierten und den lutherischen, feierlichst salben. Eine lange Reihe von Festlichkeiten verherrlichte das große Ereignis. Sie kosteten, wie der Krönungsschmuck, viele Millionen Thaler. Auch das Volk bekam seinen Anteil an der allgemeinen Lust. Es ergötzte sich an dem Schaugepränge; auch fehlte nicht der bei der Kaiserkrönung übliche Ochse, der, mit Schafen, Rehen, Ferkeln, Hasen, Hühnern gefüllt, auf freiem Platze gebraten und mit dem roten und weißen Wein zweier Springbrunnen dem Volke preisgegeben wurde.

Noch in demselben Jahre wurde die neue Königswürde von den meisten Staaten anerkannt; außer dem Kaiser zuerst von Polen, England, Dänemark, von Rußland, Holland, der Schweiz, Savoyen, Kurpfalz, Hannover; dann nach und nach von den übrigen. Nur der Papst protestierte.

Friedrich der Erste, wie er nunmehr als König hieß, glaubte es seiner neuen Würde schuldig zu sein, die Pracht seines Hofes, der bereits vorher königlich eingerichtet war, noch zu steigern. Er ahmte in jeder Hinsicht die Formen und den Glanz des versailler Hofes nach. Eine Unzahl neuer Hofbedienten aller Grade wurde angestellt, die, wie die vielen Feste, sehr beträchtliche Summen kosteten. Selbst darin wollte Friedrich es Ludwig XIV. gleich thun, daß er an seinem Hofe eine Mätresse hielt; aber er that es nur zum Schein; in der Wirklichkeit sich oder seinen Hofleuten Ausschweifungen zu gestatten, war er viel zu religiös und sittlich. Er hatte zu der sogenannten Mätresse — es war die Gräfin Wartenberg, eine ungebildete Frau von niederer Herkunft — weiter kein Verhältnis, als daß er zu bestimmten Zeiten der Hofetikette gemäß mit ihr auf und abspazierte. So weit ging also bei ihm die abgeschmackte Bewunderung des französischen Königtums, daß er lieber den Schein des Lasters annahm, als in irgend einem Stücke von seinem Muster abzuweichen. Und doch war er in der Politik und Religion, also in den wesentlichen Dingen, ein entschiedener Gegner Ludwigs XIV.

Die großen Ausgaben, welche die Rangerhöhung des Staates mit sich brachte, waren für das Land eine schwere Last; die Unterthanen mußten schwer dafür steuern, daß sie nun königlich preußisch hießen. Dennoch war der Gewinn weit größer als der Preis, den er kostete. Der Staat erhielt eine eigene Nationalität; die getrennten Stämme, die zu ihm gehörten, wurden leichter und rascher zu einem ganzen Körper verschmolzen, seit alle denselben Namen, als Preußen, trugen, alle derselben Farbe, der schwarz-weißen Fahne, folgten. Zwar das Preußentum entwickelte sich nunmehr im Unterschied von dem übrigen Deutschland auch um so bestimmter als ein eigenes Wesen; der preußische Staat trat um so entschiedener in seiner Besonderheit auf. Aber bei der allgemeinen Zerrüttung, dem unheilbaren Verfall des deutschen Reichs, das längst nur noch dem Namen nach bestand, war es ein Segen für das deutsche Volk, daß unter den zahllosen deutschen Staaten, in die es zerrissen

war, einer sich zu einem Körper entwickelte, der auf eigenen Füßen stand und auf eigene Hand das leistete, was das Ganze nicht vermochte, nämlich Deutschland mit Kraft und Ehren zu vertreten, und, indem er ein Stück Deutschlands nach dem andern an sich zog, die Hoffnung gewährte, daß er zuletzt alle getrennten Glieder wieder vereinigen, und daß so allmählich aus dem preußischen der deutsche Staat erwachsen werde.

Daß aber Preußen diesen Weg einschlage und einhalte, dazu trieb eben seine neue Würde am kräftigsten. Denn um mit Ehren ein Königreich zu sein, durfte es nicht stehen bleiben; es war noch klein und hatte doch schon einen großen Namen; es mußte unablässig trachten, größer und mächtiger zu werden, hinein zu wachsen in den weiten Königsmantel. So erhielt es mit der Krone den Sporn zu immer weiterem Vorwärtsstreben. Um mit Friedrichs des Großen Worten zu reden*): „Friedrich I. schien zu seinen Nachfolgern zu sagen: ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig! Ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, vollendet das Werk!“ —

Friedrich I. als König.

Dem Testament gemäß, dessen rechtlicher Bestand freilich von den Gegnern bestritten ward, folgte in Spanien auf Karl II. der Bourbon Philipp V. Nicht nur die Spanier, auch die Befehlshaber in den Nebenlanden, in Sicilien, Neapel, Mailand, Mantua, Belgien huldigten ihm, und Ludwig XIV. war bereit, ihn mit der ganzen Macht Frankreichs zu schützen. Dennoch unternahm es der Kaiser, ihn aus seinem Besitz zu verdrängen und die spanische Monarchie für seinen jüngeren Sohn Karl zu erstreiten; im Frühling 1701 rückte sein Heer unter dem Prinzen Eugen ins Feld, zuerst nach Italien. So entbrannte der spanische Erbfolgekrieg. Leopolds einziger Bundesgenosse war anfangs der neue König von Preußen. Aber bald traten, besorgt vor der kolossal gewachsenen Macht des Hauses Bourbon, die Seemächte auf seine Seite, und mit englischem und holländischem Gelde gewann er dann noch eine Schar von kleineren Genossen; im Jahre 1702 war halb Europa — Österreich, Preußen, das deutsche Reich, England, Holland, Dänemark, Savoyen und Portugal — gegen Frankreich verbündet, und die Heere dieser Koalition wurden von den größten Feldherren der Zeit, von dem englischen Herzog Marlborough und von dem Prinzen Eugen, befehligt. Das Genie dieser Generale wog den Vorteil auf, den Ludwig als unumschränkter Herr der Gesamtkraft seines großen Reiches hatte, während die Koalition oft uneinig war. Aber wenigstens im Anfange, ehe noch die Mittel seiner Gegner recht in Fluß kamen und zusammenwirkten, konnte Ludwig doch im Bunde mit einigen deutschen Staaten, mit Kurköln und Bayern, hoffen, auf die Angriffsmacht seines stärksten Gegners, des Kaisers, einen lähmenden Schlag zu thun. Ein großes bayrisch-französisches Heer drang 1703 tief in das Innere von Süddeutschland ein und schickte sich

*) Œuvres, p. p. J. Preuss, Berlin, 1846. I. 102.

an, im nächsten Jahre Österreich zu erobern. Daß diese Gefahr abgewehrt, und der Feind aus Deutschland wieder herausgeschlagen wurde, war das Verdienst der beiden Feldherren Eugen, der von Italien, Marlborough, der von den Niederlanden herbeieilte, und unter den Truppen hauptsächlich der Preußen.

Friedrich I. hatte dem Kronvertrage gemäß 8000 Mann und für englisch-holländische Hilfsgelder noch 15 000 Mann geschickt, die größtenteils in dem Heere Marlboroughs am Niederrhein standen und sämtlich mit hohem Ruhme stritten. Es war dort in den Niederlanden im Jahre 1702, daß die schwarz-weiße Königsfahne ihre Schlachtenweihe empfing; sie wehte zum Siege bei der Belagerung von Kaiserswerth, Venloo, Stephanswerth, Ruremonde, Lüttich, dann 1703 vor Rheinberg, Bonn und Geldern — Festungen, welche die Preußen teils allein, teils an der Seite ihrer Verbündeten eroberten. Zugleich fochten fünf Regimenter Preußen in Bayern; sie deckten bei Höchstädt unweit Donauwörth am 20. September 1703 den Rückzug des kaiserlichen Generals Styrum; mit welcher Tapferkeit, bezeugt der französische Feldherr Villars selbst: „Die französische Reiterei", berichtet er, „durchbrach einen Teil des Nachtrabs; allein die übrigen Bataillone, das preußische Fußvolk, machten festgeschlossen jedesmal gegen die Angriffe der Reiterei ein so furchtbares Feuer, daß sie nicht ein einziges Mal durchbrochen werden konnten und von ihr endlich nur noch begleitet wurden". Mit einem Verlust von 900 Mann retteten hier die Preußen das übrige Heer.

In allen diesen Kämpfen, besonders aber in dem letzten, zeichnete sich ein junger preußischer General durch kaltblütige und zugleich stürmische Tapferkeit aus, der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der hier, 26 Jahre alt, seine lange Heldenlaufbahn begann. Ein rauher, derber Kriegsmann ohne höhere geistige Bildung, aber von Natur zu allem begabt, was der Soldat und der Feldherr leisten sollen, und mit Leib und Seele dem Kriegshandwerk ergeben, verband er Verschlagenheit, kriegerische Einsicht und Erfindsamkeit mit ungestümem Mute und eisiger Kälte mitten im Feuer. Glanz, Schein und Formenwesen verachtete er, wie er sich denn auch über die Vorurteile der Geburt hinwegsetzte: er hatte zum Entsetzen seiner stolzen Familie eine Apothekerstochter aus Dessau geheiratet und lebte mit seiner Annaliese sehr glücklich. Aber fast noch wohler als bei ihr fühlte er sich auf dem Schlachtfelde. Und schon jetzt war der junge Held die Bewunderung von Freund und Feind. Sein König erkannte seine Verdienste: er machte ihn zum Oberbefehlshaber aller derjenigen preußischen Truppen, 12 000 Mann, die er zur Verteidigung des deutschen Reichs am Rheine hielt (1704). Mit diesen gab Leopold nun dem gesamten verbündeten Heere ein schönes Muster militärischer Tüchtigkeit.

Marlborough hatte sich im August 1704 glücklich mit Eugen vereinigt; sie griffen am 13. August bei Höchstädt das bayrisch-französische Heer an. Ihren linken Flügel führte Marlborough, ihren rechten Eugen. Unter dem letzteren fochten die Preußen. Auf beiden Seiten verfügte man über große Truppenmassen, über mehr als 50 000 Mann; die Schlacht war langwierig

und sehr blutig. Marlborough standen die Franzosen unter General Tallard gegenüber, dem Prinzen Eugen ein anderes französisches Corps unter General Marsin und die Bayern unter ihrem Kurfürsten. Die Stellung der Franco-Bavaren war sehr stark, und sie schlugen sich gut. Endlich siegte die überlegene Feldherrnkunst Marlboroughs. Doch daß er siegen gekonnt, war vor allem den Anstrengungen der Preußen zu danken, welche die Schlacht, als sie fast schon verloren war, mit zäher Ausdauer gehalten hatten. Prinz Eugen erkannte ihnen denn auch öffentlich „ein unsterbliches Lob" zu. „Maßen ich denn", wie er nach Berlin schrieb, „mit Augen gesehen, wie besonders von der Infanterie so hoch als niedere Offiziere und Gemeine mit unerschrockener Standhaftigkeit wider den Feind gefochten, dessen Gewalt etliche Stunden lang ausgehalten und endlich gesamter Hand durch ihr starkes Feuer denselben in eine solche Konfusion haben setzen helfen, daß er ihrer Tapferkeit mit großer Präcipitanz entfliehen und uns das Feld und somit diese herrliche Victorie überlassen müssen." Besonders rühmte er „die heldenmütige Führung des Generals Fürsten von Anhalt-Dessau, der auf keinerlei Weise seine Person geschont oder vor irgend welcher Gefahr sich entfärbt, sondern mit großer Unerschrockenheit seine Leute in das härteste Treffen geführt, so daß man ihm den Gewinn des vortrefflichen Sieges zu seinem unsterblichen Nachruhm großenteils zuzuschreiben hat."

Im nächsten Jahre führte Leopold von Dessau 8000 Preußen an der Seite der Österreicher nach Italien. Der Oberfeldherr Prinz Eugen sollte hier der kaiserlichen Sache vollständig das Übergewicht verschaffen, während Marlborough wieder die Niederlande deckte. Unter dem letzteren stand eine andere preußische Hilfsschar, welche der General von Lottum befehligte. Beide Abteilungen hatten großen Anteil an den Gefechten, die nun auf beiden Kriegsschauplätzen geliefert wurden, und eines derselben, bei Cassano am 16. August 1705 gegen den Marschall Vendome bestanden, hat eine besonders ehrwürdige Erinnerung hinterlassen. Denn der Marsch, unter dessen Klängen die Preußen dort kämpften, wurde als „Dessauer Marsch" in der Armee unsterblich. Ebenso zeichneten sich die Preußen in den größeren Schlachten aus, die mit ihrer Hilfe Marlborough am 23. Mai bei Ramillies, Eugen am 7. September 1706 bei Turin gewann. „Der Fürst von Anhalt," berichtete Prinz Eugen nach Wien, „hat mit seinen Truppen bei Turin abermals Wunder gewirkt. Zweimal traf ich ihn im stärksten Feuer selbst an der Fronte derselben, und ich kann es nicht bergen, sie haben an Mut und Ordnung die meinigen weit übertroffen. Für die Bequemlichkeit solcher Truppen muß man soviel als möglich sorgen; die Preußen verdienen es, und es ist kein Preis zu hoch, wodurch ich ihr Ausharren erkaufen kann." Zwei Jahre blieb dies Heer noch in Italien, und König Friedrich I. benutzte nebenbei diese Gelegenheit, um sich auch bei dem Papste in Respekt zu setzen. Er hieß ein Reiterregiment gegen den Kirchenstaat ziehen und nötigte dadurch den Papst, gegen die preußische Königswürde wenigstens nicht mehr laut zu protestieren. Es hat freilich noch

80 Jahre gedauert, ehe man sich in Rom dazu bequemte, den Marchese di Brandenburg offiziell als preußischen König anzuerkennen.

Der Krieg beschränkte sich nun auf das Land am Rheine. Prinz Eugen zog nach den Niederlanden und besiegte im Verein mit Marlborough die Franzosen bei Oudenarde (11. Juli 1708) und bei Malplaquet (11. September 1709). Auch in diesen Schlachten gebührte den Preußen, die hier von den Generalen v. Lottum, Fink von Finkenstein und v. Natzmer geführt wurden, der größte Teil des Dankes, wie Marlborough und Eugen bezeugten.

Ludwig XIV. war erschöpft; er bat um Frieden, wollte auf das ganze spanische Erbe verzichten; aber die Verbündeten verlangten, er solle selber seinen Enkel aus Spanien vertreiben. Diese letzte Demütigung wies der greise König zurück. Er harrte aus, und das Glück belohnte seine Standhaftigkeit.

Im Jahre 1710 stürzte eine Hofkabale das englische Whig-Ministerium und damit auch die Politik, die unter Wilhelm III. und nach dessen Tode (1702) unter der Königin Anna für England maßgebend gewesen war. Von nun an leitete die Partei der Tories den Staat; sie neigte schon aus Haß gegen den Herzog von Marlborough, dessen Dienste im Kriege unentbehrlich waren, zum Frieden, und als gar 1711 Kaiser Josef I., der älteste Sohn Leopolds, dem er 1705 in der Regierung gefolgt war, ohne Söhne starb, und Karl VI., eben jener Prätendent des spanischen Thrones, deutscher Kaiser wurde, da hatte England in der That nicht mehr den Beruf, die Sache Habsburgs wie bisher zu verfechten. Es unterhandelte daher, und sein Abfall zog auch die Holländer mit; so war der große Bund gesprengt.

Friedrich I. erlebte den Abschluß des Friedens nicht mehr, der ganz gegen seinen Willen zum Schaden des Kaisers war eingeleitet worden. Er hatte immer getreu bei seinen Verbündeten ausgehalten, unablässig Ersatzmannschaften in die Kriegslager geschickt; man rief nie vergebens sein großmütiges, deutsches Herz an. Er vergaß freilich, daß man erst soll gerecht sein und dann großmütig; er vergaß besonders, daß seine Unterthanen für „Subsidien“ nach Flandern zu schicken, damit sie sich dort für Holländer und Engländer töten ließen, im Grunde nichts war als Seelenverkäuferei. Er beschwerte sein Volk auch dadurch, daß er, um das ganze regelmäßige Heer im Auslande verwenden zu können, (1702) in allen Provinzen noch eine Art Landwehr errichtete, eine „Landmiliz“ aller waffenfähigen Mannschaft vom 18. bis 40. Lebensjahre, welche die Verteidigung der Grenzen übernehmen sollte. Jeden Sonntag mußte sie ihre Kriegsübungen halten, worüber die Geistlichen mit Recht sehr eiferten.

Zu dieser drückenden Maßregel griff der König aus Besorgnis vor den Gefahren, die seinem Lande durch den nordischen Krieg drohten. Denn während im Westen des Erdteils der spanische Erbfolgekrieg loderte, flammte es auch im Osten von Kriegsfeuer; da glänzte noch einmal der schwedische Kriegsruhm auf, trug von Norden her Karl XII. den Schrecken seiner Waffen. Drei Monarchen hatten sich gegen ihn verbündet, Friedrich IV. von Dänemark, Peter I. von Rußland und August II. von Sachsen und Polen; aber in

raschem Siegeslaufe zwang er den ersten zum Frieden, den zweiten zum Rückzug, den dritten zur Ergebung. Im Vertrage zu Altranstädt 1706 nötigte er August II., der polnischen Krone zu Gunsten eines polnischen Edelmanns, Stanislaus Lesczynski, dem er sie geschenkt, zu entsagen. Selbst dem Kaiser schrieb er Gesetze vor. Denn als er auf seinem Zuge nach Kursachsen im Frühling 1706 bei Steinau die Oder überschritt, da standen hier zahllose evangelische Schlesier versammelt und baten den Schwedenkönig mit Thränen um Hilfe, klagten, wie ihnen der Kaiser durch die Jesuiten ihre Kirchen, 600 allein in Niederschlesien, genommen, wie er ihre Geistlichen verjagt, ihren Gottesdienst verboten habe, und wie sie nun elendiglich in Wäldern und Einöden sich verkriechen müßten, wenn sie Kirche halten wollten. Viele seien gar, um der habsburgischen Tyrannei zu entgehen, ausgewandert oder katholisch geworden; die anderen erwarteten nun, daß er sie rettete. Karl XII. versprach es, und er war gewohnt sein Wort zu halten, seinen Willen mit dem Schwerte durchzusetzen. Seine Drohungen schreckten den wiener Hof und bewirkten, daß die Protestanten der Fürstentümer Liegnitz, Brieg, Wohlau, Öls, Breslau die Religionsfreiheit, wie ihnen der westfälische Friede ausgemacht hatte, nun durch die „Altranstädter Konvention" vom 1. September 1707 wieder erhielten. Mit diesem schönen Werke war Schwedens kurze Rolle als Großmacht ausgespielt. Zwei Jahre darauf verlor es in den russischen Steppen bei Pultawa für immer seinen Kriegsruhm und die Herrschaft des Nordens. Karls XII. Starrsinn vollendete den Ruin, den seine Tollkühnheit veranlaßt hatte; während der „Eisenkopf" jahrelang sich in der Türkei abmühte, dem Zaren, seinem Besieger, einen neuen Feind zu erwecken, fiel daheim seine eigene Macht in Trümmer, verheerten die neu verbündeten Dänen, Russen und Sachsen seine deutschen Provinzen, riß August II. wieder das polnische Reich an sich.

Es lag nahe, daß auch Preußen hier eingriff; denn der Krieg tobte vor seiner Thür. Auch versprach der Zar einen Anteil an der schwedischen Beute. Aber Friedrich I. blieb parteilos; er widerstand allen Lockungen, obwohl er sich füglich mit dem Nutzen seines Staates hätte entschuldigen können. Nur wo ihm ein Recht zustand, mochte er sich vergrößern; da versäumte er die Gelegenheit nicht. Die bedeutendste Erwerbung machte er auf solche Weise durch die „oranische Erbschaft". Er war Wilhelms III., der 1702 kinderlos starb, nächster männlicher Verwandter und nach dem Recht dessen Haupterbe. Wilhelm hatte jedoch durch ein Testament einen Seitenverwandten zu seinem alleinigen Erben und die Generalstaaten zu Vollstreckern dieser Verfügung eingesetzt. Es gab darüber nun einen langwierigen Streit; doch ergriff Friedrich von einigen Teilen des Erbes entschlossen Besitz, zuerst von der Herrschaft Lingen an der Ems, dann von der Grafschaft Mörs (am linken Rheinufer, gegenüber den Mündungen der Ruhr und Lippe), einem Ländchen, welches der Kaiser 1707 zu einem Fürstentum erhob; die Stadt Mörs wurde erst 1712 preußisch. Auch auf das Fürstentum Neuenburg (Neufchatel) und die Grafschaft Valendis (Valengin) in der Schweiz hatte Friedrich I. als Prinz von Oranien, welchen

Titel er seit 1702 führte, gegründete Ansprüche, überließ aber, da noch andere Bewerber auftraten, die Entscheidung den Ständen dieser Landschaften. Sie erkannten ihn 1707 als ihren Oberherrn an; doch hatte der König von Preußen hier im Grunde nur Schutz- und Ehrenrechte. Die beiden Ländchen blieben selbständig, wurden der preußischen Monarchie nie einverleibt, und die Einnahme, die der König aus diesem Besitztum zog, war nicht bedeutend; sie hat zuletzt (unter König Friedrich Wilhelm IV.) jährlich nur 100 000 Francs betragen. Durch Kauf erwarb Friedrich I. in demselben Jahre 1707 die Grafschaft Tecklenburg in Westfalen; er bezahlte dem Besitzer, einem Grafen von Solms-Braunfels, dafür 250 000 Thaler. In seiner Eigenschaft als Haupt der deutschen Protestanten endlich erwarb er 1708 die Grafschaft Geyern in Franken; der letzte Besitzer vermachte sie ihm, um sie nicht in die Gewalt eines Katholiken kommen zu lassen.

Im ganzen freilich war die auswärtige Politik des Königs wenig ersprießlich; denn die Subsidienverträge und der fortwährende Kriegszustand legten ohne entsprechende Vorteile dem Lande schwere Lasten auf, die es um so härter drückten, da auch der Hofstaat viel Geld kostete. Die Vorstellungen der Stände, die wenigstens in der Provinz Preußen noch zu murren wagten, blieben ohne Wirkung. Und doch war Friedrich I. von Natur ein gutmütiger Mann. Das zeigte sich bei mancher Gelegenheit. So schlug ihm ein Plusmacher vor, die 11 Tage, die bei der Annahme des neuen Kalenders im Februar 1700 entfielen, den Beamten am Solde abzuziehen; er lehnte es mit den Worten ab: „Ich will, daß meine Leute mich nicht chikanieren, ich sie aber auch nicht.“ Allein seine verschwenderische Wirtschaft führte ihn dazu, das ganze Volk zu chikanieren. Die Zahl und Höhe der Steuern mehrte sich von Jahr zu Jahr: zu den alten Steuern kamen neue, als Kronsteuer, Schloßbaugelder, Legationsgelder; und selbst die notwendigsten Lebensbedürfnisse entgingen dem Zöllner nicht. Da immer wieder Ebbe in den Kassen war, so verfiel man auf die sonderbarsten Mittel Geld zu machen. Friedrich trug, da sein Rücken etwas verwachsen war, um den Buckel zu verdecken, eine große Perücke oder Ätzel. Diese französische Erfindung war nun am Berliner Hofe und sonst im Lande Mode geworden; der König legte daher eine Perückensteuer auf und befahl jede Perücke zu stempeln, während er andererseits wieder durch ein Edikt gegen den Luxus eiferte, was sich in seinem Munde seltsam genug ausnahm. Ein ander Mal erschien eine Verordnung, man solle im ganzen Lande die Schweinsborsten sammeln und an die Regierung abliefern, die einen großartigen Borstenhandel beabsichtigte und sich davon viel Gewinn versprach. Leicht zu täuschen trotz seiner Neigung zum Mißtrauen, versuchte Friedrich es auch mit der Alchymie. Ein Schwindler, der sich Graf von Ruggiero nannte, lockte ihm mit dieser Hoffnung viel Geld ab, bis der Betrug zu handgreiflich wurde, und der König seinen Goldmacher in Küstrin aufhängen ließ (1709). Eine bessere Finanzquelle war der Judenschutz. Beim Regierungsantritt Friedrichs III. gab es in der Mark nur 132 jüdische Familien, davon 31 in Berlin.

Friedrich nahm indessen für Geld immer mehr in seine Staaten auf und schützte sie auch gegen die Verfolgung des Volkes, das ihnen Schuld gab, in einem Gebete „Alenu“ den Heiland zu lästern. Um das Jahr 1700 war ihre Zahl in sämtlichen Provinzen auf 700 Familien angewachsen, und in Berlin wurde ihnen (1712) sogar erlaubt, sich eine allgemeine Synagoge zu bauen, die erste dieser Art in der Hauptstadt.

Einen ansehnlichen Posten unter den Einnahmen bildeten die ausländischen Subsidien; aber sie deckten bei weitem nicht die Kosten für die Hilfstruppen. Das Heer verschlang überhaupt etwa die Hälfte der gesamten Staatseinkünfte; denn es wurde unablässig vermehrt, betrug im Jahre 1709, alle Bewaffneten eingerechnet, an 50 000 Mann mit 40 Generalen, nämlich 23 000 Soldaten in Flandern, 8000 in Italien, 12 bis 13 000 im eignen Lande, 5000 Mann Miliz („Wibranzen“) in der Provinz Preußen und 2000 Invaliden, für die unter dieser Regierung zuerst Versorgungsanstalten in den „Invaliden-Kompagnien“ gegründet wurden. Beim Tode Friedrichs I. belief sich der felddienstfähige Bestand auf 30 000 Mann. Der Sold war höher als heutzutage; er betrug im Durchschnitt für jeden Mann jährlich 50 Thaler; am meisten kostete im Verhältnis die Garde, die der König einrichtete und sehr prächtig ausstattete. Abgesehen von der wenig zahlreichen Landmiliz bestand das Heer aus geworbenen Leuten, die teils von der Regierung, teils von den Gemeinden beschafft wurden und gewöhnlich auf drei oder sechs Jahre Dienst nahmen. Die Kriegszucht war streng, der Dienst schwer, daher das Ausreißen häufig; nur harte Strafen hielten diese Söldner zusammen, die doch vor dem Feinde so ruhmvoll fochten. Denn wem der innere Beruf zum Soldatenhandwerk fehlte, den riß in der Schlacht das Beispiel oder der angestammte Kriegersinn zu tapferer That fort. Auch die bessere Bewaffnung hatte an den Erfolgen des Heeres einen Anteil; an Stelle der Pike und des Luntenschlosses traten in dieser Zeit das Bajonett und das französische Steinschloß.

Schon als Kurfürst hatte Friedrich mehr für den Glanz als für den Nutzen gewirkt; als König leistete er für die eigentliche Wohlfahrt seines Volkes noch weniger. Er machte einige Ansätze dazu, den Anbau des platten Landes zu heben, aber sie waren ohne Nachdruck und Erfolg; er verbot einmal seinen Amtleuten, die Bauern zu prügeln; aber wer sah den Herren auf die Finger? Er setzte Preise zur Ausrottung der Wölfe aus, sechs Thaler für einen alten, drei für einen jungen Wolf; aber er erließ zugleich, um seiner Prachtliebe zu frönen, Jagdgesetze, welche die Schonung des Wildes anbefahlen und dadurch bewirkten, daß sich namentlich die Wildschweine zum großen Schaden des Ackerbaues übermäßig vermehrten. Um seinen Jagden noch mehr Reiz zu geben, ließ er sogar, was schon sein Vater einmal versucht hatte, Elenne und Auerochsen aus Preußen nach den Wäldern der Mark verpflanzen und verbot sie zu schießen, wie er auch die Biber an der Elbe schützte. Doch hielten sich die Elenne und Ure diesmal nicht besser als vordem; sie wollten sich in der Mark nicht einheimisch machen lassen.

Was er für die Gewerbe that, beschränkte sich im Grunde auf die zahlreichen Einfuhrverbote ausländischer Waren und darauf, daß er die Akademie der Wissenschaften ermunterte, den Seidenbau zu pflegen, den ein Franzose im Jahre 1698 bei Berlin eingeführt hatte. Dieser neue Industriezweig blieb jedoch sehr unbedeutend.

Unter einer so lässigen Regierung mußte ein plötzlich hereinbrechendes Landesunglück desto verderblicher wirken. Ein solches traf nun in den Jahren 1709—11 die östlichen Teile des Staats, das eigentliche Königreich. Von Polen her wurde dort die Pest eingeschleppt und verheerte weit und breit die Ostseelande zwischen der Memel und Oder. Andere Krankheiten — meist von Mangel und Elend bei Mißwachs und Verkehrsstockung erzeugt — gesellten sich hinzu. Ostpreußen verlor durch alle diese Geißeln 236 000 Menschen, mehr als ein Drittel seiner Bevölkerung; in Königsberg starben 7000 Menschen, Littauen lag auf weite Strecken wüst. Einigermaßen half dann die Natur, indem sie die Fruchtbarkeit der Überlebenden vermehrte. Auch das polnische Preußen und Pommern litten viel; in Danzig, wo die Pest während des Jahres 1709 wütete, starben an ihr damals 24 500 und in den Vorstädten 8000 Menschen*); in Pommern verödeten manche Städte gänzlich. Die Mark blieb von dieser Pest verschont; hier hob sich die Bevölkerung und zugleich der Wohlstand beträchtlich — eine Folge der starken Einwanderung und des gesteigerten Verkehrs, dem der Luxus des Hofes viel Nahrung gab. Man merkte dies besonders in Berlin, wo der Ertrag der Accise auf das Vier- und Fünffache, die Einwohnerzahl von 20 000 (i. J. 1688) auf 50 000 (i. J. 1709) stieg, und Anbau und Verschönerung, besonders der Friedrichsstadt, gute Fortschritte machten.**)

Am meisten that Friedrich noch für Kunst und Wissenschaft. Er stiftete z. B. im Jahre 1700 zu Halle eine reformierte Schule, die 1712 in ein Gymnasium verwandelt wurde, beschenkte die königliche Bibliothek so reichlich, daß sie schon 1702 auch im Auslande Ruf hatte, und war immer bereit, nach Ludwigs XIV. Beispiel, zur Unterstützung von Gelehrten und Künstlern Geld zu spenden. Die Quelle dieser Freigebigkeit war die Prunksucht; eben daher stammte wohl auch das neue Amt, mit dem er den Staat bedachte: er setzte 1696 einen Censor ein, ohne dessen Zustimmung fortan keine Druckschrift erscheinen sollte. Doch bedurften wenigstens die Märker in dieser Beziehung eher eines Spornes, als eines Zaumes; denn noch immer war unter ihnen im Vergleich zu den Bevölkerungen des westlichen Norddeutschlands wenig geistiges Leben zu merken. Man kaufte und las selten ein Buch, am ersten noch religiöse Schriften; mit solchen wurden denn auch die Druckereien, deren es nun in Berlin doch schon zehn gab, am meisten beschäftigt. Für sie war freilich die Censur einigermaßen nötig. Denn noch immer herrschte zwischen Lutheranern

*) G. Löschin, Geschichte Danzigs, Danzig 1828, II. S. 123.

**) P. Seidel, Berlin u. sein Hof im Jahre 1696, Berlin 1890.

und Reformierten kein rechter Friede. Der Kurfürst verfuhr hier ebenso, wie sein Vater, dem er in der Duldsamkeit und in der Frömmigkeit glich. Auch er versuchte die beiden evangelischen Sekten mit einander zu verschmelzen, und er wurde darin von den gemäßigten Lutheranern, besonders von den Pietisten, gut unterstützt. In ihrem Sinne war es, daß er die Teufelsaustreibung und die Privatbeichte für unverbindlich erklärte.

Wenn Friedrichs I. innere Regierung nur wenig Verdienste hatte, so lag dies daran, daß er sie ganz dem Grafen Wartenberg überließ, der die wichtigsten Ämter wiederum mit seinen Geschöpfen besetzte. Alle diese Günstlinge suchten einzig und allein ihren Privatvorteil und kümmerten sich wenig um den Nutzen des Staates. Erst gegen Ende seines Lebens gingen dem schwachen Könige über ihr Treiben die Augen auf, und auf Andringen des Kronprinzen bestrafte er (1710) einen der Hauptschuldigen, einen Grafen Wittgenstein, mit Festungshaft, Wartenberg selbst (1711) mit Verbannung ins Ausland. Die treibenden Kräfte bei der nun folgenden Reformarbeit, die im Sinne und unter der Einwirkung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in den Jahren 1711 und 1712 begann, waren außer dem letzteren die beiden Staatsmänner: Kameke an der Spitze der 1689 reorganisierten Geheimen Hofkammer und Grumbkow als Direktor im Generalkriegskommissariat.*) Doch gab der König dem verbannten, aber noch immer geliebten Günstlinge zugleich Beweise seiner Huld. Wartenberg und dessen Frau mußten nach Frankfurt am Main ziehen; aber sie durften nicht bloß die Schätze, die sie in Berlin zusammengebracht, mitnehmen, sondern es empfing der Günstling sogar noch ein Jahrgehalt von 24 000 Thalern; derselbe starb indes schon im März 1712.

Auch in seiner Familie hatte Friedrich manchen Kummer; nach dem Tode Sophie Charlottens (1. Februar 1705) und zweier Enkel ließ er sich bereden, noch einmal zu heiraten; aber diese dritte Gemahlin, Sophie Luise von Mecklenburg-Schwerin, eine strenge Lutheranerin, verbitterte ihm durch ihre religiöse Unduldsamkeit das Leben. Sie versank dann in Schwermut, die plötzlich zum Wahnsinn umschlug. In diesem Zustande überfiel sie eines Tages den König in seinem Zimmer und erschreckte den schon kränklichen zum Tode; er glaubte die „weiße Frau" gesehen zu haben, jenes Nachtgespenst, welches, nach der alten Sage, im Hohenzollernschloß erscheint, wann immer daselbst ein Todesfall bevorsteht. Es sollte dies der Geist einer verwitweten Gräfin Kunigunde von Orlamünde sein, die aus Liebe zu dem Burggrafen Albrecht von Zollern (um 1350) ihre Kinder getötet habe, aber, gerade um dieser Unthat willen von ihm verschmäht, dann in Verzweiflung gestorben sei. Aus Rache gehe sie nun im Hause der Zollern, Unheil verkündend, um. Die beglaubigte Geschichte weiß von jener Liebes- und Mordsgeschichte nichts. Thatsache ist nur, daß

*) G. Schmoller u. O. Krauske, Die Behördenorganisation u. die allgem. Staatsverwaltung Preußens im 18. Jahrh., Bd. I. Akten von 1701 bis Ende Juni 1714. Berlin 1894.

Burggraf Albrecht den Grafen Otto von Orlamünde-Plassenburg, welcher der letzte seines Stammes war, kraft eines Erbvertrages beerbte, und daß Ottos Witwe, Gräfin Kunigunde, 1351 starb und in der alten Klosterkirche zu Nürnberg begraben liegt. Dort findet sich noch ihr Denkmal; sie ist im Gewande der weißen Frauen von Cisterz (der Cisterzienser-Nonnen) abgebildet. Übrigens war die Sage von der „weißen Frau" weit verbreitet, fand sich in Deutschland z. B. auch im zähringischen Fürstenhause und beruhte ursprünglich auf dem altheidnischen Mythus von der im Winter weißen Erdgöttin, sodann aber darauf, daß weiß die alte Trauertracht war, und der vorahnende, wehklagende Hausgeist naturgemäß als weiblich gedacht wurde.

Solche nüchterne Betrachtungen ließ der Aberglauben indes damals noch nicht aufkommen; Friedrichs Krankheit verschlimmerte sich seit dem erwähnten Vorfall so erheblich, daß er rasch seinem Leiden erlag. Er starb am 25. Februar 1713, aufrichtig betrauert von seinen Unterthanen, die den gutmütigen Fürsten trotz seiner großen Schwächen liebten und nachsichtiger über ihn urteilten, als die Nachwelt. Bei der Beurteilung durch die Nachwelt schadete es ihm, daß er „in der Geschichte zwischen einem Vater und einem Sohne steht, deren überlegene Talente ihn verdunkeln". Aber auch in das günstigste Licht gestellt, zeigt seine Regierung doch immer einen häßlichen Flecken: daß er das Blut und das Geld seines Volkes aus Eitelkeit in fremdem Dienste vergeudete. Giebt es für solchen Menschenhandel überhaupt eine Entschuldigung, so ist es nicht die Sitte der Zeit, sondern der Preis, den er bekam, — die Königskrone für Hohenzollern, der Preußenname für den Staat und neuer Kriegsruhm für das Heer.

Friedrich Wilhelm I.

Friedrich I. erzielte aus seinen drei Ehen nur ein ihn überlebendes Kind, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, den ihm seine zweite Gemahlin Sophie Charlotte am 15. August 1688 zu Berlin gebar. Es prägte sich schon in dem Knaben eine sehr bestimmte Eigenart aus, die von dem Wesen der Eltern weit abwich. Er strotzte von Gesundheit und Kraft, aber auch von unbändiger Heftigkeit und hartköpfigem Eigensinn; in allen körperlichen Übungen, vorzüglich in denen, die zum Kriegsdienst gehörten, that er es allen Altersgenossen zuvor; aber seine geistigen Fähigkeiten beschränkten sich, wie es schien, auf gesunden, derben Menschenverstand. Gerad und wahrheitsliebend, schlicht und einfach, haßte er nicht nur das Gekünstelte und Formelhafte, sondern auch Kunst und Wissenschaft, sofern sie nicht handgreiflich nützten und von selbst einleuchteten. Das geistreiche und gelehrte Wesen seiner Mutter machte auf ihn ebenso wenig Eindruck, wie der ceremoniöse Prunk seines Vaters; er verachtete beides, und seine Erzieher verstanden es nicht, seinen Willen zu beugen. Sehr frühzeitig, schon in seinem neunzehnten Jahre (am 14. November 1706), war er verheiratet worden, und seine Frau — es war Sophie, Tochter des

Kurfürsten Georg I. von Hannover, späteren Königs von England — besaß, obgleich ein Jahr älter (geboren am 26. März 1687), doch sein Herz stets ungeteilt; aber einen besänftigenden Einfluß auf sein bärenhaftes Wesen hatte auch sie nicht in erheblichem Grade. So blieb er geistig ungebildet und sittlich roh. Aber in dieser harten Schale lag ein Kern deutscher Biederkeit und Rechtschaffenheit, und wenn er das Schöne und Angenehme, das Erhabne und Ideale nicht zu würdigen wußte, so verstand er sich um so besser auf das Nützliche.

Die ganze bisherige Wirtschaft mit ihrem glänzenden Flitter, ihrer verschwenderischen Pracht hörte auf. In Wusterhausen, wohin sich der neue Herrscher am dritten Tage nach seiner Thronbesteigung begeben hatte, unterzog er den Hofetat zugleich mit dem ganzen Staatshaushalte einer höchst energischen und gründlichen Prüfung.*) Von 100 Kammerherren blieben nur 12; die Schweizergarde wurde sofort entlassen, ihr aber, da sie mit viermonatlicher Kündigung angeworben war, der Sold für sechs Monate im voraus bezahlt. Ohne Rücksicht und Schonung, ohne Ansehen der Person wurden alle Besoldungen und Gnadengehälter, die er für überflüssig oder zu hoch hielt, gestrichen oder verkürzt. Das Leichenbegängnis seines Vaters war das letzte Prachtfest, welches er duldete; fortan wurde der Hof auf den einfachsten, schlichtesten Fuß gesetzt und Sparsamkeit die Losung. Die Residenz nahm jetzt ein anderes Gesicht an; ernste Stille auf den Gassen, rührige Emsigkeit bei der Arbeit; die Freude wagte selbst in den Häusern kaum sich laut zu äußern. Bald merkte das Land, daß mit dem neuen Könige eine neue Zeit gekommen war. Schien es nicht, als ob ein Spartaner den Thron bestiegen? Ein stämmiger, handfester Mann, nicht hoch von Wuchs und einigermaßen wohlbeleibt, aber robust und fest wie ein Turm, das blühende Gesicht ernst, aufrichtig, gebieterisch; die großen grauen Augen standhaft, wachsam und glänzend von beständigem Feuer und Leben; starke Backen und Kiefern, die blonden Haare in einen langen, starken Zopf gebunden, das Ganze ein Bild derbster Gesundheit, entschlossener Kraft — so war Friedrich Wilhelms äußere Erscheinung, und sie spiegelte seinen innern Menschen wider. Fast konnte es keinen schrofferen Gegensatz des Charakters geben als zwischen Friedrich I. und seinem Sohne. Jener gutmütig und schwach und ein Verehrer des glänzenden Scheines; dieser unerbittlich, von rücksichtslos durchgreifender Thatkraft, ein leidenschaftlicher Vertreter des Wesentlichen. Und das Wesentliche sah er allein in dem unmittelbar Nützlichen. Hurtige, rastlose Thätigkeit, Ordnung in den Geschäften, Ehrbarkeit und Mäßigkeit im Leben verlangte er von den Unterthanen und war darin selber ein Muster. Er faßte das Königtum auf als ein Amt, ihm von Gott gegeben, die Faulen und Ungerechten zur Arbeit und Rechtschaffenheit anzuhalten, jeden in seinem

*) C. Krauske, Aus einer geschriebenen Berliner Zeitung vom Jahre 1713. Schriften d. Vereins f. d. Gesch. Berlins. Heft XXX. Berlin 1893.

Kreise, den Privatmann wie den Beamten. Sich bewußt, das Rechte zu wollen, hielt er sich selbst für das Fleisch gewordene Recht, und jeder Widerspruch, geschweige ein Widerstand gegen seinen Willen erschien ihm als Bosheit oder Thorheit; er zerbrach ihn mit eiserner Faust. So war er ein Despot, doch sein Verfahren selten ein ungerechtes; denn sein natürlicher Verstand machte, daß er fast immer das Richtige traf.

Rauh und derb griff er den Staat an, riß ihm den Flittertand eines prachtvollen Hofstaates ab, der am Marke des Landes gezehrt hatte; aber dafür verstärkte er die wahren Machtmittel. Das junge Königreich stand dem Namen nach ebenbürtig neben dem alten; aber was bedeutete Preußen mit seiner kleinen Armee und seinem zerstückelten Gebiete, seinen paar Millionen Einwohnern und kaum 30 000 Soldaten neben den benachbarten Großstaaten Österreich, Rußland, Frankreich, die Heere von 100 000, 130 000, 160 000 Mann unterhielten? Sollte es mit Ehren eine Rolle in Europa spielen, so mußte es seine Kräfte aufs äußerste anspannen und aufs sorgfältigste zu Rate halten, um seine militärischen Leistungen sehr beträchtlich steigern zu können. Es kam darauf an, daß der Staat möglichst viel Soldaten und Geld habe; danach richtete sich sein Ansehen und seine Geltung in der Welt. Das Kriegswesen und das Finanzwesen waren daher für Friedrich Wilhelm die allerwichtigsten Angelegenheiten; ihnen widmete er sich mit dem ganzen Eifer seiner ebenso werkfrohen wie arbeitskräftigen Natur. Er hatte übrigens für diese Dinge eine angeborene Vorliebe; schon als Knabe ergötzte ihn nur das Soldatische, und er galt früh für geizig. Seine Neigungen und seine Überzeugungen trieben ihn also in dieselbe Bahn; auch seine Talente lagen in derselben Richtung. Sie waren groß, aber durchaus praktisch; seinem Scharfblick entging nicht die kleinste Unebenheit oder Unregelmäßigkeit im Heerwesen wie im Getriebe der inneren Verwaltung. Er sah jeden blinden Knopf im Heere und jeden falschen Posten in den Rechnungsbüchern, wußte mit ungemeinem Geschick nicht bloß den alten Bestand besser zu ordnen, sondern auch neue Geldquellen und Regimenter zu schaffen, die neuen und alten aber zu einer vorzüglichen Kriegsmaschine auszubilden; denn er war ein ebenso guter Exerziermeister wie Hauswirt. Auch gedachte er nicht, seine Aufgabe, seinen Beruf in fremde Hände zu legen; er sebst, der König, sah und bearbeitete alles im Staat. „Saget dem Fürsten von Anhalt“, so äußerte er sich gleich nach seiner Thronbesteigung, „daß ich selbst der Finanzminister und Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König von Preußen aufrecht erhalten.“

Mit der alten Günstlingsherrschaft war es aus; der König, der alles Recht des Staates in sich fühlte, war auch aller Pflicht eingedenk. Er arbeitete, — nicht wie die meisten anderen Könige dem Namen nach, sondern wirklich.

Nur auf die auswärtigen Angelegenheiten verstand er sich wenig. Es mangelte ihm die nötige Kenntnis der europäischen Staatsverhältnisse, vor

allem aber die diplomatische Kunst, seine Gedanken zu verstecken und gewandt zwischen den widerstreitenden Interessen des Auslandes sich nach dem festen Ziele des eigenen Vorteils hindurch zu winden. Er war zu offen und ehrlich, um selbst in einer guten Sache heucheln zu können; so wurde er von den verschlagenen fremden Diplomaten leicht hintergangen und ausgebeutet. Sein Herz gehörte Deutschland und dem Kaiser; er haßte alle Ausländerei gründlich, am meisten aber die Franzosen. Daß er unter diesen Umständen doch erst später in das Schlepptau der schlauen österreichischen Politik geriet, daß die auswärtigen Geschäfte Preußens anfangs mit Umsicht und gutem Erfolg betrieben wurden, verdankte der König dem bedeutendsten seiner Staatsmänner, dem klugen und geschickten Minister Heinrich Rüdiger v. Ilgen, den er an ihrer Spitze vorfand und beließ.

Zwar durfte auch Ilgen nicht selbständig verfahren, aber Friedrich Wilhelm war verständig genug, seinen Rat in der Regel zu befolgen. Es war dies um so nötiger, als der Staat gerade bei seinem Regierungsantritt sich nach außen hin in sehr schwierigen Verhältnissen befand. Noch war der spanische Erbfolgekrieg im Gange, und der nordische Krieg loderte eben wieder in größter Nähe auf. Friedrich Wilhelm hatte keinen Grund den ersteren fortzusetzen; er schloß sich vielmehr den Mächten an, die zu Utrecht über den Frieden verhandelten. Es lag ihm nur daran, für die großen Opfer an Geld und Blut, welche das Land unter seinem Vater in diesem Kriege hatte bringen müssen, einige Entschädigung zu erhalten; solche wurde ihm auch durch Englands Unterstützung gegen den Willen Hollands und Österreichs zuteil. Preußen erhielt in dem Utrechter Frieden (11. April 1713) das bisher zu den spanischen Niederlanden gehörige Ober-Geldern (an der Maas); dagegen verzichtete Friedrich Wilhelm, als er am 15. Mai 1713 dem Frieden beitrat, auf die Teile der oranischen Erbschaft, die in Frankreich lagen, namentlich auf das Fürstentum Orange, dessen Titel er indessen fortführte. Auch wurde jetzt die preußische Königswürde von Frankreich und Spanien anerkannt.

Erwägt man, daß Friedrich I. kraft des Kronvertrages nur verpflichtet gewesen, dem Kaiser 8000 Mann Hilfstruppen für den Erbfolgekrieg zu stellen, daß er aber stets weit mehr geleistet, so war der Ersatz, den der Utrechter Frieden gab, doch nur klein. Ober-Geldern, oder wie es eigentlich seit 1339 hieß, das Herzogtum Geldern, hatte fruchtbaren Boden und eine gewerbfleißige Bevölkerung, aber nur geringen Umfang (22 Quadratmeilen mit 50 000 Einwohnern).*)

Das letzte Stück der oranischen Erbschaft, welches ihm noch zukam, die Baronie Herstal im Bistum Lüttich, brachte Friedrich Wilhelm bald darauf mit Gewalt an sich, wie er auch sonst sein Recht ohne viel Federlesens durchsetzte, wo er die Macht dazu hatte.

*) C. Mantels, Die Verwaltung des preuß. Anteils am Oberquartier von Geldern während der ersten Regierungszeit Fr. Wilh. I., Vortrag ꝛc., Forsch. 1893. VI. S. 602 f.

Nachdem die Seemächte vom Kampfplatze abgetreten waren, fehlten dem Kaiser die Mittel, die bisher von jenen besoldeten Truppen weiter zu unterhalten. Er war außer stande, allein die spanische Monarchie den Franzosen abzunehmen; auch Preußens vertragsmäßige Hilfe hätte dazu nicht genügt. Karl VI. fügte sich daher in das Unvermeidliche und schloß im März 1714 zu Rastatt für seine Erblande, im September 1714 zu Baden für das deutsche Reich Frieden, indem er die Bedingungen des Utrechter Friedens annahm. Kraft desselben wurde das spanische Erbe geteilt; der Bourbon Philipp V. behielt Spanien mit den Kolonien, der Habsburger Karl VI. erhielt die Nebenländer, Belgien, Mailand, Neapel, Sardinien (für welches er später vom Herzog von Savoyen die Insel Sicilien eintauschte). Das deutsche Reich fuhr dabei am übelsten; für alle Leiden des langen Krieges, in den es die habsburgische Hauspolitik gestürzt, empfing es nicht den geringsten Ersatz. Die Jesuiten am wiener Hofe verhinderten sogar, daß die schmähliche Klausel des Ryswyker Friedens, welche den pfälzischen Protestanten so schweres Unrecht that, zurückgenommen wurde. Deutschland hatte wieder einmal für das Haus Habsburg seine Haut zu Markte getragen und diesem große neue Besitzungen erkämpfen helfen, sich selbst aber Schimpf und Schaden geholt. Es war ein Glück, daß wenigstens der Nordosten, Preußen, sein Interesse wahrnahm. Dieser Staat leistete denn auch im nordischen Kriege, indem er zunächst für sich selbst arbeitete, der gemeinsamen deutschen Sache die erheblichsten Dienste.

Während Karl XII. in ohnmächtigem Trotze noch immer in der Türkei verweilte, machten die nordischen Verbündeten, Rußland, Polen und Dänemark, alle Anstalten, den Schweden auch diejenigen Festungen zu entreißen, die sie noch in ihren deutschen Provinzen besaßen. Beide Teile lagen dem Könige von Preußen an, sich in den Streit hineinzumischen. Friedrich Wilhelm meinte es anfangs gut mit Schweden; er war nicht willens, von dessen Unglück Nutzen zu ziehen. Andererseits fühlte er keinen Beruf, für eine ihm fremde Sache Opfer zu bringen. Er wünschte parteilos zu bleiben, vor allem aber den Krieg vom deutschen Boden fortzubannen. Er erbot sich daher, die schwedischen Festungen in Deutschland, namentlich Stettin und Wismar, mit seinen Truppen zu besetzen und für Karl XII. bis zum Frieden zu verwahren; der Krieg sollte sich auf die außerdeutschen Länder beschränken. Damit waren alle einverstanden, auch die schwedischen Bevollmächtigten; nur Karl XII. nicht. Nun rückte (im Juli 1713) ein russisches Heer von 24 000 Mann durch Mecklenburg in Pommern ein, verheerte das Land, verbrannte die Stadt Garz und belagerte Stettin. Vermittelst sächsischen Geschützes, welches der König August geschickt hatte, wurde die Stadt im September bombardiert, und ihr Befehlshaber machte, um sie zu retten, den Vorschlag, daß sie bis zum Frieden neutral sein und gemeinschaftlich vom Herzog von Holstein, dem Schwager Karl XII., und von dem Könige von Preußen besetzt werden solle. Friedrich Wilhelm ging mit Freuden darauf ein; denn es lag ihm alles daran, die Russen sich nicht in Pommern einnisten zu lassen. Daher begab er sich

eilig nach Schwedt, wo sich der russische Minister und Feldherr Mentschikow aufhielt, und schloß hier mit diesem und dem General Flemming, dem Bevollmächtigten des Königs August, am 6. Oktober 1713 einen Vertrag, nach welchem er an Rußland und Sachsen 400 000 Thaler Belagerungskosten zahlte, dagegen sollten ihm alle schwedischen Festungen in Deutschland, zunächst Stettin, als Sequester, d. h. in Verwahrung bis zum Frieden, übergeben werden. Demgemäß rückte am folgenden Tage eine preußische Besatzung in Stettin ein, die Russen und Sachsen aber räumten Pommern. Obwohl nun der Schwedter Vertrag für Karl XII. im Grunde vorteilhaft war, so weigerte sich der eigensinnige und mißtrauische Fürst dennoch, ihn anzuerkennen. Dadurch aber wurde Friedrich Wilhelm ganz in das Lager der Verbündeten getrieben; denn da er nun fürchten mußte, seine 400 000 Thaler und sonstigen Kosten nicht wieder zu erhalten, so trat er dem Bündnis der Feinde Schwedens bei und machte mit Peter I. insgeheim ab, daß im künftigen Frieden Stettin und die Odermündungen an Preußen, Ingermannland und Karelien aber an Rußland kommen sollten (12. Juni 1714).

Die schwedischen Angelegenheiten standen seitdem hoffnungslos, zumal da auch Georg I. von Hannover, seit 1714 König von England, eine feindliche Stellung annahm. In Schweden dachte man schon daran, Karl XII. zu entthronen. Da endlich verließ dieser die Türkei und erschien nach einem Ritte von 14 Tagen unerwartet in Stralsund (22. November 1714). Von hier aus forderte er Friedrich Wilhelm I. auf, ihm Stettin zurückzugeben, indem er so that, als habe Preußen aus dem Schwedter Vertrage gar kein Recht. Aber Friedrich Wilhelm, der für sein Geld besorgt war, auch um keinen Preis die Russen oder Polen an der Odermündung dulden wollte, beschloß nun, den für seinen Staat so wichtigen Besitz nicht wieder aufzugeben, und als dann Karl sein Recht mit Gewalt verfocht und die Insel Usedom besetzte, die nach preußischer Erklärung zum Sequester gehörte, zog er gegen Schweden das Schwert (April 1715).

Der Ausgang des Kampfes konnte kaum zweifelhaft sein. Karl XII. verteidigte sich in Stralsund mit aller Tapferkeit gegen das verbündete Heer der Preußen, Dänen und Sachsen; aber die Übermacht war zu groß. Nachdem die Preußen durch die Eroberung Usedoms und der peenemünder Schanze die Wasserwege für das schwere Geschütz freigemacht, nachdem sie dann unter Leopold von Dessau (15. November) in Rügen gelandet und Karl XII., der zur Rettung der wichtigen Insel aus Stralsund herbeieilte, zurückgeschlagen hatten, konnte dieses letzte schwedische Bollwerk in Pommern sich nicht länger halten; Karl entfloh nach Schweden, und Stralsund ergab sich (22. Dezember). Im nächsten Frühling verloren die Schweden auch Wismar, welches in die Gewalt der Dänen und Hannoveraner geriet, und sie besaßen nun in Deutschland keinen Platz mehr. Karl XII. bot dann die letzte Kraft seines erschöpften Reiches auf und unternahm einen Feldzug gegen das dänische Norwegen; aber er fand dort (1718) nicht die gesuchte Rache, sondern den Tod.

Inzwischen war im übrigen Europa an die Stelle der Kriegsunternehmungen ein Spiel diplomatischer Verhandlungen getreten, bei welchem sich das Verhältnis der einzelnen Staaten zu einander fortwährend nach Laune oder Berechnung veränderte. Das nordische Bündnis lockerte sich dabei; man versuchte ganz neue Verbindungen. Der Aufschwung der russischen Macht an der Ostsee beeinträchtigte Polen und erschreckte die Seemächte; aber der Weg zur Niederhaltung Rußlands schien über Preußen zu müssen. Dieser kriegsmächtige Staat war überdies den hannöverschen Welfen, den katholischen Wettinern und den Habsburgern gleichmäßig im Wege. Sie faßten den Plan, ihn in großem Maßstabe zu berauben; Georg I., August II. und Karl VI. schlossen zu diesem Zweck am 5. Januar 1719 zu Wien einen Vertrag; nachdem Preußen niedergeworfen, sollte es an Hannover seine westlichen Provinzen, an Polen seine Souveränität verlieren. Die Nachricht von Karls XII. Tode änderte indes die Stimmung der englischen Staatsmänner, und der Vertrag blieb auf dem Papier. Doch erhielt der bedrohte König davon Kunde. Schon 1718 war ein ungarischer Edelmann Namens Michael von Klement, vordem ein politischer Agent des Wiener Hofes, nach Berlin gekommen und hatte dem Könige, indem er Wahres mit Erlogenem mischte, eine furchtbare Verschwörung enthüllt: der ganze Hof sei von dem Kaiser und dem Polenkönig gewonnen; man wolle ihn, den König, auf der Jagd aufheben, den Kronprinzen katholisch erziehen lassen und unter kaiserlicher Vormundschaft auf den Thron setzen. Zum Beweise brachte er gefälschte Briefe des Prinzen Eugen und anderer bedeutender Männer zum Vorschein. Friedrich Wilhelm glaubte ihm und verfiel in finstere Schwermut; lange Zeit sprach er mit seiner Umgebung kein Wort, legte sich nie schlafen, ohne geladene Pistolen zur Hand zu haben. Allein den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, der den König von Anfang an über die Angaben des Abenteurers unterrichtet hatte, machte er wie stets so auch jetzt zum Mitwisser seiner geheimsten Gedanken. Endlich kam es zwischen den Mächten zu Erörterungen, die es darthaten, daß Hannover, Sachsen und Österreich, wenn auch nicht gegen die Person des Königs, so doch gegen den preußischen Staat einen Streich beabsichtigt hatten*). Kein Wunder also, daß der König die Freundschaft des einzigen verbündeten Hofes, der es wirklich mit ihm gut zu meinen schien, des russischen, noch mehr als bisher suchte; der Rückhalt an Rußland nützte ihm überdies, wenn Schweden etwa den Krieg in Deutschland erneuern sollte. Daran dachte nun freilich die schwedische Regierung keineswegs; die Königin Ulrike Eleonore, Schwester und Nachfolgerin Karls XII., beeilte sich vielmehr, um jeden Preis Frieden zu schließen. Mit Preußen kam derselbe am 1. Februar 1720 zu **Stockholm** zustande; Friedrich Wilhelm zahlte danach an Schweden zwei Millionen Thaler und vermittelte, daß es Wismar und Vorpommern westlich der Peene

*) J. G. Droysen, i. der Zeitschrift f. preuß. Gesch. V. 10 S. 635 ff. — Vgl. H. v. Friedberg, Der Kriminalproceß wider den Ungarn Michael von Clement, Hist. Ztschr., München u. Leipzig 1889/90, N. F. 26. Bd., Heft 3. — Forsch. 1892, V. S. 261.

wieder erhielt. Dagegen trat Schweden den Strich Vorpommerns zwischen Peene und Oder, also Stettin, die Odermündungen, Usedom und Wollin, auch Damm und Gollnow an Preußen ab. Im nächsten Jahre erfolgte die feierliche Huldigung dieser Landschaft.

So war es Friedrich Wilhelm I. geglückt, zu erreichen, was einst der Große Kurfürst vergebens ersehnt hatte: Stettin und die untere Oder bis ans Meer waren dem Auslande abgerungen, waren preußisch, — für den Staat, für ganz Deutschland ein großer Gewinn. Denn mit diesen 94 Quadratmeilen fruchtbaren Bodens kam zugleich wieder ein Teil des kernhaften pommerschen Volkes an das Vaterland zurück, und in Stettin hatte Preußen nun einen Fuß am Meere, um an dem Welthandel ganz anders als bisher Anteil nehmen zu können. Die gebrachten Opfer waren im Vergleich damit gering; diese Erwerbung, bei der es sich im Grunde nur um ein festes Zugreifen gehandelt, kostete fast nur Geld, im ganzen an sieben Millionen Thaler. Aber sie war doch eben nur für einen Staat möglich gewesen, der einen gefüllten Schatz und ein tüchtiges Kriegsheer besaß, und Friedrich Wilhelm hatte das Verdienst, vom ersten Tage seiner Regierung an diese beiden Machtmittel ganz ungemein vermehrt zu haben. Auch in Zukunft rüstete er sein lebelang so eifrig, als ob es jeden Augenblick losgehen solle. Er machte Preußen ganz eigentlich zu einem Militärstaat, ohne dessen kostbare Kräfte durch einen Krieg ferner aufs Spiel zu setzen; er schien das Gewehr immer anzulegen, ohne abzudrücken. Aber durch seine Arbeit sind jene Mittel geschaffen worden, die nachher in Friedrichs des Großen geschickter Hand so Unerhörtes wirkten. Diese Arbeit, die merkwürdige Leistung eines praktischen Genies, ist zugleich der Hauptinhalt von Friedrich Wilhelms nützlichem Leben gewesen.

Friedrich Wilhelms I. Staatsverwaltung.

Das deutsche Volk war seit dem dreißigjährigen Kriege immer tiefer in Knechtschaft gesunken: fast überall wurden die Stände, die ihm früher noch einen Schein von Freiheit bewahrt hatten, die gehorsamen Diener der Fürsten; wo sie aber Macht behielten, benutzten sie dieselbe hauptsächlich im Interesse des Adels. Der Unterschied in den einzelnen Landen war nur, daß in einigen der Adel mehr, in anderen weniger Vorrechte besaß; die Masse des Volks hatte überall bloß zu gehorchen. Sie konnte es schon als einen Gewinn betrachten, wenn sie statt vieler Herren einen erhielt; sie mußte in der absoluten Monarchie um so mehr ihr Heil finden, wenn an der Spitze ein wohlgesinnter Despot stand. So war es in Preußen. Friedrich Wilhelm I. faßte die unumschränkte Gewalt, die er von seinem Vater und Großvater geerbt, in der allerweitesten Bedeutung des Wortes auf. „Ich bin König und Herr und kann machen, was ich will", sagte er und duldete keinen Widerspruch. „Räsonnier er nicht!" war die barsche Antwort, mit der er jeden Einwand niederschlug. Er ver-

langte und erzwang unbedingten Gehorsam. Aber in der Art, wie er die unumschränkte Gewalt handhabte, und in der Richtung seines Willens lag etwas Demokratisches. Schon sein Privatleben zeigte in seiner Schlichtheit und rohen Tugend jenes altrömische republikanische Wesen, das sein Sohn an ihm rühmt.*) Friedrich Wilhelm richtete seinen Hof einfach bürgerlich ein; statt Prachtgewänder, welche die alte spanisch-burgundische Etikette dem Fürsten damals vorschrieb, trug er zuerst in Europa als König den einfachen Soldatenrock. Auch in Speise und Gerät, in Rede und Sitte war er wie ein Soldat oder Bürgersmann, schlicht und recht, ohne Förmlichkeit und Komplimente; und die strenge Sittlichkeit, die er bei den Seinigen einführte, mußte jeden ehrbaren Hausvater sehr erbauen. Als Herrscher ging er selbst ganz im Dienste des Staates auf. Sein Grundsatz war: dem Wohle des Ganzen müsse sich jeder Einzelne unterordnen. Er that es selbst. Vom frühen Morgen war er auf, seines Amtes zu warten, und gönnte sich kaum die einfachsten Bequemlichkeiten; rastlos war er bald hier, bald dort, um überall nach dem Rechten zu sehen; er kümmerte sich um das Kleinste. Unablässig überwachte und trieb er die Beamten, daß sie ebenso eifrig wie er ihre Pflicht thäten. Von ihnen verlangte der König denselben Gehorsam wie von seinen Offizieren. „Man muß dem Herrn mit Leib und Leben, mit Hab und Gut dienen. Die Seligkeit ist für Gott; aber alles andere muß mein sein.“ So verfügte er einmal eigenhändig im Jahre 1714.**) Sein Auge und seine Faust waren überall; vom obersten bis zum niedrigsten zitterten alle vor ihm. Ebenso derb und grob fuhr er den Offizier an wie den Gemeinen, den Minister wie den Schreiber, wo einer seine Schuldigkeit nicht that oder nicht zu thun schien. Ohne Umstände schickte er den Staatsminister, der sich verging, auf die Festung, wie er den Thorschreiber in Potsdam, der die Bauern am frühen Morgen vor dem Thore warten ließ, mit den Worten: „Guten Morgen, Herr Thorschreiber!“ eigenhändig aus dem Bette prügelte. Sein Verfahren wurde freilich bei seiner natürlichen Heftigkeit oft hart und tyrannisch; aber es brachte die Staatsmaschine in trefflichen Zug, und sein schwerer Arm beugte den Edelmann so gut wie die andern Unterthanen ins Staatsjoch.

Denn wie er vom ganzen Volke dieselbe Schlichtheit und Arbeitsamkeit verlangte, die er selbst bewies, so forderte er auch von allen Ständen ohne Unterschied die gleiche Hingabe an den Staatswillen. Daher drückte er dem Adel den Daumen fest aufs Auge, und die Steuerfreiheit, die derselbe für sich und seine Güter genoß, wurde jetzt zum Nutzen des Staates durchbrochen. Es erschien (am 5. Januar 1717) eine Verordnung, die alle Adels-, Schulzen- und Bauern-Lehngüter im Lande zu Allodial- und Erbgütern erklärte, das „Lehnpferd“ aufhob und dafür einem jeden Rittergut eine feste Steuer von 50 Thalern (in Preußen und Pommern von 50 Gulden), einem jeden Schulzen-

*) Oeuvres de Frédéric le Grand, Berlin, 1846, I. 126.

**) D. Krauske, Einige eigenhändige Verfügungen Friedrich Wilhelms I., Vortrag ꝛc., Forsch. 1889, II. S. 614 f.

und Bauerngut eine verhältnismäßig geringere Abgabe auferlegte. Gegen diese Verfügung, die freilich ganz revolutionär war und den Feudalstaat an der Wurzel untergrub, erhob sich unter der Ritterschaft ein großer Unwille. Sie wollte nicht, wie ein gewöhnlicher Unterthan, Abgaben zahlen. Sie war seit Errichtung der stehenden Heere in doppelter Weise bevorzugt worden: erstens nämlich trug sie wegen ihrer Steuerfreiheit nicht die Last der Heereskosten, die vielmehr von dem übrigen Volke, bezüglich von den Hintersassen des Adels, aufgebracht wurden; und zweitens erhielt der Adel die meisten Offizierstellen und damit eine gute Versorgung durch eben jenes Heer, welches Bürger und Bauer unterhalten mußten. Von diesen Vorrechten wollte nun der Adel keins aufgeben. Friedrich Wilhelm I. setzte aber seinen Willen durch, wenn er auch allerdings bald die Steuer auf 40 Thaler herabsetzte.*) Zuerst fügte sich die Ritterschaft in der Mark; anderwärts widerstand sie länger. Besonders hartnäckig zeigte sich die magdeburgische; sie verklagte den König beim Reichshofrat in Wien (1725), der ihr denn auch Recht gab und dem Herzog von Magdeburg bei Androhung kaiserlicher Ungnade und Exekution gebot, sein ungesetzliches Verfahren einzustellen.**) Aber der König von Preußen kümmerte sich um diese Drohung nicht, sondern zwang durch militärische Beitreibung der Steuer den widerspenstigen Adel, sein Vorrecht fahren zu lassen. Ebenso vergeblich stemmte sich der Adel der Provinz Preußen gegen den Willen des Königs. Friedrich Wilhelm zerbrach die alten Rechte rücksichtslos, wo sie dem Staatswohl entgegen standen. Er sprach dies kurz und bündig und sehr derb selber aus. Zugleich mit jener Grundsteuer führte er statt mehrerer alter, unzweckmäßiger Abgaben einen festen Hufenschoß ein, der ebenfalls den Adel traf, wenn auch zunächst nur dessen Bauern. Bei den Verhandlungen, die hierüber 1716 mit den ostpreußischen Ständen gepflogen wurden, bei der sogenannten Hubenkommission, bezeigten sich jene widerwillig; aber der König gab nicht nach: „Ich stabiliere die Souveränität," schrieb er damals an die Kommission; „und setze die Krone fest wie einen rocher von bronce," und als darauf der Feldmarschall Graf Dohna (31. Januar 1717) im Namen der ostpreußischen Landstädte gegen die Maßregel einen Protest einschickte: diese Neuerung sei landesverderblich und höchst bedenklich; — „tout le pays sera ruiné" hieß es in dieser französisch abgefaßten Beschwerde — schrieb der König spöttisch an den Rand: „tout le pays sera ruiné? Nihil Kredo, aber das Kredo, daß die Junkers ihre Autorität Nie pos volam wird ruiniert werden." Er spielte damit auf das liberum Veto des polnischen Adels an: nie pozwalam, d. h. ich erlaube es nicht! Und in der That hatte der ostpreußische Adel von jeher viel Lust, ein Junkerregiment wie in Polen aufzurichten.

*) R. Lowe, Die Allodifikation d. Lehen in der Mark im Jahre 1717, Vortrag ꝛc., Zorich 1898, S. 375 f.

**) H. v. Friedberg Der Konflikt zw. Friedr. Wilh. I. u. Karl VI. über d. Allodifikation d. Lehen in d. Marken, Sybels Hist. Ztschr., München 1890, N. F. Bd. 28.

Auch die Geburtsvorrechte des Adels beachtete Friedrich Wilhelm wenig. Als ein kleveſcher Freiherr ſich darüber beſchwerte, daß ein gewiſſer von Papſt, der von geringerem Adel war, in der Kirche einen vornehmeren Sitz einnehme, ſchrieb der König zurück: „Dieſes ſein Thorheit, in Berlin iſt kein Rang, in Kleve mus keiner ſein. wen Papſt über mir ſitzet in der Kirche ſo bleibe ich doch was ich bin, mein extraction bleibt allezeit.“ Nach dieſem vorurteilsfreien Grundſatz richtete ſich Friedrich Wilhelm auch bei der Wahl ſeiner Beamten. Es galt ihm dabei gleich, ob jemand adlig oder bürgerlich war; auch zwiſchen Lutheranern und Reformierten machte er keinen Unterſchied; er beſetzte die Stellen nach der Tüchtigkeit.

Kräftig unterſtützten ihren König in dieſem Kampfe gegen die ſtändiſche Mißwirtſchaft die Miniſter Ilgen, Grumbkow und vor allem der bedeutendſte unter den geheimen Räten Friedrich Wilhelms, der leider zu früh verſtorbene Graf Truchſeß von Waldburg. An der ſegensreichen Steuerreform, Juſtizneuordnung und Adminiſtration ſeines königlichen Herrn hat der vom Könige hochgeſchätzte „trux“ einen großen Anteil gehabt.*)

Der Große Kurfürſt hatte die Verwaltung centraliſiert; unter ſeinem Nachfolger war ſie lockerer geworden; Friedrich Wilhelm I. zog die Zügel wieder feſt an.**) Er verband und ordnete die Geſchäfte planmäßig, verteilte ſie unter beſtimmte Abteilungen, deren Leiter das Staatsminiſterium bildeten. Zur Grundlage der Verwaltung wurde, was damals wegen der Kleinheit des Staates und der Einfachheit der Verhältniſſe möglich und zweckmäßig war, ein ſelbſtändiges Provinzialſyſtem gemacht: es gab vier „Provinzial-Departements“ — je eins für Preußen, Pommern und die Neumark, für die Kurmark, Magdeburg und Halberſtadt, für Minden, Ravensberg, Mark, für Geldern, Kleve, Mörs —, in dieſen Abteilungen wurden unter dem Vorſitze eines Miniſters ſämtliche Angelegenheiten der Provinz bearbeitet und endgiltig entſchieden. Aber daneben waren einem jeden der vier Departements gewiſſe Gegenſtände zur Bearbeitung für die ganze Monarchie überwieſen. Das Ganze verband und überwachte der König. Er ſelbſt mit zwei Kabinettsräten war der Mittelpunkt; alles und jedes, was im Staate vorging, ſollte ihm berichtet werden, und er erteilte auf den Bericht allemal kurz und beſtimmt Beſcheid. Die erſte nachweisbare Kabinettsordre iſt vom 3. Februar 1716 datiert.***)

---

*) O. Krauske, Der Kampf zw. Fr. Wilh. I. u. ſeinen Ständen, Vortrag ꝛc., Forſch. 1890, III. S. 627. — Vgl. H. Iwanowius, die Vernichtung des ſtänd. Einfluſſes und die Reorganiſation in Oſtpreußen durch Fr. Wilh. I., Beil. z. Progr. d. Altſt. Gymn. zu Königsberg i. Pr., 1894.

**) Vgl. G. Schmoller u. O. Krauske, die Behördenorganiſation u. die allgem. Staatsverwaltung Preußens im 18. Jahrhundert, Bd. I. Akten von 1701 bis Ende Juni 1714, Berlin 1894.

***) M. Lehmann, Der Urſprung des preußiſchen Kabinetts, Hiſt. Ztſchr., München und Leipzig 1889/90, N. F. 27. Bd., Heft 2.

Kein Zweig der Verwaltung war unter Friedrich I. so vernachlässigt worden, wie das Finanzwesen. Es war hohe Zeit, daß hier Ordnung und besonders Sparsamkeit eingeführt wurde. Gleich zu Anfang seiner Regierung schaffte Friedrich Wilhelm hierin auch gründlich Wandel. Er bildete das Steuerwesen aus, und so blieb es im wesentlichen bis 1810. Zu seines Vaters Zeit waren die Erträge der königlichen Güter — der unveräußerlichen, dem Regenten als solchem gehörigen Krondomänen, sowie der ein privates Stammgut der landesherrlichen Familie bildenden sogenannten Schatullgüter — für den Hofstaat verbraucht, und ihr Wert zum Teil durch Zerstückelung und Verpachtung vermindert worden. Man sah sie eben als Privatgüter des Landesherrn an und behandelte sie demgemäß. Friedrich Wilhelm I. brach mit dieser Überlieferung; er erhob jene Besitztümer zu einem wesentlichen Teile des Staatsganzen. Durch ein Hausgesetz vom 13. August 1713, auf welches ein jeder Nachfolger in der Krone verpflichtet ward, verfügte er, daß die Domänen für immer unveräußerlich, daß alle jetzigen und künftigen Erwerbungen der Krone einverleibt, daß die Schatullgüter aufgehoben und als rechte Domänen- und Kammer-Güter bei der Krone sein und bleiben sollten. So sicherte er in einem wichtigen Stücke das Vermögen der Krone.

Nicht minder kräftig unterschied sich sein Verhalten von der Weise der vorigen Regierung in Bezug auf die Verwendung der Einkünfte. Er befleißigte sich einer Sparsamkeit, die ihn befähigte, dem Staate einen neuen Pfeiler der Macht zu errichten: er gründete den preußischen Staatsschatz, indem er die Überschüsse des Verwaltungsjahres, die nicht in Landkäufen oder sonstwie nützlich angelegt wurden, auffammelte. Freilich ging er in seiner Sparsamkeit oft etwas zu weit; er war in mancher Hinsicht geradezu geizig. Er schien dann das Geld nicht bloß als Mittel, sondern auch als Zweck zu lieben. Sein Hof empfand das; der König schaffte allen Luxus ab, ließ sich täglich den Küchenzettel vorlegen, strich oder verkürzte zu teure Speisen; doch hielt er auf anständige Küche, so etwa wie damals ein wohlhabender Bürger oder Gutsbesitzer zu speisen pflegte. Dagegen ließ er sich manchmal von Ministern und Generalen zu Tisch bitten und aß dort gern die kostbaren Gerichte und Beisätze, die er sich selbst an seinem Tische versagte. Indessen der Staat hatte den Vorteil von seiner Sparsamkeit. Zu wirklich nützlichen Ausgaben, wenn sie die Wohlfahrt des Landes wesentlich förderten, hatte und gab er immer Geld her. Dagegen machte er sich auch kein Gewissen daraus, den Unterthanen ziemlich tief in den Säckel zu greifen, und hörte öfter auf die Finanzpläne von Plusmachern, als dem Volke lieb war. Der verhaßteste unter diesen war ein gewisser Eckardt, der ums Jahr 1738 den König veranlaßte, die städtischen Kämmereikassen in Aufsicht zu nehmen und deren Überschüsse einzuziehen.

Um der ganzen Verwaltung feste Regeln zu geben und ein einheitliches Zusammenwirken aller Beamten herzustellen, sonderte Friedrich Wilhelm I. von der Zentralverwaltungsbehörde des Staates, dem 1604 gegründeten Geheimen

Etatsrat, allmählich drei Fachministerien ab: das Generaldirektorium, das Kabinettsministerium und das Justizdepartement. Zu dem Zweck vereinigte der König zunächst 1723 die bisher getrennten Behörden, das General-Kriegs-Kommissariat, welches 1712 für die Militär- und Steuerverwaltung geschaffen war, und das General-Finanz-Direktorium, welches im Jahre 1713 aus der Geheimen Hofkammer entstanden war und den anderen wichtigen Verwaltungszweig, den Kammerstaat, leitete, zu einem einzigen Kollegium mit dem Titel eines General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänen-Direktoriums, kurzweg auch *General-Direktorium* genannt. Er selbst hatte die Anweisung, die den Geschäftskreis und die Einrichtung desselben regelte, erdacht und ausgearbeitet; sie war ein Meisterstück, bewundernswert sowohl durch ihre Zweckmäßigkeit im allgemeinen als durch die Klarheit und Sorgfalt, womit sie das Kleinste wie das Größte ordnete. Sie machte unabläßigen Fleiß, unausgesetzte Aufsicht zur strengsten Pflicht und sorgte für gegenseitige Überwachung der Beamten, damit überall nach Möglichkeit gespart, die Einkünfte auf alle ersinnliche Weise erhöht, und das beigetriebene Geld stets zur Verfügung bereit gehalten werde. In dieser neuen Behörde, deren Präsident der König selbst war, gipfelte die ganze Verwaltung. Die Mitglieder teilten unter sich die Geschäfte nach Provinzen und Fächern und hielten täglich Sitzung; jeder Minister mußte wöchentlich einmal in der Sitzung erscheinen und die ihn betreffenden Sachen vortragen. Minister wie Räte mußten im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr anwesend sein; wenn ein Minister ohne krank zu sein oder ohne Erlaubnis eine Stunde zu spät kam, so stand darauf eine Strafe von 100 Dukaten; wer zweimal ganz fehlte, hatte Absetzung zu gewärtigen; „denn wir sie bezahlen, daß sie arbeiten sollen," sagte der König. Den Schlendrian schaffte er gründlich ab, vertilgte ihn auch aus den Provinzen, wo die Kriegs- und Domänenkammern ähnliche Vorschriften bekamen, die sämtlich darauf hinausliefen: Ersparungen zu machen, die Einkünfte zu steigern, die Gefälle streng beizutreiben, genaueste Rechnung zu legen. Ebenso nützlich war die *Oberrechenkammer*, die er in demselben Jahre 1723 errichtete. So kamen feste Ordnung, unabläßige Thätigkeit, sorgsame Überwachung in die ganze Beamtenschaft.

Die gesamten Staatseinkünfte zerfielen in die Kriegs- und in die Domänengefälle; zu den ersteren, von welchen der Unterhalt der Truppen bestritten wurde, gehörten die Kontribution, das Kavalleriegeld, die Lehnpferdegelder, die Kriegsmetze und die Accise.

Die *Kontribution*, eine Grund- und eine Kopfsteuer, wurde hauptsächlich von dem platten Lande aufgebracht. Ihr Name bezeichnete ursprünglich mehrere und ganz verschiedenartige Steuern, wie Hufen- und Giebelschoß, Schloßbaugelder, Gesandtschaftsgelder; einige davon waren nur auf Zeit bewilligt, andere bestanden nur in einzelnen Provinzen. Der König schlug alle zu einer festen ordentlichen Kontribution zusammen, die im wesentlichen eine Grundsteuer war und von den Hintersassen des Adels und den königlichen Bauern einkam.

Dann aber begriff diese Abgabe noch eine Kopfsteuer in sich, die von allen nicht grundbesitzenden Landbewohnern (Hirten, Schneidern, Müllern, Krügern u. a.) gezahlt wurde. Sie wurde auf alle Provinzen gleichmäßig verteilt, damit man, wie der König vorschrieb, die Last überall mit gleichen Schultern trage. Zu dem Zweck ließ Friedrich Wilhelm auch 1718 die Güter nach ihren Erträgen schätzen. Die Grundeinkommensteuer belief sich dann auf $^1/_3$ bis beinahe $^1/_2$ der Hälfte des Grundertrages (nach der Höhe der Aussaat geschätzt), war also nach Gegenden verschieden hoch. Sie wurde übrigens, weil sie gleich blieb, während die Preise der Grundstücke und der Erzeugnisse stiegen, immer weniger drückend. Sie ergab 1740 fast 2 443 000 Thaler.

Das Kavalleriegeld, ein Prozentsatz der Kontribution, war eine neue Abgabe des platten Landes als Entgelt dafür, daß die Reiterei, deren Einquartierung und Verpflegung bis 1717 dem Lande zur Last fiel, nun in die Städte verlegt wurde. Es machte 1740 etwa 70 000 Thaler aus.

Die Kriegsmetze bestand in der Abgabe eines Groschens vom Scheffel Weizen oder Malz und 6 Pfennige vom Scheffel Roggen.

Die Lehn- und Ritterpferdgelder betrugen für jedes Rittergut 40 Thaler jährlich, bei schlechtem Boden weniger; in der Mark brachten sie 36 650, im ganzen Staat zuletzt 66 000 Thaler.

Die Accise (oder „Universalaccise") von allen Verbrauchsgegenständen war die Hauptsteuer, welcher die städtische Bevölkerung unterworfen war. Sie wurde von Friedrich Wilhelm auch in den Städten derjenigen Provinzen eingeführt, wo sie noch nicht üblich gewesen (1714); nur mit der Provinz Geldern machte er hierbei eine Ausnahme. Diese Steuer war sehr ergiebig; aber sie wurde jetzt auch sehr drückend, weil der König ein höchst lästiges Verfahren kleinlichster und peinlichster Beaufsichtigung vorschrieb, damit nur ja keine unversteuerte Ware dem Zollbeamten entgehe. Mit strengen Strafen verfolgte er jede Umgehung der Accise bei den Einwohnern und jeden Unterschleif bei den Beamten. Überdies schraubte er die Steuersätze hier noch mehr als bei anderen Abgaben in die Höhe. Auch die Hafen- und sonstigen Zölle („Lizent") wurden gesteigert, den Städten die Zollfreiheiten, die sie etwa noch genossen, entzogen, und jeder Betrug hart bestraft. Es erregten diese Maßregeln viel Mißvergnügen im Volke; andrerseits brachten nun Accise und Zollwesen dem Staate zuletzt eine Jahreseinnahme von 1 400 000 Thalern.

Es war also der ländliche Kleingrundbesitz, der Bauernstand, am höchsten belastet (fast nur Grundsteuer); weniger belastet war die städtische Bevölkerung (Accise), am wenigsten der adlige Grundbesitzer (Lehnpferd und geringe Kontribution).

Zu den genannten Einkünften kam noch die Rekrutenkasse. An sie mußte jeder, der ein Amt, eine Beförderung, Gnade, Titel oder gerichtliche Vollmacht erhielt, eine bestimmte Summe entrichten. Daraus entwickelte sich ein förmlicher Handel mit Titeln und Stellen, wenigstens mit unbedeutenderen Ämtern. Wenn man sonst ein unbescholtener und anständiger Mann war,

konnte man z. B. einen Hofrats-Titel mit 400, den eines Kriegsrats mit 500 Thalern kaufen. Anfangs waren die Preise noch geringer gewesen, im Jahre 1717 zahlte man an die königliche „Fabrikenkasse" für einen Hofrats-Titel 200 Thaler, für einen bloßen Ratstitel 100, für einen Sekretariats-Titel 50 Thaler.*) Aber später wurden die Forderungen erhöht. Oft überboten sich die titelsüchtigen Bewerber; der König entschied für den, der mehr gab. Übrigens gingen die wirklichen Beamten den bloßen Titelträgern im Range vor. Wollte ein Jude heiraten, so kostete auch dies eine Abgabe an die Rekrutenkasse. Im ganzen hatte die Judenschaft für Trauscheine und gerichtliche Vollmachten jährlich 4000 bis 5000 Thaler an diese Kasse zu zahlen. Auch Strafgelder mancherlei Art flossen in dieselbe. Es war nichts Seltenes, daß der König für leichtere Verbrechen Gnade vor Recht ergehen ließ, wenn der Übelthäter gehörig an die Rekrutenkasse zahlte. Oft belegte er auch ein Vergehen ganz willkürlich mit Geldbuße. So mußte z. B. einmal eine Baronin, die im Witwenstande ein Kind geboren hatte, ihre Sünde mit 13 000 Thalern büßen. Aus dieser Rekrutenkasse bezog der König die größten Beträge, die ihm seine „langen Kerle" kosteten.

Sämtliche Staatsausgaben außer denen für das Militär wurden von den Domänengefällen bestritten; zu diesen gehörten auch die Einkünfte vom Salz-, Berg-, Hütten- und Postwesen, von den Zöllen und vom Stempel.

Das Salz ließ die Regierung in ihren Salinen, namentlich bei Schönebeck und Halle, gewinnen und verkaufte es zu einem bestimmten Preise an die Unterthanen. Die Einfuhr fremden Salzes war streng verboten. Jeder Hausvater mußte bei hoher Strafe nach der Anzahl seiner Angehörigen und seines Viehes vierteljährlich ein bestimmtes Maß kaufen. Der Staat gewann damit zuletzt 544 000 Thaler.

Die Stempelung wurde auf alle Besoldungsquittungen und schriftlichen Eingaben bei den Behörden ausgedehnt; selbst Arme blieben nicht ausgenommen; diese Steuer brachte zuletzt 35 000 Thaler.

Das Postwesen, namentlich von dem Postrat Grabe, der auch Extraposten einführte, sehr verbessert, wurde durch mancherlei Verordnungen, z. B. daß verschlossene Briefe und Pakete unter 20 Pfund nur durch die königliche Post durften befördert werden, für die Staatskasse ergiebiger gemacht. Es warf im Jahre 1740 ungefähr 180 000 Thaler ab.

Die meiste Sorgfalt aber wendete der König den Domänen zu. Er begnügte sich nicht damit, ihren Bestand durch die hausgesetzliche Erhebung der Krongüter zu einem unveräußerlichen Familien-Fidei-Kommiß gesichert zu haben; er vergrößerte ihn fast alljährlich durch neue Ankäufe. Dabei besserte er unablässig an der Bewirtschaftung, ordnete, sparte, benutzte jede Hilfsquelle. Da wurden Sümpfe ausgetrocknet, neue Kulturen eingeführt, die alten höher entwickelt. Er bewährte sich hier als vorzüglicher Landwirt; die Erträge hoben

*) G. König, Berlin, IV. 1, 66

sich mit jedem Jahre und beliefen sich zuletzt auf über 3 300 000 Thaler. Die Erbpacht, zu der man unter seinem Vater gegriffen, schaffte er wieder ab; er verpachtete seine Güter nur auf Zeit, und zwar immer auf sechs Jahre, eine Frist, die bei den einfacheren Kulturverhältnissen jener Zeit nicht so kurz war, wie sie scheint.

Die Musterwirtschaft seiner Domänen wirkte nun durch ihr Beispiel auch sehr vorteilhaft auf den Anbau des ganzen Landes; ebenso wie die zahlreichen Entwässerungen, die der König in sumpfigen Gegenden vornahm. So wurde namentlich das havelländische Luch (ein seeartiges Bruch) bei Friesack in den Jahren 1718 bis 1725 entwässert und damit ein Landstrich von 22 Quadratmeilen Umfang nutzbar gemacht.

Sehr verdienstvoll war ferner, was der König zur Verbesserung der Pferdezucht that; ihm verdankte sie in der Folge ihre Blüte. An die Stelle der bisherigen unzweckmäßigen und regellosen Art der Züchtung, setzte er durch Verordnung vom 3. April 1713 eine bessere Methode und traf zu ihrer Durchführung eine Reihe von Maßregeln, unter welchen die Einrichtung des großen Landgestütes zu Trakehnen in Ostpreußen (1732) die bedeutendste war. Von ihm rühren auch die Grundlagen der noch heute bestehenden Vorkehrungen gegen die Rinderpest her. So für die nützlichen Tiere besorgt, war er nicht minder eifrig im Kampfe gegen die schädlichen; solche ließ er von Polizeiwegen vernichten, bot z. B. 1731 in der Mark alle Unterthanen zur Vertilgung der Heuschrecken auf — eine Landplage, die damals hier weniger selten war als heutzutage, — ließ große Wolfsjagden anstellen, was besonders in Preußen sehr not that; denn es gab dort fast mehr Wölfe als Schafe. Der König setzte daher einen höheren Preis auf die Erlegung eines Wolfes; er selbst zahlte dafür je zwei bis sechs Thaler, die Städte mußten in ihrem Gebiete das dreifache geben. Andererseits vermehrte er freilich die Zahl der schädlichen Tiere. Denn aus Leidenschaft für die Jagd ließ er in seinen Forsten die wilden Schweine und Hirsche sich zu ungeheurer Menge vermehren. Dafür hatte er das Vergnügen, auf mancher Jagd in der Mark und in Pommern mit seinem Gefolge 1000 bis 1900, ja einmal (im Jahre 1729) sogar 3600 Wildschweine zu erlegen, die dann für drei bis sechs Thaler das Stück von Privatleuten, vorzüglich aber von den Juden gekauft werden mußten. Die Juden konnten diesen Zwang nur durch jährliche Abgaben an die Armenhäuser ablösen. Strenge Gesetze schützten das Wild; auch Biber, Luchse und Fischottern durfte in königlichen Forsten kein Unterthan erlegen.

Von dieser Verirrung abgesehen, war, was der König als Landesvater leistete, von größtem Werte. Immer bestrebt, alle Klassen des Volks gleichmäßig zu belasten, damit keine überbürdet werde, erließ er viele Verordnungen, welche die Lage der Bauern erleichterten; insbesondere suchte er die harten Frondienste, welche die Bauern ihrer Gutsherrschaft zu leisten hatten, in einen Geldzins zu verwandeln. Dies geschah indes doch nur hie und da. Die Gewalt des Edelmanns über seine Hörigen blieb mit ihren Übeln im ganzen be-

ſtehen. Aber auf ſeinen eigenen Domänen beſſerte der König vieles. So ſchaffte er den Mißbrauch, den die Beamten mit dem Vorſpanns-Poſtrecht trieben, gründlich ab. Unter ſeinem Vater war es aufgekommen, daß jeder Beamte ſich von den Bauern eine Vorſpannspoſt verſchaffen konnte. Friedrich Wilhelm unterſagte dies ſtreng: „Ich will nicht," ſchrieb er (1717), „daß die Herren Beamten in den Provinzen mit meiner Bauern Pferden ſpazieren fahren." In einer andern Verfügung (vom Jahre 1715) verbot er, kein Pächter oder Beamter ſolle ſich unterſtehen, die Unterthanen bei den Hofdienſten auf dem Lande mit Peitſchen- oder Stockſchlägen zu mißhandeln oder zur Arbeit anzutreiben. Jeder Übertreter dieſes Geſetzes ward für das erſte Mal mit ſechswöchentlichem Karren in der Feſtung, für das zweite Mal mit dem Strange bedroht. Auch ſonſt wollte der König die Geringen gegen die Vornehmeren geſchützt wiſſen; es ſollte einem jeden und von jedem ſein Recht geſchehen.

Die Hauptſache war ihm aber, wie er dem Nahrungsſtande des Volks aufhelfen könne. Es handelte ſich hier um zwei Dinge: die Bevölkerung zu mehren und ſie zu bemittelten Leuten zu erziehen. Mit allem Nachdruck drang er darauf, daß die Gemeinden und Gutsbeſitzer die wüſten Feldmarken, die verödeten Hofſtellen wieder mit Bauern beſetzten, und er ging ſelbſt mit gutem Beiſpiel voran, begünſtigte die alten Koloniſten, zog durch Gewährung vieler Vorteile neue herbei. Ebenſo eifrig ſuchte er die Bevölkerung der Städte zu heben. Er erklärte (1721), es nicht mehr mit anſehen zu können, daß die wüſten Stellen in den Städten unbebaut lägen. Er verſprach allen Anſiedlern jeder Nation auf 15 Jahre Steuerfreiheit, gewährte auch mancherlei andere Unterſtützung, und er hatte die Freude, bis zum Jahre 1725 eine Menge ganz oder teilweiſe zerſtörter Städte wieder neu und ſchöner aufgebaut zu ſehen, namentlich Kroſſen, Köslin, Iſerlohn, Kalbe, Kroppſtädt, Wegeleben, Loburg, Mansfeld, Wittſtock, Oſchersleben, Horſchleben, Ermsleben, Seehauſen, Aſchersleben, Rieſenburg, Luckenwalde, Unna. In Stendal fand er 365 wüſte Feuerſtellen; er belohnte jeden, der hier ein neues Haus baute, mit einem Amt oder Titel, ſelbſt als Obergerichtsrat, Advokat, Bürgermeiſter, gab auch Geld her, z. B. 26 000 Thaler für Lichen, 30 000 für Templin, ähnliche Summen für Plettenberg, Breckerfeld, Hamm. Am meiſten that er in dieſer Beziehung für Berlin; die Friedrichsſtadt, die bei ſeinem Regierungsantritt etwa 500 Häuſer enthielt, wurde durch ihn um das dreifache erweitert. Freilich die Mittel waren tyranniſch genug. Er befahl ganz einfach den Beamten und Bürgern, hier Häuſer zu bauen. Ein Offizier, der Oberſt von Derſchau als Oberaufſeher des Baues, legte ihm von Zeit zu Zeit eine Liſte von Leuten vor, die ſeiner Meinung nach vermögend waren. Danach wies der König denſelben Bauplätze an, und ſie mußten ihr Geld in Häuſer ſtecken. Da half auch den Unbemittelten keine Widerrede, und mancher richtete ſich zu Grunde; auf Bittſchriften um Erlaß des Baues erwiderte der König wohl: „der Kerl hat Geld, ſoll bauen." Friedrich Wilhelm erlaubte ſich hier geradezu empörende

Ungerechtigkeiten. Ein hochverdienter Staatsbeamter, der Geheimrat von Rüßler, dem der boshafte Derschau ebenfalls einen Zwangsbauplatz und zwar als solchen einen großen und tiefen Sumpf in der Friedrichsstraße angewiesen, stellte dem Könige vor, daß er während seiner vieljährigen Dienste noch nicht die geringste Besoldung bekommen, sondern dieselben umsonst und in Hoffnung auf spätere Belohnung geleistet und dabei einen großen Teil seines Vermögens zugesetzt habe; er bitte daher, ihn mit dem kostspieligen Hausbau zu verschonen. Der König erwiderte: „er solle sonder-Räsonnieren bauen oder seine Ungnade gewärtigen." Rüßler gehorchte; der Bau kostete ihm 12 000 Thaler, und er hatte dafür ein Haus, das 2000 wert war.*)

Durch solche an die Petersburger Bauwut Peters des Großen erinnernden Gewaltsamkeiten erreichte der König dann freilich, daß sich rasch ganze Straßen erhoben; im Jahre 1737 bestand die Friedrichsstadt bereits aus 1682 Häusern. Auch die andern Stadtteile vergrößerten sich, und die Einwohnerzahl Berlins wuchs bis zum Jahre 1740 überhaupt auf 98 000 Seelen. Die Stadt Potsdam ist fast eine Schöpfung Friedrich Wilhelms I. zu nennen. Dieser Ort war zwar schon einmal eine Residenz der Landesherrschaft gewesen; die Kurfürstin Dorothea hatte hier gern und lange mit ihrem Gemahl, dem großen Kurfürsten, gewohnt und nach dessen Tode daselbst auch ihren Witwensitz gehabt. Dann aber war das Städtchen wieder in die frühere Unbedeutendheit zurückgesunken; es hatte im Jahre 1713 kaum 2000 Einwohner. Friedrich Wilhelm I. machte nun Potsdam zu seiner Sommer-Residenz, verlegte 1722 hierhin sein Leibregiment und wendete der Stadt seine besondere Fürsorge zu; sie wuchs infolgedessen so schnell, daß in zwanzig Jahren ihre Bevölkerung auf 20 000 stieg.

Ein wahrer Wohlthäter wurde der König aber vornehmlich der Provinz Preußen. Er fand dieses Land in dem allertraurigsten Zustande; ganze Kreise waren öde und ausgestorben; 60 000 Hufen lagen noch im Jahre 1721 ganz wüst. Friedrich Wilhelm bewies hier so recht klar, daß sein Geiz nur eine schroffe Form wohlangebrachter Sparsamkeit war. Er gab Millionen her, um den Zustand Preußens und Littauens zu verbessern. Die Kolonisten, die er berief, erhielten von ihm indes außer Geldunterstützungen noch vielfach andern Vorschub, vornehmlich Sicherheit vor der Leibeigenschaft. Er gab auf den preußisch-littauischen Domänen den Bauern die Güter als freies Erbe (1720); doch durften sie nicht ohne Erlaubnis fortziehen, hatten auch gewisse Handdienste zu leisten. Die Handwerker erhielten noch größere Begünstigungen: Reisekosten, Steuer-Freijahre, unentgeltliches Bürger- und Meisterrecht in den 52 preußischen Städten. Im ganzen verwandte der König von 1721—1728 an fünf Millionen Thaler auf Ansetzung neuer Einwanderer. Es kamen deren vornehmlich viele aus der Schweiz, aus Schwaben, Franken, aus der Pfalz,

*) A. F. Büsching, Beiträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. I. Halle 1783. S. 323.

der Wetterau und aus Niedersachsen; im ganzen bis zum Jahre 1728 an 20000 neue Familien.

Den größten Zufluß verschaffte dem Lande aber wieder die Verfolgungssucht fremder Fürsten. Die Reformation war im südöstlichen Deutschland während des dreißigjährigen Krieges größtenteils ausgerottet worden; dennoch hatte der protestantische Glaube selbst unter dem Regiment streng katholischer Fürsten dort noch viele heimliche Anhänger. Am meisten war dies in dem Erzbistum Salzburg der Fall. Allen Verfolgungen setzte der lutherisch gebliebene Teil der Bevölkerung, meist schlichte Landleute, standhaftes Dulden, stille Ausdauer entgegen. Zuletzt begnügten sich die Erzbischöfe damit, daß die Protestanten, ohne ihre Meinung aufzugeben, sich äußerlich zur Landeskirche hielten. Im Jahre 1727 kam aber ein glaubenswütiger Eiferer auf den bischöflichen Stuhl, der Freiherr von Firmian. Dieser rief die Jesuiten herbei und ließ durch dieselben eine strenge Untersuchung halten. Um die Lutherischen von den Katholischen zu unterscheiden, wurde befohlen, die Bauern sollten den katholischen Gruß „Gelobt sei Jesus Christ!“ gebrauchen und ein Skapulier, d. h. einen Schulterrock nach mönchischem Zuschnitt, tragen, keine religiösen Zusammenkünfte halten und kein lutherisches Buch, namentlich nicht die Bibel, besitzen oder gar lesen. Die Lutheraner wollten aber von ihren Meinungen und Bräuchen nicht lassen, und es erging nun wider sie eine grausame Verfolgung. Dennoch richtete der Erzbischof nichts aus; als er nachforschen ließ, wie viel Ketzer wohl in seinem Lande seien, meldeten sich trotz aller Bedrängnisse 20678 als Bekenner des lutherischen Glaubens. Zugleich sandten die Bauern einige Hausväter aus ihrer Mitte nach Regensburg und nach Berlin, um bei Kaiser und Reich und bei der größten protestantischen Macht in Deutschland um Hilfe zu bitten. Die Vorstellungen der evangelischen Fürsten fruchteten aber nichts; Firmian rüstete vielmehr Truppen, um die Ketzer mit Gewalt katholisch zu machen, und Kaiser Karl VI. schämte sich nicht, unter einem scheinbaren Vorwande ihm zu demselben Zweck Soldaten zu schicken. Auch jetzt noch blieben die Bauern fest, schworen sich (im August 1731) mit dem Finger auf das Salz zu, bei der augsburgischen Konfession zu verharren und einander mit Rat und That beizustehen. Bewaffneten Aufruhr erhoben sie nicht; ihr leidender Widerstand rührte jedoch den Erzbischof keineswegs; er fuhr fort, sie mit Kerker und Geldstrafen heimzusuchen und verbot ihnen auch die Auswanderung.

Da trat Friedrich Wilhelm als ihr Beschützer auf und drohte, die Katholiken in seinem Staate genau so zu behandeln, wie der Erzbischof die Lutherischen. Man wußte, daß Friedrich Wilhelm Wort hielt; der Erzbischof erlaubte daher (11. November) wenigstens die Auswanderung, aber unter den härtesten Bedingungen. Dem westfälischen Frieden zum Trotz versagte er den Auswanderern die einjährige Frist zum Verkauf ihrer Habe und nahm ihnen die Kinder unter 12 Jahren weg. Mitten im Winter ließ er die dürftigsten unter den Lutheranern, wie sie gingen und standen, durch Soldaten über die Grenze treiben; zu

hunderten mußten die Unglücklichen, darunter viele Weiber und Mädchen, zum Teil halb nackt ins Elend gehen; die Kinder wurden den Jesuiten in die Zuchtschulen überliefert. Auch die bayrische Regierung zeigte ihren katholischen Eifer; sie ließ die Ankömmlinge wochenlang trotz der strengen Kälte an der Grenze liegen, ehe sie den Durchzug in barmherzigere Länder erlaubte. Die anderen Reichsstände und der Kaiser begnügten sich mit Redensarten; Friedrich Wilhelm aber erklärte in einer öffentlichen Bekanntmachung vom 2. Februar 1732 alle diese Auswanderer in seinen Schutz nehmen zu wollen: er biete ihnen Preußen als Zufluchtsort und neues Vaterland an und wolle, daß man sie fortan als preußische Unterthanen betrachte. Er ersuchte den Erzbischof, sie mit ihren Kindern ungehindert zu entlassen, und gab seinem Verlangen durch Drohungen Nachdruck. Ähnliche Vorstellungen erließ er an den Kaiser und an die katholischen Reichsfürsten. Der Erzbischof gab nach; auch die andern Katholiken scheuten nun die öffentliche Meinung; so durften denn die protestantischen Salzburger ihre Güter verkaufen, wobei sie freilich von den habgierigen erzbischöflichen Beamten sehr benachteiligt wurden, und zogen nun im Frühling 1732 mit Sack und Pack und mit Weib und Kind aus ihrem schönen Alpenland in die Fremde. Friedrich Wilhelm schickte ihnen Bevollmächtigte entgegen, die ihnen täglich für den Mann 4 Groschen, für die Frau 3, für ein Kind 2 Groschen Reise-Entschädigung zahlten. Sie gingen fast sämtlich nach Preußen; schon auf der Reise von ihren evangelischen Glaubensgenossen überall liebevoll unterstützt, erfuhren sie in Berlin den rührendsten Willkommen. Die königliche Familie, die Geistlichkeit, die Bürgerschaft empfingen den ersten größeren Zug am Leipziger Thore in feierlicher und gastlicher Weise (9. Juni). Fast 20000 dieser treuen und frommen Leute ließen sich nun unter dem hohenzollernschen Zepter nieder; sie wollten sich aber nicht zerstreuen, sondern siedelten sich in Masse nebeneinander in Preußen und Littauen an, in der Gegend von Memel, Tilsit, Gumbinnen und Insterburg. Jeder blieb, was er gewesen; Knechte und Mägde im Dienst ihrer Herrschaft; Hausleute und Tagelöhner erhielten Gärten und kleinere Äcker; die Handwerker wurden in den Städten untergebracht; die Bauern bekamen Bauerngüter und diejenigen, welche größere Höfe gehabt, konnten sich kölmische Güter, deren eine große Menge feil war, für einen billigen Preis kaufen. Es brachten auch wirklich gar viele ein ansehnliches Vermögen mit, und der König sorgte dafür, daß ihnen aus Salzburg zugeschickt wurde, was man dort zurückbehalten hatte. Sein Gesandter mußte dem Erzbischof das Verzeichnis der rückständigen Güter vorlegen und dieselben abfordern (1734). So erhielten die Ausgewanderten vom Erlös ihrer Bauernhöfe (es waren an 2000) etwa vier Millionen Gulden, wobei sich der Erzbischof doch noch durch starke Abzugsgelder und dessen Beamten durch starke Unterschlagungen sehr bereicherten. Der preußische Staat aber hatte einen edleren Gewinn: fleißige, tüchtige Menschen, blühende Fluren und bei dem evangelischen Teile der Welt einen neuen Ruhm als Vorkämpfer und Beschirmer der Gewissensfreiheit und des Protestantismus.

Friedrich Wilhelm setzte übrigens seine Bemühungen um den Anbau Littauens und überhaupt Ostpreußens bis an seinen Tod fort. Er war unermüdlich im Unterstützen und Belehren, um die Landwirtschaft dort in besseren Stand zu bringen. Er verbreitete die zweckmäßigeren Ackergeräte und Bebauungsarten, die man in Deutschland hatte, und führte vielerorten neue Kulturen, den Bau von Weizen, Ölfrucht, Klee, Hanf, Flachs, Obst ein. Die Folge seiner rastlosen Arbeit war, daß am Ende seiner Regierung diese Provinz, die er bei seinem Regierungsantritt zum großen Teile öd' und leer vorgefunden, mehr als 600 000 Einwohner und so gute Kultur hatte, wie kaum irgend ein anderer Landesteil. 60 000 Hufen, 11 Städte, 332 Dörfer, 40 Domänengüter waren neu angebaut. Der Urheber dieser schönen Schöpfung hatte es sich aber auch sechs Millionen Thaler und viele persönliche Mühe kosten lassen, hatte selber nicht nur alles befohlen und angeordnet, sondern auch die Ausführung bis ins Kleinste überwacht. Er verdient das Standbild, welches ihm die dankbare Nachwelt inmitten des Schauplatzes dieser seiner Thätigkeit, in Gumbinnen, errichtet hat.

Nicht ganz so viel leistete seine Regierung für den Aufschwung der Gewerbthätigkeit. Eine Menge von Luxusgewerben ging zu Grunde, weil der König allen Luxus an seinem Hofe abschaffte, und die Unterthanen ihm darin größtenteils nachfolgten. Viele Handwerker trieb auch die Furcht vor gewaltsamen Werbungen aus dem Lande. Dennoch wußte Friedrich Wilhelm die Industrie im ganzen zu steigern. Er meinte, der Stein der Weisen liege darin, daß das Geld im Lande bleibe; es komme also darauf an, alle Lebensbedürfnisse durch inländische Werkstätten und Fabriken herzustellen. Daher vermehrte er die bereits bestehenden Einfuhrverbote fremder Waren und fügte Ausfuhrverbote einheimischer Rohstoffe hinzu; ein damals zweckmäßiges Verfahren, welches denn auch besonders die Wollen-Manufaktur sehr förderte. Friedrich Wilhelm half ihr zunächst dadurch auf, daß er den Unterthanen verbot, anderes Tuch zu tragen als märkisches, und auch das ganze Heer nur mit inländischen Zeugen bekleiden ließ. Um aber brauchbare Waren zu liefern, gründete er 1713 mit Hilfe des höchst einsichtsvollen und geschickten Finanzrats Kraut, eines um die Verwaltung auch sonst sehr verdienten Ministers, das berühmte Lagerhaus in der Klosterstraße zu Berlin, eine Tuchfabrik im großen, die besonders feinere Tücher lieferte. Geschickte Wollenweber aus den Niederlanden wurden für sie verschrieben; das Heer mußte seinen Bedarf von ihr entnehmen; bald fand sie auch im Auslande viele Kundschaft, weil ihre Erzeugnisse vorzüglich waren. Der König zog außerdem eine Menge von Handwerkern der Wollenindustrie, als Spinner, Weber, Färber, ins Land, gewährte Vorteile aller Art, und da nun dieses Gewerbe bald wirklich allgemein in Aufnahme kam, so verbot er zu dessen Gunsten nicht bloß fremde Wollenwaren, sondern auch Baumwollenzeug, alle gedruckten und gemalten Kattune. Seine Zwangsmaßregeln waren auch hier wieder sehr hart. Auf offener Straße ließ er manchmal selbst Frauen die Kattunkleider vom Leibe reißen. Übrigens duldete er ebenso-

wenig an seinem Hofe etwas Ausländisches. Dadurch erreichte er mit der Zeit, daß die märkische Tuchmacherei wieder in den guten Ruf kam, den sie im Mittelalter gehabt hatte. Auch gewannen die Städte eine Menge fleißiger Anzöglinge. Unter den jetzt einwandernden Handwerkern waren seit 1732 in Berlin namentlich die protestantischen Böhmen zahlreich, die ihr Vaterland um ihres Glaubens willen hatten verlassen müssen. Es waren größtenteils Wollenweber und Spinner; sie bildeten bei Berlin und bei Potsdam die böhmische Kolonie, die der König mit vielem Wohlwollen behandelte.

Unter den Verordnungen, die er zum besten der Weberei erließ, ist eine recht bezeichnend für seine Art; er befahl durch Edikt vom 14. Juli 1723: „Die Hökerinnen und andere Händlerinnen auf den Straßen und Märkten sollen nicht Maulaffen feil halten, sondern sie sollen bei Strafe der Konzessionsentziehung Wolle und Flachs spinnen, stricken oder nähen.“ Faulheit war ihm ein Greuel; sie hatte von ihm keine Schonung zu erwarten.

Ein großer Teil der Fabriken wurde auf königliche Rechnung betrieben; doch gab Friedrich Wilhelm trotz seiner Geldliebe Monopole gern auf, wenn ihm deren Schädlichkeit für die Unterthanen einleuchtete. Dies bewies er in seiner Behandlung des Tabaksbaues, der in dem ungünstigen Klima der Mark sehr wenig gedieh. Der König gab daher die Einfuhr und Bearbeitung des Tabaks frei. Dadurch hob sich dieses Gewerbe, besonders seit 1736 in Potsdam die erste Schnupftabaksfabrik entstanden war. Friedrich Wilhelm I. legte auch den Grund zu der späteren außerordentlichen Blüte der Geschäftshäuser Splittgerber und Daum; er unterstützte sie in ihren gewerblichen und handelsgeschäftlichen Bemühungen auf das freigebigste. Dagegen überließ er den Seidenbau sich selbst; er versprach sich von ihm keine großen Erfolge. Ein neuer und Berlin eigentümlicher Erwerbszweig war die Herstellung der blauen Farbe, die, 1706 von dem berliner Chemiker v. Diesbach erfunden, im Jahre 1726 allgemein bekannt wurde; der Kronprinz gab ihr damals den Namen „preußisches Blau“.

Für den Handel war durch Zwang wenig auszurichten; die Nachbarn ließen sich nicht so bearbeiten wie die Unterthanen; sie setzten den preußischen Einfuhr-Verboten ähnliche entgegen. Friedrich Wilhelm beschränkte sich denn auch im ganzen darauf, die Schmarotzerpflanzen des Handels zu beseitigen. Als solche betrachtete er die afrikanischen Besitzungen, da sie nichts Reelles einbrachten; er verkaufte sie im Jahre 1717 an die Holländer um 7200 Dukaten, behielt sich aber, bemerkenswert genug, ein Wiederkaufsrecht vor. Doch sollte jene Schöpfung des Großen Kurfürsten nicht ganz würdelos enden. Der preußische Befehlshaber von Großfriedrichsburg hatte kurz vorher sich nach Europa begeben und die Feste dem Negerhäuptling Kuni zur Behütung übergeben. Als nun die Holländer mit ihrem Kaufbrief kamen, wies Kuni sie zurück und erklärte, die Fahne und Festung nur seinem Herrn übergeben zu wollen. Sieben Jahre lang verteidigte er Großfriedrichsburg, bis er der Übermacht erlag. Wie die Faktorei in Guinea, so gab Friedrich Wilhelm auch

die Seehandelsgesellschaft zu Emden auf; seine Vorgänger hatten freilich von dieser Unternehmung nur Kosten gehabt und keine Vorteile. Als schädlich erschienen ihm ferner die Juden, in deren Händen ein nicht unbeträchtlicher Teil des Kleinhandels war, und als gar einige derselben große Betrügereien verübten, ließ er die berliner Juden (1721) in der Synagoge versammeln und durch den Oberhofprediger Jablonsky mit dem Bann belegen, wollte sie auch aus dem Lande treiben; allein durch Geld und durch die Fürsprache ihrer Gönner erwirkten sie fernere Duldung. Im Jahre 1728 belief sich die Gesamtzahl der im preußischen Staate einheimischen Juden auf 1191 Familien, welche jährlich 15 000 Thaler Schutzgeld und 4800 Thaler an die Rekrutenkasse zu zahlen hatten.

Alles, was der König für die Mehrung des Nährstandes und für die Hebung des Erwerbes that, hatte allerdings eben das Wohl der Unterthanen selber zum Zwecke; aber zunächst arbeitete er dabei für den Staat: er suchte damit die Steuerkraft des Volkes zu stärken, weil diese ihm den Wehrstand erhielt. Denn das Heerwesen lag ihm doch am meisten am Herzen; es war der eigentliche Mittelpunkt seiner erstaunlichen Thätigkeit. Für seine lieben blauen Kinder, wie er seine Soldaten nannte, arbeitete er so rastlos von früh bis spät. Er machte den Soldatenstand zum ersten im Staate; alle Prinzen seines Hauses bestimmte er für diesen Beruf; er selbst legte fast nie die Uniform ab. Nur der Degen konnte nach seiner Meinung ehren, erheben und auszeichnen. Seine persönliche Liebhaberei, die rasch zur Leidenschaft wurde, erhielt eine starke Stütze an seiner politischen Überzeugung; in der That lag die einzige Sicherheit und Stärke des kleinen preußischen Staates in einem guten Heere. Der Soldat war also das zweckmäßigste Werkzeug zu dessen Erhaltung, und ohne denselben mußte das Ganze zusammenfallen. Sodann — wer gehorchte seiner Natur nach besser als der Soldat? und blinder Gehorsam mußte einem absoluten Fürsten, zumal von Friedrich Wilhelms Charakter, für die wichtigste aller Unterthanenpflichten gelten. Auch arbeitete er in keinem Zweige der Verwaltung, nicht einmal im Finanzfach, so unausgesetzt selber wie im Militärwesen. Das Heer zu vermehren und zur allervollkommensten Kriegsmaschine auszubilden, das war an jedem Tage sein Sinnen und Trachten. Und er hat darin außerordentliches geleistet. Es gab kaum irgend eine neu erschlossene Geldquelle, die er nicht, sei es ganz oder teilweise, auf dieses Feld leitete. Mit dem Aufblühen der Finanzen hielt daher die Vermehrung des Heeres gleichen Schritt; schon 1715 war es auf 45 000 Mann verstärkt; 1721 auf 51 000 Mann; vier Jahre später auf 64 000; zuletzt, im Jahre 1740, zählte es 83 500 Mann, darunter 18 000 Reiter und 64 000 Mann zu Fuß.

Die Rekrutierung geschah nach alter Weise, und da Freiwillige sich bei weitem nicht in hinreichender Zahl dem Werber stellten, jeder General aber dafür verantwortlich war, daß sein Regiment den vollen Bestand hatte, so nahmen die Offiziere die junge dienstfähige Mannschaft mit Gewalt weg, und

viele junge Burschen entwichen ins Ausland. Vergebens verbot der König, solche Bürger, Bauern und Dienstboten, die nicht nach Angabe der Civilbehörde Taugenichtse wären, mit Gewalt auszuheben. Es geschah doch, weil es eben notwendig war, und weil die Offiziere wußten, daß der König sie nicht bestrafen werde. Um nun diesen Mißbräuchen abzuhelfen, befahl Friedrich Wilhelm „zur Schonung der Unterthanen", nur noch im Auslande zu werben und zwar in dem Umfange, daß die größere Hälfte der Soldaten aus Geworbenen bestehe. Die verbleibende kleinere Hälfte sollte im eigenen Lande aufgebracht werden. Es fand hiermit ein neues Prinzip in die preußische Wehrverfassung Eingang: ein Teil der Unterthanen wird wehrpflichtig. Wann diese Veränderung stattfand, läßt sich nicht genau bestimmen, vielleicht durch das Reglement vom 1. März 1726, jedenfalls in der Zeit von 1718—1726. Um aber das „Enrollieren" zu erleichtern und zu regeln, schuf der König durch drei Kabinetts-Ordres (vom 1. Mai, 18. Mai und 15. September) im Jahre 1733 das Kantonsystem. Das Land wurde nach Kanton-Bezirken unter die einzelnen Regimenter und in den Kantonen die Feuerstellen unter die einzelnen Hauptmannschaften verteilt.*) Es kamen auf je ein Infanterie-Regiment (etwa 1450 Mann) 5000 bis 6000, auf jedes Kavallerie-Regiment (550 Mann) 1800 bis 1900 Feuerstellen. Aus diesen wurde die gesamte männliche Jugend zu dem Regiment „enrolliert." Frei von der Dienstpflicht waren nur einzige Söhne oder die ihres Vaters Wirtschaft übernehmen wollten; doch mußten diese weniger als 5 Fuß 11 Zoll messen. Frei war auch alles, „was nicht Wachstum hatte", d. h. Leute unter 5 Fuß 5 Zoll. Ferner waren befreit die Söhne der Edelleute, der im Adelsrang stehenden höheren Staatsbeamten und diejenigen Söhne der Geistlichen, welche Theologie studierten, sowie die Söhne derer, welche ein Vermögen von sechs- bis zehntausend Thalern hatten, endlich im ersten Geschlecht die fremden Einwanderer. Alle übrigen „Enrollierten" durften ausgehoben werden und mußten dann, solange sie in voller Kraft waren, — in der Regel zwanzig Jahre — im Regimente dienen. Es waren, die dieses Los traf, der großen Mehrzahl nach junge Leute ohne selbständige Beschäftigung, jüngere Bauernsöhne, Knechte, Tagelöhner, Gesellen, die sonst ihrer Brotherrschaft hätten dienen müssen. Auch erhielten sie jährlich drei Monate Urlaub, und wenn sie Gelegenheit hatten, einen Hof zu übernehmen oder Handwerksmeister zu werden, so mußten sie entlassen werden.**)

Gegen die bisherige Art der Rekrutierung war dies Kantonsystem im ganzen eine Verbesserung; aber an schweren Mängeln litt es auch. Die schlimmsten waren die lange Dienstzeit, eine zwanzig Jahre dauernde Unfreiheit der Bauern- und Bürgersöhne, und die Willkür, die bei der Aushebung statt-

*) Eine Kompagnie zählte damals: 11 Unteroffiziere, 3 Tambours, 12 Grenadiere, 1 Zimmermann und 107 Musketiere.

**) Vgl. M. Lehmann, Werbung, Wehrpflicht und Beurlaubung im Heere Fr. Wilh. I. in v. Sybels Hist. Zschr. 1891, N. F. 31. Bd., S. 254 ff.

finden konnte und sehr oft stattfand. Denn es stand ganz im Belieben der Generale und Hauptleute, wen sie aus den Dienstpflichtigen ausheben wollten. Sie waren, der General oder Oberst in seinem Regimentsbezirk, der Hauptmann in seinem Kanton, Herren und Meister über das Schicksal der in ihrem Gebiete wohnenden wehrpflichtigen Jugend. Auch erlaubten sie sich in dieser Stellung oft die ärgsten Eigenmächtigkeiten und Erpressungen; ja viele Offiziere betrachteten ihre Kompagnieen wie Pachtgüter, aus denen sie möglichst großen Nutzen für sich ziehen könnten. Der König sah ihnen durch die Finger, wofern sie ihm nur eine Leidenschaft befriedigten, die eben so seltsam wie für den Staat nachteilig war.

Er liebte nämlich über alles möglichst lange Soldaten. Er meinte, ein recht großer, stattlicher Mann sei vorzugsweise für den Kriegsdienst geeignet, und er ging in dieser Ansicht soweit, daß er über der Körperlänge fast alle anderen Eigenschaften vergaß. Schon gleich im Anfange seiner Regierung erhöhte er das Rekrutenmaß auf $5\frac{1}{2}$ Fuß. Besonders aber sein Leibregiment, das potsdamer, mußte die längsten Leute haben, die nur in der Welt zu finden waren. Diese Liebhaberei für „lange Kerle“ artete bei ihm mit der Zeit in eine förmliche Sucht und Narrheit aus. Er, der sonst so sparsame, fast geizige Monarch, opferte Unsummen, um aus allen Ecken und Enden der Welt Riesen herbeizuschaffen. Er bezahlte je nach der Größe hunderte und tausende von Thalern als Handgeld; für einen besonders langen Rekruten zahlte er einmal 5033 Thaler, für einen andern, einen Irländer Namens Kirkland, sogar 7553 Thaler. Nach Möglichkeit strebten ihm die anderen Regiments-Inhaber nach; sie wetteiferten mit einander, um recht große Soldaten dem Könige vorstellen zu können. Wenn vom Jahre 1713 bis 1735 für Werbungen überhaupt an 12 Millionen Thaler ins Ausland gingen, so kam ein sehr erheblicher Teil davon auf Rechnung jener Thorheit.

Die Geldopfer waren hier aber bei weitem nicht das Schlimmste. Der König brach über seine Liebhaberei auch die einfachsten Gebote des Rechts und der Sitte. Er erlaubte seinen Werbern die größten Gewaltthaten gegen seine Unterthanen und gegen Auswärtige, band sich an kein Gesetz, verkaufte Ämter und Gnaden für ein Geschenk mit langen Kerlen. Es wurde auf diese in Preußen eine förmliche Hetzjagd gehalten. Niemand, wes Standes und Berufs er war, konnte den Späherblicken und den Fäusten der Werber entgehen, wofern er das Unglück hatte, ungewöhnlich lang zu sein; er wurde ohne Barmherzigkeit ergriffen und als Soldat eingekleidet oder mußte sich durch Geschenke an die Offiziere und durch Stellung eines langen Ersatzmannes auslösen. Selbst die Studenten und andere sonst Befreite waren davor nicht sicher; kein Ausländer von besonderer Körpergröße mochte mehr in Preußen studieren oder reisen. Mit gleichem Eifer spürten die Werber in den fremden Ländern umher; wo Überredung und hohes Handgeld nicht half, bemächtigten sie sich mit List und Gewalt ihrer Opfer und schleppten sie oft unter größten Lebensgefahren nach Preußen. Friedrich Wilhelm kam dadurch mit allen

Nachbarn in die übelsten Verwickelungen, oft ganz nahe einem Kriege. Sonst benutzten die fremden Mächte auch vielfach seine Schwäche, um ihn durch einige lange Kerle, die sie ihm schickten, zu diesem oder jenem Verhalten zu bewegen oder in dieser Weise sich erkenntlich zu zeigen. So erfreute ihn der Zar Peter zum Dank für das Geschenk eines reichen Bernsteinkabinetts einige Jahre lang mit Sendung großer Kerle. Es entwickelte sich aus solchen Bezeigungen ein förmlicher Menschenhandel. Friedrich Wilhelm machte sich in diesem Falle gar kein Gewissen daraus, seine Unterthanen als Sklaven, als Ware zu behandeln. Auf Bitte der Zarin Anna, die dagegen vier Flügelmänner geschickt hatte, ließ er (1731) eine Anzahl Waffenschmiede in Hagen aufgreifen und nach Rußland schaffen, damit sie dort ihre Kunst verbreiteten. Kein Gebot der Klugheit, keine Vorschrift der Religion hielt bei dem Könige wider diese Sucht stand. Er meinte, hier wie überall Recht zu thun, glaubte, die Natur habe die langen Menschen nur für ihn geschaffen, da kein anderer Fürst sie nach Verdienst würdige. Es war bei dem sonst so frommen Manne ganz umsonst, daß man ihm einmal durch einen namenlosen Brief die Bibelstelle 2. Mose 21 v. 16 ins Gedächtnis rief: „Wer einen Menschen stiehlt oder verkauft, der soll des Todes sterben"; daß ein andermal ein Geistlicher — es war der Prediger Rüben in Quedlinburg — auf der Kanzel gegen diesen Menschendiebstahl sprach. Friedrich Wilhelms Frömmigkeit hörte in diesem Punkte vollständig auf. Übrigens war Rüben so ziemlich der einzige unter der preußischen Geistlichkeit, der sich mit solchem Freimut zu äußern wagte. Die allgemeine Unterthänigkeit hatte auch diesen Stand ergriffen; er durfte ebenso wenig „räsonnieren" wie die andern. Er that es auch nicht; vielmehr waren es gerade die lutherischen Geistlichen, die dem Volke die Lehre vom leidenden Gehorsam der Unterthanen und vom göttlichen Recht der Könige am nachdrücklichsten einprägten. Dadurch bestärkten sie die Fürsten in ihrer Eigenmächtigkeit und thaten viel, deren Unumschränktheit auch in der öffentlichen Meinung fest zu gründen.

Die langen Kerle vom Leibregiment hatten es übrigens, wenn sie erst im blauen Rocke steckten, nicht schlecht. Sie waren die Günstlinge des Königs; er gab ihnen zu ihrem Monatssold von 4 Thalern Zulagen von 5 bis 20 Thalern, sorgte in allen Stücken für ihr leibliches Wohlergehen, verschaffte ihnen später nicht selten begüterte Frauen oder versorgte sie auf andere Weise. Alle übrigen Soldaten erfreuten sich nur geringer Vorteile. Zwar die im Kriegsdienst alt oder unbrauchbar gewordenen fanden bei dem Könige leicht Unterstützung: denen, die es zum Unteroffizier oder Sergeanten gebracht, gab er Anspruch auf Civilversorgung als Gerichtsboten, Thorschreiber u. dgl., und für die Kinder verstorbener Soldaten und Offiziere stiftete er (1721) das große Potsdamer Waisenhaus (eröffnet 1724); das war aber auch alles, denn mehr zu thun hatte er nicht die Mittel. Wenig half dem Soldaten das Bewußtsein, daß sein Stand der vornehmste im Staate war; dies entschädigte ihn nicht für die Leiden und Mühen des Berufs. Die Kriegszucht im preußi-

schen Heere war furchtbar streng. Rauh und hart behandelte der Offizier den Gemeinen, und wer räsonnierte, mußte dreißigmal Spießruten laufen; thätlicher Widerstand wurde mit dem Tode bestraft, ebenso Entweichung. Der Dienst war höchst mühsam. Fortwährend mußten die Mannschaften sich im Marschieren und Feuern üben, und die Korporale ahndeten jeden falschen Griff oder Schritt mit ihren Haselstöcken. Durch unabläßiges Üben und Prügeln machten sie den preußischen Soldaten zu einer Exerziermaschine von größter Vollkommenheit; namentlich die Infanterie leistete darin Außerordentliches, sie bewegte sich weit genauer und schoß viel schneller als jede andere der Welt. Der eigentliche Schöpfer dieser erstaunlichen Ausbildung des preußischen Fußvolks war Fürst Leopold von Dessau, der, so unübertrefflich wie unermüdlich im Abrichten, zugleich seine Begabung für das Einrichten bewies. Er führte 1718 im ganzen Heere den eisernen Ladestock und den Gleichschritt ein, Erfindungen, die, von ihm seit 1698 bei den Grenadieren versucht, sich bald als ungemein zweckmäßig bewährten. Mit derselben peinlichen Genauigkeit wie auf die Regeln und Griffe, sah man auf die äußere Erscheinung des Soldaten. Das Fußvolk war blau, die Reiterei weiß, die seit 1721 eingeführten Husaren rot gekleidet; Maß und Schnitt der Uniform war bis ins kleinlichste vorgeschrieben, auch die äußerste Sorgfalt im Putzen der Kleider und Waffen strenge Pflicht, deren geringste Versäumnis mit dem Stock oder mit harter Haft bestraft wurde. Dieser Gamaschendienst wie die ganze rauhe und geisttötende Abrichtung der Soldaten machte den Kriegsdienst zum Schrecken und Abscheu jedes strebsamen Gemütes. Damals galt der Spruch: Wer Vater und Mutter nicht folgt, der muß dem Kalbfell folgen. Nur rohe und harte Naturen oder leichtsinnige, verzweifelte Menschen wählten sich freiwillig dies Los, nahmen das Handgeld des Werbers und gaben sich hin. Der Haß und die Furcht, welche der Dienst als gemeiner Soldat erregte, waren in den gebildeten Ständen natürlich am stärksten. Zumal im Anfange, als die Gewohnheit noch nicht ihre Macht geübt hatte, war es ein Tag des Entsetzens und der Trauer, wenn die rote Halsbinde, das Zeichen der Aushebung, vom Hauptmann oder Rittmeister gesandt, einer Familie ins Haus gebracht wurde. Wer da konnte, flüchtete aus dem Lande. Erst mit der Zeit wurde der Soldatenstand weniger fürchterlich, wurde es gar Ehre, einen oder mehrere Söhne im Heere zu haben, zumal in einem geachteten Truppenteil, wie in der Artillerie.

Indes eine schwer empfundene Last war der Militärdienst doch im Grunde nur für die ausgehobenen Städter. Um die Kantonpflichtigen des platten Landes stand es in dieser Hinsicht anders. Die Meinung des Königs war, daß die Ausgehobenen, wenn sie im Regiment dienten, es besser haben sollten, als daheim, und wenigstens bei den meisten Landleuten traf dies in der That zu. Sie waren Fronknechte des Gutsherrn; durch die Kantonpflicht wurden sie unmittelbare Unterthanen des Staates. Früher bestimmte der Gutsherr ihr Schicksal, gab ihnen z. B. oder versagte nach seinem Belieben die Erlaubnis zu heiraten; jetzt that dies die Militärbehörde. „Und wenn sie nun des Königs

Soldaten werden, was ist ihr Los? Sie lernen in der Regimentsschule Lesen, Schreiben, Rechnen; sie werden an Reinlichkeit, Ordnung, Zucht, Achtsamkeit gewöhnt; sie hören von Fehrbellin, Höchstädt, Stralsund und wo ihr Regiment im Feuer gestanden; sie werden aus mißbrauchten und mißhandelten Hörigen Mitglieder einer Gemeinschaft, die bis zum Könige hinaufreicht, bei jeder Revue sehen sie ihn von Angesicht. Freilich ist der Dienst scharf und die Disciplin unerbittlich; aber sie ist nicht willkürlich wie die Peitschenhiebe und das Lahmschlagen in der Fronde; zu Wasser und Brot und in die Latten wird nun zur Strafe, nur im Standrecht verurteilt; nur wer desertierend den Fahneneid gebrochen, muß durch die Spieße gehen; wer ehrbar ist und seine Schuldigkeit thut, hat nichts zu befahren. Wenigstens ist so der Sinn und die Absicht des Dienstreglements." *)

Mehr Ursache freilich, mit den militärischen Einrichtungen Friedrich Wilhelms zufrieden zu sein, als der Bauer und Bürger, hatte der Edelmann. Klagte er auch, daß die hörigen Bauernsöhne nicht mehr unter der Gutsobrigkeit ständen, sondern unter der königlichen Aushebungsbehörde, so überwog diesen Nachteil für ihn doch der Vorzug, den ihm der König beim Heere gab. Denn dem Adel fast ausschließlich wurden die Offizierstellen eingeräumt. Noch unter dem Großen Kurfürsten und unter Friedrich I. war die Hälfte der Heeresbefehlshaber bürgerlichen Standes gewesen. Friedrich Wilhelm änderte nun dieses Verhältnis zum Vorteil des Adels; er that es weniger darum, weil er diese Bevorzugung dem Ansehen des Offizierstandes und zugleich dem ursprünglichen Beruf der Ritterschaft schuldig zu sein glaubte, als vielmehr, weil verabschiedete Offiziere des Adelstandes leichter bei den Ihrigen auf dem Lande wieder eine Versorgung erhielten; denn Ruhegehalte zahlte der Staat nicht. Dazu kam, daß die Gemeinen großenteils Knechte vom Lande waren; der Junker war ihr Gutsherr; er schien sich daher auch zu ihrem militärischen Befehlshaber am meisten zu eignen. Die Offiziere hatten aber in der Gesellschaft eine höchst bevorzugte Stellung; sie spielten in ihren Garnisonplätzen fast die Herren; sie rangierten vor allen anderen Ständen — immerhin freilich mit mehr Recht als anderwärts die fürstlichen Bedienten, von denen z. B. nach der Rangordnung des Herzogs Wilhelm von Zeitz (1691) der Kammerdiener des Fürsten vor dem Pfarrer und Rektor, der Hauskellner vor dem Advokaten, der Leibschneider vor dem Konrektor und Schullehrer rangierte! Wie dort der Hofdienst, so galt in Preußen der Kriegsdienst für die ehrenvollste und wichtigste aller Berufsarten. Der König hielt sich zu den Offizieren als ihr Kamerad. Seine Günstlinge, überhaupt alle, die am Hofe etwas vermochten, waren Generale und Obersten, Adjutanten und Majore; sein vertrautester Freund war der Feldmarschall Fürst Leopold von Dessau. Von diesem ging auch der Ton aus, der den ganzen Offizierstand beherrschte. Er teilte ihm seine solda-

*) J. Droysen, Geschichte der preußischen Politik V. 3, S. 20. — Vgl. die Marginalbemerkungen König Friedr. Wilh I. in den Jahrb. f. die deutsche Armee u. Marine, her. von E. Schmackenburg, Berlin 1892, S. 227 f.

tischen Tugenden, Geradheit und Ehrlichkeit, blinden Gehorsam und Tapferkeit, aber auch seine Fehler mit, nämlich Plumpheit, Grobheit und Mangel an jeder wissenschaftlichen Bildung. Die letztere wurde in dem Kreise dieser Kriegsleute geradezu verachtet; wer mehr wußte, als seinen Namen zu schreiben, gar der Gelehrte, hieß ein Tintenkleckser, Schmierer und Pedant; und Friedrich Wilhelm stimmte darin von Herzen ein. Desto mehr hielt er bei seinen Offizieren auf Gottesfurcht und Sparsamkeit. Spieler und Verschwender fanden vor ihm keine Gnade. Es war sonst Sitte gewesen, daß die Obersten als Inhaber der Regimenter die Fähnriche, Lieutnants und Hauptleute ernannten. Friedrich Wilhelm schaffte diesen Brauch ab; er selber behielt sich das Recht vor, auch die unteren Offizierstellen zu besetzen, und vermochte nun ein von Grund aus tüchtiges Offizierkorps zu bilden. In anderen Heeren konnte man eine Offizierstelle mit Geld erkaufen, im preußischen galt nur die Brauchbarkeit. Freilich nahm der König vorzugsweise Edelleute; aber der Kriegsdienst galt damals allgemein als der natürliche Beruf des Adels. Und bei den Einwanderern, die einen bürgerlichen Erwerbszweig nicht zu übernehmen hatten, insbesondere bei den französischen Flüchtlingen, die sich dem Soldatenstande widmen wollten, fragte Friedrich Wilhelm nicht nach der Abstammung. Ihrer viele durften in die Kadettenhäuser treten, die er von Magdeburg und Kolberg nach Berlin verlegte (1717) und als Pflanzstätten des Offizierkorps in seine besondere Obhut nahm. Im Kriege sollte, wie eine königliche Weisung an die Regimentsinhaber vom 8. März 1734 (bei Beginn des polnischen Erbfolgekrieges) befahl, bei Besetzung der Offizierstellen auf die Geburt überhaupt nicht geachtet, sondern jeder Unteroffizier, ob von Adel oder nicht, der sich auszeichne, dem König für die Beförderung zum Offizier vorgeschlagen werden.

Wie Friedrich Wilhelm es verstand, mit möglichst wenig Kosten möglichst große Ergebnisse zu erreichen, das zeigte sich ganz besonders im Kriegswesen, da es ihm gelang, das stehende Heer in einem Grade zu verstärken, den die natürlichen Hilfsmittel des Staates gar nicht zuzulassen schienen. Es geschah dies durch die Verbindung der äußersten Sparsamkeit in den Ausgaben mit der größten Zweckmäßigkeit in den Einrichtungen. Der Unterhalt der Truppen wurde in die genaueste Ordnung gebracht; Waffen, Uniformen, Sold und was ihnen sonst zukam, mit größter Pünktlichkeit und in vorschriftsmäßigem Stande geliefert. Dies entschädigte einigermaßen für die Knappheit, die in allem herrschte. Zwar die höheren Offiziere hatten nicht bloß ein auskömmliches Gehalt, sondern durch ihren Handel mit langen Kerlen, welche sie dem Könige alljährlich für sein Leibregiment abließen, auch beträchtliche Nebeneinkünfte. Aber die unteren Offiziere, welche sich am meisten im Dienste plagen mußten, konnten bei ihrem Monatssolde von 11 bis 13 Thalern nur kärglich leben. Es gehörte die Genügsamkeit, die dem armen märkischen und pommerschen Adel eigen war, dazu, um dabei zufrieden und mit Anstand zu bestehen. Gar der Sold des Gemeinen, seit dem dreißigjährigen Kriege fortwährend im Sinken, war jetzt sehr gering; er betrug alle fünf Tage sechs gute Groschen, also

monatlich anderthalb Thaler. Außerdem bekamen die Soldaten bestimmte Naturallieferungen und wurden auf Kosten der Bürger in den Städten einquartiert, in Berlin nach Anweisung des neuen „Servisreglements" vom Jahre 1724.

Die Landmiliz, welche Friedrich I. errichtet hatte, wurde von seinem Nachfolger als unzweckmäßig wieder aufgehoben; er verachtete ein solches Volksaufgebot, und um den großen Unterschied desselben von seinem regelmäßigen Heere hervorzuheben, verbot er (im Jahre 1718) bei 100 Dukaten Strafe, seine Soldaten „Miliz" oder „Militär" zu nennen; diese Wörter galten ihm gleich Schimpfnamen. Doch führte er später selbst wieder eine Art von Landmiliz ein, indem er in Berlin, in Pommern, Preußen und im Magdeburgischen Landregimenter von ausgedienten Soldaten bildete und jährlich zu vierzehntägigen Übungen zusammenkommen ließ.

Viel Sorgfalt verwandte er auf die Festungen; sein bester Gehilfe war hier der Ingenieuroberst Walrave. Es wurden vorzüglich die Werke Wesels, Magdeburgs, Stettins, Memels verstärkt; auch die übrigen Festungen, Pillau, Kolberg, Küstrin, Spandau, Minden, Geldern, in guten Verteidigungszustand gebracht. Außerdem gab es noch 23 feste Plätze: die bedeutendsten darunter waren Peitz, Damm, Uckermünde, Demmin, Driesen, Löcknitz, Reinstein, Oderberg, Lingen, Sparenberg, Orsoy, Lippstadt, Mörs; die Hauptstädte Berlin und Königsberg hatten nur geringe Befestigung.

In den Finanzen, in der Pflege des Nährstandes und im Heere, in diesen drei Hauptgegenständen seiner Thätigkeit stellt sich das praktische Wesen des Königs von der vorteilhaftesten Seite dar; doch verlor er die übrigen Staatsinteressen nie ganz aus den Augen.

Am 8. Dezember 1728 schuf der König das Kabinettsministerium oder Departement der auswärtigen Affairen. Schon der Große Kurfürst hatte in seiner Instruktion für den wieder ins Leben gerufenen Staatsrat (vom 4. Dezember 1651) bestimmt, daß „die französischen und dänischen Sachen, auch alle geheimen Korrespondenzen" vom Grafen Waldeck und im Falle von dessen Behinderung von Otto v. Schwerin bearbeitet werden sollten. Nach Schwerins Tode (1679) erledigten Meinders und Fuchs vorzugsweise die auswärtigen Angelegenheiten. Unter König Friedrich I. finden wir Danckelman, Kolbe von Wartenberg und Ilgen hierfür thätig. Friedrich Wilhelm I. gab 1713 Ilgen als Gehilfen den Grafen Christoph zu Dohna und Marquard v. Printzen; aber im Grunde ist Ilgen bis 1725 der alleinige Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Preußens gewesen. Dann wurden dem hochbetagten Staatsmanne als Stützen zugewiesen: der Freiherr v. Knyphausen, sein Schwiegersohn, und der Generallieutenant v. Borcke. Nach Ilgens Tode (6. Dezember 1728) wurde den beiden Genannten noch der Geheime Rat Thulemeier zugeteilt*).

*) R. Meier, Die Gründung des Auswärtigen Amtes durch König Friedr. Wilh. I. im Jahre 1728. Forsch. 1889. II. S. 161 ff.

Das dritte große Fachministerium war das Justizdepartement. Wenn sich Friedrich Wilhelm in der Heftigkeit seiner Leidenschaften auch selber zuweilen über das Recht hinwegsetzte, so war er doch im Grunde ein rechtlicher Charakter. Er wollte, daß jedem sein Recht geschehe, und bei seiner natürlichen Ungeduld, daß es auf der Stelle geschehe. Er haßte daher den schwerfälligen Gang der damaligen Prozeßführung und das gelehrte römische Recht mit seinen vielen Formalitäten. Er urteilte lieber auf der Stelle ab, wie die alten biblischen Könige und Richter, damit alles einfach und schnell abgemacht werde. „Die schlimme Justiz schreit gen Himmel, und wenn ich's nicht remediere, so lade ich selbst die Verantwortung auf mich," mit diesen Worten wandte er sich gleich nach seinem Regierungsantritt an den Justizminister v. Katsch und befahl ihm, das Gerichtswesen zu vereinfachen und zu verbessern.*) Es erschien dann auch eine Reihe von Verordnungen, welche manches Gute stifteten; namentlich wurde der Gebrauch der Folter sehr eingeschränkt (1720) und der Umfang der Hexenprozesse abgeschafft, alle richterlichen Erlasse fortan im Namen des Königs und nicht, wie bisher in dem der einzelnen Gerichtsbehörden ausgefertigt, endlich einige Justizkollegien, besonders das Kammergericht, zweckmäßiger eingerichtet.

Das Kammergericht bestand in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erstens aus einigen fest angestellten Richtern, die aber durch Nebenämter fast völlig in Anspruch genommen waren, und aus einigen „soeben von der Kavaliertour oder den Universitäten zurückgekehrten Assessoren und Referendarien", die zwar die ganze Arbeitslast zu tragen hatten, aber außer dem Titel „Kammergerichtsrat" keinerlei Entschädigung vom Staate erhielten. Daraus waren allerlei Mißstände erwachsen, die man schon 1540 durch eine „Kammergerichts-Reformation" und unter dem Großen Kurfürsten zu beseitigen versucht hatte. Endlich am 1. März 1709 war eine „Neue Kammergerichts-Ordnung" für Civilprozesse erschienen, entworfen von den Kammergerichtsräten Wambold und Bewert und revidiert von dem Präsidenten des Kammergerichts v. Sturm. Auch nach der neuen Kammergerichts-Ordnung war das Verfahren ein schleppendes. Die Parteien blieben auf die Hilfe von Anwälten angewiesen, deren Kenntnisse und sittliche Befähigung oft sehr geringe waren. So kam es denn, daß die Anwälte sich gewöhnlich von Ränkesucht und Geldgier leiten ließen, und ihr Stand deshalb ein gehaßter und verachteter war. Aus ihnen wurden übrigens meist die schlechtbesoldeten Patrimonialrichter auf dem Lande und die Stadtrichter genommen. Sturm machte schon am 1. Mai 1709 in einem Berichte auf den eigentlichen Grund des Übels aufmerksam. Aber um ihn zu beseitigen, hätte man die unbesoldeten Räte fest anstellen, also Geld aufwenden müssen. Dazu verstand sich aber weder Friedrich I. noch sein Nachfolger.

*) F. Holtze jun., Die Justizreform unter Friedr. Wilh. I. ꝛc., Forsch. 1893, VI. S. 343 ff. — Ebenderselbe, König Christians V. dänisches Gesetz als Vorbild für d. preuß. Justizreform 1713, Schriften d. Ver. f. d. Gesch. Berlins, Heft XXX, Berlin 1893. — Vgl. Forsch. 1894, VII. S. 225 f.

Sie suchten vielmehr beide den Übelstand der Verschleppung durch scharfe Edikte gegen die Anwälte zu beseitigen. Am 2. April 1713 erschien dann das von Friedrich Wilhelm I. eigenhändig aufgesetzte Reglement über die Zahl und die Sporteln der Advokaten und Prokuratoren in Berlin. Die Anzahl derselben in der ganzen Monarchie war eine außerordentlich hohe. Preußen hatte damals gegen 2 Millionen Einwohner und nicht weniger als 1200 Anwälte. Jetzt erhielten im Ganzen nur 480 Advokaten und Prokuratoren das Recht, weiter zu praktizieren: eine gute, wenn auch harte Maßregel.*)

Aber Friedrich Wilhelm I. ging noch weiter. Wenn ein öffentliches Landrecht geschaffen und dieses veröffentlicht würde, so war zu erwarten, daß die Prozesse sich erheblich vermindern würden. Er befahl daher sofort nach seinem Regierungsantritte von Sturm und dem Frhr. von Bartholdi, dem Präsidenten des Oberappellationsgerichtes, ein allgemeines Landrecht für den Staat innerhalb eines Jahres auszuarbeiten. Trotzdem er jedoch schon am 31. März 1713 aus Wusterhausen durch eine nochmalige Ordre die Abfassung des Werkes zu beschleunigen suchte, sollte er die Erfüllung seines Wunsches nicht mehr erleben.

Um alle Verbesserungen auf dem Gebiete der Rechtspflege erwarb sich aber der Justizminister Cocceji die meisten Verdienste. Samuel Cocceji (von Cocq), der Sohn eines Professors an der Universität Frankfurt a. O. erhielt im Jahre 1701 ebenfalls dort eine Professur der Rechte und wurde dann wegen seiner Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit zu verschiedenen hohen Verwaltungs- und Justizämtern befördert. Er gehört zu den ausgezeichnetsten Juristen, die Preußen gehabt hat. Friedrich Wilhelm erkannte auch seinen Wert und stellte ihn 1737 an die Spitze des ganzen Gerichtswesens. Zu rechter Wirksamkeit kam er indessen erst unter dem folgenden Könige.**)

Das wichtigste aller Rechtsinstitute war für den König das Fiskalat. Denn die Fiskale dienten ihm nicht nur zur Ausspürung von Verbrechen und Vergehungen, sondern auch zur Überwachung der Behörden; sie hatten alle Gesetzwidrigkeiten, die zu ihrer Kenntnis kamen, anzuzeigen, aber ganz besonders darauf zu achten, ob die zahllosen Befehle des Königs auch pünktlich und vollständig ausgeführt würden. Da nun Friedrich Wilhelm denjenigen Fiskal am meisten schätzte, der die größte Zahl von Angaben machte, so kam das Denunziervesen sehr in Schwung, und die Fiskale waren als öffentliche Spione sehr gefürchtet und wegen des Mißbrauchs, den viele von ihnen mit ihrem Amte trieben, gehaßt. Wer es zu arg machte, fiel dann freilich beim Könige auch wieder in Ungnade und wurde auf die Festung geschickt.

Friedrich Wilhelm betrachtete sich so ganz als Inbegriff alles Rechts, daß er überzeugt war, am besten für seine Unterthanen zu sorgen, wenn er alle

*) C. Krause. Friedr. Wilh. I. und die Advokaten. Vortrag ꝛc., Forsch. 1890. III. S. 622 f.

**) A. Stolzel. Fünfzehn Vorträge aus der brand.-preuß. Rechts- u. Staatsgeschichte. Berl. 1889. O. Hintze. Das Verhältnis der Coccejischen Justizreform zu der Behördenorganisation Friedr. Wilh. I., Vortrag ꝛc., Forsch. 1894. VII. S. 278.

wichtigen Rechtshändel selbst entschied. Er gebot daher (1717), alle Urteile in Kriminalsachen, die Leib, Leben, Ehre und Gut angingen, ihm zur Bestätigung oder Abänderung vorzulegen. Aber über jedes Vergehen wie über eine ihm persönlich angethane Kränkung erbittert und von Natur jähzornig und hart, verschärfte er fast immer die Strafe. Er mischte sich auch sonst unbedenklich in den Gang des Rechtes, und da er ohne tiefere Rechtskenntnis nur nach augenblicklicher Ansicht und Stimmung entschied, sein Wort aber Befehl war und auf der Stelle ausgeführt werden mußte, so hatte die Art seiner Rechtspflege allerdings etwas Türkisches; oder vielmehr selbst ein türkischer Pascha wagte selten ungestraft, was der König von Preußen wagen durfte. Die eiserne Zucht, die er im Heere aufrecht hielt, sollte im ganzen Volke herrschen; seine Strafen waren hart bis zur Grausamkeit. Totschläger begnadigte er niemals, wenn auch noch so gewichtige Milderungsgründe dafür sprachen. Er hielt sich unerschütterlich an das biblische Wort: „Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll auch vergossen werden.“ Aber es gereicht ihm zu hohem Ruhme, daß er dabei kein Ansehen der Person kannte: Offiziere wie Civilisten, Edelleute wie Bürgerliche traf sein Arm mit gleicher Schwere. Selbst die Fürbitte seiner Günstlinge oder fremder Mächte bewog ihn hier nicht, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Seine Gesetze gegen das Duell waren furchtbar streng, aber sie setzten keine Ausnahmen zu Gunsten des Offizierstandes fest und wurden gegen alle mit gleicher Strenge vollstreckt. Er ermahnte in seinem Duellverbot vom Jahre 1713: „Jeder solle sich bemühen, die Ehre eines rechtschaffenen Soldaten mehr durch Tapferkeit gegen die Feinde des Königs und des Vaterlandes als in unnützen Händeln zu erwerben, da Gott sich die Rache vorbehalten und dazu Könige und Obrigkeiten auf Erden verordnet habe.“ Übrigens strafte er thätliche Beleidigungen, als Ohrfeigen und Schläge, je nach Umständen mit Gefängnis von zwei bis sechs Jahren. Die scheußliche Strafe, daß Kindesmörderinnen in Säcken ersäuft wurden, die sie selbst hatten nähen müssen, führte er wieder ein; aber er suchte dem Verbrechen dadurch den wirksamsten Anlaß zu nehmen, daß er verbot, „es solle sich niemand unterstehen, einer Person, die im Rufe der Schwangerschaft stehe, Vorwürfe darüber zu machen oder sie zu beschimpfen, bei Vermeidung harter Bestrafung und öffentlicher Abbitte von seiten des Beleidigers.“ Dieser edle Zug ist ihm um so höher anzurechnen, weil ihm gerade die Verletzung der Keuschheit so wie auch der ehelichen Treue am meisten ein Greuel war. Auf leichtere fleischliche Vergehungen stand Geldbuße; Ehebrecherinnen wurden auf eine gewisse Zeit aus dem Lande verwiesen, Ehebrecher milder bestraft. Da man wußte, daß der König drakonische Gesetze liebte, so legten ihm die Minister zuweilen härtere Verordnungen zur Unterschrift vor, als recht oder billig war; so einmal ein Gesetz, nach welchem Doppelehe mit dem Tode gebüßt werden sollte. Friedrich Wilhelm lehnte es aber ab, indem er hinaufschrieb: „da würden viel Leute sterben müssen.“

In anderen Punkten zeigte er sich wieder strenger, als man erwarten durfte, namentlich bei Vergehungen gegen das Eigentum. Überführte Diebes-

hehler ließ er ohne Umstände an den Pranger stellen, stäuben, brandmarken und aus dem Lande weisen; ebenso erging es ausländischen Dieben und solchen Juden, die mit gestohlenen Sachen handelten. Wilddiebe mußten sechs Jahre auf einer Festung karren; Wilderer, die in königlichen Jagdgehegen betroffen wären, sollten gar aufgehängt werden (Gesetz vom 9. Januar 1728). Bankerottierer wurden als Diebe und Fälscher betrachtet und mit dem Pranger, Festungshaft, Staupenschlag, Landesverweisung, bei betrügerischem Bankerott sogar mit dem Strange bestraft. Stand auf seiten der Gerechtigkeit auch noch das Geldinteresse des Königs, so war er gegen Diebe und Betrüger ebenso unerbitterlich wie gegen Totschläger. Beamte, die Unterschleife machten, wurden aufgehängt. Auch hier galt ihm der Vornehme gleich dem Geringen. Ein Kriegs- und Domänenrat, von Schlubhut, hatte die salzburger Ansiedler in Littauen um einen Teil der für sie bestimmten königlichen Gelder gebracht. Das Kriminalkollegium in Berlin erkannte auf Festungshaft. Der König verschob seine Entscheidung, bis er selbst, wie er jährlich zu thun pflegte, nach Königsberg reiste, um die Truppen und die Domänen zu besichtigen. Nach seiner Ankunft forderte er den Kriegsrat vor sich, warf ihm sein Vergehen vor und kündigte ihm an, er werde ihn hängen lassen. Schlubhut, der Sprößling der ältesten und angesehensten ritterschaftlichen Familie Preußens, berief sich auf seine Adelsvorrechte: „Es sei nicht Manier, so mit einem preußichen Edelmann zu verfahren; er werde die fehlende Geldsumme erstatten.“ Da übermannte den König der Jähzorn; er ließ auf der Stelle einen Galgen errichten und den Ritter aufknüpfen (Juli 1731).

Friedrich Wilhelm ging bei solchem Verfahren von der Ansicht aus, daß Unterschleif der Beamten besonders darum so schlimm sei, weil zum Diebstahl die Untreue gegen den Brotherrn komme. Aus ähnlicher Erwägung floß das fürchterliche Strafgesetz, welches er 1736 gegen Hausdiebe erließ. Sie wurden, wenn der Diebstahl eine Summe über 50 Thaler betraf oder durch Einsteigen oder Einbruch verübt war, vor der Thür des Bestohlenen aufgehängt; so geschah es z. B. einer Dienstmagd, die nur $3\frac{1}{2}$ Thaler gestohlen hatte. Auf geringe Diebstähle ohne Einsteigen oder Einbruch stand vierjährige Festungsarbeit.

Des Königs leidenschaftlicher Haß gegen das Unrecht trieb ihn auch sonst oft zu übereilten und ungerechten Handlungen; mancher Unschuldige wurde bestraft, weil den König die Hitze fortriß, oder das Mißtrauen in die Gerechtigkeit der Behörden ihn verblendete. Einmal hatte das Kriminal-Kollegium einen Musketier wegen Einbruchs und Diebstahls zum Tode verurteilt. Nun war der Verbrecher aber ein langer Kerl; daher überredete dessen General den König leicht, das Gericht habe zu hart entschieden. Der König ließ zornig die Räte zu sich kommen, überhäufte sie mit Schimpfworten, stieß dem einen mit dem Stock ein paar Zähne ein, prügelte alle zur Thür hinaus, daß sie mit blutigen Köpfen das Freie erreichten. Hinterher sah er dann wohl seine Übereilung ein; aber nicht immer war der Schaden gut zu machen. Sogar

an Justizmorden, die bei Friedrich Wilhelms eifriger Gerechtigkeitsliebe schwerlich stattgefunden hätten, falls er ruhiger zu Werke gegangen wäre, fehlte es nicht. Das Kriminalgericht hatte einen Steuereinnehmer, weil nach den Rechnungen 4000 Thaler fehlten, die er unterschlagen haben sollte, zu vierjähriger Festungshaft verurteilt; der König begnügte sich hiermit nicht, er ließ ihn als Dieb aufhängen. Hinterher stellte sich heraus, daß man dem Manne Unrecht gethan, daß derselbe zum wenigsten keinen vorsätzlichen Betrug begangen hatte. Ein andermal berichtete der Kommandant von Berlin, General von Glasenapp, die Handwerksburschen hätten sich empört, weil man sie beim Turmbau der Peterskirche zwingen wollte, auch am blauen Montag zu arbeiten. Der König, gerade verreist, schrieb zurück: „Rädel aufhängen, ehe ich heimkomme!" Nun fand sich unter den Handwerksburschen kein Rädel, wohl aber hieß ein Lieutnant so, der freilich mit jenem Aufstande nicht das geringste zu thun hatte, aber nichtsdestoweniger zum Tode vorbereitet wurde. Denn der General war an blinden Gehorsam gewöhnt, und die Rückkehr des Königs stand nahe bevor. Indes kam zu rechter Zeit noch ein Kabinettssekretär hinzu, der den Befehl des Königs richtig deutete: mit Rädel sei der Rädelsführer gemeint. Da ließ Glasenapp den Offizier los und griff einen aus den gefangenen Handwerksburschen heraus, der rote Haare hatte, und ihm daher besonders verdächtig schien; den ließ er alsbald aufhängen.

Die scharfen Gesetze gegen das Laster und die barbarischen Strafen wirkten jedoch eben wegen ihrer Überzahl und ihres Übermaßes nicht so viel, als der König hoffte. Die fürchterlichen Hinrichtungen mit ihrer Öffentlichkeit und dem geistlichen Gepränge wurden zu einem Schauspiel, das, zu oft wiederholt, die Gemüter eher abstumpfte als erschreckte. Da das Hängen und Köpfen, das Rädern und Stäupen, Brandmarken und Verstümmeln, zumal in Berlin, an der Tagesordnung war, so gewöhnte sich das Volk daran, und die Furcht wurde schwächer. Noch mehr verlor die Gefängnisstrafe ihre Schrecken; denn die Gefängnisse und die Festung Spandau wurden nie leer. Doch erreichte der König, daß das Gesetz überall wirklich Achtung fand, daß kein Verbrecher durchschlüpfen konnte, und daß die Übelthat, so viel möglich, schon hienieden ihren Lohn bekam. *)

Friedrich Wilhelm war aber nicht bloß der Richter, sondern auch der Zuchtmeister seiner Unterthanen. Er hielt ebenso streng auf gute Sitten als auf das Recht und handhabte die Polizei nicht milder als das Gesetz. Er zwang sogar fremde Gesandten, erst ihre Schulden zu bezahlen, ehe sie Berlin verließen, und gab dann ein Gesetz, daß niemand fremden Gesandten oder Minderjährigen, selbst nicht minderjährigen preußischen Prinzen, etwas leihen sollte. Auch im Kleinsten hielt er auf Ordnung; wer z. B. öffentliche Laternen beschädigte, wurde mit Geldstrafe von 200 Thalern bestraft oder gestäupt und auf 10 Jahre des Landes verwiesen. Auf Hazardspiel (wie Landsknecht und

*) Vgl. F. Holtze jun., Strafrechtspflege unter König Friedr. Wilhelm I., Berlin 1894

Pharao) ſtand eine Geldſtrafe von 100 bis 400 Dukaten oder Gefängnis. Ebenſo ſtrenge wurde das Volltrinken unterſagt. Das Polizeiweſen war ein Verwaltungszweig der Kriegs- und Domänenkammern; in Berlin ſpielte aber der König auch ſelbſt den Polizeidirektor, und das war für die Berliner unbequem genug. Keine Unregelmäßigkeit entging dem ſcharfen Blicke des Königs, der täglich in der Stadt umherfuhr und nach allem ſah. Wen er auf der Straße fand, der ward gemuſtert, und mißfiel etwas an ihm, ſo wurde er ſcharf ins Verhör genommen und nach Befinden hart angefahren oder wohl auch mit dem ſpaniſchen Rohr durchgeprügelt. Erſcholl der Ruf: der König kommt! ſo wurden die Straßen leer; jeder flüchtete. Denn wer konnte wiſſen, ob dem ſtrengen Herrn nicht irgend etwas mißfallen werde! Aber wehe dem, der auf dem Entweichen ertappt ward; er hatte den Stock doppelt zu fühlen. „Lieben ſollt ihr mich, nicht fürchten!“ herrſchte der König mit geſchwungenem Rohrſtock den Erſchreckten zu. Übrigens meinte er es auch hier im Grunde gut, und ſolche Aufſicht kam der Stadt zu nutze. Die Berliner gewöhnten ſich an genaue Ordnung und Reinlichkeit auf den Straßen und überhaupt an ſorgliche Pflege aller gemeinnützigen Anſtalten. Wohlthätig waren auch die Polizeiverordnungen, welche den Preis des Fleiſches, Bieres und Brotes alljährlich feſtſetzten; ſie ſchützten den armen Mann vor Überteuerungen; ferner die Geſetze gegen die Verfälſchung des Weines, Bieres und Tabaks, welche die Geſundheit des Volks gegen den ſchändlichen Eigennutz gewiſſenloſer Kaufleute ſicherten; endlich die Geſindeordnung, die trotzigen und ungehorſamen Mägden mit dem Zuchthauſe drohte. Auch in das Privatleben ſeiner Unterthanen griff Friedrich Wilhelm ohne Umſtände ein: die Gaſtereien und Familienfeſtgelage wurden ſehr eingeſchränkt; das Geſundheittrinken, weil es zum Saufen verleite, bei ſchwerer Strafe verboten; junge Leute, die ihr Vermögen verſchwendeten, und überhaupt liederliches Geſindel in die Zuchthäuſer gebracht; Taugenichtſe ohne weiteres auf den hölzernen Eſel geſetzt oder mit dem ſpaniſchen Mantel an den Pranger geſtellt oder in Ketten und Banden zum Könige geholt, der ſie dann auch wohl eigenhändig abprügelte. Gegen die feilen Dirnen, deren Zahl beſonders in Berlin um ſo mehr zunahm, da den Soldaten das Heiraten ſehr erſchwert war, veranſtaltete der König von Zeit zu Zeit durch die Polizei einen allgemeinen Streifzug, der ſie maſſenweiſe in die Zucht- und Spinnhäuſer lieferte, ohne doch auf die Dauer viel zu helfen.

Sogar die Mode wurde von Friedrich Wilhelm polizeilich gemaßregelt. Es kam vor, daß er Damen, die in unanſtändiger Kleidung erſchienen, mißhandelte. Er ſchritt überhaupt ſcharf gegen die pariſer Sitten ein. Haarbeutel und bunte Kleidung litt er nicht; man durfte ſich vor ihm nur im ſteifen Soldatenzopf und in einfacher, deutſcher Tracht ſehen laſſen. Um die franzöſiſche Mode recht verächtlich zu machen und zugleich ſeinen Widerwillen gegen das pariſer Weſen aufs ſchärfſte auszudrücken, ließ er die Regimentsprofoſſe oder Büttelknechte, welche vom Volke als unehrlich verachtet wurden, franzöſiſch kleiden; ſie mußten einen ungeheuren Haarbeutel von Pferdehaaren, einen grünen

Rock mit gelben Aufschlägen, gelbe Weste und Knieſtrümpfe tragen. In dieſer Tracht erſchienen ſie unter dem Hohngelächter des Volks bei einer Truppenſchau, die der König in Gegenwart des franzöſiſchen Geſandten abhielt. Letzterer ärgerte ſich nicht wenig; aber das Volk nahm ſich die Lehre zu Herzen, wurde von der Nachahmungsſucht geheilt und bekam wieder Achtung und Geſchmack für die deutſche Tracht.

Des Königs praktiſche Richtung beſtimmte auch die Art ſeiner kirchlichen Thätigkeit.*) Er war ein abgeſagter Feind ſpitzfindiger Glaubensſtreitigkeiten; es kam ihm auf die Sache, auf das Weſen an. Francke und ähnliche werkthätige Seelſorger waren Männer nach ſeinem Herzen. Sittlichkeit und fruchtbare Frömmigkeit hielt er für die Hauptſtücke des Chriſtentums. Wie er ſelber den Gottesdienſt genau einhielt, ſo mußten es auch ſeine Familie, ſeine Beamten und Offiziere; für die Soldaten richtete er regelmäßige Feldpredigten ein, verteilte auch unentgeltlich unter die Soldaten und Armen eine große Zahl von Erbauungsſchriften. Aber Kopfhänger und Mucker haßte er; einem Theologen, der beſondere Betſtunden einführte, unterſagte er es mit den Worten: „Das iſt bloße Heuchelei, davon ich nichts halte.“ Auch verbot er lange gelehrte Predigten; die Predigt ſollte ſchlicht und klar ſein und nicht über eine Stunde dauern; ſonſt werde ſie langweilig und unwirkſam. Um die kirchlichen Angelegenheiten in beſſere Ordnung zu bringen, gründete er 1713 ein evangeliſch-reformiertes Kirchendirektorium und erließ eine Verordnung, welche die geiſtlichen und Schulſachen in allen Provinzen gleichmäßig regelte. Für jede Provinz wurde ein Kirchen-Inſpektor ernannt, der die Amtsverwaltung der Geiſtlichen und das Vermögen der Kirchen und Schulen daſelbſt zu beaufſichtigen hatte. Die Beratung der Kirchen- und Schulſachen geſchah in reformierten Gemeinden durch das Presbyterium, eine Verſammlung, die aus dem Prediger und den von der Gemeinde gewählten Kirchenvorſtehern beſtand. Vornehmlich pflegte der König die alte Einrichtung der Kirchenbuße. Er ordnete ſie an gegen Unzucht, Ehebruch, Diebſtahl, Meineid, Fluchen, Läſterung, Freſſen und Saufen, Entheiligung des Sonntags, Ungehorſam der Kinder, überhaupt gegen jedes öffentliche Ärgernis. Sie beſchränkte ſich darauf, daß der Geiſtliche den Sünder vor der Gemeinde über ſeine Reue und Beſſerung befragte und den Bußfertigen wieder in den Schoß der Gemeinde aufnahm. Die Kirchenbuße für gefallene Mädchen wurde aufgehoben.

Die Spaltung der Evangeliſchen in Lutheraner und Reformierte war auch dieſem Könige ſehr zuwider, und er duldete nicht, daß ſie ſich in Zank und Verfolgung äußerte. Er behandelte beide Teile mit Unparteilichkeit, und wenn er den Lutheriſchen mancherlei alte Ceremonieen, Überreſte des Papismus, nahm, ſo geſchah es, um wenigſtens im Gottesdienſt die Vereinigung anzubahnen, was um ſo nötiger war, als viele Kirchen ſimultan waren, d. h. ab-

*) Cfr. G. Pariset, L'Etat et les Eglises en Prusse sous Frédéric-Guillaume Ier 1713—1740, Paris 1897. — J. Frensdorff, Briefe König Friedr. Wilh. I. von Preußen an H. M. Pauli, Göttingen 1893.

wechselnd von beiden Konfessionen benutzt wurden. Er selbst bewies seinen Freisinn dadurch, daß er seiner Gemahlin gestattete, lutherisch zu bleiben, und seine Kinder von Geistlichen beider Konfessionen in den Religionskenntnissen prüfen ließ; er that überhaupt alles, was er konnte, um eine Vereinigung herbeizuführen. Er schrieb über diesen Gegenstand, der ihm sehr am Herzen lag, aus Wusterhausen am 10. September 1726 an den lutherischen Prediger Roloff in Berlin folgenden denkwürdigen Brief:

„Der Unterschied zwischen unser beiden evangelischen Religionen ist wahrlich ein Pfaffen-Gezänk. Denn äußerlich ist ein großer Unterschied, wenn man es aber examiniret, so ist es derselbige Glaube in allen Stücken, sowohl der Gnadenwahl als heilige Abendmahl; nur auf die Kanzel da machen sie eine Sauce, eine saurer als die andere. Gott verzeihe allen Pfaffen, denn die werden Rechenschaft geben am Gericht Gottes, daß sie Schulratzen aufwiegeln, das wahre Werk Gottes in Uneinigkeit zu bringen. Was aber wahrhaftig geistliche Prediger sind, die sagen, daß man sich soll einer den andern dulden, und nur Christi Ruhm vermehren, unsern Negsten lieben als uns selbst, Christlich leben und wandeln und nur auf Christi Verdienst sich verlassen, die werden gewiß selig. aber es wird nicht heyßen: bist du lutherisch, bist du reformirt? es wird heyßen: hast du meine Gebothe gehalten? (nicht): bist du in der Schule ein braver Disputator gewesen? es wird heißen: weg mit die Letzte ins feuer zum Teuffel. Die (aber) meine Gebothe gehalten, kommet zu mir in mein Reich, dann soll dir viele Freude willkommen sein. Gott gebe uns alle seine Gnade, und gebe allen seinen Evangelischen Kindern, daß sie mögen seine Gebothe halten, und daß Gott die möge zu teuffel alle schicken, die Uneinigkeit verursachen. Darzu helfe uns Gott der allmächtige Vater unsers Erlösers Jesu Christi durch seinen bittern Tod. Amen. Friedrich Wilhelm."

Nach diesem seinem Glaubensbekenntnisse handelte der König auch, und es gelang ihm wirklich trotz des Widerstrebens der Strenggläubigen, eine größere Annäherung der beiden Konfessionen anzubahnen. 1736 mußten die Prediger scharenweise nach Berlin kommen, um sich besonders im Punkte der Duldsamkeit von ihm prüfen zu lassen; diese „Priesterrevüen" hatten in der That den beabsichtigten Nutzen. Doch hielt er auf Reinhaltung der Lehre und war daher allen Sekten abgeneigt, wenn er sie auch im ganzen mit Duldung und Schonung behandelte. Zuweilen ließ er sich freilich von seinen Umgebungen zu harten Maßregeln reizen, falls man ihn überreden konnte, eine Sekte oder ein Geistlicher greife mit seiner Lehre den Staat an. So nötigte er einige Mennonitenfamilien zur Auswanderung, weil sie den Soldatenstand als unchristlich verwarfen, und die Socinianer erhielten wenigstens keine neuen Rechte. Am meisten Aufsehen machte seine Strenge gegen den damals weltberühmten Philosophen Christian Wolff. Dieser hallesche Professor war mit seinen rechtgläubigen Amtsbrüdern in einen theologischen Streit geraten, und man verklagte ihn bei dem Könige. Friedrich Wilhelm wollte die Sache unparteiisch untersuchen lassen; als ihm aber seine Generale vorstellten, nach der Wolffischen

Philosophie dürfe ein entlaufener Soldat nicht gestraft werden, weil er seiner Vorherbestimmung nach nicht anders habe handeln können; da ergrimmte der Kriegsherr in dem Könige, und er jagte den gefährlichen Professor auf der Stelle aus dem Lande (1723). Indessen solche Fälle übereilten Eifers waren bei ihm in kirchlichen Dingen äußerst selten; sonst war er hier durchaus duldsam. Das bewies er auch seinen katholischen Unterthanen gegenüber: er störte sie in ihren hergebrachten Rechten nicht, und nur wenn seine eigenen Glaubensgenossen im Auslande bedrückt wurden, so drohte er den Katholiken in Preußen mit gleichem Druck, weil ihm dies das wirksamste Mittel schien, die fremden Fürsten zu derjenigen Duldung zu nötigen, die er selbst übte. Denn die Evangelischen überall gegen Anfechtung zu schützen, war ihm heilige Pflicht, und unablässig verwendete er sich für die bedrängten. Auch that dies not; denn die Jesuiten bewirkten noch immer manche Verfolgung, die an die Greuel des vergangenen Jahrhunderts erinnerte.

Solcher Art war namentlich das blutige Trauerspiel, das sie damals in Thorn aufführten.*) Diese deutsche Stadt gehörte, wie fast ganz Westpreußen, seit 1466 zu Polen, hatte aber ihre eigene Verfassung und große Vorrechte, auch, durch ein Privilegium des polnischen Königs Sigismund August vom Jahre 1557, die Religionsfreiheit. Sie war evangelisch. Aber im siebzehnten Jahrhundert errichteten hier die Jesuiten, beschützt und unterstützt von den Polen, denen sie ihre Glaubenswut eingeimpft, ein Kollegium, verletzten vielfach die Rechte der Evangelischen, entrissen ihnen mit der Zeit sogar alle Kirchen bis auf eine und schürten auf jede Weise den Haß, der zwischen den katholischen Polen und den evangelischen Deutschen bestand. Nun geschah es, daß bei Gelegenheit einer katholischen Prozession (am 16. Juli 1724) die Studenten des Jesuitenkollegiums sich grobe Mißhandlungen gegen zuschauende Protestanten erlaubten. Da kam die Erbitterung des Volks zum Ausbruch; es erstürmte das Jesuitennest, begnügte sich aber mit der Zerstörung des Hausgeräts. Diesen Vorfall beuteten nun die Jesuiten zum Verderben der Stadt aus. Sie verklagten die Bürgerschaft beim polnischen Hofe; auf ihren Betrieb rückten polnische Truppen in die Stadt, und polnische Bevollmächtigte, die der Hof zur Untersuchung abgeschickt hatte, erließen ein furchtbares Urteil. Nicht bloß harte Geldbußen mußten die Evangelischen tragen; sie verloren auch noch ihre letzte Kirche und mußten der kleinen katholischen Minderheit die Hälfte des Rates, der Schöppen und des Bürgerausschusses einräumen; außerdem wurden mehrere der Angesehensten unter ihnen teils mit dem Kerker, teils mit dem Tode bestraft. Vergebens verwendeten sich der Rat von Danzig, die Könige von Dänemark, Schweden, England und besonders eifrig auch Friedrich Wilhelm für die unglückliche Stadt. Die Jesuiten setzten es durch, daß das Bluturteil mit aller Härte vollstreckt wurde. Am 7. Dezember fielen die Häupter der Opfer — es

*) Vgl. Fr. Wolff, Preußen und die Protestanten in Polen, Wiss. Beilage z. Jahresb. des Andreas-Realgymn. zu Berlin, Berlin 1894.

waren der Präsident Rösner und neun Bürger. Sie hatten sich durch die Mönche von ihrem lutherischen Glauben nicht abbringen lassen und starben standhaft.

Friedrich Wilhelm gedachte einen Augenblick, dafür durch Krieg Rache zu nehmen und den Evangelischen mit Gewalt Recht zu schaffen; er unterhandelte deshalb mit Peter dem Großen; als aber dieser bald darauf (im Februar 1725) starb, ließ er es bei Vorstellungen bewenden, weil er meinte, ohne Bundesgenossen zu einem großen Kriege nicht mächtig genug zu sein. Sein Wort erwirkte den polnischen Protestanten wenigstens in der Folge einige Erleichterung.

Auch beim Kaiser legte er für dessen evangelische Unterthanen oft Fürbitte ein. Der Wiener Hof jedoch ließ ihn reden und die Jesuiten schalten; man hatte es ja in diesem Falle mit keinem Karl XII. zu thun. So kamen denn in den habsburgischen Ländern, namentlich in Ungarn und Schlesien, immer wieder Glaubensverfolgungen vor; 1727 z. B. ließ der Kaiser das evangelische Witwen- und Waisenhaus schließen, welches ein frommer Pastor im Dorfe Glaucha des Fürstentums Öls mit großem Erfolg gegründet hatte; und Friedrich Wilhelm vermochte nichts weiter, als die verjagten Lehrer und Geistlichen in seinen Staaten zu versorgen.

Sein eigenes bischöfliches Amt übte er am liebsten durch fromme Werke aus. Er baute eine große Zahl von Kirchen, z. B. (1722) die alte Garnisonkirche in Berlin; vollendete ebendaselbst 1733 die Peterskirche, die er sich viel Geld hatte kosten lassen, um, wie er sich ausdrückte, zu weisen, daß er Gott lieb habe; vermehrte auch die Zahl der Geistlichen, an denen bisher ein so großer Mangel war, daß viele in zwei oder drei Kirchen predigen mußten. Zum Besten der Armen, Gebrechlichen und Waisen errichtete er manche höchst wohlthätige Anstalt, namentlich im Jahre 1727 die Charité in Berlin, ein großes Krankenhaus, das, vom Könige mit reichen Einkünften ausgestattet, gleich im ersten Jahre 300 Kranke verpflegte; und sein Beispiel ermunterte die Privatwohlthätigkeit, wie denn die Witwe des Berliner Bürgermeisters Kornmesser 1719 und die französische Kolonie 1729 in Berlin, der Goldschmied Schindler 1730 zu Schöneiche, der Tuchmacher Steinbart zu Züllichau, der Prediger Kuntze zu Landsberg a. W. Waisenhäuser gründeten. Auch die Gemeinden thaten, was sie konnten. Belief sich doch die Einnahme der berlinischen Armenkasse im Jahre 1715 bei einer im Vergleich zu heute sehr wenig bemittelten Bevölkerung von 50 000 Seelen auf 13 000 Thaler; freilich genügte sie noch nicht, denn der Hilfsbedürftigen waren 3243, und der König mußte ihr einen Zuschuß geben. Allmählich minderte sich dann die Zahl der Armen, weil Fleiß und Sparsamkeit zunahmen.

Von einem Fürsten, der wie Friedrich Wilhelm Geistesbildung ebenso wenig schätzte als besaß, hatten Litteratur und Kunst nicht Gutes zu erwarten. Besonders die schönen Künste wurden durch den Tod ihres Gönners Friedrich I. hart betroffen; mit der Hofgunst endete ihre kurze Blüte, und da sie im Volke

noch nicht festgewurzelt waren, so verfielen sie ganz. Die Verbreitung der Wissenschaft hielt Friedrich Wilhelm sogar für schädlich; denn bei vielem Wissen, meinte er, seien die Unterthanen leichter zum Räsonnieren und zum Ungehorsam aufgelegt. Daher verbot er bei seinem Regierungsantritt die Berlinischen Zeitungen, und als er sie dann 1715 doch wieder erlaubte, setzte er ihnen einen Censor, durch den sie so beschnitten wurden, daß es sich nicht der Mühe verlohnte, sie zu lesen. Wollte man etwas von den Vorgängen im Staate wissen, so mußte man ausländische Zeitungen lesen, namentlich die holländischen, die damals in Europa die freimütigsten und angesehensten waren. Wenn Friedrich Wilhelm das Gelehrtentum verachtete, so mag ihn der Umstand einigermaßen entschuldigen, daß die damalige deutsche Gelehrsamkeit und Schriftstellerei wirklich im ganzen geistlos und sehr schwerfällig war. Die meisten Gelehrten verdienten den Spott, mit welchem der König sie bei jeder Gelegenheit überhäufte. Denn sie brachten von den Universitäten und aus ihren Büchern nichts als totes Wissen zusammen, trotzten von fremdem Witz ohne eigenes Urteil und führten über jeden Fall, der ihnen vorkam, einen Schwall von Sinnsprüchen im Munde, die, aus den Werken der Griechen und Römer entlehnt, zur Sache meist in keiner vernünftigen Beziehung standen. Antwortete ihnen der König: „ich will nicht wissen, was Aristoteles gesagt hat, sondern was ihr selber von der Sache, um die ich euch frage, für eine eigene Meinung habt," so verstummten die Pedanten in der Regel und bestärkten ihn dadurch in seiner Überzeugung, daß ein Quentchen Mutterwitz, von gehörigem Amtsansehen unterstützt, mehr als ein Centner Schulwitz vermöge. Die Akademie der Wissenschaften wollte er zuerst ganz aufheben; sie war in der That, wo noch so vieles Nützliche im Schulwesen fehlte, ein leeres Schaugepränge; da sie sich aber erbot, zur Ausbildung von Wundärzten eine anatomische Schaubühne zu errichten (was auch 1717 geschah), so ließ er sie bestehen, entzog ihr aber viele Einkünfte und bewies ihr seine Geringschätzung, indem er zu ihrem Präsidenten nach dem Tode des großen Leibniz seinen Hofnarren, Paul Gundling, einen gelehrten Wortkrämer, ernannte. Dieselbe Ungunst bezeigte er den anderen gelehrten Anstalten. Für die königliche Bibliothek fand er im Hof-Haushalt 1000 Thaler ausgesetzt; weshalb, begriff er nicht. Er selbst las von gedruckten Sachen nur die Bibel und Kreuzbergers Morgenandachten; er hielt es für unnütz, die Büchermassen, die in der Bibliothek lagen, noch zu vermehren. Er strich also die 1000 Thaler und überwies diese Einnahme einem seiner Generale. Von den Universitäten verlangte er, daß sie recht viele wohlhabende Fremde ins Land zögen, damit die Accise sich möglichst hebe. Gleichwohl leistete er ihnen fast nichts; ja die Universitäten wurden nicht bloß in ihrem Vermögen und ihren Rechten eher geschmälert als gefördert, sondern auch in der öffentlichen Meinung erniedrigt. Denn sie alle traf die Demütigung, die der König einmal (es war am 12. November 1737) der Universität Frankfurt a. O. bereitete, als er diese Stadt besuchte. Auf seinen Befehl mußte der Magister Morgenstern, ein gelehrter Mann, der aber dem

Könige als Hofnarr diente, mit den Professoren eine öffentliche Disputation, betitelt: Vernünftige Gedanken von der Narrheit und den Narren, halten. Im Beisein des Königs, der Studenten und aller Professoren, die durch Unteroffiziere zusammengetrieben wurden, erschien Morgenstern auf dem Katheder in einem grellbunten, mit lauter Hasen bestickten Anzuge, einen Fuchsschwanz statt des Degens an der Seite und eine große Perücke auf dem Kopfe. In diesem Aufzuge mußte er den Beweis führen, daß die alten Schriftsteller bloß alte Salbader und Narren gewesen, und die Professoren Roloff und Fleischer mußten ihm entgegnen. Der Theologe Moser wies ein gleiches Ansinnen von sich. Der König meinte zwar darauf: „Es ist ja nur erlaubter Spaß. Jeder Mensch hat seinen Narren, ich den Soldatennarren, Ihr den geistlichen Hochmutsnarren, ein anderer einen anderen.“ Aber solche Auftritte, die das ganze Gelehrtentum lächerlich machen sollten, brachten keinem Teile Ehre. Im Grunde ließ der König die Universitäten nur um derjenigen Wissenschaften willen bestehen, die für das praktische Leben von handgreiflichem Nutzen waren. Diese allein achtete er, vornehmlich die Theologie und die Medizin; für sie that er auch manches, stellte z. B. das Medizinalwesen 1723 unter eine eigene Behörde (das Collegium Medico-Chirurgicum zu Berlin) und legte zum Nutzen der Kräuterkunde auf dem Boden des bisherigen königlichen Hopfen- und Küchengartens vor dem Potsdamer Thore zu Berlin einen botanischen Garten an (1715). Auch darin bekundete sich sein praktischer Sinn, daß er, woran bis dahin in Deutschland niemand gedacht, der Lehre vom Landbau einen Platz an der Universität anwies, indem er 1727 zwei Lehrstühle für Landwirtschaft und Kameralwissenschaften zu Halle und Frankfurt a. O. gründete. Für die rein theoretische Wissenschaft hatte er nicht viel übrig.*)

Große Verdienste dagegen erwarb er sich um das eigentliche Volksschulwesen. In den Anfangsgründen des Christentums, des Lesens, Schreibens, Rechnens sollte jeder, auch der allergeringste seiner Unterthanen bewandert sein. Er befahl (durch Erlaß vom 28. September 1717) allen Eltern, die Kinder vom sechsten bis zum zwölften Jahre in die Schule zu schicken, und den Geistlichen, niemand zu konfirmieren, der nicht wenigstens lesen könne. Zu allgemeiner Durchführung dieses Gesetzes kam es freilich nicht, weil es wenigstens auf dem Lande noch sehr an Schulen fehlte, und die Armut der Eltern oft ein allzugroßes Hindernis bildete. Aber es wurde doch vieles besser auf diesem Gebiete, da die Behörden, Gemeinden und Herrschaften sich der Sache nun mehr als bisher annahmen. Der König selbst scheute keine Kosten, um den Elementar-Unterricht in Schwung zu bringen, ließ auch seine Rekruten bei den Regimentern im Schreiben, Lesen und im Christentum unterrichten. In der Provinz Preußen, wo das Dorfschulwesen am meisten darniederlag,

*) C. Krauske, Die Stellung Friedr. Wilh. I. zu Kunst u. Wissenschaft, Vortrag ꝛc., Forsch. 1893, VI. S. 607 f. — Vgl. P. Seidel, Die Berliner Kunst unter Friedr. Wilh. I., Ztschr. f. bildende Kunst, Leipzig 1888.

gründete er an 1100 neue Dorfschulen und gab im Jahre 1735 dazu 150 000 Thaler her.

So war er immer auf das unmittelbar Nützliche bedacht und wirkte darin überall Großes; ohne äußeren Glanz, aber auf soliden Grundlagen erwuchs der Staat unter seiner Verwaltung zu einer seltenen inneren Kraft und Haltbarkeit. Mit Recht hat man ihn Preußens „größten inneren König" genannt. Daß aber Friedrich Wilhelms heilsame Thätigkeit frei und ungestört wirken konnte, verdankte der Staat dem langen Frieden, den er unter diesem Könige genoß.

Auswärtige Verhältnisse.

Friedrich Wilhelm folgte seinem richtigen Gefühle, wenn er sich wohl hütete, die Waffen, die er zur Verteidigung des Staates immer bereit hielt, zu Angriffskriegen zu gebrauchen; denn die Lebensaufgabe, die ihm seine Natur mit ihren Anlagen wie mit ihren Neigungen anwies, war die innere Verwaltung. Die Machtmittel, die er mit so vieler Arbeit zusammenbrachte und aus Vorsicht nicht auf das Kriegsspiel setzen mochte, waren jedoch bereits zu bedeutend, um von den fremden Mächten nicht veranschlagt zu werden; man rechnete schon mit Preußen als einer mitbestimmenden Kraft in den Weltverhältnissen und suchte den König bald in diese, bald in jene Verbindung zu ziehen. Die europäische Politik war damals im Grunde eine Kette von Hofränken; das persönliche Interesse der Fürsten, ihre Familienbeziehungen und ihre Launen vereinigten oder schieden die Staaten bald so, bald anders. Große Beweggründe fehlten ebenso sehr wie große Könige. Die Mittel und Wege aber waren krumm und unehrlich; jedes Kabinett suchte das andere zu hintergehen und auszubeuten. Hier galt es, der List mit List, der Gewandtheit mit Gewandtheit zu begegnen. Das war kein Feld, auf dem sich Friedrich Wilhelm zu Hause fühlen konnte; er war kein Diplomat. Seine äußere Politik hatte daher einen unsichern Gang und wenig Erfolg. Ein bestimmtes Ziel steckte sie sich zwar: Friedrich Wilhelm wünschte sehnlichst für den nahe bevorstehenden Fall des Erlöschens der Kurlinie Pfalz-Neuburg die Herzogtümer Jülich und Berg zu erwerben. Aber er verstand es nicht, die rechten Mittel zu wählen. Er meinte von der Gunst des Kaisers erlangen zu können, was nur durch kühnes Zugreifen erreichbar gewesen wäre; daran verhinderte ihn nun seine Rechtlichkeit. Er konnte mit Hilfe des Auslandes, namentlich Frankreichs und Englands, auf Kosten Deutschlands größer werden, doch das gestattete seine echt deutsche Gesinnung nicht; überdies war ihm alles Französische in tiefster Seele verhaßt, und auch das Haus Hannover, das in England regierte, mochte er nicht leiden, obwohl Georg I. von Hannover sein Schwiegervater war. Er hätte müssen den natürlichen Gegensatz Hohenzollerns und Habsburgs in Deutschland festhalten und zu seinem Vorteil wenden; aber er war persönlich dem Kaiser ergeben. Kurz, er war ein Gefühlspolitiker. Seine

Stellung wurde noch dadurch schwieriger, daß er durch seine Narrheit für lange Kerle sich mit seinen Nachbarn in fortwährende Händel verwickelte, daß er im diplomatischen Verkehr mit argwöhnischer Eifersucht auf jede wirkliche oder scheinbare Kränkung seiner Würde achtete, vor allem, daß er seiner Leidenschaftlichkeit auch da den Zügel schießen ließ, wo es auf kälteste Berechnung ankam. So geschah es, daß er in der auswärtigen Politik haltlos und unselbständig hin und her schwankte und gewöhnlich von denjenigen in seiner Umgebung geleitet wurde, die geschickt genug waren, ihren Einfluß auf ihn ihm selber zu verbergen.

Niemand vermochte dies besser als der General Friedrich Wilhelm von Grumbkow, ein Mann von vielseitiger, wenn auch oberflächlicher Bildung, ein genauer Kenner der Menschen und der Höfe. Durch ein sehr gewandtes und munteres Benehmen gewann er die Gunst, durch die biedere Geradheit und Freimütigkeit, die er zur Schau trug, gewann er auch die Achtung des Königs. Zuletzt wurde er ihm ein unentbehrlicher Gesellschafter, weil er den Schwächen seines Herrn, die er von Grund aus kannte, sehr geschickt schmeichelte, dann auch, weil er einen ganz vorzüglichen Tisch führte und den König der Mühe und Kosten überhob, ein Haus zu machen und vornehme Fremde glänzend zu bewirten. Der König speiste oft bei ihm und pflegte seinen Gästen zu sagen: „Wenn ihr feiner als bei mir essen wollt, müßt ihr zu Grumbkow gehen.“ Um ihn dabei zu unterstützen, gab er ihm übrigens ansehnliche Tafelgelder. Dieser Günstling, der auch zum Minister ernannt wurde, wußte sich nun als Ratgeber in der äußeren Politik einen solchen Einfluß zu verschaffen, daß die fremden Mächte ihn in ihren Sold zu ziehen suchten, und der gewissenlose Mann ging darauf ein, um mit fremdem Gelde den großen Aufwand zu bestreiten, den sein schwelgerisches Leben erforderte. Doch war er beim Publikum fast nicht weniger beliebt als bei seinem Herrn; denn nach seinem Grundsatz „leben und leben lassen“ bezeigte er sich gegen jedermann freundlich und gefällig. Auch erhielt er allein noch in Berlin die Überbleibsel des guten Geschmackes, des feinen Wesens aufrecht, welches unter der vorigen Regierung hier geherrscht hatte. Es soll ihm überhaupt nicht jedes Verdienst um den preußischen Staat abgestritten werden. „Selbst Friedrich der Große, der ihm durchaus nicht wohl wollte, nennt Grumbkow in einem Epigramm auf dessen Tod „un grande financier.“*)

Nicht geringeren Einfluß auf den König hatte der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau**). Dieser berühmte Kriegsheld war kein glatter Höfling wie Grumbkow, vielmehr ein rauher Soldat, „ungeschlacht von Aussehen, ein langer, starknochiger, haariger Mann mit wolkigen Brauen, wachsamen, hurtigen Augen; die Gesichtsfarbe bläulich, wie wenn das Schießpulver noch in

*) C. Krauske, Über den Charakter König Friedrich Wilhelms I. u. seiner bedeutendsten Minister. Vortrag ꝛc., Forsch. 1894. VII. S. 276.

**) Derselbe, Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Anhalt-Dessau, Hist. Ztschr., München 1895, N. F. 39. Bd.

ihm steckte;" aber dieser schnurrbärtige Degenknopf verstand es wie einer, die Entschließungen des Königs, wo dieser schwankte, nach seinem Willen zu lenken. Friedrich Wilhelm verehrte ihn wegen seiner militärischen Verdienste und war ihm allezeit von Herzen zugethan. Auch stimmten beide in ihrer soldatischen und wirtschaftlichen Weise überein, so daß es dem Fürsten wenig Mühe kostete, sein Ansehen bei dem königlichen Freunde in allen Dingen geltend zu machen. Er sprach allemal zu Gunsten des Kaisers, dem er sehr anhing, und unterschied sich darin von Grumbkow, welcher es immer mit dem Meistbietenden hielt. Diesen beiden Günstlingen und ihrem Anhang gegenüber stand die Partei der Königin Sophie, die bei ihrem Gemahle ebenfalls viel galt. Sie war eine hochgebildete Frau, gütig, tadellos in ihren Sitten, daher allgemein geachtet und geliebt. Ihren Einfluß richtete sie vornehmlich auf eine enge Vereinigung der beiden Häuser Hannover und Brandenburg. Nichts lag ihr mehr am Herzen als die Verheiratung ihrer beiden ältesten Kinder, der Prinzessin Wilhelmine und des Kronprinzen Friedrich mit denen ihres Bruders, dem nachherigen Prinzen von Wales und dessen Schwester Amalie, herbeizuführen; eine englische Heirat seines Sohnes wünschte übrigens Friedrich Wilhelm selber nicht.

Es schien anfangs, als werde der Königin dieser Plan glücken. Ein Bündnis, welches im April 1725 zwischen Spanien und Österreich zustande kam, veranlaßte die Höfe von Paris und London sich ebenfalls mit einander zu verbinden; die beiden Gruppen stellten sich einander feindlich gegenüber; man hielt einen allgemeinen Krieg für wahrscheinlich. Da war es nun von höchster Wichtigkeit, welche Partei der König von Preußen, der Kriegsherr von 50 000 Mann schlagfertiger Truppen, ergreifen werde. Friedrich Wilhelm war gerade mit dem Kaiser gespannt, weil dieser den Appellationen der Magdeburger Ritterschaft Gehör gab; er ließ sich daher von seiner Gemahlin zu einer Reise nach Hannover und dort von seinem Schwiegervater zum Bündnis mit ihm bereden. So wurde in Herrenhausen bei Hannover am 3. September 1725 ein Vertrag abgeschlossen, kraft dessen Frankreich, England und Preußen sich bei einem etwa ausbrechenden Kriege gegenseitige Unterstützung und für den Fall des Aussterbens der Linie Pfalz-Neuburg dahin zu wirken versprachen, daß die Herzogtümer Jülich und Berg an Preußen kämen.

Nun bot der Kaiser alles auf, um Friedrich Wilhelm von seinen neuen Verbündeten abzuziehen. Er schickte zu diesem Zwecke den General von Seckendorf als Vertrauensperson nach Berlin. Seckendorf war ganz der Mann für diesen Auftrag. Gewandt und schlau wie Grumbkow, als ein tüchtiger General und angenehmer Gesellschafter von Friedrich Wilhelm längst geschätzt, setzte er sich jetzt, indem er sich den Eigentümlichkeiten des Königs genau anpaßte, ganz in dessen Gunst. Für seinen Zweck war ihm jedes Mittel recht; er bestach Grumbkow und andere Günstlinge des Königs, und da Leopold von Dessau ohnedies kaiserlich gesinnt war, so bildete sich am Hofe eine starke und überaus thätige österreichische Partei. Friedrich Wilhelm selbst kam ihr auf

halbem Wege entgegen. Es reuete ihn schon, in seinem Ärger über den Wiener Hof sich auf die Seite des Auslandes gestellt zu haben. Er konnte nun einmal die Franzosen nicht leiden und äußerte diesen Widerwillen einst derb genug: „er spucke jedesmal aus, so oft er einen Franzosen sehe.“ Auch seinem Schwiegervater, einem stolzen, pedantischen Herrn, war er im Herzen abgeneigt und zürnte, daß dieser die Verabredung wegen der Verschwägerung, die man zu Herrenhausen festgesetzt, nicht abschloß. Sodann befürchtete er, England und Frankreich „wollten ihn nur gebrauchen, die Kastanien aus dem Feuer zu holen.“ Seine gewöhnliche Vorliebe und Verehrung für den Kaiser drang wieder durch. Am 12. Oktober 1726 unterzeichnete er zu Königs-Wusterhausen einen Vertrag, in welchem Österreich und Preußen sich ihren Besitzstand gegenseitig gewährleisteten und eintretenden Falles einander mit 12 000, bezüglich mit 10 000 Mann Hilfe versprachen. Friedrich Wilhelm erkannte dabei die sogenannte Pragmatische Sanktion an, d. h. das vom Kaiser 1713 erlassene Hausgesetz, wonach beim Mangel männlicher Nachkommen desselben seine älteste Tochter, Maria Theresia, die gesamten habsburgischen Länder erben sollte.*) Der Kaiser versprach dagegen nach dem Aussterben von Pfalz-Neuburg das Herzogtum Berg an Preußen bringen zu helfen, was eine Täuschung war; denn die Erbfolge in Jülich und Berg hatte er kurz vorher, im August 1726, bereits dem Pfalzgrafen von Sulzbach zugesichert. Für den Augenblick war also in Berlin die kaiserliche Partei siegreich, und der Wiener Hof ließ es nicht an Geld fehlen, sie in seinem Interesse festzuhalten; so wurde namentlich Grumbkow durch ein Jahrgehalt von 1000 Dukaten zu fernerem Dienst gewonnen. Doch gab die Königin, das Haupt der englisch-französischen Partei am Hofe, ihre Sache noch nicht verloren. Von beiden Seiten bestürmte man den König; die einen beriefen sich auf sein deutsches Gemüt, die andern stellten ihm vor, Österreich und Spanien wollten dem Protestantismus wieder zu Leibe. Friedrich Wilhelm wählte einen vortrefflichen Ausweg; er erklärte dem kaiserlichen sowie dem englischen Kabinette, Deutschland müsse neutral bleiben, und er war nicht dahin zu bringen, daß er dem einen Beistand zum Angriff auf den andern versprach. So ging das drohende Kriegsunwetter vorerst vorüber. Dennoch blieb die Möglichkeit, daß es zwischen den Westmächten und dem Kaiser doch noch zum Kampfe kommen werde. Jene fürchteten, Karl VI. werde seine Tochter an den spanischen Kronprinzen verheiraten und so eine neue Universalmonarchie herstellen; der Kaiser aber hätte gar zu gern auf friedlichem oder gewaltsamem Wege alle Mächte zur Anerkennung, womöglich zur Gewährleistung, seines neuen Hausgesetzes gebracht. Daher fuhr man beiderseits fort, sich um Preußens Gunst zu bemühen. In dieser Zeit starb Georg I.; sein Sohn und Nachfolger Georg II. stand sich mit Friedrich Wilhelm noch weniger gut als sein Vater; er nannte seinen Schwager nur den „Unteroffizier“, auch wohl den „Erzsandstreuer des heiligen römischen

*) H. von Zwiedineck-Südenhorst, Die Anerkennung d. pragm. Sanktion Karls VI., Mitteil. des Instituts f. österr. Geschichtsforschung, Bd. 16, Innsbruck 1895.

Reichs", was dieser mit Titeln, wie „Komödiant", „Mantelsack", u. dgl. erwiderte.

Die unfreundliche Stimmung der beiden Schwäger war dem Kaiser sehr erwünscht. Denn sie erleichterte es ihm, den König von Preußen durch leere Versprechungen hinzuhalten und mittlerweile mit Georg II. gründlich zu entzweien — ein Geschäft, welches Seckendorf mit gewissenloser Betriebsamkeit vollführte. Unermüdlich, den König gegen seinen Schwager und gegen seine Frau und Kinder aufzuhetzen, damit der Bruch zwischen den verwandten Königsfamilien unheilbar werde, schlug er geschickt alle Saiten in Friedrich Wilhelms Herzen an, die zu seiner Absicht stimmten: die Sparsamkeit, sowie die Sorge um die Zukunft der Armee, indem er vorstellte, unter der englischen Schwiegertochter werde der Hof viel Geld kosten, welches dem Heerwesen entzogen werden müßte; den Stolz, indem er von der englischen Hoffart sprach, die sich herabzulassen meine, wenn sie eine Verschwägerung mit Preußen zugebe, den Despotismus, indem er den Widerstand der Gattin und der Kinder gegen eine andere als die englische Heirat wie einen anmaßlichen Eigenwillen darstellte. Es gelang ihm. Der König wandte sich immer entschiedener von der englischen Partei ab und der österreichischen zu; endlich, da Georg II. mit einer ganz klaren und runden Zusage in der Heiratsangelegenheit zurückhielt, wurde Friedrich Wilhelm über ihn so aufgebracht, daß er sich am Ende des Jahres 1728 zu einem Schritt entschloß, den er wohl nicht gethan hätte, wenn sein alter Minister Ilgen noch am Leben gewesen wäre. Aber dieser kluge Berater war kurz vorher gestorben, und Friedrich Wilhelm seitdem ganz in den Netzen des österreichischen Abgesandten. So schloß er am 23. Dezember 1728 für sich und seine Nachkommen den Berliner Vertrag; in demselben gewährleistete er die pragmatische Sanktion, dagegen versprach ihm der Kaiser unter allerlei Vorbehalten die Erbfolge in Berg. Das waren die Hauptpunkte; im übrigen war der Vertrag ein Verteidigungsbündnis; er sollte aber, so ward festgesetzt, in allen Stücken null und nichtig sein, sobald ein Teil ihn breche. Friedrich Wilhelm gab damit völlig den Herrenhauser Bund und seine Freundschaft mit England und Frankreich auf und war fortan im Schlepptau Österreichs. Für solche Opfer erhielt er nichts als eine unbestimmte Verheißung, die der Kaiser zu erfüllen im Ernste gar nicht gewillt war. Vielmehr suchte der Wiener Hof dem Hause Hohenzollern auch andere Aussichten auf Machtzuwachs zu versperren, und wirkte deshalb dahin, daß die Kinder Friedrich Wilhelms an Prinzen und Prinzessinnen deutscher Kleinstaaten verheiratet würden. Trotz des Widerstrebens der Königin und ihrer Kinder setzten Seckendorf und dessen besoldete Helfershelfer diesen Plan auch durch. Auf ihren Betrieb verheiratete Friedrich Wilhelm zunächst seine zweite Tochter Luise mit dem Markgrafen von Ansbach, dem sie als Mitgift die Grafschaft Geyern zubrachte (1729); den andern erwachsenen Kindern kündigte er ähnliche unerwünschte Ehen an, und da gerade ihr Widerspruch ihn in seinem Willen

erst recht bestärkte, so schürte Seckendorf die Zwietracht in der königlichen Familie eifriger als je.

Friedrich Wilhelm glaubte übrigens große Ursache zu haben, mit den Seinigen unzufrieden zu sein, zumal mit seinem ältesten Sohne. Der Kronprinz Friedrich war nun zu einem Jüngling erwachsen, feurig und geistvoll, aber in allem, was dem Vater am höchsten galt, dessen gerades Gegenteil. Der geistlose Gamaschendienst, die knickrige Hofhaltung, das philiströse und rauhe Wesen des Vaters stießen ihn eben so sehr ab, wie ihn die verbotenen Früchte, die geistigen Genüsse der Wissenschaft und Kunst und die sinnlichen der Liebe anzogen. Auch die kirchlichen Übungen und Lehrsätze erschienen ihm als leeres, abgeschmacktes Formelwesen. Der König sah dies alles mit Schmerz und Ingrimm. Er tobte und raste, wenn eine neue Unregelmäßigkeit im Leben des Kronprinzen ihm hinterbracht wurde und seine Überzeugung bestätigte, Fritz sei gottlos und liederlich, ein schlechter Soldat und ein schlechter Wirt. Er begriff nicht, wie viel seine verkehrte Erziehung verschuldete, die mit brutaler Gewalt versucht hatte, den anders gearteten Sohn nach des Vaters Wesen umzuformen. Der schlechte Erfolg seiner Bemühungen reizte ihn nur zur Wut, nicht zur Überlegung. Er tyrannisierte den Sohn immer härter, und Seckendorf, der einen schärferen Blick hatte und die große Natur in dem Jüngling ahnte, war allemal bemüht, diesen in noch schwärzerem Lichte erscheinen zu lassen. Dennoch war die Königin einmal nahe daran, den sehnlichsten Wunsch ihres Lebens erfüllt zu sehen. Im April 1730 traf Sir Charles Hotham als Abgesandter Englands ein, um anscheinend die Heiratsangelegenheit zum endgiltigen Abschluß zu bringen. Aber England wollte im Ernst weder die einfache Heirat (zwischen dem Prinzen von Wales und der Prinzessin Wilhelmine), die Friedrich Wilhelm gern gesehen hätte, noch die doppelte (auch zwischen dem preußischen Kronprinzen und einer englischen Prinzessin), die es selber vorschlug. Der eigentliche Zweck dieser Scheinverhandlung war vielmehr: „den preußischen Hof vom Kaiser loszureißen, in London die Abberufung des preußischen Residenten Reichenbach, in Berlin die Entlassung des Ministers v. Grumbkow durchzusetzen, durch beides den Einfluß des kaiserlichen Gesandten v. Seckendorf und Friedrich Wilhelm der englischen Politik für immer zu unterwerfen.“ Als der König das falsche Spiel Englands durchschaute, ließ er den Plan einer Verbindung mit dem englischen Königshause endgiltig fallen.*) Als dann der Kronprinz in Verzweiflung über den Druck, unter welchem ihn der Vater hielt, und über die unwürdigen Mißhandlungen, die er erdulden mußte, einen Fluchtversuch machte, der mißlang und die Verhältnisse in der königlichen Familie bis zur Unerträglichkeit verschlimmerte, da hatte die kaiserliche Partei völlig gewonnenes Spiel. Denn um den Hausfrieden herzustellen und aus ihrer harten Lage herauszukommen, fügten sich die Kinder in des Vaters Wünsche: Wilhelmine heiratete

*) W. Oncken. Sir Charles Hotham u. Friedr. Wilh. I. im Jahre 1730, Forsch. 1894, VII. S. 377 ff.; 1895. VIII. S. 487 ff.; 1896. IX. S. 23 ff.

den Erbprinzen von Bayreuth (1731), und Friedrich erkaufte die Befreiung aus der Strafhaft in Küstrin damit, daß er sich (1732) mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern, einer Nichte der Kaiserin, verlobte. Grumbkow aber bekam dafür, daß er in der Verlobungssache des Kronprinzen von Preußen den Wunsch des Wiener Hofes hatte durchsetzen helfen, vom Kaiser eine Belohnung von 40 000 Gulden.

Unterdessen war in den europäischen Verhältnissen ein Wechsel eingetreten; der König von England hatte die pragmatische Sanktion gewährleistet, und dem Kaiser lag nunmehr daran, den Berliner und den Londoner Hof mit einander wieder auszusöhnen, damit er selbst an beiden um so festere Stützen fände. Seckendorf mußte daher versuchen, das mühsame Werk, welches er mit der Verlobung des Kronprinzen zustande gebracht, wieder rückgängig zu machen. Aber Friedrich Wilhelm hielt fest an seinem gegebenen Worte; die Heirat wurde vollzogen (1733). Auch seine dritte Tochter Charlotte vermählte der König bald darauf den früheren Bestimmungen gemäß; sie wurde die Frau des Prinzen Karl von Braunschweig-Bevern. Diese Ehen, von der Politik geschlossen, brachten keinem Teile Segen; der Wiener Hof, der sie gestiftet, gewann, wie die Folge lehrte, am wenigsten dabei, daß er die Jugend des preußischen Thronfolgers unglücklich gemacht hatte. Friedrich Wilhelm aber gingen seitdem allmählich die Augen auf über das unwürdige Spiel, welches der Kaiser mit ihm trieb. Doch führte er seine auswärtigen Angelegenheiten darum nicht geschickter. Er versäumte auch die günstigste Gelegenheit, durch einen kühnen Streich seinem Staate beträchtliche Vorteile zu verschaffen, eine Gelegenheit, welche die Lage Polens damals bot.

Stanislaus Lesczynski, der im Jahre 1710 entthronte König von Polen, war Schwiegervater Ludwigs XV. von Frankreich geworden und hatte viel Aussicht, nach dem Tode August II. mit französischer Hilfe die verlorene Krone wiederzugewinnen. Österreich, Rußland und Preußen wollten aber einen Fürsten mit solchem Rückhalt nicht zum Nachbar haben; und der russische Bevollmächtigte, Graf von Löwenwolde schloß daher im Dezember 1732 mit Friedrich Wilhelm einen Vertrag (zu Königs-Wusterhausen), wonach die drei Mächte einen portugiesischen Prinzen zum polnischen König machen wollten; Preußen sollte für seine Mitwirkung das Herzogtum Berg, sowie für einen seiner Prinzen die Anwartschaft auf Kurland erhalten. Dieser Vertrag wurde indessen in Petersburg und Wien nicht genehmigt. Die beiden Kaiserhöfe traten vielmehr, als August II. starb, für dessen Sohn, August III. auf und schickten Geld nach Polen und Truppen an die Grenze, um die Wahl desselben durchzusetzen. Dafür versprach August die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion, worauf der Kaiser um so höheren Wert legte, weil August mit der älteren Tochter weiland Kaiser Josefs I. vermählt war. Der polnische Reichstag wählte aber Lesczynski; nur eine kleine Anzahl polnischer Edelleute rief unter dem Schutz eines bis Warschau eingerückten russischen Heeres den Kurfürsten von Sachsen zu ihrem Könige aus. Polen war indes längst nicht mehr in der Verfassung,

seine Selbständigkeit gegen das Ausland aufrecht zu erhalten. Die Entscheidung lag nicht in der Zahl der Stimmen, sondern der zu Gebote stehenden Bajonette. Auch säumte Ludwig nicht, seinem Schwiegervater mit den Waffen beizustehen; er kündigte im Verein mit Spanien und Sardinien dem Kaiser den Krieg an und eröffnete denselben mit Erfolg zugleich in Deutschland und Italien (Oktober 1733).

Friedrich Wilhelm konnte nun, wenn er seinen Vorteil zu Rate zog, entweder für Stanislaus eintreten, der von den Russen in Danzig belagert wurde, konnte Westpreußen an sich nehmen oder, wenn er nicht mit Frankreich gemeinsame Sache machen wollte, wenigstens verhindern, daß das deutsche Reich wieder, wie gewöhnlich, als Schildknappe Habsburgs sich für fremde Angelegenheiten in Krieg stürzte. Er that keins von beiden, sondern ließ sich von Seckendorf bewegen, auch jetzt dem Wiener Hofe zu helfen und für den Reichskrieg zu stimmen. Er bot dem Kaiser sogar außer den vertragsmäßigen 10 000 Mann Hilfstruppen noch 30 000, wenn er ihm Berg wirklich einräume. Das wurde aber abgelehnt; Deutschland und selbst der Kaiser hatten nachher den Schaden davon.

Zwar in Polen gingen die Sachen ganz nach Österreichs Wunsch. Die Russen lagerten, 36 000 Mann stark, unter Anführung des Generals Münnich vor Danzig und bedrängten die Stadt mit Stürmen und Bombardieren. Die Danziger wehrten sich tapfer und hartnäckig. Stanislaus hatte die Besatzung auf 10 000 Mann verstärkt, ebensogroß war die Zahl der bewaffneten Bürger. Die Belagerung währte ein halbes Jahr (vom Januar 1734 bis zum Juli). Einmal (im Mai) landete auch eine französische Hilfsschar (2370 Mann). Aber Münnich erhielt fortwährend Verstärkung; ein sächsisches Heer stieß zu ihm, eine russische Flotte sperrte die Weichsel. Am 21. Juni ergaben sich die Franzosen und Polen in der Festung Weichselmünde. Nun konnte sich auch die Stadt selber nicht mehr halten. Stanislaus, als Bauer verkleidet, verließ sie und entwich durch das Danziger Werder auf preußisches Gebiet und in den Schutz des Königs Friedrich Wilhelm, der ihn im Schloß zu Königsberg als Gast aufnehmen ließ. Danzig aber mußte sich ergeben (9. Juli), dem König August huldigen und starke Strafgelder zahlen; seine alten Rechte und Freiheiten behielt es, sein Wohlstand aber hatte durch diese furchtbare Belagerung auf längere Zeit gelitten.

Sehr übel standen dagegen die kaiserlichen Angelegenheiten in Italien, wo die Franzosen die Lombardei eroberten und am Rhein, wo das kaiserliche und Reichsheer ganz müßig blieb. Der altersschwache Prinz Eugen, der den Oberbefehl führte, war nur noch der Schatten seiner früheren Größe, die Reichskontingente wie immer uneinig und saumselig. Es fragte sich, ob der Wiener Hof Preußens thatkräftigen Beistand durch wirkliche Gegenleistungen erwerben wollte — denn mit Worten ließ sich Friedrich Wilhelm nun nicht länger abspeisen — oder ob der Kaiser mit Frankreich auf schlechte Bedingungen Frieden schließen solle. Karl VI. zog das letztere vor. Er vertrug sich, ohne die

Reichsstände zu fragen, im Wiener Frieden (vorverhandelt im Oktober 1735) mit dem Hause Bourbon dahin, daß Stanislaus auf Polen verzichtete, dagegen die deutschen Herzogtümer Bar und Lothringen erhielt, welche nach seinem Tode an Frankreich fallen sollten; ferner trat der Kaiser Neapel und Sicilien für Parma, Piacenza und Toskana an Spanien ab; dagegen wurde die pragmatische Sanktion von Spanien und Frankreich anerkannt. So veruntreute das Haus Habsburg dem deutschen Reiche abermals eine schöne Provinz. Friedrich Wilhelm aber war in seinem deutschen Gemeinsinn eben so sehr wie in seinem preußischen Selbstgefühl tief gekränkt; er äußerte unmuthig: „der Kaiser traktiert mich und alle Reichsfürsten wie Schubjacks, was ich gewiß nicht verdient habe." Wenn er so überdachte, wie treu er immer zum Kaiser gehalten, wie er ihm so oft den Vorteil seines Staates, die Wünsche seiner Familie zum Opfer gebracht, und wie schnöde er allezeit dafür belohnt worden, da wollte ihm fast vor Grimm das Herz zerspringen, und erbittert rief er einst (am 2. Mai 1736), indem er auf den Kronprinzen zeigte: „Da steht einer, der mich rächen wird!" Sehr bald fiel auch die letzte Hoffnung, die er, wenn schon nicht mehr auf die Dankbarkeit, doch auf die Rechtlichkeit Österreichs gesetzt hatte, zu Boden; denn im Januar 1739 schloß der Kaiser mit Frankreich einen Vertrag, daß Berg ebenso wie Jülich nach dem Tode des Kurfürsten Karl Philipp von Pfalz-Neuburg an Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach übergehen, und daß dies dem letzteren gegen etwaige preußische Einsprüche gewährleistet werden sollte. Damit brach Karl VI. ausdrücklich den Berliner Vertrag vom Jahre 1728; doch eben dadurch war auch Preußen seiner Verpflichtung, die Pragmatische Sanktion zu gewährleisten, entledigt und hatte für die Zukunft nach allen Seiten freie Hand.

Friedrich Wilhelms I. Familienleben und Ende.

Wer von Dresden oder einem andern der damaligen Fürstenhöfe nach Berlin kam und sah, wie hier der König lebte, mußte, wenn anders er ein gesundes Urteil und ein deutsches Herz hatte, von höchster Achtung vor Friedrich Wilhelms rauhem, aber ehrenwertem Charakter erfüllt werden. Hier gab es keinen prunkenden Hofstaat, keine Prachtfeste, keine Mätressen, keine kostbaren Truppen von Sängern und Tänzern, Kammerdienern und Lakaien, die anderwärts das Mark des Volkes verpraßten. Hier ging es schlicht und recht her, wie in einem ehrbaren wohlhabenden Bürgerhause. Friedrich Wilhelm hatte im Grunde keinen eigentlichen Hofstaat. Die wenigen Hofbeamten, die er hielt, waren zum Teil Offiziere; auch die unteren Bedienten nahm er teilweise aus dienstthuenden Soldaten. Auf seine Tafel kamen für gewöhnlich kein Zuckerwerk, keine feinen und ausländischen Speisen, außer für die Königin und die Prinzessinnen, dagegen reichlich Wildpret und Fische, überhaupt gute Hausmannskost und nicht mehr als vier Gerichte, dazu inländisches Bier oder Rheinwein. So war auch die ganze Tagesordnung einfach bürgerlich. Um

5 Uhr im Sommer, um 7 Uhr im Winter stand der König auf und las in einem Andachtsbuche. Dann kamen seine Kabinettsräte oder Sekretäre und hielten Vortrag. Die eingelaufenen Schreiben wurden eröffnet und vom Könige kurz beantwortet. Darauf konnte jeder, der ein Geschäft oder Gesuch hatte, sich melden und seine Sache vorbringen. Um 10 Uhr ging der König zur Wachtparade, von da in den Marstall (auf der Breiten-Straße), erteilte Befehle und kehrte ins Schloß zurück. Um 12 Uhr speiste er mit seiner Familie und den etwa eingeladenen Offizieren oder Fremden. Dann ritt oder fuhr er aus, meistens nach der Friedrichsstadt, um die neuen Anlagen zu besehen und sonst das Treiben in der Stadt zu beobachten. Nach seiner Rückkehr erteilte er die Parole, erledigte noch einige Geschäfte und ging um 5 oder 6 Uhr in seine Abendgesellschaft, das sogenannte Tabakskollegium, wo er in der Regel bis 9 Uhr blieb.

Dieses Tabakskollegium war für gewöhnlich seine einzige Erholung. Man saß hier auf hölzernen Stühlen, rauchte holländischen Kanaster aus Tonpfeifen und trank duckſteiner Bier, welches sich jeder selbst aus einem weißen Kruge einschenkte. Wollte jemand etwas essen, so ging er in das Vorzimmer, wo kalter Braten, Butterbrot und Wein bereit stand. Die Gesellschaft war selten zahlreich; Friedrich Wilhelms vertrauteste Generale, Leopold von Dessau, Grumbkow und Seckendorf gehörten immer dazu; ferner lud er einige Minister ein, zuweilen auch andere Leute, die ihn gerade interessierten, z. B. die „Gelehrten" Gundling, Morgenstern, Faßmann, Graben zum Stein, diese als eine Art von Hofnarren.*) Denn man unterhielt sich hier sehr zwanglos; Schnurren und derbe, oft fade und rohe Späße wurden erzählt, am liebsten die Gelehrten verspottet, aber auch die wichtigsten Dinge, Angelegenheiten des Hofes und des Staates gesprächsweise abgethan. Der König schüttete hier über alles und jedes sein Herz aus, und die anderen durften sich ebenso freimütig äußern. Er brachte von hier manchen bedeutsamen Eindruck mit, der ihn oft in seinen Handlungen bestimmte; das Tabakskollegium war daher fast wie ein geheimer Staatsrat, und seine Günstlinge wußten hier durch ein geschicktes Wort oft mehr zu bewirken, als sonst ein Minister durch lange Vorträge.

Ebenso einfach mußte seine Familie leben; er hielt in seinem Palaste auf dieselbe Ordnung, die er in Bürgerhäusern wollte beobachtet wissen. Einst trug er dem Probst Reinbeck auf, der Königin zu sagen, sie möge in Monbijou (ihrem Schloß in Berlin) nicht so spät Gesellschaft bei sich haben, der König könne es erfahren und übel nehmen. Auch durfte niemand aus seinem Hause beim Gottesdienste fehlen. Hoffeste und Feierlichkeiten liebte er nicht, statt ihrer hielt er Musterungen über die Regimenter ab. Sonst vertrieb er sich die Zeit, besonders wenn er krank war, mit Malen; denn müßig konnte er nie sein.

*) C. Krauske, Die Litteratur über Jakob Paul von Gundling. Vortrag ꝛc., Forsch. 1890. III. S. 628 f.

Von wahrer Kunst war dabei freilich nicht die Rede; es war ein bloßes Anpinseln. Auch fiel es ihm nicht ein, für Bilder Geld auszugeben, etwa gleich anderen Fürsten eine Gemäldegalerie anzulegen. Ebenso wenig gab es in Berlin Hofschauspiele und Hofkonzerte. Nur in dem Zirkel der Königin schätzte und übte man musikalische und andere ästhetische Unterhaltung. Sie war auch die einzige, die am Hofe dem rohen, bäurischen Wesen der Generale steuerte; in ihrer Gegenwart durfte man nie durch ein derbes oder gemeines Wort den Anstand verletzen. Friedrich Wilhelm selbst haßte alle Förmlichkeit; er machte keine Komplimente und wollte keine hören; natürlich und geradezu — so war immer seine Weise, und er gab für die Umgebung den Ton an. Kein schleichender Höflingstritt, sondern der dröhnende Schritt rauher, kerzengerader Kriegsleute ging durch die preußische Königsburg. Hier sprach man nicht französisch, wie an allen anderen deutschen Höfen, sondern ehrliches, wenn auch nicht gewähltes Deutsch.

Das Hauptvergnügen des Königs bestand in der Jagd, der er leidenschaftlich ergeben war. Er legte um Wusterhausen und Potsdam einen „Parforcegarten" von mehreren Meilen im Umfange an, wo er jährlich zwanzig oder dreißig Mal jagte und dabei täglich mindestens zehn Stück Wildes eigenhändig schoß; außerdem hielt er auch anderwärts oft Jagden ab, besonders gern in Preußen, wo es damals immer noch Bären, Auerochsen, Elentiere, Wildschweine und Füchse in Menge gab.

Friedrich Wilhelm liebte seine Frau und Kinder aufrichtig; er war seiner Gattin unverbrüchlich treu und that sich darauf nicht wenig zu gute. Auch war wirklich seine eheliche Treue damals an einem Fürsten ebenso selten, wie seine sonstige Nüchternheit und Mäßigkeit und sein ganzes bürgerlich deutsches Wesen. Aber bei aller Liebe war er doch ein sehr strenger Hausvater. Er forderte von Frau und Kindern dieselbe Unterwürfigkeit, denselben blinden Gehorsam wie von seinen anderen Unterthanen. Nun stimmten aber die Neigungen seiner Familie keineswegs mit den seinigen überein; sie hätte gern auch ein so angenehmes Leben geführt, wie es in anderen Fürstenhäusern üblich war. Sie vermißte schmerzlich alle höheren Genüsse, und selbst die erlaubten wurden ihr karg zugemessen. Der König gab für den königlichen Marstall, die Kellerei, Livree und Tafelgelder im ganzen nur 48 000 Thaler jährlich aus, — eine Kleinigkeit im Vergleich zu den Millionen, die der ungeheure Luxus anderer Königshöfe kostete. Und doch war es eine sehr zahlreiche Familie, die davon unterhalten werden mußte. Denn vierzehn Kinder hatte Sophie ihrem Gemahl geboren, von denen zehn zu Jahren kamen. Indessen mehr als die Sparsamkeit des Hofhalts fiel der Königin und ihren Kindern die strenge Überwachung lästig, der sie unterworfen waren. Sie durften nichts, auch nicht das Unschuldigste, vornehmen, ohne daß der König es erlaubte, und dieser gestattete bloß, was seinen Ansichten von Schicklichkeit und Ordnung entsprach. So führten sie ein eingezogenes, genau geregeltes und nüchternes Leben, aber auch ein unglückliches. Denn der Zwang, die Ent-

sagung erbitterte sie, und ihre Unzufriedenheit brachte den König so auf, daß er zum Haustyrannen wurde, der seine Anordnungen oft mit rohester Gewalt durchsetzte. Das Verhältnis verschlimmerte sich, als die Kinder sich ganz natürlich immer enger an die Mutter anschlossen und besonders in der Heiratsangelegenheit mit ihr gemeinsame Sache gegen den Vater machten. Er sah sie nun fast nie, ohne sie zu beschimpfen und zu prügeln; so verscherzte er ihre Achtung und Liebe. Durch Augenblicke herzlicher Zärtlichkeit, die er ihnen gern zeigte, wenn sie genau seinen Willen thaten, und dabei froh aussahen, konnte dies Mißverhältnis nicht leicht wieder gut gemacht werden.

Friedrich Wilhelm hatte von Hause aus einen kerngesunden, kräftigen Körper; aber seine unruhige Thätigkeit und die Beschwerden, denen er sich fortwährend ohne Schonung unterzog, rieben ihn auf. Er gönnte sich keine Bequemlichkeit; keine Arbeit, keine Reise ging ihm schnell genug. Wenn er die Provinzen bereiste, was alljährlich geschah, ging es im Fluge dahin, jedem Wind und Wetter zum Trotz, oft auf grundlosen Wegen und durch eine Unzahl von Geschäften. Bei einer Besichtigungsreise im Jahre 1730 von Wehlau über Gumbinnen, Ragnit, Tilsit, Memel, Heidekrug und zurück nach Königsberg machte er in sechs Tagen 86 Meilen und besichtigte dabei über 60 Ämter und Städte. Solche Anstrengungen, die oft vorkamen, sowie die unbändige Leidenschaftlichkeit seines Gemüts untergruben allzu früh seine Gesundheit; er hatte 1734 einen heftigen Anfall von Fußgicht, der ihn dem Tode nahe brachte, und von dem er sich nie wieder ganz erholte. Diese Krankheit, dazu sein angeborener Jähzorn, verwirrte zuweilen seinen sonst so klaren Geist. Es geschah in solcher unzurechnungsfähigen Stimmung, daß er einmal mit Salz geladene Pistolen an seinem Bette liegen hatte, die er auf seine Bedienten abfeuerte, wenn sie einen Befehl nicht zu seiner Zufriedenheit vollzogen. In dem entsetzlich kalten Winter von 1739 zu 1740 brach die Krankheit mit neuer Heftigkeit aus; er erkannte bald, daß sein Ende nahe war und ließ den Probst Roloff zu sich kommen, um sich zum Tode vorzubereiten. Da gab es nun einen harten Kampf zwischen dem Herrscher und dem Seelsorger. Friedrich Wilhelm zählte alle seine Sünden ausführlich her, aber behauptete trotz alledem recht gehandelt und alles zu Gottes Ehre gethan zu haben. Roloff hinwieder bestand darauf, daß er, statt zu beichten, lieber in sich gehen und seinen harten Sinn ändern solle, und da die zähe Natur nicht nachgeben wollte, so redete er ihm immer strenger ins Gewissen, wie er oftmals, z. B. beim Häuserbau, seine Unterthanen hart gedrückt, Todes- und andere Urteile geschärft, auch manche ungerechte Hinrichtung verfügt habe, und wollte von den Staatsgründen als Rechtfertigung vor Gott nichts wissen. Endlich sagte Friedrich Wilhelm: „Er schont meiner nicht; Er spricht als ein guter Christ und ehrlicher Mann mit mir. Ich danke Ihm dafür und erkenne nun, daß ich ein großer Sünder bin.“ Diese milde Stimmung blieb auch, als sich das Leiden dann ein wenig besserte. Ende April 1740 ließ er sich von Berlin nach seinem geliebten Potsdam bringen.

Doch bald kehrte die Krankheit mit doppelter Stärke zurück. Er ließ nun den Kronprinzen von Ruppin, wo derselbe in Garnison stand, herbeiholen und verlebte mit ihm und seiner übrigen Familie noch einige Tage voll gegenseitiger Zärtlichkeit. Der Kronprinz, der in den letzten Jahren die großen Verdienste, die redliche Arbeit des Königs, überhaupt den edlen Kern in ihm hatte erkennen lernen und seinen Vater trotz dessen früherer Härte wirklich liebte, war tief betrübt und floß über von aufrichtigen Thränen. Auch der König hatte nun eine bessere Meinung von seinem Sohne, und in seinen Unterhaltungen ahnte er wohl, was alles in seinem Fritz stecke. Sie verstanden sich nun gegenseitig, die beiden tüchtigen, wenn auch so verschiedenen Naturen. „Thut mir Gott nicht viel Gnade," rief der König gerührt, „daß er mir einen solchen Sohn gegeben?" Dieser küßte weinend die Hände des Vaters, der ihn umarmte und schluchzend hinzufügte: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, weil ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe!" Er ordnete dann gefaßt alles an, wie es bei seiner Beerdigung gehalten werden sollte. Zum Text der Leichenpredigt befahl er den Spruch zu nehmen: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft." Dem Volke solle gesagt werden, daß er als ein großer armer Sünder sterbe, der aber bei Gott und dem Heiland Gnade gesucht. Übrigens solle man ihn in den Leichenreden weder verachten noch loben und überhaupt keine „Façon mit ihm vornehmen." Am 31. Mai frühmorgens nahm er zärtlichen Abschied von seiner Frau und seinen Kindern. Dann versammelte er seine Offiziere, Minister und Räte, dankte ihnen für ihre Treue, sagte ihnen lebewohl, tröstete noch den sonst so rauhen, nun zu Thränen gerührten Leopold von Dessau und übergab dem Kronprinzen die Regierung. Darauf ließ er sich in sein Bett bringen, betete inbrünstig: „Herr Jesu, du bist mein Gewinn im Leben und im Sterben," segnete die Seinigen und beobachtete dann mit seltener Fassung durch Bewegung der Glieder, wie der Tod immer weiter von seinem Leibe Besitz nahm. Er forderte einen Spiegel, sah starr hinein und sagte: „So sieht also der Tod aus! Ich graule mir nicht vor dir!" Dann zum Chirurgen, ihm den Arm reichend: „Wie lange habe ich noch zu leben?" Dieser zuckte die Achseln und schwieg. „Woher weiß er denn, daß es mit mir aus ist?" „Euer Majestät Puls bleibt aus! Er steht still!" „Er soll nicht still stehen!" rief der König mit letzter Kraftanstrengung seiner wirkeifrigen Natur und drohte mit krampfhaft geballter Faust. Da stand der Puls. Er sank tot aufs Lager.

Innere Zustände Preußens bei Friedrich Wilhelms I. Tode.

Friedrich Wilhelm war zweiundfünfzig Jahre alt geworden und hatte siebenundzwanzig Jahre regiert; und welch arbeitsames, entbehrungsvolles Regentenleben! Aber auch wie reich die Frucht, welche es getragen! Er hinterließ den Staat nicht nur umfangreicher, sondern auch innerlich unendlich stärker, als er ihn überkommen. Der Flächeninhalt betrug jetzt 2145 Geviert-

meilen; die Einwohnerzahl 2 486 000 Menschen*) in 12 317 Dörfern, 34 Flecken, 386 Städten. Das trefflich geschulte und mit allem Kriegsbedarf reichlich ausgerüstete Heer zählte 83 500 Mann. Die Einkünfte waren ebenfalls sehr gestiegen; sie betrugen jetzt beinahe doppelt soviel als zu Anfang dieser Regierung, nämlich etwas über sieben Millionen Thaler.**) Davon wurden fast sechs Millionen auf das Heerwesen verwendet, 900 000 Thaler in den Schatz gelegt, der Rest, etwa eine halbe Million, zum Unterhalt des Hofstaats und der Civilverwaltung verausgabt. Und obwohl Friedrich Wilhelm während seiner Regierung an 10 Millionen auf den Anbau des Landes verwendet, für 5 Millionen neue Krongüter, für 2 Millionen Güter für die nachgeborenen Prinzen, für 1½ Millionen Silberzeug gekauft hatte, so hinterließ er doch nach Angabe Friedrichs des Großen (Histoire de mon temps) einen Schatz von baren 8 700 000 Thalern und 1 Million an Beständen in den Generalstaatskassen. Jene acht Millionen Thaler, der große oder „alte" Tresor genannt, lagen in Fässern verpackt, in den Kellergewölben des Kgl. Schlosses zu Berlin***).

Er hinterließ aber auch ein kräftigeres, tüchtigeres Volk, als er vorgefunden. Sein Beispiel und seine strenge Zucht gewöhnte die Unterthanen an ein nüchternes und arbeitsames, ordentliches und ehrbares Leben. Thätigkeit und gute Haushaltung wurden unter ihm hervorstechende Züge im Volkscharakter, und sie bewährten die Kraft, die sie überall haben: sie machten das Volk wohlhabend und glücklich. Eine andere höchst wohlthätige Folge dieser Regierung war die strenge Sittlichkeit, die im ganzen herrschte, ferner die militärische Disziplin, die durch ihn zu einer preußischen Nationaleigentümlichkeit wurde. Unter seiner Regierung war es, daß der Ausdruck Subordination entstand, zur Bezeichnung jenes strengen Gehorsams, der nicht bloß die erste Tugend des preußischen Soldaten war, sondern nun auch alle Schichten der übrigen Bevölkerung durchdrang; er galt in den Schulen und in den Familien wie im Heere und in der Beamtenwelt. Auch die Schlichtheit und Einfachheit, der rechtschaffene und gerade Sinn des Königs, diese deutschen Tugenden kamen im Lande wieder zu Ehren. „Es fand sich zu dieser Zeit unter dem Volke eine Tugend, die ohne Aufheben geübt ward, die man so heute nicht wieder findet, nämlich die allgemeine Treue, der herrschende gute Glaube, die Auf-

*) Davon in der Mark Brandenburg etwa 650 000, in Preußen 650 000, in Pommern 350 000, im Herzogtum Magdeburg und Fürstentum Halberstadt 350 000, in den westfälisch-rheinischen Landen 450 000.

**) A. F. Riedel, Der brandenburgisch-preußische Staatshaushalt in den beiden letzten Jahrhunderten, Berlin 1866, S. 71. — R. Koser, Der preuß. Staatsschatz, Forsch. z. br. u. pr. Gesch., 1891, IV. S. 529 ff.

***) Nach einem Bericht des Finanzministers Blumenthal (1798) an Friedr. Wilh. II. (Sybels Ztschr. 1890, Bd. 29 S. 276) befanden sich 1740

in dem großen Tresor	8 485 697	Thl.	14	Gr.	7 Pf.,
„ „ neuen „	1 570 729	„	19	„	5 „
	10 056 427	Thl.	10	Gr.	— Pf.

richtigkeit im bürgerlichen Verkehr. Eine Zusage war damals mehr wert, als jetzt ein mit allen Formalitäten versehener Kontrakt, und der aufrichtige, derbe Handschlag eines damaligen biedern Berliners galt so viel, als heutzutage Brief und Siegel. Das half wiederum der Nächstenliebe auf; denn niemand hatte zu besorgen, daß er hintergangen oder beschwindelt werden würde, und so nahm denn auch der öffentliche Kredit zu. Ein mutwilliger Schuldner, ein Mann, der sein Wort brach, stand in keiner Achtung mehr; er ward als ein Betrüger verabscheut.“ *)

Gegen den Luxus hatten auch frühere Fürsten gar oft Gesetze gegeben; aber sie waren im wesentlichen wirkungslos geblieben. Die Befehle Friedrich Wilhelms dagegen wurden befolgt, nicht bloß, weil er ihre Ausführung sorgsam überwachte und mit Strafen rasch bei der Hand war, sondern hauptsächlich, weil er selbst mit gutem Beispiel voranging. Denn damals galt das Sprichwort: „wie der Herr, so der Knecht“ auch für das Verhältnis des Fürsten zum Volke, wenigstens in Hinsicht auf die äußere Weise des Lebens. Da des Königs Tafel einfach und mäßig besetzt war, so prangte auch der bürgerliche Tisch nicht mehr mit Leckereien des Auslands; aber man fand auf ihm gutes Fleisch und Gemüse, treffliche Fische, Schinken, Würste, Brot, Butter und Käse, alles reichlich und wohlfeil, — denn man war fleißig und verthat sein Geld nicht für überflüssige Dinge — und schmackhaft zubereitet; denn die Hausfrauen selber waren gute Köchinnen. Bemühten sich doch selbst Frauen vom ersten Range, vor der öffentlichen Meinung, die der König aufgebracht hatte, sich durch selbstthätige Wirtschaftlichkeit guten Ruf zu erwerben. Gattinnen der Feldmarschälle und Staatsminister wetteiferten mit den Frauen der Bürger und Bauern, ihr Hauswesen ordentlich zu besorgen und überall selbst mit Hand anzulegen. Die Hausfrau, welchen Standes auch immer, war selten, die nicht mit ihren Töchtern und Mägden mehr beim Spinnrocken und in der Küche als anderwärts verweilte. Es hätte einer jeden als Schande gegolten, ihr Leinen- und Tischzeug nicht selbst zu verfertigen; die meisten Mädchen hatten davon vor der Hochzeit soviel zusammengebracht, daß sie in der Ehe keinen Groschen dafür zu verwenden brauchten.

Unverzärtelt und unverdorben, in der Furcht Gottes und der Eltern wuchs das junge Geschlecht heran. Die einfache gesunde Kost und Lebensart gaben feste und dauerhafte Körper. Man trank wenig Branntwein und Wein, aber vortreffliches, inländisches Bier, z. B. Bernauer und Ruppiner. Kaffee ward in Berlin nur an zwei Orten geschenkt; er war sehr teuer und nur als Leckerei bekannt. Auch das Tabakrauchen hatte noch wenig Verbreitung, obwohl es in der Mark schon 1620 durch englische Truppen, die dem Böhmenkönig Friedrich zu Hilfe zogen, bekannt geworden war. Dagegen kam besonders durch die französischen Einwanderer das Schnupfen in Mode. Kartoffeln, oder, wie sie damals hießen, Erdnüsse, waren schon im Jahre 1651 auf der

*) König a. a. O. 2, 225.

kurfürstlichen Tafel zu Berlin erschienen. Aber man gab wenig auf diese Frucht. In größerem Umfange pflanzte man sie in Berlin erst seit dem Jahre 1728 und zwar bei der Charité an; sie dienten jedoch nur als Viehfutter.

Auch die Vergnügungen des Volks waren sehr einfach und beschränkten sich auf Privatgesellschaften; selbst hohe Familienfeste, wie Hochzeiten und Kindtaufen, wurden ohne Pracht und Prunk gefeiert. Öffentliche Schauspiele gewährten nur die Musterungen der Regimenter und die zahlreichen Hinrichtungen und anderen öffentlichen Strafen. Die Schauspieler waren verachtet, galten als ehrlos, und die Truppen, die sich zuweilen einfanden, waren in der That alles eher als Künstler; sie führten geschmacklose Singspiele und andere Vorstellungen auf, an denen die rohen plumpen Späße des Hanswurst die Hauptsache waren. Außerdem gab es eine Menge von Marktschreiern, Taschenspielern und Gauklern, die auf den Märkten das Volk belustigten. Wenn sie aber unzüchtige Späße machten oder auf Betrug ertappt wurden, so ließ sie der König durch Soldaten aufgreifen und wie andere Vagabunden in Zuchthäuser oder über die Grenze bringen. Dasselbe Schicksal hatten die Zigeuner und alle Schwindler und Glücksritter, die nach Preußen kamen, um das Volk auszubeuten. Dagegen genoß ein gewisser von Eckenberg, „der starke Mann“, eine Zeitlang die Gunst des Königs. Er kam 1717 nach Berlin und veranstaltete „Assembleen“, in denen er seine Künste als Herkules, Seiltänzer und Schauspieler unter großem Beifall des Hofes und der Berliner zeigte.

Die Mäßigkeit und Strenge der damaligen Sitten verminderte nicht bloß den Hang zu einem lockern Leben, sondern auch die geschlechtlichen Ausschweifungen. Die Wollust durfte sich wenigstens nicht offen zeigen. Jedenfalls hielt man die Ehen gewissenhafter, man sah sie für heiliger an, als es in späteren Zeiten geschah. Auf dem platten Lande ließ der König sogar Strafliſten über fleischliche Vergehungen führen; doch auch in dieser Beziehung wirkte sein Beispiel noch mehr als seine Verordnungen.

Ebenso verhielt es sich mit der öffentlichen Gottesverehrung. Der König übte sie selbst aufs genaueste, wie er streng darauf hielt, daß wenigstens alle, die in seinem unmittelbaren Dienst standen, fleißig in die Kirche gingen. Übrigens war der kirchliche Sinn im Volke ohnehin festgewurzelt und konnte selbst durch die steifen und langweiligen Predigten, die man damals von den Kanzeln zu hören pflegte, im ganzen nicht erschüttert werden.

Vielleicht in keinem andern Stücke war der Umschwung der Sitte, der nach Friedrich Wilhelms Thronbesteigung in Preußen eintrat, so auffallend, als in der äußeren Erscheinung der Menschen. Das Schminken und Malen der Gesichter und das Pudern hörte auf. Statt des Haarbeutels trug man den vom Könige 1713 beim Militär eingeführten Zopf. Aller Luxus in der Kleidung nahm ein Ende. Man gewöhnte sich, wie der König, ein übermäßig geputztes Frauenzimmer für eine feile Dirne zu halten. Die flitterhafte Pariser Mode kam in Verruf, die einfache deutsche in Aufnahme, oder vielmehr es

bildete sich eine eigene preußische Mode auch für die Kleidung. Denn die Tracht im Bürgerstande näherte sich sehr derjenigen, die im preußischen Heere herrschte. Sie war äußerst reinlich und schmucklos, die Farbe gewöhnlich blau, der Stoff inländisches Wollenzeug oder Linnen. Elegant waren freilich diese Kleider nicht, aber dauerhaft und wohlfeil, und wenn so ein Bürgersmann in seinem einfachen blauen Tuchrock, der langen Weste, den knappen, an den drallen Beinen eng anliegenden Hosen daherschritt, gerade und fest und ein Tritt wie der andere, nirgends ein Fleck oder Stäubchen, alles rein und nett, auf dem Haupte den dreieckigen Hut und hinten den steifen Zopf — so hatte er ein gar ehrwürdiges und braves Aussehen. Diese ehrbare Tracht erhielt sich lange, und man nannte später diejenigen, die ihr treu blieben, Friedrich-Wilhelmsmänner. Jeder, der nur einige Bedeutung hatte, trug einen Degen, anfangs auch die Schüler, denen der König es aber schon 1715 verbot; außerdem trugen Gelehrte, Ärzte und Räte einen roten Mantel. Die Advokaten, die der König haßte, weil er meinte, daß sie die Leute bloß zur Prozeßsucht verführten, durften sich nicht anders als schwarz kleiden; dadurch wollte sie der König dem allgemeinen Spotte aussetzen, welche Absicht denn auch gelang.

Allerdings hatte dies ganze preußische Wesen, das der König aufbrachte, auch seine sehr beträchtlichen Schattenseiten. Die Tugend, die in diesem neuen Sparta herrschte, war nicht bloß sehr rauh, sondern auch, wenigstens in mancher Beziehung, mehr äußerlicher Art. Die Kirchen waren immer vollgepfropft, aber gar viele, die darin saßen, trieb weniger das Bedürfnis ihres Herzens als der Befehl ihres Vorgesetzten; und auch andere Pflichten wurden oft genug nur aus Zwang geleistet. Und dann — wie ärmlich sah es um allen höheren Genuß des Lebens, um Kunst und Wissenschaft aus! Selbst das Heerwesen drohte in Äußerlichkeiten aufzugehen. Friedrich II. sagt darüber: „Im Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms hatte man sich damit beschäftigt, bei den Regimentern Ordnung und Manneszucht einzuführen. Da aber von dieser Seite nichts übrig blieb, so wendete man die Aufmerksamkeit nun auf solche Dinge, die ins Auge fallen. Der Soldat mußte sein Gewehr, der Reiter seinen Zaum und Sattel, ja selbst die Stiefel spiegelblank machen. Zuletzt artete die an sich nützliche Reinlichkeit in lächerlichen Mißbrauch aus. Man vernachlässigte das eigentlich Wichtige über die Beschäftigung mit Kleinigkeiten.“ Doch eben diese blankgeputzte Armee bewies dann gleich in der ersten Schlacht (1741 bei Mollwitz), daß sie nicht bloß die schönste in Europa, sondern auch die tapferste war und eben so wohl zu siegen als zu putzen wußte.

Und so muß man auch von dem Volke sagen, welches Friedrich Wilhelm erzog, daß es im ganzen und großen wirklich jene derbe Tugend und Tüchtigkeit besaß, auf die es dem Könige ankam. Er wollte in seinem Lande bloß gute Soldaten, fleißige, bemittelte Bürger und fromme Christen haben, und er hat diesen Zweck in einem Umfange erreicht, wie schwerlich ein Fürst vor oder nach ihm. Das aber, was er seiner Natur nach nicht geben konnte und wollte, ein reges und schönes geistiges Leben, das war damals in Deutschland über-

haupt nicht zu finden; es erwuchs erst mit den großen Dichtern und Denkern, den Fürsten der deutschen Litteratur und Philosophie, die bei Friedrich Wilhelms Tode meist noch ungeboren waren, und mit dem neuen deutschen Nationalgeist, dem Friedrich Wilhelm vorarbeitete, indem er seinem großen Sohne die Mittel schaffte, denselben vor allen Völkern wieder zu Ehren zu bringen. Darum schuldet nicht Preußen allein, sondern das ganze deutsche Volk diesem Könige den größten Dank; er war nicht liebenswürdig, aber in hohem Grade achtungswert, zumal wenn man ihn vergleicht, um von den ausländischen Herrschern zu schweigen, mit dem liederlichen August II. oder dem schwachköpfigen August III. von Sachsen, mit dem unfähigen und trägen Kaiser Karl VI. und den meisten anderen deutschen Landesvätern jener Zeit, die nichts thaten als prassen und schwelgen und den Franzosen spielen. Um so ungerechter urteilte die befangene Mitwelt, wenn sie in Friedrich Wilhelm I. fast nur den rohen Soldaten, den jähzornigen Tyrannen sah; die unparteiischen Nachkommen werden ihn immer trotz aller seiner Schwächen zu den Wohlthätern der Menschheit rechnen.

Drittes Buch.

Friedrich der Große.

Als Luther erstand und die Ketten, die Roms Priesterschaft dem deutschen Volke angelegt, mit kühner Hand zerbrach, da schien er Deutschland zum Vaterlande der Geistesfreiheit zu weihen. Aber wie bald eilten Befreier und Befreite, den Glauben wieder in herrische Formeln zu bannen! Wie bald schwor auch der Protestant wieder auf die Worte menschlicher Meister! Hie Luther! Hie Kalvin! So spaltete sich der evangelische Teil der Nation, während der katholisch gebliebene, von neuem fest an Rom geschlossen, sich fertig machte zum Kampfe. Dann kam im dreißigjährigen Kriege der allgemeine Ruin; es endete der Aufschwung, den der deutsche Volksgeist in der Reformation genommen, in tiefem Falle. Menschenalter waren seitdem vergangen, manche Wunde verheilt, aber im ganzen lag das deutsche Leben noch tief darnieder. Zwar aus der Welt hatte der wahre Protestantismus, das Recht der Vernunft über Menschensatzung, nicht wieder geschafft werden können; allein er vermochte wenig gegenüber dem starren Dogmenwesen der Kirchen und noch weniger gegen die Übelstände und Vorurteile auf staatsbürgerlichem Gebiete. Am traurigsten stand es um die politischen Interessen der Nation. Der Reichskörper war in Auflösung, ein Spott und Spielball des Auslandes, das sich ungestraft an ihm vergriff und bereicherte. In dem glorreichen Kaiserstaat, der einst der mächtigste war in der Christenheit, trieben jetzt hunderte von Landesherren mit tausenden von Hofschranzen und Mätressen ihr Wesen; das deutsche Volk aber war nichts als ein unfreier Haufe, den die Fürstenschaft nach Lust und Laune in absolutem Gottesgnadentum beherrschte und meist schmählich aussog. Nur in Preußen war für Deutschlands Zukunft noch Hoffnung; hier herrschten unter Friedrich Wilhelm I. rohe Tugend und gesunder Menschenverstand und schufen etwas Tüchtiges; aber der eisernen Zucht des Willens fehlte das Bewußtsein hoher, edler Ziele; unter ihr geriet der junge preußische Staat in Gefahr zu erstarren. Da erstand eben hier der Nation der Retter; es erschien der Genius, der auf den Thron dieses Kriegerstaates wieder das Panier der Geistesfreiheit pflanzte und der Aufklärung in ihrem Kampfe wider die Vorurteile mächtig Bahn brach; der Held, der Sieger über halb Europa, dessen

weltruhmvolle Thaten dem deutschen Nationalleben wieder einen großen Inhalt gaben; der König, dessen Fähigkeit und Leistung das Übel der Zeit, die Unumschränktheit der Fürstenmacht, zum Heile wandten. Dieser Einzige, Friedrich der Große, indem er Grundsätze verkündete, Thaten verrichtete, an denen der deutsche Volksgeist sich mächtig erhob, ward zum Vorkämpfer einer neuen, besseren Zeit, nicht für Preußen allein, für ganz Deutschland, dessen größter Sohn er gewesen ist.

Es war am Sonntag, den 24. Januar 1712, vormittags um halb zwölf Uhr, daß zu Berlin dem alten Könige Friedrich I. ein Enkel geboren ward. Der neue Prinz, der dritte Sohn Friedrich Wilhelms und Sophie Dorotheens, deren zwei erste Söhne bald nach der Geburt gestorben waren, erhielt in der Taufe auf den Wunsch des Großvaters den einzigen Namen Friedrich. „Dieser Name", sagte der König, „ist meinem Hause glückbringend gewesen. Hoffen wir, daß dieses Kind eines Tages ebenso glücklich sein wird, wie seine Vorfahren!"*) Seine erste Erziehung wurde ganz der Mutter und nach damaliger Hofsitte einer französischen Erzieherin, der Frau von Rocoulle überlassen, einer aus Frankreich geflüchteten Protestantin, die bereits Friedrich Wilhelms Kinderjahre gepflegt hatte. Zunächst durch sie, die nur französisch sprach, gewann Friedrich eine große Vorliebe für diese Sprache; später, als er die damalige Geschmacklosigkeit der deutschen Ausdrucksweise mit der Eleganz der französischen verglich, wurde er in seiner Neigung noch mehr und für immer bestärkt. Als er in sein siebentes Jahr ging, wurde ihm der General von Finkenstein, ein alter frommer Kriegsheld von makelloser Rechtschaffenheit und verdient durch manche tapfere That, übrigens in seinem Benehmen soldatisch abgemessen und kalt, zum Oberhofmeister, der Oberst von Kalkstein, ebenfalls ein zuverlässiger Kriegsmann, zum Unterhofmeister gegeben. Der eigentliche Lehrer war ein Deutschfranzose, von der französischen Kolonie in Berlin; er hieß Duhan de Jandun und besaß eine mehrseitige, wenn auch oberflächliche Bildung, besonders aber viel Geschmack für die schönen Künste. Der Erziehungsplan, den der König festsetzte, enthielt folgende Grundsätze: als Säule aller Wohlfahrt müsse man seinem Sohne eine rechte Liebe und Furcht Gottes, dabei auch Abscheu vor allen nicht evangelischen Lehren beibringen; sodann Begierde zum Ruhme, zur Ehre und Bravour; ferner Liebe zur Ordnung und Sparsamkeit; ganz besonders aber wahre Lust zum Soldatenstande. Die Hofmeister sollten ihm aufs nachdrücklichste einprägen, daß er vor der Welt ein verachteter Mensch wäre, wenn er nicht Soldat würde. In den Wissenschaften sollte er nur das Nötigste und Nützlichste lernen: wenig methodische Gram-

*) R. Koser, Friedrich d. Gr. als Kronprinz. Stuttgart 1886. — Vgl. E. Lavisse, La jeunesse du Grand Frédéric. Paris 1891 und Ebenderselbe, Le Grand Frédéric avant l'avènement. Paris 1893. — Vgl. Forsch. 1891, IV. S. 313 und 1894, VII. S. 261.

matik, wenn er sich nur eine fließende französische und deutsche Schreibart aneigne; die alte Geschichte obenhin, die neue und vornehmlich die preußische sehr genau; ebenso Geographie, Natur- und Völkerrecht; die Rechenkunst aber, die Mathematik, Artillerie und Ökonomie aus dem Grunde. Auf dreierlei kam es also an: der Prinz sollte ein guter Soldat, ein guter Wirt und ein guter evangelischer Christ werden. Um diese Absichten zu erreichen, ging man nun in allen Stücken mit dem Zöglinge so zu Werke, als gelte es einen Rekruten zu drillen. Er zeigte schon im zarten Alter außerordentliche Fähigkeiten, lernte alles mit der größten Leichtigkeit, war munter, gutartig und voll Geist. Aber wie er heranwuchs, fand er an der einseitigen Zucht, in die man ihn nahm, immer weniger Gefallen. Die wunderlichen Spitzfindigkeiten und dürren Formeln der damaligen Gottesgelahrtheit, die man ihm als Christentum einzuprägen suchte, wurden ihm langweilig und verächtlich, und daß er manchmal zur Strafe Psalmen und den Katechismus auswendig lernen mußte, machte ihm den ganzen Religionsunterricht erst recht verhaßt. Ebenso wurde ihm die äußere Gottesverehrung durch die vielen religiösen und kirchlichen Übungen, die er auf Befehl machen mußte, ganz verleidet. Auch dem geistlosen Mechanismus der damaligen Kriegsübungen konnte er keinen Geschmack abgewinnen. Sein zu allem Schönen und wahrhaft Großen aufstrebender Geist durchbrach diesen engen Kreis von Gedanken und Absichten, zu denen man ihn abrichten wollte. Ihn reizte das Ideale, das ihm Duhan in den schönen Wissenschaften und Künsten wies. Die Denker und Dichter der altklassischen und der französischen Litteratur zogen ihn unendlich mehr an, als die steifen Pedanten, die ihm Religion beibringen, oder die rohen Exerziermeister, die ihm als Muster des Ruhmes dienen sollten. So wurden die Bücher seine liebste Beschäftigung, und da die französischen Schriftsteller damals die geistreichsten waren, so las er nur diese. Die Welt aber, die sie ihm erschlossen, war eine ganz andere, als er sie um sich sah. Dort herrschten Phantasie und Witz, und die Sinne ergötzten sich wie der Geist. Wie ärmlich und elend erschien dagegen das knappe, enge Soldatenwesen des Berliner Hofes!

Die lebhafte und empfängliche Natur des Prinzen konnte sich ebenso wenig mit der Lebensweise wie mit der Geistesrichtung befreunden, die Friedrich Wilhelm ihr vorschrieb. Weil der Vater alle feineren Genüsse verachtete, so sollte ihnen auch der Sohn entsagen; nicht bloß die geistigen, Musik, Theater, heitere Geselligkeit, wurden dem Prinzen verwehrt, selbst jeder Schmuck und Glanz des Haushaltes, jede Bequemlichkeit und Annehmlichkeit in Kleidung und Kost. Alles, was er thun und lassen sollte, jeder Pfennig, den er ausgeben, jede Stunde, die er verwenden wollte, unterlag der Aufsicht und kleinlichen Zucht des Vaters. Keine Abweichung von der vorgeschriebenen Ordnung blieb ohne Rüge oder Strafe. Hiegegen empörte sich das aufkeimende Selbstgefühl des jungen Prinzen um so mehr, da ihm das Treiben des Vaters wertlos und ungebildet vorkam. Er war von Natur freisinnig und gegen sich und andere freigebig; der Druck, unter dem man ihn hielt, konnte diese Triebe

nicht erſticken, wohl aber erhöhte er den Hang zu einem ungebundenen, angenehmen Leben, weil das Verbot deſſen Genuß noch ſüßer machte. Übrigens fand er, ſo wie ſeine gleichgeſinnte Schweſter Wilhelmine, einen Rückhalt an der Mutter, die auch die Studien und jede erlaubte Lebensfreude begünſtigte.

Da war es ein Ereignis für ihn, als er im Februar 1728 mit ſeinem Vater am üppigen Dresdener Hof weilen durfte, um die Vergnügungen des dortigen Karnevals kennen zu lernen. Der zauberiſche Glanz und die märchenhafte Pracht, die er hier ſah, entzückten ſeine Sinne. Aber obgleich die Sachſen mit größter Sorgfalt alles vermieden, was dem ſittenſtrengen König anſtößig ſein konnte, ſo wurden die Sinne des ſechzehnjährigen Jünglings hier doch zu ſtark erregt, und er gewöhnte ſich ſeitdem an Ausſchweifungen mit dem weiblichen Geſchlecht.*) Hatte er ſchon früher oft Schulden gemacht, weil ihn der Vater für einen Prinzen allzu ärmlich hielt, ſo nahmen mit dem lockeren Leben auch die heimlichen Ausgaben erſt recht überhand. Friedrich hatte aber auch etwas Gutes von Dresden mitgebracht, nämlich eine große Liebe zur Muſik. Durch Vermittelung der Königin kam der berühmte Flötenſpieler Quanz von dort nach Berlin und unterrichtete den Kronprinzen in ſeiner Kunſt, welche Friedrich bald recht gut inne hatte; ſie ward ihm für ſein ganzes Leben eine unerſchöpfliche Quelle der Erheiterung und Tröſtung.

So entwickelte er ſich im geraden Gegenſatz zu den Abſichten ſeines Vaters und wurde nach deſſen Anſicht weder ein guter Chriſt noch ein guter Soldat und Haushalter, ſondern liederlich und gottlos, ein Verſchwender und franzöſiſcher Windbeutel, „ein Querpfeifer und Poet“. Für den ſeltenen Genius, der in dieſer Natur ſteckte, hatte Friedrich Wilhelm kein Auge; er ſah nur, daß ſein Sohn in allem das Gegenteil von ihm ſelber war, und das reichte vollſtändig hin, denſelben zu verdammen. In der That, dieſem war nicht wohler, als wenn er, von der Parade heimgekehrt, die Uniform mit dem bequemen Schlafrock vertauſchen und nach ſeinen Büchern oder der geliebten Flöte greifen oder im Kreiſe heiterer, geiſtreicher Genoſſen ſich fröhlich unterhalten konnte. Aber dann erſcholl mitten im luſtigen oder gelehrten Geſpräch plötzlich der weithinſchallende Tritt des „Alten.“ Da hieß es sauve qui peut, die Freunde flüchteten, die Bücher und Muſikalien, vor allem der brokatene Schlafrock flogen beiſeite, der Prinz warf ſich in die Uniform. Doch nicht leicht entging dem ſcharfen Blick des ſtrengen Vaters, daß man ſich hier wieder auf franzöſiſch unterhalten, und die kurze Freude wurde hart gebüßt. Wenn ſchon ſo harmloſe Erluſtigungen Rügen und Strafen nach ſich zogen, wie groß war erſt der Zorn des Vaters, wenn er die Ausſchweifungen ſeines Fritz erfuhr! Er prügelte auf den Sohn los, wo er ihn ſah. Am ſchlimmſten wurde es, als dieſer in der Heiratsfrage dem Willen des Vaters entgegenarbeitete. Grumbkows und Seckendorfs Aufhetzereien goſſen dabei immer Öl ins Feuer.

*) O. Krauske, Der Beſuch Friedrich Wilhelms I. in Dresden 1728, Vortrag ꝛc., Forſch. 1897, IX. S. 589 f.

Der König wurde halb verrückt vor Wut. Täglich erneute er die stürmischen Auftritte. Der Kronprinz und seine Schwester, obwohl nun schon beide erwachsen, wurden mit den ärgsten körperlichen Mißhandlungen, die Königin mit den kränkendsten Drohworten überhäuft. Einst — so wird erzählt — als Friedrich eines Morgens in das Zimmer seines Vaters trat, faßte ihn dieser bei den Haaren, warf ihn zu Boden und hieb auf ihn mit dem Stocke so lange ein, bis er sich müde geprügelt; ein andermal hätte er ihn ohne das Herbeispringen eines Kammerdieners fast erwürgt. Auch in Gegenwart Fremder mäßigte er sich nicht; bei einem Besuche des kursächsischen Lustlagers in Mühlberg (Juni 1730) schalt und schlug er eines Tages den Achtzehnjährigen, riß ihn an den Haaren, daß der Prinz in zerzaustem Zustande über die Parade gehen mußte, und höhnte dabei: „Wenn mein Vater mich so behandelt hätte, ich hätte mich totgeschossen; aber du hast kein Ehrgefühl".

Der Gemißhandelte griff endlich zu einem jener verzweifelten Mittel, auf welche ihn der Spott seines Vaters verwies; er schoß sich zwar nicht tot, aber er beschloß zu entfliehen. Als er auf einer Reise mit dem Könige in die Nähe der französischen Grenze kam — es war im Dorfe Steinsfurt auf dem Wege von Heilbronn nach Heidelberg morgens am 5. August 1730 — ließ er durch einen ihm ergebenen Pagen heimlich Pferde herbeischaffen, um nach Frankreich und von dort nach England zu seinem Oheim zu flüchten, wohin zu gleicher Zeit sein Freund, Lieutenant von Katte, von Berlin, und ein anderer Vertrauter, Lieutenant von Keith, von Wesel sich begeben sollte. Aber seine Umgebung nötigte ihn zu bleiben und entdeckte seine Absicht dem Könige. Dieser ließ ihn aufs schärfste beaufsichtigen und beschleunigte seine Reise, die nun rheinabwärts ging. Unterwegs erfuhr er, daß der Lieutenant Keith aus Wesel entwichen sei; der Zusammenhang mit dem Fluchtversuch des Kronprinzen war ihm sofort klar; sein Zorn kannte keine Grenzen. Man erzählt, er sei über den Prinzen hergefallen und habe ihm mit dem Stock das Gesicht blutig gestoßen, worauf der Gemißhandelte gerufen: „Nie hat das Gesicht eines brandenburgischen Prinzen solche Schmach erlitten". Gewiß ist, daß der Ingrimm des Königs sehr heftig war; er betrachtete das Vergehen des Prinzen als Desertion und als Verschwörung mit dem Auslande. Am 12. in Wesel angelangt, ließ er den Sohn vor sich bringen und fragte ihn, warum er habe desertieren wollen. Friedrich antwortete entschlossen: „Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen niederträchtigen Sklaven behandelt haben". Auch an die Hohnreden, mit denen ihn der Vater zu seinem Schritt der Verzweiflung getrieben, erinnerte er. Die treffende Sprache der Wahrheit reizte den König so, daß er wütend den Degen zog, um seinen Sohn zu durchbohren. Der General von der Mosel deckte mit seinem Leibe den Bedrohten und brachte den König zur Besinnung. Der Prinz, über den der König nunmehr Haft verfügte, wurde wieder abgeführt und nach der Ankunft in Berlin kriegsrechtlich verhört. An seinem Leben lag ihm nichts mehr; er beklagte nur, daß andere, namentlich der in Berlin ergriffene Katte, seinetwegen leiden

mußten. Alle, die es mit ihm gehalten, selbst in ganz unschuldigen Dingen, wurden mehr oder minder hart bestraft; er selbst als Deserteur auf die Festung Küstrin geschickt. Hier saß er seit dem 4. September in strenger Haft. Eine Zeitlang fürchtete man sogar, daß der König beabsichtige, ihn nach der Strenge des Kriegsrechtes als fahnenflüchtigen Offizier hinrichten zu lassen; er bestellte über ihn und seinen Mitschuldigen Katte ein Kriegsgericht, welches vom 25. bis 28. Oktober 1730 zu Köpenick Sitzung hielt. Aber die Offiziere, die es bildeten, erklärten sich zu einem Erkenntnis über den Kronprinzen nicht für befugt, und empfahlen ihn der Gnade des Königs; den Lieutenant v. Katte verurteilten sie zu lebenslänglicher Festungshaft. Dem Könige war dieser Spruch zu milde; er verhängte über Katte, der als Gardeoffizier dem obersten Kriegsherrn noch ganz besonders zur Treue verpflichtet gewesen sei, die Todesstrafe. Zweifelhaft war es, was mit dem Kronprinzen geschehen solle. War auch die väterliche Liebe in ihm zu stark, als daß er im Ernst an der ersten Eingebung seines Zornes hätte festhalten und den Sohn zum Tode verurteilen mögen, so ging er doch mit dem Gedanken um, ihn von der Thronfolge auszuschließen. Allein auch davon kam er dann zurück; er ließ Gnade vor Recht ergehen und begnügte sich mit Gefängnisstrafe. Doch den bittern Schmerz ersparte er dem Sohne nicht, daß sein Freund für ihn sterben mußte. Am 6. November wurde der unglückliche Katte, der sich indes edel und christlich ergeben zeigte, als Hochverräter zu Küstrin enthauptet. Vergebens hatte der Prinz gebeten, man möge mit der Vollstreckung inne halten und durch einen Eilboten dem Könige melden lassen, daß er, der Kronprinz, dem Tode oder der Thronentsagung oder dem ewigen Gefängnis sich unterwerfen wolle, wenn der Freund verschont bleibe.*) Kattes Haupt fiel; ein Blutopfer mußte der König haben.

Dieser Schlag erschütterte Friedrichs Herz in allen seinen Tiefen; mit eiserner Faust griff ihn das Schicksal an und lehrte ihn, seine unüberwindlichen Notwendigkeiten anzuerkennen: der Ernst des Lebens senkte sich in das junge Gemüt des Prinzen. Er unterwarf sich dem Willen des Vaters, bereute seinen Anteil an der Schuld ihres Zerwürfnisses und richtete fortan seinen Blick nicht nur auf das Schöne und Angenehme, sondern auch auf das Nützliche und Notige des Lebens. Nach einigen Wochen durfte er das Gefängnis verlassen, mußte aber unter strenger Aufsicht in der Stadt Küstrin bleiben und in die dortige Kriegs- und Domänenkammer als Auskultator eintreten (20. November.) Hier arbeitete er nun regelmäßig mit, erhielt von den Räten Unterricht in Finanz-, Handels-, Gewerbe- und Polizeisachen, in der Landwirtschaft und Domanenverwaltung und gewann so eine Grundlage zur Kenntnis dieser Dinge. Mit dem Verständnis stellte sich rasch auch der Sinn für die Arbeit ein, und man bemerkte bald, daß er für die Staatswissenschaften nicht bloß Eifer, sondern auch ganz ungemeines Talent hatte. Fast noch mehr erfreute es den König,

*) Ranke, Neun Bücher preußischer Geschichte I. 318. — R. Koser, a. a. O. 66.

als man ihm berichtete, der Prinz lasse jetzt auch in religiösen Dingen mit sich reden und gebe seinen Glauben an die unbedingte Gnadenwahl auf; denn diese Lehre, nach welcher der Mensch für seine Handlungen nicht verantwortlich sei, war dem gesunden Verstande Friedrich Wilhelms von jeher am verhaßtesten. Er entschloß sich nun, den Sohn wiederzusehen. Am 15. August 1731 besuchte er ihn in Küstrin, stellte ihm mit väterlicher Wärme noch einmal sein Unrecht vor und fragte ihn, warum er doch einen Vater anfeinde, der nur für ihn arbeite und damit nicht einmal seine Freundschaft erwerben könne. Da schmolz die eherne Rinde um des Sohnes Herz; er empfand, daß ihn der König wirklich liebe und warf sich ihm mit aufrichtigen Thränen zu Füßen. Auch der Vater war gerührt; er milderte die Haft des Prinzen, der seitdem die nächsten Ämter um Küstrin bereisen durfte, doch in seiner Lebensweise an genaue und lästige Vorschriften gebunden blieb. Der Vater wollte ihn gründlich zur Ordnung, Nüchternheit und Arbeitsamkeit erziehen.

Wenn nun auch des Prinzen Geist viel zu selbständig war, um sich wirklich ganz nach den Absichten des Vaters zu formen, wenn er auch auf dessen Lieblings-Ideen teilweise nur zum Schein einging, so war doch die Schule, die er in Küstrin durchmachen mußte, für ihn von großem und heilsamem Erfolge. Seine frühere einseitige Richtung wurde gründlich gebrochen; er bekam Geschmack am Verwaltungswesen, an militärischen Dingen, an der gesamten Politik. Der Umgang mit würdigen und tüchtigen Männern, die ihn rücksichtsvoll, aber ohne Schmeichelei behandelten, wirkte ebenfalls sehr vorteilhaft. Er wurde besonnener, kälter, überhaupt männlicher. Andrerseits bildete sich nun freilich auch eine gewisse Härte des Gemüts immer mehr in ihm aus, zu welcher die tyrannische Zucht des Vaters frühzeitig den Grund gelegt hatte.

Es war natürlich, daß der Zwang, die Eingeschränktheit des Küstriner Lebens dem jungen Prinzen sehr mißfallen mußte; er sehnte sich nach freierer Bewegung, nach den geselligen und geistigen Genüssen der Hauptstadt, so knapp diese auch unter Friedrich Wilhelms Regiment bemessen waren. Weil er nun eine angenehmere Gestaltung seiner Verhältnisse doch nur durch den Vater erreichen konnte, so beschloß er, dessen Gunst durch ein großes Opfer zu erkaufen. Friedrich Wilhelm verlangte, daß seine Kinder frühzeitig, und daß sie nach seiner Wahl sich verheiraten sollten. Gegen diese Forderung hatte der Kronprinz sich bisher gesträubt; er gab jetzt nach. Der König bestimmte ihm nach dem Wunsche des Wiener Hofes, die damals siebzehnjährige Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, eine Nichte der Kaiserin, zur Frau. „Sie ist weder häßlich noch schön", schrieb er seinem Sohne, „aber wohlerzogen und gottesfürchtig." Der Prinz fügte sich — freilich mit Bitterkeit im Herzen —, und durfte nun (im Februar 1732) Küstrin verlassen. Am 10. März fand zu Berlin die Verlobung statt. Dafür nahm ihn der König wieder ganz zu Gnaden auf, führte ihn als Rat in das Generaldirektorium ein und gab ihm seinen Offizierrang zurück. Am 12. Juni 1733 erfolgte zu Salzdalum (bei Wolfenbüttel) die Trauung, und Friedrich führte nun eigenen Hofhalt — an-

fangs in Berlin, später (seit 1736) auf dem ihm vom Könige geschenkten Gute Rheinsberg in der Nähe seines Garnisonortes Neu-Ruppin. Ein wahres Eheglück konnte zwar aus dieser Heirat nicht erblühen, zumal da sie auch mit Nachkommen nicht gesegnet war. Friedrich hat die Gemahlin, die man ihm aufzwang, nie recht geliebt. Sie besaß weder soviel äußere Reize noch soviel Geist, um ihn zu fesseln; aber verständig, tugendhaft, gebildet und gutmütig wie sie war, gewann sie bald seine Hochachtung. Er gestand später einem seiner Vertrauten: „Ich müßte der verächtlichste Mensch von der Welt sein, wenn ich sie nicht wahrhaft achten sollte; denn sie ist sehr sanft, höchst gelehrig und über die Maßen gefällig, indem sie jedem meiner Wünsche zuvorzukommen sucht". Er führte denn auch mit ihr wenigstens in dieser Zeit eine wirkliche Ehe.

Zu Rheinsberg, entrückt der lästigen Nähe des Königs, lebte er nun der schönsten Muße, fand sein höchstes Glück in den edlen Freuden, welche die Freundschaft, die Wissenschaft und die Kunst gewähren.*) Er umgab sich hier mit liebenswürdigen und geistreichen Männern, gleichgesinnten Seelen, welche die innigste Zuneigung mit ihm verband. Der feingebildete Keyserlingk, der ritterliche Fouqué, Jordan, der durch Humor, Knobelsdorf, der durch Kunstsinn erfreute, auch ältere Männer von Geist und Bildung, Offiziere oder Gelehrte, waren die Genossen dieses auserwählten Kreises. Es fehlte nicht an sinnlichem Vergnügen, aber der geistige Genuß war der gesuchteste. Denn ein idealer Sinn beherrschte diesen Verkehr. Poesie, Musik und Philosophie waren Friedrichs liebste Erholungen; um ihretwillen setzte er sich auch mit berühmten Gelehrten und Dichtern des Auslandes in Verbindung, unterhielt mit diesen einen regen und vertrauten Briefwechsel; denn jeder geistreiche Denker war sein Freund. Doch mehr als die Menschen lehrten ihn die Bücher und sein eigenes Nachdenken. Mit dem Eifer, der ihnen gebührte, forschte er den größten Rätseln der Menschheit nach: dem Wesen der Seele und Gottes, dem Verhältnis des menschlichen Willens zum Schicksal. Die wichtigsten Fragen des Glaubens und Wissens traten an seine Seele. Er suchte sie zu lösen, indem er der Leibniz-Wolffischen Philosophie, die damals Deutschland beherrschte, ihre besten Gedanken entlehnte; er bildete sich so eine Mischung von Philosophie und Religion, die ihn beruhigte.**) „Es genügt mir", schrieb er 1736 an einen Freund, „daß ich von der Unsterblichkeit meiner Seele überzeugt bin; daß ich an Gott und an den glaube, welcher gesandt ward, die Welt zu erleuchten und zu erlösen; daß ich bestrebt bin, mich nach Kräften tugendhaft zu machen; daß ich dem Schöpfer die Anbetung widme, welche das Geschöpf ihm schuldig ist, und gegen meine Nebenmenschen die Pflichten eines guten Bürgers erfülle; nicht als könnte ich mir den Himmel mit meinen Werken verdienen, sondern in der Überzeugung, daß Gott ein Wesen nicht ewig unglücklich machen kann, das ihm dankbar ist, weil es von ihm das Dasein empfangen hat."

*) E. Lavisse, l. c.

**) E. Lavisse, l. c. und A. Reimann, Abhandlungen zur Gesch. Friedr. d. G., Gotha 1892. — Vgl. Forsch. 1892. V. S. 304 ff.

In dieser Stimmung wandte er sich der Richtung zu, die damals jeder freisinnige Kopf nahm. Es galt, aus dem starren Formelwesen der herrschenden Rechtgläubigkeit heraus und zu einer Weltanschauung zu kommen, die vor der reinen Vernunft bestehen konnte. So entbrannte ein erbitterter Kampf der natürlichen freien Denkkraft gegen den blinden Autoritätsglauben. Er begann in England. Hier traten am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Philosophen auf, die als Prüfstein der Wahrheit einer jeden Lehre einzig die mit Erfahrung ausgerüstete Vernunft anerkannten und für zweifelhaft oder falsch hielten, was von dieser nicht bewiesen werden konnte. Sie forderten daher in religiösen Dingen allgemeine Duldung und Vernunftmäßigkeit des Glaubens; in politischen verwarfen sie die theologische Lehre von der Göttlichkeit der unumschränkten Monarchie und lehrten das natürliche Recht der menschlichen Freiheit. Keiner unter diesen englischen Skeptikern ging dabei mit soviel Wissenschaftlichkeit zu Werke als John Locke; doch drang auch seine Wirksamkeit vorerst nicht über den Kreis der gelehrten Welt hinaus. Da war es nun von den größten Folgen, daß der bedeutendste Schriftsteller Frankreichs, Voltaire, sich die Lehre Lockes aneignete und es zu seiner Lebensaufgabe machte, sie in der Welt zu verbreiten. Denn die ganze höhere Gesellschaft von Europa lebte und webte in der französischen Litteratur, und Voltaire war ein Meister des Stils, anmutig und elegant, von blendendem Witze und unvergleichlicher Gewandtheit. Mit der scharfen Lauge des Spottes übergoß er die unduldsame und steife Rechtgläubigkeit, deckte schonungslos alle Vorurteile und Mißbräuche in Staat und Kirche auf, und da er von dem edlen Kerne auch des damaligen Christentums keine Ahnung hatte, wie er denn überhaupt zwar ein sehr glänzender, aber seichter Denker war, so griff er ohne Unterschied die würdigen und die nichtsnutzigen Erscheinungen des damaligen Kirchenwesens an; er verwarf alles Religiöse als Aberglauben. Indessen zunächst waren es doch wirkliche Übel, die er angriff: die Verfolgungssucht und Anmaßung der Priester, welche alle Wahrheit gepachtet zu haben vermeinten, die übermütige Willkür und Unsittlichkeit der Höfe. Eben diese Mißstände empörten den jungen Philosophen von Rheinsberg. Um so lieber begrüßte er den berühmten französischen Schriftsteller als Geistesverwandten, dessen Meisterschaft im sprachlichen Ausdruck und dessen funkelnden Witz er längst bewundert hatte. Seit August 1736 führte er mit ihm einen Briefwechsel, einen geistigen Verkehr, der nicht ohne Einfluß auf Friedrichs religiöse Überzeugung blieb. Zwar soweit in der Freigeisterei wie jener Franzose ging er nicht; er bewahrte sich ein selbständiges Urteil, und seine deutsche Vernunft war von der Verwerflichkeit des Glaubens an ein göttliches Dasein und an die Unsterblichkeit der Seele nicht so leicht zu überzeugen; aber das Unterscheidende in den Religionen der Erde wurde ihm gleichgiltig. Er sah wie Sokrates ein, daß alle menschliche Weisheit in den obersten Fragen der Erkenntnis uns im Stiche lasse, und da er nicht glauben, sondern wissen wollte, so kam er über den Zweifel nicht hinaus. Die Nutzanwendung aber, die er zog, war in hohem Grade verständig;

er mißbilligte jede Art von Religionsverfolgung; er forderte für die anderen wie für sich selbst unbedingte Glaubens- und Gewissensfreiheit. So wurde er bei aller Unkirchlichkeit ein Verfechter dieses wichtigen protestantischen Princips, das selbst in seiner Heimat, in Deutschland, so tief darniederlag. Er ließ sich auch in den Freimaurerorden aufnehmen; es geschah 1738 insgeheim zu Braunschweig. Weil er aber die erwarteten bedeutenden Aufschlüsse über die Mysterien von Gott und Welt hier nicht fand, so zog er sich bald wieder zurück, hat auch die Loge, die er als König 1740 zu Berlin gründen ließ („zu den drei Weltkugeln", eröffnet am 13. September) niemals selbst betreten.

Auch in den staatlichen Verhältnissen wollte und suchte er die Wahrheit, und die Ansichten, die er aus dem Studium der Geschichte und aus eigenem Nachdenken von der menschlichen Gesellschaft gewann, legte er in Schriften nieder, welche ein Denkmal seines treuen Strebens wie seiner edlen Gesinnung sind.*) Zeigte er schon in seiner Abhandlung: „Über den gegenwärtigen Zustand Europas" (1738) eine scharfe Erkenntnis der politischen Weltlage, so war sein „Antimacchiavell" (gedruckt 1739, veröffentlicht 1741) auch für die Völker ein Ereignis. In dieser Schrift suchte er den Macchiavelli, den er für einen Fürstenschmeichler hielt, zu widerlegen und predigte über Pflicht und Recht der Fürsten die freisinnigsten Grundsätze. Es war etwas ganz Neues, daß ein Kronprinz in die Ohren der Tyrannen die Stimme der Menschlichkeit rief, die den Mißbrauch verdammte, den sie mit ihrer Gewalt trieben. Die freche Vergeudung der Staatsmittel; die geistlichen und weltlichen Bedrückungen des Volkes; die Niederträchtigkeit des Menschenhandels, durch den so viele deutsche Fürsten sich schändeten, indem sie ihre Soldaten für Geld dem Auslande verkauften; alle diese Schäden des damaligen Staatslebens geißelte er hier mit ebensoviel Witz und Ernst wie sonst die Pedanterie und Verfolgungssucht der Gelehrten und Priester. Er zeigte: „Der Fürst ist nicht der Herr, er ist der Diener des Volkes; er verdankt seine Macht ursprünglich mit Recht nur der Volkswahl. Sein höchstes Interesse muß das Wohl der Unterthanen sein. Kein Mensch hat das Recht, sich eine unbeschränkte Herrschaft über seine Mitmenschen anzumaßen, vermöge deren er über ihr Leben und ihre Güter verfügen und sie unglücklich machen kann, wenn es ihm beliebt. Die Gesellschaften sind nicht dazu gebildet, um der Wut eines Schändlichen oder dem Interesse eines Ehrgeizigen zu dienen. Nur die Tyrannei der Regierungen bringt die Völker zur Empörung.

Während Friedrich sich so mit dem Geiste edler Aufklärung durchdrang, war er zugleich bemüht, sich die Formen und Fertigkeiten anzueignen, die zur Regierungskunst gehören; er versäumte über den theoretischen nicht die praktischen Übungen. Wenn er zu seiner Erholung Verse dichtete oder mit seinen Freunden eine schöne Geselligkeit übte, wenn er zu seiner Belehrung Geschichte und Philosophie, Kriegskunst und Politik studierte, so arbeitete er doch auch sehr

*) A. Reimann, a. a. O.

emsig als Verwalter seiner Domäne und als Oberst seines Regiments. Er mußte es schon um seines Vaters willen, dessen Argwohn noch keineswegs ganz beseitigt war. Doch gelang es ihm, den König durch den Fleiß und die Geschicklichkeit, die er in den militärischen und Verwaltungssachen zeigte, zufrieden zu stellen. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn wurde zuletzt sogar ein recht inniges; sie lernten sich beide schätzen und hatten sich im Grunde immer geliebt.

Im Frühling 1740 endete dies Rheinsberger Leben, das dem jungen Fürsten mit solcher Glückseligkeit nie wiederkehrte; der Tod des Vaters berief ihn auf den Thron, für den er sich in der Stille jenes reizenden Hofhaltes so würdig vorbereitet hatte.

Friedrichs Thronbesteigung und erste Regierungshandlungen.

Dienstag am 31. Mai 1740 war es, daß die große Königssonne in Preußen aufging, die alle Gestirne des Jahrhunderts überstrahlen sollte. Wird sie mit mildem, klarem Lichte ein Zeitalter der Menschenfreunde und der Philosophie heraufführen? Sprießt an ihrem Lächeln ein Leben auf voll Lust und Pracht? Leicht und heiter schien den meisten die Zukunft; wie flogen dem neuen Könige die Herzen entgegen, in Erinnerung an die Leiden seiner zarten Jugend und an die rauhe Zucht, die alle gedrückt hatte! Und nun statt des alten Brummbären von Vater der liebenswürdige Sohn auf dem Throne. Schon sein Äußeres sprach jeden freundlich an; seine nicht hohe*), doch anmutige Gestalt mit der breiten, erhabenen Brust, sein schönes, freies, ausdrucksvolles Antlitz mit den strahlenden schwarzblauen Augen. Aber blitzten sie nur von dem Feuer der Jugend, die erst 28 Jahre zählte, oder funkelte nicht noch etwas Anderes, Höheres darin, das niemand zu deuten wußte?

Als er von dem Totenbette seines Vaters kam, erschien vor ihm der alte Fürst von Dessau, umfing mit Thränen seine Kniee und sprach sein Beileid, aber auch seine Erwartung aus, daß ihm und seinen Söhnen ihre Stellen und ihm selbst die Autorität, die er bei dem verstorbenen König gehabt, verbleiben würden. Friedrich drängte seine schmerzlichen Gefühle zurück; er sagte dem Fürsten die Bestätigung seiner Stellen zu; aber von des Fürsten Autorität sei ihm nichts bekannt. „Nachdem ich König bin," setzte er hinzu, „denke ich auch das Amt eines solchen zu verwalten und der einzige zu sein, der Autorität besitzt." Er fühlte sich als König; er ist es ganz und völlig gewesen vom ersten bis zum letzten Augenblick seiner Regierung.**)

---

*) Friedrich II. maß 5 Fuß 2 Zoll 3 Linien; ebensoviel wie Napoleon I., sechs Zoll weniger als Wilhelm I.

**) R. Koser, König Friedrich der Große, in der Bibl. Deutsch. Gesch., herausg. von H. v. Zwiedineck-Südenhorst, I. Abt. Stuttg. 1890, XVIII. Abt. Stuttg. 1893. — Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen, 23 Bde., Berlin 1896. — Preußische Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrichs II., her. v. H. v. Sybel und G. Schmoller, 3 Bde., Berlin 1892.

Noch an demselben Tage begab er sich nach Berlin, wo ihn das Volk mit lautem Jubel empfing; er übernachtete im Schloß. Mit welchen Empfindungen erwachte er am Morgen, geweckt von dem Lebehoch eines Regiments (es war das Glasenapp'sche), das ihm unter den Fenstern des Schlosses den Eid der Treue schwur! Darauf erschienen die Generale; er empfing sie mit der Würde eines Kriegsherrn, der zugleich König ist. „Sie werden", sprach er, „in mir einen Herrn finden, der die Armee nicht weniger liebt, und pflegt als der verstorbene König. Aber an zwei Dinge will ich Sie erinnern: das eine, die Truppen müssen ebensowohl brauchbar sein als schön, und das zweite: sie dürfen dem Lande nicht verderblich werden, das sie beschützen sollen. Gegen einige von Ihnen liegen Klagen über Härte, Habsucht und Übermut vor; stellen Sie dieselben ab! Ein guter Soldat muß ebensowohl menschlich und vernünftig sein als herzhaft und brav." Dann zu den Ministern: „Ich denke, daß das Interesse des Landes auch mein eigenes ist, daß ich kein Interesse haben kann, welches nicht zugleich das des Landes wäre. Sollten sich beide nicht mit einander vertragen, so soll allemal der Vorteil des Landes den Vorzug haben." Diese Sprache eines absoluten Königs war in Europa neu, und Friedrich II. meinte sie ernst genug. Gleich seine ersten Handlungen waren Maßregeln einer menschlichen und edlen Gesinnung. Die grimmige Kälte des vergangenen Winters und das darauf folgende schlechte Frühlingswetter stellten eine Hungersnot in Aussicht; schon jetzt war das Getreide teuer und überall knapp. Da öffnete nun Friedrich die königlichen Kornmagazine und ließ allen Dürftigen Getreide zu geringen Preisen verkaufen, sorgte auch durch dauernde Anstalten für die Unterstützung der Armen. Eine Reihe von Kabinettsbefehlen richtete sich sodann gegen die gewaltsame Willkür, gegen das einseitig Durchgreifende des bisherigen Regiments. Schon am 3. Juni hob er aus eigner Initiative die Anwendung der Folter für die meisten Verbrechen auf; gänzlich ist sie erst 1754 beseitigt worden. Der König wurde zur Abschaffung der Folter nicht erst durch einen eigenartigen Prozeß zweier Scharfrichtergesellen in Berlin (1736) veranlaßt, da er schon 1734 bei Vertretung des Vaters die Anwendung der Folter untersagte.*) Eher konnte man philosophischen Erwägungen einen gewissen Einfluß hierbei zusprechen, da Chr. Wolff in seinen „Vernünftigen Gedanken vom gesellschaftlichen Leben der Menschen" (1732) die Folter — gerade so wie es Friedrich 1740 that — nur für gewisse besonders schwere Fälle zuließ. Der König tilgte so diesen Schandfleck der damaligen Rechtspflege; nur sehr langsam folgte das übrige Deutschland seinem Beispiele nach. An demselben Tage beseitigte er die bestehenden Ehebeschränkungen, indem er es jedem freistellte, in allen nicht in der heiligen Schrift ausdrücklich verbotenen Fällen sich ohne Kosten und Dispensationen zu verheiraten. Am 4. Juni verbot er

*) R. Meier, Die Abschaffung der Tortur durch Fr. d. Gr., Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 1893 VI. S. 575 ff.

den Offizieren die gewohnten Brutalitäten gegen die Gemeinen und gegen den Civilstand, ebenso die gewaltsamen Werbungen. Die Last, welche die königliche Jägerei dem Lande aufgebürdet, nahm er ab; er verachtete die Jagd als ein rohes Vergnügen und schlug den Schaden, den der Landmann durch sie litt, zu hoch an, um nicht gegen ihre Übel einzuschreiten. Ein anderer Kabinettsbefehl (vom 31. Juli) richtete sich gegen die Grausamkeit gewisser Gerichtsstrafen. So schaffte er die Barbarei ab, daß Kindesmörderinnen — meist unglückliche verführte Mädchen — einen Sack nähen mußten, in welchem sie dann ersäuft wurden; er führte statt des „Säckens" die Enthauptung ein.

Hebung der Sittlichkeit erwartete er hauptsächlich von den Mächten der Aufklärung. Um so mehr hatte er sich immer in seines Vaters Seele geschämt, daß die Wissenschaften in Preußen so ungünstig behandelt wurden. Es war eine seiner ersten Sorgen hier zu bessern. Er gab auf der Stelle der Akademie die ihr entzogenen Einkünfte zurück und bewog den vertriebenen Philosophen Wolff, wieder sein Lehramt in Halle anzunehmen. Zugleich richtete er eine schmeichelhafte Einladung an den berühmten französischen Gelehrten Maupertuis, die Berliner Akademie der Wissenschaften neu zu gestalten, die denn auch im Sinne der Aufklärung rasch mit bedeutenden Gelehrten, allerdings vorzugsweise aus dem Auslande, besetzt wurde. Aber was das meiste, ja ein ungeheures Aufsehen in der Welt machte, war der Bescheid, den Friedrich II. (am 22. Juni 1740) auf eine Anfrage des geistlichen Ministeriums erteilte. Er befahl: „Die Religionen müssen alle toleriert werden, und muß die Regierung nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch thue. In meinen Staaten muß jeder nach seiner Façon selig werden." Die ganze Welt erstaunte über dies Königswort; ein solcher Grundsatz allgemeinster Duldung war bisher noch von keinem großen Throne verkündet worden. Ein gewaltiger Beifallssturm aller Aufgeklärten, einer noch kleinen, doch mächtig aufstrebenden Partei, erhob sich; sie sahen einen der Ihrigen auf einem Königsthrone. Der große Haufe der Finsterlinge aber, der gekrönten wie der ungekrönten, erschauderte. Auch Preßfreiheit gestattete er und munterte selber den Berliner Buchhändler Haude zur Herausgabe einer litterarisch-politischen Zeitung auf; sie erschien bereits im Juni 1740, unter dem Titel „Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen." Allein das Publikum war für dergleichen noch nicht reif; es fehlte im Volke durchaus an politischer Bildung; das Zeitungswesen gedieh nicht. Übrigens handhabte Friedrich auch später keine eigentliche Censur; bis an sein Lebensende verkaufte man in Berlin ungehindert die ekelhaftesten Spottschriften auf ihn, ohne daß er sich darum kümmerte. Wenn er ab und zu sich einmischte und einmal ein Buch wegnehmen und vernichten ließ, so geschah es jedesmal aus rein sachlichen Gründen. Er war persönlich durchaus gleichgiltig gegen solche Preßvergehungen und ließ die Schreiber wie die Schreier gewähren.

Eine großartige Sachlichkeit, das war überhaupt vom ersten Augenblicke an der deutlichste Charakterzug des neuen Königs. Das erfuhren alsbald die

Freunde und die Feinde des gewesenen Kronprinzen. Jene umdrängten ihn in der Hoffnung auf ein Reich der Günstlinge. Sie wurden bitter enttäuscht; er zeigte sich karg im Belohnen, im Erhöhen. Der Nutzen des Staates galt ihm mehr als persönliche Rücksicht; nur Würdigkeit kam in Anschlag. Doch freilich zeigte sich hier der Fürst in ihm von einer vorteilhafteren Seite als der Mensch. Nicht mit Unrecht klagten manche, daß er undankbar sei. Denn nicht allen, die um ihn schwer gelitten, wie der Familie v. Katte, bewies er sich jetzt erkenntlich. Eine Verleumdung Mirabeaus ist es aber, daß Friedrich sich als Monarch geweigert habe, seine kronprinzlichen Schulden zu bezahlen. Vielmehr hat der König seine früheren Gläubiger in den ersten Jahren seiner Regierung befriedigt.*)

Viel that er für seine Angehörigen. Er erleichterte ihr Privatleben und zeichnete sie aus, wie es anständig war für ihn und sie. So erteilte er (1744) dem ältesten seiner Brüder, dem Prinzen Wilhelm, als mutmaßlichem Thronfolger den Titel „Prinz von Preußen“ und überwies einem jüngeren Bruder, dem Prinzen Heinrich, das Schloß Rheinsberg. Die Königin-Mutter — ebenfalls ein Titel, den er in Preußen einführte — erhielt die Mittel, in Monbijou ein angenehmes Leben zu führen, und hat sich immer seiner Liebe und Dankbarkeit erfreut. Politischen Einfluß aber räumte er von Anfang an weder seiner Familie noch seinen Vertrauten ein. Seine Gemahlin hat einen solchen Einfluß nie gehabt und auch nie gewünscht; sie wäre glücklich gewesen, wenn sie wie in Rheinsberg an der Seite ihres Mannes hätte fortleben dürfen. Dies Verhältnis lockerte sich nun. Doch fuhr Friedrich auch als König fort, ihr mit Achtung zu begegnen, die ihr gebührte, und wenigstens für jetzt blieb beider Hofhalt gemeinsam.

Die Befürchtungen derer, die dem Kronprinzen geschadet, erfüllten sich noch weniger als die Hoffnungen seiner Genossen. Die Hauptschuldigen, Seckendorf und Grumbkow, waren bereits vom Schauplatz abgetreten: jener hatte 1735 Berlin für immer verlassen; er saß nun als Strafgefangener in der Festung Graz, wohin ihn sein Kaiser für einen schlecht geführten Türkenkrieg geschickt; Grumbkow war 1739 gestorben. Die anderen behielten, wenn sie nur sonst Verdienste hatten, ihre Stellen und Ämter, wie wenn nichts vorgefallen wäre.

Überhaupt irrten sich diejenigen, welche gemeint hatten, nun werde alles ganz anders werden. Nur die Mängel und Übertreibungen der früheren Staatsverwaltung wurden beseitigt; die gesunden und tüchtigen Teile, welche in ihr bei weitem das Übergewicht hatten, blieben unangetastet. Es erfolgte hier kein Systemwechsel. Sparsamkeit blieb an der Tagesordnung, das Finanzwesen in der gewohnten Regelmäßigkeit; nur daß die Sparsamkeit nirgends in Geiz ausarte, daß in der Hofhaltung der Anstand und die Würde des Königtums, in

*) S. die Akten d. kgl. Hausarchivs zu Berlin. — H. Granier, die kronprinzlichen Schulden Friedrichs d. Gr., Forsch. 1895, VIII. S. 220 ff.

dem Staatswesen die geistigen Interessen besser gewahrt würden, diese berechtigte Forderung bildete im Grunde den einzigen Unterschied zwischen der neuen und der alten Weise. Ebensowenig rüttelte Friedrich an der stärksten Säule des Staates, an dem Heere. Vielmehr verstärkte er es noch, errichtete neue Regimenter, wodurch in wenigen Monaten ein Zuwachs von 16 000 Mann erzielt ward. Die kostspielige und unnütze Riesengarde dagegen schaffte er ab; die 3000 langen Kerle, die das Potsdamer Leibregiment gebildet hatten, wurden teils entlassen, teils in andere Regimenter eingestellt. Auch das Beamtentum erfuhr keine wesentlichen Veränderungen, und der neue König sah ebenso eifrig nach allem selbst wie der alte. Er beharrte im Mittelpunkt der Geschäfte als Selbstherrscher, und er zeigte sogleich, nachdem er die Regierung übernommen, jene unglaubliche Arbeitskraft, die nicht vor und nicht nach ihm von irgend einem andern Fürsten erreicht worden ist. Durch sie nicht weniger wie durch sein Genie wurde Friedrich II. im eigentlichsten Sinne des Wortes die Seele des Staates.

Soviel sah man nun schon, Veränderungen wollte er nicht vornehmen, wenn sie nicht wirkliche Verbesserungen waren. Mit solchen war er aber rasch genug bei der Hand. Für die große Masse des Volkes wurde schon jetzt, besonders in zwei Punkten, viel Gutes gethan. Erstens: die vielen willkürlichen Eingriffe in den Gang der Rechtspflege hörten auf; Friedrich sorgte für unparteiische und rasche Justiz; aber in deren gesetzlichen Gang mischte er sich sonst nicht ein. Zweitens: die bisher vernachlässigten Zweige der Industrie wurden in sorgsame Pflege genommen; er gründete schon im Juni eine eigene Ministerial-Abteilung für Gewerbe und Handelssachen, die unter dem sehr thätigen Minister von Marschall stand, und ermunterte auf alle Weise auch die Luxus-Gewerbe.

Nehmen wir dazu, wie der neue König sofort die Ideen des Jahrhunderts vom Throne verkündet: Aufklärung, allgemeine Religionsduldung, selbst Preßfreiheit, wie er Wissenschaft und Kunst in ihren Rang wieder einsetzt, so ist klar, daß er seine Aufgabe darin sah, dem Staate die alte Gediegenheit zu erhalten, aber die Erstarrung, in die er zu verfallen drohte, zu lösen und in allen Richtungen geistige Bewegung zu wecken, zu verbreiten. Dieser Aufgabe widmete er sich mit Leib und Seele; er regelte seine Lebensweise streng nach den großen Pflichten seines Amtes; kein anderer Beamter ließ es sich so sauer werden wie der König. Um 4 Uhr stand er auf; dann kamen die geheimen Kabinettsräte Eichel, Schuhmacher und Lautensack*) mit ihren Berichten, bald darauf ebenso die Minister; kurz und bündig erteilte er auf alles Bescheid und arbeitete mit ihnen bis 10 Uhr; dann musterte er die Truppen bis Mittag, schrieb wieder bis 5 Uhr und erholte sich abends in guter Gesellschaft, nicht in einem rohen Tabakskollegium, sondern im Kreise feingebildeter Freunde, wie

*) Vgl. H. Hüffer, Die Beamten des älteren preuß. Kabinetts von 1713—1808, Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 1892, V. S. 157 ff.

Keyserlingk, Jordan und der vielseitige Algarotti es waren; da ergötzte er sich zwanglos in geistvollem Gespräch mit Laune und Witz, mit Musik und Poesie. Leere Feierlichkeiten und Formeln verachtete er, wie er denn die Huldigung (zu Königsberg am 20. Juli, zu Berlin am 2. August) ohne alles Gepränge annahm. Auf der Huldigungsmedaille, ebenso wie später auf den Goldmünzen, ließ er sogar das übliche „Von Gottes Gnaden" fort, nannte sich auch auf den Münzen nicht wie seine Vorgänger Rex Borussiae (König des Preußenlandes), sondern Borussorum Rex (König der Preußen).*) Nicht alle waren mit dieser Einfachheit zufrieden, wenn schon der Hof zu Charlottenburg — dort wohnte Friedrich damals — nicht ohne Eleganz gehalten wurde.

Ließ der König die Freunde auf keine Weise sich in sein Amt einmischen, so war von einer Einwirkung der fremden Gesandten vollends keine Rede. „Um einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben" (berichtet am 2. Oktober der dänische Gesandte Prätorius aus Berlin), „so muß ich sagen, daß der König von Preußen schlechterdings alles selbst thut, und daß, ausgenommen den Minister von Boden, der Sparsamkeit predigt und damit ungemeinen, ja noch größeren Eingang findet als unter der vorigen Regierung, Seine Majestät keinen Rat von irgend einem Minister leiden. Ich habe viele Befehls- und Antwortschreiben vom Könige gesehen; sie vereinigen lakonischen Ausdruck und bewundernswürdigen Geschäftsblick. Unglücklicherweise ist nicht einer um den König, der sein ganzes Vertrauen hätte, und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nötigen Einleitungen zu machen." Das war freilich für Preußen vorteilhafter als für das Ausland.

Von Natur neigte Friedrich eher zu einem friedlichen, von Kunst und Wissenschaft durchgeistigten Wohlleben; aber er war Fürst und wollte, wie er selbst sagt, da er einmal sein Handwerk treiben mußte, darin nichts halb thun. Ein Stück des preußischen Staatswesens, wie er es überkam, lag ganz darnieder: die auswärtige Politik. Wie viele Fehler waren hier von Friedrich Wilhelm I. begangen, wie viele gute Gelegenheiten versäumt, wie oft Preußens Gewicht ohne Nutzen für den eigenen Staat in die Schale Österreichs gelegt worden, und wie wenig Achtung hatte infolgedessen der vorige König bei seinen Mitfürsten gehabt! Wozu waren aber alle Kräfte des jungen Staates aufs höchste angespannt, wenn nicht sein Ansehen, seine Macht stiegen? Sein Bestand, sein Daseinsgrund forderte Zuwachs an Gebiet, an Einfluß. Die Großmächte Europas sahen mit Geringschätzung, die andern alten Staaten mit Neid auf diesen Emporkömmling; er mußte seine Stellung sichern, indem er sie verstärkte, indem er größer und allen andern wahrhaft ebenbürtig wurde. Dazu trieb Friedrich aber auch der eigene Ehrgeiz: er wollte nirgends und niemals nachstehen. Reizvoll schlug des Ruhmes „lockender Silberklang" an das Herz des jungen Königs und tönte dort mächtig wieder. Er beschloß, sich

*) Die Namensform Borussia ist übrigens eine um 1500 aufgekommene Mißform statt [illegible] richtigen Form Prussia. S. meine Schrift „Elektron", Berlin 1869, S. 99.

einen Namen in der Geschichte und seinem Staate einen Rang in der Welt zu erwerben.

Das eine Gute hatte die auswärtige Politik Friedrich Wilhelms doch gehabt, daß sie seinem Nachfolger ganz freie Hand ließ. Preußen war durch keine Allianz nach irgend einer Seite gebunden; es konnte jede günstige Gelegenheit lediglich zu seinem Besten benutzen, und Friedrich bewies sehr bald, daß er es verstand, rasch zu handeln. Die Bewohner der zur oranischen Erbschaft gehörigen Herrschaft Herstal verweigerten ihm, gestützt auf den Beistand des Bischofs von Lüttich, in dessen Gebiet dieses Ländchen lag, die bedingungslose Huldigung, weil Herstal ein Lehen von Lüttich sei. Alsbald ließ Friedrich Truppen in das Bistum einrücken, kümmerte sich nicht um die drohende Einsprache des Kaisers und nötigte den Bischof zu einem Vergleich, in welchem der König ihm seine an sich wenig wertvollen Rechte auf Herstal gegen eine beträchtliche Geldsumme (200 000 Thaler) überließ. Bald darauf bot sich ihm zu ganz anderm, zu gewaltigem Aufschritt eine Gelegenheit; eine von den Gelegenheiten, welche das politische Aussehen eines Weltteils umgestalten, wenn die Zeit einen Fürsten findet, der so groß ist wie sie.

Erster schlesischer Krieg.

Am 26. Oktober 1740 sprengte ein Eilbote in den Schloßhof zu Rheinsberg; er brachte eine hoch wichtige Post. Sollte man ihn vorlassen? Der König lag fieberkrank darnieder. Aber es galt kein langes Zaudern; die Depesche wird dem Kranken übergeben, und sie heilt ihn besser als alle Medizin. Denn diese Nachricht beruft ihn zu wirkeifrigstem Handeln: Kaiser Karl VI. war am 20sten gestorben. Friedrich übersah schnell und hell wie der Blitz, was alles aus diesem unerwarteten Ereignis folgen konnte und für ihn folgen sollte. Er schüttelte die Krankheit von sich ab; alle seine Nerven waren fest und straff gespannt zu der That, die er sofort beschlossen.*)

Er sah voraus, daß die Pragmatische Sanktion, für deren Anerkennung der verstorbene Kaiser so große Opfer gebracht, seiner Tochter Maria Theresia wenig nützen werde. Der Kurfürst Karl Albert von Bayern, Sohn einer Tochter Kaiser Josefs I., war von seinen gerechten Ansprüchen auf das habsburgische Erbe nie zurückgetreten; es mußte ein österreichischer Erbfolgekrieg entstehen und Europa sich spalten. Frankreich, der alte Feind des Hauses Habsburg, würde ohne Zweifel das seinige thun, um diese Macht zu stürzen, die ihm auf dem Festlande allein das Gegengewicht hielt, und England war seit dem vorigen Jahre im Kriege mit Spanien, dem engen Verbündeten Frankreichs. Es mußte einen allgemeinen Weltkampf geben um die Erhaltung oder Zertrümmerung, wenigstens um die Schwächung der österreichischen

*) Die Kriege Friedrichs d. Gr., her. v. Gr. Generalstab, I. Teil: Der Erste schlesische Krieg 1740—1742, Berlin 1890. — Mitteilungen des K. K. Kriegsarchivs, Neue Folge, Wien 1887 ff.

Monarchie. Auf welcher Seite sollte Preußen stehen? Die Pragmatische Sanktion band es nicht; denn Karl VI. hatte selber die Bedingung gebrochen, unter der Friedrich Wilhelm I. einst jenes Hausgesetz gewährleistete. Das eigene Interesse war allein maßgebend; und dieses stand im Gegensatz zu dem österreichischen. Wie schnöde hatte der Wiener Hof das Haus Hohenzollern allezeit behandelt, wie eifrig dessen Aufkommen zu hindern gesucht! In der That, beide waren natürliche Nebenbuhler. Nicht als ob Friedrich diese zum Teil doch immerhin deutsche Macht hätte dem Auslande opfern mögen; er beschloß, sich selbst auf ihre Kosten zu vergrößern. Die Macht dazu hatte er: ein starkes, schlagfertiges Heer, einen gefüllten Schatz. Er wollte nicht umsonst Herr solcher Mittel sein. Das Recht aber meinte er den alten Erbansprüchen entnehmen zu können, welche sein Haus auf jene schlesischen Herzogtümer besaß: auf Jägerndorf, welches die Habsburger seinen Vorfahren entrissen, auf Liegnitz, Brieg und Wohlau, die sie denselben vorenthalten hatten. Den Verzicht auf diese Ansprüche, die man seinem Urgroßvater abgedrungen, hielt er für hinfällig, weil man den kargen Entgelt dafür, Schwiebus, hinterrücks wieder zurückgenommen. Was er dürfe und könne, die Hand auf Schlesien legen, das glaubte er auch thun zu müssen; denn erst durch eine so ansehnliche Vergrößerung kam der preußische Staat, bisher zu groß für ein Kurfürstentum, zu klein für ein rechtes Königreich, aus seiner Zwitterstellung heraus und reihte sich würdig den großen Staaten Europas an. Zwar bis vor kurzem war die Vergrößerung, die Preußen brauchte, weit anderwärts, nämlich am Rhein, in Jülich-Berg, gesucht worden; der Vorgänger hatte hiernach sein Leben lang gestrebt. Friedrich war anderer Meinung; er sah, nicht an Ausdehnung, an Masse fehlte es seinem Staate; weit zerstreut, vielfach zerstückt, hier von dem sächsisch-polnischen, dort von dem hannöversch-englischen Machtkreise durchschnitten, lag sein Gebiet in solcher Gestalt den größten Gefahren offen. Mehr Fetzen und Grenzen als Körper, war Preußen in der That fast nur, wie Voltaire es spöttisch bezeichnete, ein „Grenzenreich"; dies Verhältnis durfte nicht bestehen bleiben. Es galt, seine Mitte zu verstärken; hier beschloß Friedrich Preußens unglückliche Gestalt zu berichtigen. Überdies wußte er, daß einen Machtzuwachs am Rhein ihm Österreich und Frankreich verwehren würden, einen Machtzuwachs an der Oder aber nur Österreich.

Kurz, auf Schlesiens Erwerb wiesen ihn eben so sehr sein Bedürfnis und die politische Lage hin, wie sein Recht. Übrigens, meinte er, blieben dem Hause Habsburg, welches er um solchen Preis gegen die andern zu verteidigen gesonnen war, immer noch genug Provinzen, um sie schlecht zu regieren oder, wie Lothringen, an das Ausland zu verschleudern. Für die Schlesier selbst konnte es nur höchst erwünscht sein, unter die Herrschaft einer tüchtigeren und gerechteren Dynastie zu kommen, zumal für die zahlreichen Protestanten, die dort jetzt unter hartem Religionsdruck lebten.

Diese Erwägungen bestimmten den jungen ehrgeizigen Fürsten; daß es geschehen solle, darüber war er auf der Stelle mit sich im reinen; über das

Wie? beriet er in den nächsten Tagen mit zwei Räten, die er schleunigst nach Rheinsberg kommen ließ, mit dem Minister des Auswärtigen von Podewils und mit dem General von Schwerin. Sie meinten, man müsse zuerst den Weg der Güte versuchen, der Königin Maria Theresia von Ungarn Preußens kräftigsten Beistand gegen alle Angreifer bieten, wenn sie ihm Schlesien ganz oder teilweise überlasse. Friedrich kannte den habsburgischen Stolz zu wohl, um zu glauben, der Wiener Hof werde darauf eingehen. Indessen wollte er es versuchen, vor allem aber Schlesien sofort mit bewaffneter Hand in Besitz nehmen. Er befahl alsbald seinem Heere sich marschbereit zu halten und rüstete mit größtem Eifer. Dabei hielt er seine Absicht völlig geheim. Die fremden Gesandten zerbrachen sich die Köpfe über die Frage, wem es gelte. Sie forschten vergebens; auch Voltaire, der nach Berlin kam, um seinen königlichen Freund auszuhorchen, kehrte so klug zurück, wie er gekommen. Endlich war alles bereit, die Truppen in vollem Marsch nach der mittleren Oder, und am 6. Dezember kündigte der König allen auswärtigen Ministern in Berlin an, er werde ein Armeekorps in Schlesien einrücken lassen, um aller Rechte vorläufig zu sichern. Inzwischen hatte sein Gesandter von Borcke in Wien der Königin Maria Theresia und ihrem Gemahl Franz von Lothringen (Großherzog von Toskana) eröffnen müssen, Preußen wolle sofort mit seiner ganzen Macht gegen alle Feinde helfen, die der Königin die Erbfolge in den österreichischen Landen würden streitig machen; dafür erwarte sein Herr angemessene Entschädigung, nicht ein Versprechen, womit man einst seinen Vater abgespeist, sondern einen Besitz. Aber der Wiener Hof hielt die Gefahr nicht für so groß; war auch der Schatz leer, das Heer und die Verwaltung durch Karls VI. Unfähigkeit in schlechter Verfassung, seine stolze Tochter verwarf dennoch jeden Gedanken, auch nur den kleinsten Teil ihres Reiches abzutreten. Sie meinte, die Großmächte, welche die pragmatische Sanktion anerkannt hatten, müßten und würden auch dieselbe verteidigen; es war vergebens, daß man von Berlin aus darauf aufmerksam machte, der preußische Anspruch auf Schlesien habe mit der österreichischen Erbfolgefrage an sich gar nichts zu schaffen. Das Schwert mußte also entscheiden. Friedrich zog es rasch und entschlossen. „Ich unternehme einen Krieg", sprach er zu den versammelten Offizieren in Berlin, „in welchem ich weiter keine Verbündeten habe als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht; meine Hilfsquellen sind in uns selber, und der Ausgang hängt vom Glücke ab. Seien Sie allezeit eingedenk des Ruhmes, den Ihre Vorfahren in den Ebenen von Warschau, bei Fehrbellin und auf dem Zuge nach Preußen (über das gefrorene Haff) gewonnen haben. Leben Sie wohl, ziehen Sie! Ich folge Ihnen sogleich auf den Sammelplatz des Ruhmes, der Ihrer wartet." So ward der Rubikon überschritten. Am Abend des 12. Dezember tanzte der König noch heiter auf einem Maskenball im Berliner Schloß; am Morgen des 13. Dezembers reiste er nach Frankfurt a. O. ab, wo er sich an die Spitze seiner Truppen stellte — es waren brandenburgisch-pommersche und magdeburgisch-halberstädtische

Regimenter, etwa 21 000 Mann —; am 16ten stand er mit ihnen auf schlesischem Boden.

An die Einwohner Schlesiens erließ er beim Überschreiten der Grenze eine Proklamation, in welcher er erklärte, „sein Einmarsch erfolge auf Anlaß der von mehreren Seiten auf die Erbschaft der österreichischen Lande erhobenen Ansprüche teils in Kraft der Rechte seines Hauses auf Schlesien, teils weil Schlesien die Vormauer seiner eigenen Lande sei, die er nicht in den Besitz Dritter fallen lassen dürfe; er beabsichtige nicht, die Königin von Ungarn und Böhmen zu beleidigen, sondern wolle vielmehr zu deren Bestem sich mit ihr verständigen; er werde alle Einwohner in ihren Rechten und Freiheiten und in ihrer Religion schützen und bei seinen Truppen die strengste Manneszucht halten, dagegen erwarte und fordere er Vertrauen und freundnachbarliches Betragen". In Wien ließ er durch Borcke seine Endforderung stellen: „er erbiete sich, die Länder des Hauses Österreich in Deutschland mit seiner ganzen Macht gegen jedermann, der sie angreifen wolle, zu gewährleisten und darüber mit dem Wiener Hofe, mit Rußland und den Seemächten einen engen Bund zu schließen; er wolle seinen ganzen Einfluß für die Kaiserwahl des Großherzogs Franz verwenden und dieselbe gegen jedermann aufrecht erhalten; er sei bereit, dem Wiener Hofe, damit er sich in Verteidigungszustand setzen könne, eine Summe von zwei Millionen Gulden bar zu zahlen; er verlange dafür die Abtretung des Herzogtums Schlesien". „Die Königin wird Schlesien niemals abtreten", war die stolze Antwort.

Schlesien.

An der Ostseite des Sudetengebirges und nördlich vom mährischen Gesenke liegt in elliptischer Gestalt und der Länge nach von Südost nach Nordwest von der Oder durchströmt ein stattliches, fruchtbares Land, unregelmäßig nach Norden und Osten abgedacht, 700 Geviertmeilen im Umfang; kein „bös Land,"[1]) sondern reich durch die Mineralschätze seines Bodens im oberen, gebirgigen, durch hohen Ertrag an Korn und Flachs im unteren, ebenen Teile. Es war zu des Tacitus Zeit von deutschen Stämmen bewohnt, den Quaden und Lygiern; dann, als in der Völkerwanderung auch hier die alten Bewohner ganz oder teilweise nach Südwesten auswanderten, drangen im sechsten Jahrhundert Slawen und zwar Polen ein. Schlesien bildete nun lange Zeit einen Teil des polnischen Reiches, welches seit 842 von Herzögen aus dem Geschlecht des Bauern Piast (am Goplosee) beherrscht wurde. Im Jahre 965 trat Mieszko I. von Polen zum Christentum über und bekehrte auch sein Volk. Bald darauf

[1]) Nach einer alten, aber falschen Etymologie kommt das Wort Schlesien (polnisch Zlezia) von dem polnischen zle „schlimm" her. Die richtige Ableitung ist von Sleza, dem deutschen Namen der kleinen Lohe, eines Nebenflusses der Oder, wo am Berge Slesie oder Zobtenberg (jetzt Zobten) ein altes Nationalheiligtum der polnischen Bevölkerung lag. Vgl. Schafarik Slawische Alterthümer der Urzeit, herausgegeben v. Wuttke, II. 378.

erhielt Schlesien ein eigenes Bistum, zuerst zu Smogra (unweit Ramslau), seit 1052 zu Wratislaw oder Breslau. Ein Erbfolgestreit in dem piastischen Fürstenhause gab die Veranlassung, daß Schlesien 1163 unter Vermittelung des Kaisers Friedrich Rotbart vom polnischen Reiche abgetrennt und einer Seitenlinie der Piasten zuerteilt wurde. Ein Fürst aus diesem Geschlechte, der Herzog Heinrich von Niederschlesien hat sich durch ruhmreichen Kampf und Tod in der Schlacht gegen die Mongolen, die am 9. April 1241 auf der Wahlstatt bei Liegnitz geliefert ward, einen Namen gemacht. Jedoch das größte Verdienst, welches die piastischen Herzöge, die nunmehr jahrhundertelang über Schlesien regierten, sich erworben haben, liegt in ihrer ganzen Geistesrichtung: sie strebten deutsch zu werden; sie ähnelten darin den slawischen Herzögen von Pommern. Auch ging die Germanisierung rasch genug von statten; wie dort, so hier auf friedlichem Wege, durch Einwanderung deutscher Bauern und Bürger, Edelleute und Priester und durch Einführung deutscher Sitte und Art. Allmählich erhoben sich fast alle Sitze der 21 Kastellaneien oder Burggrafschaften, in die das Land im zwölften Jahrhundert zerfiel, zu deutschen Städten, und so sammelte sich auch um andere Burgen und um viele Klöster deutsches Bürgertum. Übrigens geschah die Verdeutschung in Schlesien zwar ohne Waffengewalt, aber sonst ziemlich auf dieselbe Weise wie in den wendischen Marken. 1261 erhielten die schlesischen Städte, zuerst Breslau, das Magdeburger Recht; von ihnen und von den Cistercienserklöstern verbreitete sich deutsche Bildung über das Land. Schon im vierzehnten Jahrhundert war die deutsche Sprache die herrschende.

Seine politische Selbständigkeit aber bewahrte Schlesien sich nicht; seine Herzöge schwächten durch fortwährende Teilungen des Landes in eine große Zahl von Fürstentümern ihre Kraft so sehr, daß es dem König Johann von Böhmen gelang, die meisten schlesischen Fürsten zu seinen Lehensträgern herabzudrücken. Johanns Sohn, Kaiser Karl IV., verleibte dann 1355 Schlesien völlig der böhmischen Krone ein. So kam dieses Land an das deutsche Reich, wenn auch nur mittelbar, als böhmisches Lehen. Es teilte nun die Schicksale Böhmens, gelangte mit diesem 1526 durch den Tod Ludwigs II. von Ungarn und Böhmen infolge von Erbverträgen und durch Wahl der Stände in den Besitz des Erzherzogs Ferdinand von Österreich und wurde 1547 mit Böhmen zu einem habsburgischen Erblande erklärt.

Fast überall in den schlesischen Fürstentümern hatten die Landstände eine sehr ausgedehnte Macht; sie besaßen nicht nur das Steuerbewilligungsrecht, sondern auch das Recht der Gesetzgebung. Der allgemeine Landtag bestand aus den adligen Besitzern und aus Abgeordneten der Städte und der Geistlichkeit; er stimmte ständeweise ab. Seit dem sechzehnten Jahrhundert verwaltete er die Geschäfte des Fürstentums durch einen regelmäßig tagenden engeren Ausschuß. Angelegenheiten, die ganz Schlesien betrafen, ordnete der Fürstentag zu Breslau, eine Versammlung aller schlesischen Herzöge und der Abgeordneten der Ritterschaften und Städte. Er war auch der oberste Gerichts-

hof des Landes; auf ihn konnte man sich von den Urteilen der städtischen und der ritterschaftlichen Gerichte berufen.

Unter den deutschen Ländern, die Luthers Lehre aufnahmen, war Schlesien nicht das letzte, und vergeblich suchte Ferdinand I. hier der Reformation zu steuern. Die Bewegung ergriff Fürsten und Völker, Städte und Klöster; nur wenige der letzteren blieben katholisch. Um 1570 begann aber eine Gegenwirkung; die Jesuiten nisteten sich in Breslau und anderwärts ein, und die Habsburger wendeten immer stärkeren Druck an, um Schlesien wieder dem römischen Bekenntnis zuzuwenden. Dieses Bestreben verlor jeden Zügel, als Ferdinand II. durch Tilly und Wallenstein den Sieg über seine protestantischen Unterthanen gewann. Der dreißigjährige Krieg verödete das Land und vernichtete hier die Glaubensfreiheit und das politische Recht; dies um so leichter, da im Laufe der Zeit alle piastischen Herzöge ausgestorben und deren Länder als erledigte Lehen eingezogen waren. Die kaiserlichen Beamten regierten fortan im wesentlichen unbeschränkt. Der Adel hielt sich durch Unterdrückung des Bauern schadlos, den er leibeigen machte; der Bürgerstand war verarmt und ohne Selbständigkeit. Die alte schöne Kultur des Landes war dahin; Ackerbau, Handel, Gewerbe, alle Volkswohlfahrt lag unter dem schlechten Regiment der Habsburger darnieder. Nur Mönche und Pfaffen gediehen, emsig bemüht, den evangelischen Glauben, dem immer noch eine sehr große Zahl anhing, überall im Lande auszurotten. Zwar hatte der westfälische, dann der Altranstädter Vertrag den schlesischen Protestanten einige Rechte ausbedungen; allein der Wiener Hof achtete sie nicht. Kinder gemischter Ehen wurden mit Gewalt katholisch gemacht, jeder Übertritt zum Protestantismus grausam bestraft, die Gottesverehrung der Evangelischen verboten oder, wo dies zu viel Lärm gemacht hätte, doch auf alle Weise gestört und beschränkt, dagegen der katholische Glaube mit ebensoviel Eifer gepflegt und gefördert. Kurz, die römische Kirche nutzte ihre Herrschaft, wie sie pflegt, aufs rücksichtsloseste aus, und es war ein Wunder, daß noch so viele im Lande dem Protestantismus treu blieben. Es war dies dem wohl eingerichteten Schulwesen und der allgemeinen Verbreitung der deutschen Bibel zu verdanken — durch beides zeichnete sich Schlesien bereits im sechzehnten Jahrhundert aus. Aber mit der Zeit gelang es den Jesuiten überall, auch den Schulunterricht der Evangelischen zu lähmen; ihre eigenen Schulen, anfangs gut bestellt, verfielen, als sie den Sieg errungen und keinen Nebenbuhler mehr zu bekämpfen hatten; die geistige Finsternis, die über dem katholischen Teile des Volkes lag, drohte auch den Überrest des evangelischen Geisteslebens zu verschlingen. Dabei wurde nicht einmal für die äußerliche Wohlfahrt gesorgt. Bei dieser traurigen Verfassung des Landes erschien Friedrich der Große den Protestanten in Schlesien als ein Retter und selbst manchem Katholiken willkommen.

Mollwitz.

Der Wiener Hof hatte nicht die geringsten Anstalten getroffen, das Land, in welches die Preußen nun einrückten, in ordentlichen Verteidigungszustand zu setzen. Es gab in Schlesien damals kaum 8000 Mann österreichischer Truppen; sie mußten sich auf die Besetzung der wichtigsten Festungen Glogau, Brieg, Neiße beschränken. Gern hätten die österreichischen Behörden sich wenigstens der Hauptstadt Breslau versichert; sie forderten den Magistrat auf, von dem Besatzungsrecht, welches die Stadt von altersher besaß, für diesmal abzusehen, und österreichische Truppen aufzunehmen. Der Magistrat, gut habsburgisch gesinnt, wollte einwilligen; aber da erhob sich die Bürgerschaft; sie war meist evangelisch und entschlossen, ihr Recht zu behaupten. Nach einer großen, stürmischen Volksversammlung erklärte ihr Sprecher, der Schuhmacher Döblin (ein Katholik, aber Preuße von Geburt) dem Magistrat, sie wollten keine böhmischen Truppen, sie würden die Stadt selbst verteidigen, und alsbald zog die Bürgerwehr bewaffnet und geordnet auf und besetzte die Thore. Es war klar, die Bürgerschaft hielt es mit den Preußen; viele sagten ganz offen: „Nun werden wir das Joch der Papisten abschütteln". Dieselbe Stimmung herrschte in ganz Niederschlesien vor, wo die Evangelischen die Mehrzahl bildeten. Durch gute Manneszucht, durch leutseliges Benehmen gewann Friedrich auch die Schwankenden. Ohne allen Widerstand nahm er das Land ein; am Neujahrstage 1741 langte er vor Breslau an, sicherte der Stadt vorläufig Neutralität zu und hielt am 3. Januar unter großem Zulauf und Jubel durch das Schweidnitzer Thor seinen Einzug. Am Ende des Monats hatte er ganz Schlesien bis hinauf zum Jablunkapaß in seiner Gewalt mit Ausnahme der drei Festungen Neiße, Brieg, Glogau, die er vor der Hand nur einschloß. Es stand ihm der Weg durch Mähren auf Wien frei. Aber er wollte nur Schlesien behaupten, nicht die österreichische Monarchie zertrümmern. Er legte daher seine Truppen in die Winterquartiere und wartete ab, ob sich der Wiener Hof nun williger bezeigen werde.

Doch auch jetzt lehnte Maria Theresia die preußischen Anerbietungen — für die Abtretung Schlesiens oder doch eines guten Stückes davon Gewährleistung ihrer Erbfolge, die Kaiserkrone für ihren Gemahl, außerdem sofort zwei Millionen Gulden und 10 000 Mann Hilfstruppen — ganz entschieden ab. Der Hochmut in Wien war noch ungebrochen. „Einem Fürsten", hieß es dort, mit Hinweis auf Brandenburgs Erzkämmeramt, „einem Fürsten, der dem Kaiser das silberne Waschbecken zu halten habe, komme es nicht zu, der Tochter des Kaisers Gesetze vorzuschreiben." Allzufest zählte Maria Theresia auf den Beistand der Fremden. Sie rief die Seemächte, sowie ganz Deutschland zu Hilfe gegen den Friedensbrecher.

Es entbrannte nun zunächst von hüben und drüben ein erbitterter Federkrieg. Der hallesche Jurist Ludewig unternahm in einer sehr gelehrten Schrift die Beweisführung, daß das Haus Hohenzollern ein unzweifelhaftes Recht habe,

das Herzogtum Jägerndorf zurückzuverlangen, welches ihm Ferdinand II. 1622 genommen, und ebenso sich in den Besitz der Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau zu setzen, welche kraft der Erbverbrüderung vom Jahre 1537 nach dem Aussterben der Piasten (1675) schon längst hätten an Brandenburg fallen sollen. Dagegen suchten wiederum die österreichischen Gelehrten zu beweisen, daß alle diese Fürstentümer als böhmische Lehen mit Recht eingezogen worden seien. Auf beiden Seiten hatte man einen mehr oder minder guten pergamentenen Rechtsboden; und hier wie dort focht man mit Geschick.

Allein der Federkrieg that es nicht; die Waffen mußten entscheiden. Auf den Antrag des Königs, der Frieden und die Zurückgabe Oberschlesiens anbot, wenn man ihm ohne weiteres Niederschlesien abtrete, erfolgte die stolze Antwort: „Wenn er auf der Stelle Schlesien räume, wolle Maria Theresia ihm vergeben und nicht auf Schadenersatz bestehen!“ Da erklärte er dem englischen Gesandten erbittert: „Ich will eher umkommen, als von meinem Unternehmen abstehen. Die andern Mächte sollen sich nicht einbilden, daß ich mich mit Drohungen einschüchtern lasse. Ich werde zeigen, daß ich eher bereit bin als sie, den ersten Schlag zu thun.“ Übrigens richtete er sich in Schlesien als Besitzer ein, nahm die Landeseinkünfte an sich, warb Rekruten, hielt aber in allem darauf, daß das Volk nirgends bedrückt, vielmehr jeder in seinen Rechten geschützt werde. Es verstand sich von selbst, daß die Evangelischen ihren Gottesdienst nun frei ausüben durften; er ließ für die verwaisten Gemeinden Prediger aus der Mark kommen; er verletzte aber auch, duldsam wie er war, die katholische Kirche nicht.

Mittlerweile sammelte sich in Mähren ein österreichisches Heer, um die Preußen aus Schlesien hinauszuwerfen. Von dort und aus Böhmen begannen Ende Februar die Streifzüge. Fast wäre Friedrich damals einem feindlichen Reitertrupp in die Hände gefallen. Er beritt am 27. Februar die Vorposten bei Silberberg, als er ohne Bedeckung zwischen Frankenberg und Baumgarten auf streifende Panduren stieß. Mit Mühe rettete er sich; man sagt, er flüchtete in die nahe Abtei Kamenz und wurde dort vom Abte versteckt. Zugleich mit den militärischen Bewegungen begann eine rege diplomatische Thätigkeit. Friedrich empfing die Nachricht, Österreich, die Seemächte, Rußland und Sachsen beabsichtigten, sich gegen ihn zu verbünden und seine Länder zu teilen. In der That war wenigstens Georg II. von England entschlossen, die pragmatische Sanktion aufs allerkräftigste zu verteidigen. Friedrich beschleunigte daher die Eroberung Glogaus, welches der junge Prinz Leopold von Dessau in der Nacht vom 8 zum 9. März mit großer Kühnheit und geringem Verluste erstürmte, und befahl dem alten Dessauer, mit 33 000 Mann von der Mark aus Sachsen und Hannover zu bedrohen. Er selbst zog auf Neiße zu, während das österreichische Heer unter General von Neipperg von Süden herankam.

Montag mittags am 10. April — Neipperg wollte sich gerade in seinem Hauptquartier beim Dorfschulzen in **Mollwitz** zu Tische setzen — erhielt er die Meldung, die Preußen seien dicht in der Nähe und in vollem Anmarsch zur

Schlacht. Hastig suchte er, so gut es ging, sein Heer ebenfalls schlachtbereit aufzustellen. Es verstrich darüber einige Zeit; aber die Preußen rückten nicht eilig, sondern mit manöverartiger Genauigkeit an. So konnten die Österreicher noch ihre Schlachtlinie einrichten. Um 1 Uhr standen die Heere einander gegenüber, beide Teile gleich an Zahl*), dort wie hier etwa 20000 Mann; auf seiten der Preußen die Infanterie und Artillerie zahlreicher, bei den Österreichern dagegen eine große Übermacht an Reiterei; das Gelände war beiden gleich günstig, eine ununterbrochene Ebene, die der österreichischen Kavallerie guten Spielraum bot; dagegen gaben ein Bach und sumpfige Wiesen (beim Dorfe Pampitz) der linken preußischen Flanke eine starke Deckung. Auf beiden Seiten wurden Fehler in der Aufstellung gemacht; denn Neipperg war ein mittelmäßiger Feldherr, und Friedrich noch durchaus ein Neuling. Gegen zwei Uhr griffen die Preußen an, in der schönsten Ordnung, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel. Friedrich der Große wendete schon in dieser Schlacht die sogenannte schiefe Schlachtordnung an, und zwar war sein rechter Flügel dem Feinde am nächsten.**) Hier befand sich die Hauptmasse der preußischen Kavallerie und Artillerie. Letztere eröffnete mit heftigem Geschützfeuer die Schlacht. 90 Kanonenschüsse seien in der Zeit eines Vaterunsers von ihr abgegeben worden, berichtet ein kaiserlicher Offizier***). Jedoch der Kampf ließ sich bald für die Angreifer sehr übel an. Die österreichische Kavallerie, dreißig Schwadronen unter General von Römer, stürmte wie eine Windsbraut auf den rechten Flügel der Preußen (nicht weit von Hermsdorf) los und hieb deren Reiterei, zehn Schwadronen unter General von Schulenburg, in wilde Flucht. Vergebens suchten Schulenburg und der König selbst die Flüchtigen zu sammeln; jener fiel. Dem König, der selbst ins Gedränge gekommen, rieten seine Offiziere, das Schlachtfeld zu verlassen und den Oberbefehl an den Feldmarschall Schwerin zu geben; man hielt alles für verloren. Der König sprengte jetzt zum linken Flügel, wo der Feldmarschall Graf Schwerin befehligte. Dieser erklärte ihm, die Schlacht sei noch nicht verloren; er hoffe durch einen Vorstoß mit seinem Flügel den Sieg zu erringen. Doch riet auch er dem Könige, auf alle Fälle seine Person in Sicherheit zu bringen, er möge sich nach Ohlau begeben und durch sein persönliches Eingreifen die dort stehenden preußischen Truppen zur Hilfe herbeirufen. Friedrich folgte dem Rat (um 4 Uhr), und Schwerin übernahm nun den Oberbefehl. „Siegen oder Sterben!“ rief er in einer Anrede an die Truppen ihnen zu. Es bewährte sich das Vertrauen dieses erfahrenen Feldherrn. Denn während die Reiter wie Spreu im Winde zerstoben, stand das preußische Fußvolk unerschütterlich, wie

*) Stärke der Preußen 21600 Mann, darunter etwa 4700 Reiter,
„ „ Österreicher 19000 „ „ „ 7000 „

**) O. Herrmann, Die schiefe Schlachtordnung in der Schlacht bei Mollwitz, Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 1892, V. S. 459 ff.

***) Mitteilungen des kais. u. königl. Kriegsarchivs, Neue Folge, Bd. I (1887), S. 90 ff.

aus Stein gehauen, sowohl die Hauptmacht auf dem linken Flügel unter dem Prinzen Leopold von Dessau, als die kleine abgeschnittene Schar auf dem rechten Flügel, welche der General von Winterfeldt befehligte. Die preußischen Bataillone waren in Züge geteilt, vier Mann hoch; die beiden ersten Glieder luden und schossen knieend, die beiden andern hinter ihnen stehend; die Offiziere kommandierten, die Gemeinen feuerten, alle ruhig und fest wie auf dem Exerzierplatz, überallhin Front; jede Bewegung genau wie ein Uhrwerk. So schlugen sie fünfmal den Anprall der feindlichen Reiterei, die von allen Seiten sie anfiel, gelassen ab. Römer fiel, und seine Reiter versagten endlich gegen diese Feuerfluten, die unaufhörlich aus den preußischen Musketen auf sie herrollten. Ebensowenig richtete die österreichische Infanterie aus, die nun Neipperg selbst heranführte. Ein höllisches Gewehrfeuer (wie er selbst berichtet) empfing ihn; die Preußen schossen fünfmal, die Österreicher in derselben Zeit kaum zweimal. Neippergs Heer war „durchlöchert wie ein Sieb." Und nun nimmt Schwerin sein ganzes Fußvolk zusammen, in Reih und Glied vorwärts; läßt sämtliche Feldmusik aufspielen und rückt vor mit fliegenden Fahnen. Ein österreichischer Offizier schrieb darüber ein paar Tage nachher: „Ich kann wohl sagen, mein Lebtage nichts Schöneres gesehen zu haben. Die Preußen marschierten mit der größten Contenance und so schnurgleich, als wenn es auf dem Paradeplatze wäre; das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Effekt, und das Feuer ging nicht anders als wie ein fortwährendes Donnerwetter." Die österreichische Armee wankte, wich vor dem nie erlebten Feuer, das in massenhaften Salven ohne Unterlaß daherfuhr. Nach Sonnenuntergang, um dreiviertel auf acht Uhr, trat Neipperg den Rückzug an.

So hatten die kriegsungewohnten preußischen Infanteristen die alten Regimenter Österreichs besiegt. Sie waren also nicht umsonst zwanzig Jahre lang von Friedrich Wilhelm und dem alten Dessauer gedrillt worden; die unablässige Zucht und der eiserne Ladestock hatten sich vortrefflich bewährt, und der Gamaschendienst war doch nicht so wertlos gewesen; der alte ehrliche Friedrich Wilhelm war herrlich gerächt an seinen Spöttern. Sein Korporalstock trieb hier schöne Lorbeern. Aber es lag auch so mancher von seinen „lieben blauen Kindern" tot auf dem schneeigen Siegesplatz. Auch ein hohenzollernscher Prinz, Markgraf Friedrich von Schwedt, Enkel des Großen Kurfürsten, war gefallen. Im ganzen hatte ein jedes der beiden Heere hier an Toten, Verwundeten, Vermißten über 4000 Mann verloren (die Österreicher 4557, die Preußen 4512).

Doch war mit solchen Opfern der Sieg nicht zu teuer erkauft; wie anders und wie viel besser stand es jetzt um Preußen! Friedrich war also *nicht* der tolle Abenteurer, für den ihn die Welt erklärte, als er dem großen Österreich Krieg bot. Er hatte *nicht* leichtsinnig über seine Mittel hinaus gestrebt. Mit Bewunderung sah Europa hier eine neue Militärmacht erstehen, die sich mit jeder anderen messen und siegen konnte. Der junge preußische Staat hatte sich den Platz der Ebenbürtigkeit unter den Großmächten der Welt er-

zwungen, den er beanspruchte. Man mußte mit ihm fortan als mit einem gleichen rechnen. Das war noch viel mehr wert, als der militärische Erfolg, den jener Sieg brachte, nämlich die Behauptung ganz Schlesiens und die Eroberung Briegs, welches im Mai fiel.

Die Schlacht bei Mollwitz gab für Europa das Signal zu einem allgemeinen Kriege; sie war wie ein Funke ins Pulverfaß. Denn die Mächte, die gegen Österreich feindliche Absichten hatten, aber erst abwarten wollten, wie Friedrichs Unternehmen sich anlasse, bekamen nun Mut und Lust, auch zu handeln. Frankreich schloß mit dem Kurfürsten von Bayern einen Vertrag, durch welchen es sich verpflichtete, ihn mit Geld und Truppen zu unterstützen, und machte sich anheischig, ihm zu einem Teile der österreichischen Erbschaft und zur deutschen Kaiserkrone zu verhelfen. Dies ist der sogenannte Nymphenburger Vertrag. Die vorhandene Vertragsurkunde vom 22. Mai 1741 ist eine Fälschung, welche wahrscheinlich erst Ende August entstanden ist und den englischen Gesandten in Berlin, Lord Hyndford, zum Urheber hat.*) Spanien und Sardinien traten jenem Bunde bei; sie wollten den Österreichern in Italien zu Leibe gehen. Auch Sachsen, begierig an der habsburgischen Beute teil zu nehmen, schloß sich den Verbündeten an. Dagegen traten, um das europäische Gleichgewicht zwischen Habsburg und Bourbon aufrecht zu erhalten, die Seemächte, England und Holland, für Österreich ein, schickten Hilfsgelder nach Wien und versprachen Soldaten; um so weniger dachte Maria Thersia daran, dem verhaßten Könige von Preußen nachzugeben. Friedrichs Lager bei Strehlen war unterdessen der Mittelpunkt eines lebhaften diplomatischen Verkehrs; von allen Höfen kamen die Gesandten; die einen suchten ihn für Österreich, die andern für Frankreich zu gewinnen. Er hörte alle ruhig an; ihre Drohungen, Versprechungen, Schmeicheleien blieben gleich wirkungslos; er zog allein sein Interesse zu Rate, und da Maria Thersia erhebliche Zugeständnisse nicht machen wollte, so verband er sich am 4. Juni mit Frankreich, welches ihm den Besitz von Niederschlesien gewährleistete, wogegen er dem Kurfürsten von Bayern seine Stimme bei der Kaiserwahl versprach und auf Berg zu Gunsten des Hauses Pfalz verzichtete. Übrigens war er entschlossen, nun ganz Schlesien zu behalten. Am 10. August ließ er durch den Prinzen Leopold von Dessau die Stadt Breslau besetzen und am folgenden Tage sich von der Bürgerschaft und der katholischen Geistlichkeit die Huldigung leisten. Vor allem aber verstärkte er in Schlesien sein Heer. Aus den Mitteln dieser Provinz selbst ließ er mehrere neue Regimenter errichten; es war darunter auch ein nach polnisch-tatarischem Muster gebildetes und anfangs meist aus Polen bestehendes Corps Ulanen, eine Art leichter Reiterei, die bisher in der preußischen Armee nicht üblich gewesen. Überhaupt vermehrte und verbesserte er die Kavallerie, deren Bedeutung bisher in Preußen unterschätzt worden

*) Th. Wiedemann, Der Nymphenb. Vertrag vom 22. Mai 1741 in v. Sybels Hist. Ztschr. 1892, N. F. 33. Bd., S. 411 ff. und 1894, N. F. 36. Bd., S. 291 f.

war. Sein Vater hatte einige Kompanieen Husaren errichtet; Friedrich erkannte den Nutzen dieser behenden, raschen Truppe und schuf mehrere Regimenter derselben.

Mittlerweile wurde Maria Theresias Lage immer verzweifelter; der preußisch-französische Vertrag hatte ihre Feinde kühner, ihre Freunde bedenklicher gemacht. Am letzten Tage des Juli drangen bayrische Truppen über den Inn; der österreichische Erbfolgekrieg war ausgebrochen*). In der Mitte des folgenden Monats gingen die Franzosen, 70000 Mann stark, über den Rhein, um den Kurfürsten von Bayern zu unterstützen, der dann im September den größten Teil des Erzherzogtums besetzte. Zugleich rückten sächsische Truppen an die böhmische Grenze. Der österreichische Staat schien verloren; er war es, wenn Friedrich, wie er konnte, sich mit seiner weit überlegenen Streitmacht, die hier 63000 Mann stark war, auf Neippergs Truppen in Oberschlesien warf, auf das einzige Heer, welches Maria Theresia überhaupt besaß. Er konnte dasselbe vernichten, nach Wien marschieren und Österreich den Todesstoß versetzen; aber er wollte es nicht. Was wäre denn die Folge der Zertrümmerung dieses Staates gewesen? Nichts anderes als die Verwirklichung der französischen Pläne. Diese aber bestanden darin, die österreichische Monarchie so zu teilen, daß in Deutschland drei oder vier ziemlich gleich starke Mittelmächte entständen, etwa Bayern mit Böhmen, Tirol und Oberösterreich, Sachsen mit Mähren und Oberschlesien, Preußen mit Niederschlesien; das Haus Habsburg sollte dann Ungarn und den Rest der österreichischen Landschaften behalten. Bei einer solchen Umgestaltung der Karte Europas bekam Frankreich auch ohne eigene Gebietserweiterung die Herrschaft über Deutschland, über den ganzen Weltteil; denn wer war denn mächtig genug ihm die Spitze zu bieten? Zu solchen Entwürfen gedachte nun Friedrich II. sich nicht gebrauchen zu lassen; er war zu deutsch, er war vor allem zu klug dafür. „Wie unverzeihlich", rief er aus, „wäre es gewesen, das Joch von Österreich zu brechen und sich dafür französische Ketten zu schmieden!" Diese Erwägungen bestimmten übrigens Friedrich den Großen nicht allein; ja sie waren nicht einmal die entscheidenden. Mit ein Hauptbeweggrund für Friedrich war vielmehr die Einsicht von der Notwendigkeit, den Truppen Erholungsquartiere zu verschaffen. Auch erkannte er die Unmöglichkeit, ohne fremde Unterstützung und ohne wohlgefüllte Magazine den Gegner völlig niederzuwerfen. So kam denn am 9. Oktober 1741 zwischen ihm und dem österreichischen Bevollmächtigten zu Klein-Schnellendorf (bei Friedland im Waldenburgischen) in Form eines Protokolls eine geheime Abmachung zustande, durch welche ihm Niederschlesien nebst Neiße überlassen wurde, wogegen er versprach, neutral zu bleiben.** Er erklärte aber

*) Quellen: Der österreichische Erbfolgekrieg 1740–1748, bearbeitet in der kriegsgeschichtlichen Abteilung des k. k. Kriegsarchivs. 2 Bde. Wien 1896.

**) Vgl. Arnold, Der Vertrag von Klein-Schnellendorf. Vortrag rc., Forsch. 1892, V. S. 615.

ausdrücklich, er binde sich an diese Verabredung nur auf so lange, als der Wiener Hof sie geheim halten werde; auch müsse dieser vorläufige Vertrag vor Ende des Jahres in einen vollständigen verwandelt sein. Daher unterzeichnete er das Protokoll auch nicht, um für alle Fälle gegen Frankreich den Schein bewahren zu können.*) Die Österreicher räumten nun Neiße; die Preußen nahmen in Oberschlesien Quartier und ließen Neipperg ungehindert nach Mähren abmarschieren.

Der König verleibte darauf Niederschlesien seinem Staate ganz und völlig ein, empfing am 7. November zu Breslau feierlich die Huldigung der Fürsten und Stände des Landes, deren Privilegien er jedoch nicht bestätigte, weil er keine Vorrechte anerkennen wollte, die ihm und der Masse des Volks schädlich wären, und vergab bei dieser Gelegenheit die ersten preußischen Fürstenhüte, indem er die schlesischen Grafen von Hatzfeld-Trachenberg und Hönaich-Carolath in den Fürstenstand erhob. Sodann wurde die Verwaltung dieser neuen Provinz in allen Stücken auf preußischen Fuß gesetzt.

Der Vertrag von Klein-Schnellendorf war für Maria Theresia sehr vorteilhaft; denn er machte ihr auf der gefährlichsten Seite Luft. Neippergs Heer konnte auf Wien ziehen und die überall zerstreuten Streitkräfte Österreichs um sich sammeln. Es wuchs dann auch rasch durch Zuzüge, namentlich aus Ungarn, zu einer bedeutenden Macht an, die bald das Feld zu halten imstande war. Die Ungarn wurden damals Habsburgs Retter; mit einem zahlreichen Reiterheere zogen sie aus, den alten Thron der Habsburger wieder aufzurichten.

Im Oktober war Ober- und fast ganz Niederösterreich in die Hände der Bayern und Franzosen gefallen; im November nahmen diese mit den Sachsen vereint auch Böhmen ein, und da Friedrich, erzürnt, daß man den Klein-Schnellendorfer Vertrag doch veröffentlicht hatte, von neuem zu den Waffen griff und Mitte Dezember Mähren besetzen ließ, so sah es um Maria Thereſias Sache immer noch übel aus. Der große Unterschied war aber, daß sie jetzt ein starkes Heer hatte. In raschem Fluge drang dasselbe unter dem General Khevenhiller längs der Donau hinauf, jagte die Bayern und Franzosen vor sich her und fiel verwüstend in Bayern ein. Karl Albert war seiner Aufgabe nicht im entferntesten gewachsen; eitel und unfähig zu allem Tüchtigen, vergnügte er sich in Prag bei seiner Krönung, dann in Frankfurt a. M., wo ihn (am 24. Januar 1742) die Kurfürsten als Karl VII. zum Kaiser wählten, mit prunkenden Festlichkeiten. Ebenso unfähig zeigten sich die französischen Generale Belleisle und Broglie. Überdies bestand zwischen ihnen und ihren deutschen Verbündeten viel Eifersucht und Uneinigkeit. Der einzige, der Plan und Ordnung in das Ganze hätte bringen können, König Friedrich, ward mit seinen Ratschlägen nicht gehört, weil die anderen, besonders Sachsen, ihm nicht

*) G. Wallat, Friedrichs d. Gr. wechselnde Politik gegen Frankreich, Wissensch. Beilage z. Progr. d. Kgl. Gymn. zu Deutsch-Krone 1894. — Forsch. 1896, IX. S. 346.

trauten. So kam es, daß die Österreicher in Böhmen Fortschritte machten und in Bayern sich sogar der Hauptstadt München bemächtigten. Vielleicht wäre Khevenhiller noch weiter vorgedrungen, wenn nicht Friedrich, obwohl von den Sachsen schlecht unterstützt, Wien bedroht hätte, indem er 5000 Preußen in Österreich einfallen und brandschatzen ließ; Husaren, welche der später so berühmte Zieten führte, streiften bis Stockerau, vier Meilen vor Wien. Nun wendete sich die Hauptmacht der Österreicher nach Mähren, und Friedrich, der hier nur geringe Streitkräfte zur Verfügung hatte, zog sich, wie die Sachsen, nach Böhmen zurück, während der Fürst Leopold von Dessau Oberschlesien deckte.

Seit Monaten wurde der Wiener Hof von dessen treuestem Verbündeten, dem Könige von England, mit Ratschlägen bestürmt, den gefährlichsten Gegner, Friedrich II., in Güte zu befriedigen, damit man die Arme gegen die übrigen frei bekomme. Maria Thersia zog es aber vor, erst noch einmal das Glück der Schlachten zu versuchen, und befahl daher ihrem Schwager, dem Prinzen Karl von Lothringen, dem sie ihr Heer anvertraut hatte, nachdrücklich anzugreifen. In der Mitte des Monats Mai 1742 rückte dieser gegen die Preußen, die am südlichen Ufer der oberen Elbe bei der böhmischen Stadt Chrudim lagerten, ins Feld. Gern hätte er zwischen ihnen und Prag Stellung genommen, um sie von den Sachsen und Franzosen, die dort standen, ganz abzuschneiden; er marschierte daher auf Tschaslau und Kuttenberg zu, aber wie er am 16. Mai in Ronnow, südöstlich von dem Städtchen Tschaslau anlangte, war ihm Friedrich mit einem Teile des preußischen Heeres schon zuvorgekommen und hatte durch einen Gewaltmarsch Kuttenberg erreicht, während der andere Teil, der ihm unter dem Erbprinzen Leopold von Dessau nachfolgte, soeben vor Tschaslau vorbeizog. Beide Heere, einander nun so nahe, brannten vor Begierde, sich mit einander zu messen. Prinz Karl hoffte, den Feind in den Dörfern zwischen Tschaslau und Kuttenberg zerstreut zu finden und überfallen zu können; er eilte daher noch in der Nacht zum 17ten mit seiner Streitmacht nach Tschaslau. Hier aber erfuhr er, die Preußen seien bereits in einem Lager weiter nördlich vereinigt; in der That langte der König eben von Kuttenberg her bei Chotusitz, wo ihn der Prinz Leopold von Dessau erwartete, an.

Das Dorf Chotusitz liegt kaum eine Meile nördlich von Tschaslau; es bildete jetzt (am frühen Morgen Donnerstags den 17. Mai) den Mittelpunkt der preußischen Stellung. Der linke Flügel unter dem Prinzen Leopold breitete sich nach dem Brslenka-Bach aus; er bestand größtenteils aus Reiterei, die aber hier auf vieldurchschnittenem Boden sich nur schlecht entfalten konnte. Den rechten Flügel, gelehnt an die Cirkwitzer Seen und Teiche, machten die von Friedrich selbst soeben herbeigeführten Bataillone aus. Er wendete hier wieder die schiefe Schlachtordnung an, die er schon bei Mollwitz erprobt hatte.*) Das

*) Vgl. C. Herrmann, Von Mollwitz bis Chotusitz. Forsch. 1894. VII. S. 313 ff.

preußische Heer zählte 24 000 Mann mit 88 leichten Geschützen, das österreichische 28 300 Mann mit 40 Kanonen.*) Um den Eifer der Seinigen noch mehr anzufeuern, ließ Prinz Karl bekannt machen, die Beförderung solle von jetzt an ohne Rücksicht auf die Religion, vielmehr nur nach der Tüchtigkeit geschehen. Um 7 Uhr morgens marschierte er heran; da eröffneten die preußischen Geschütze auf der ganzen Linie die Schlacht. Dann warf sich alsbald die preußische Reiterei des rechten Flügels unter dem General Buddenbrock mit blinkenden Säbeln auf die österreichische; sie zeigte hier, daß ihr König sie nicht umsonst seit Mollwitz neugestaltet und eingeübt hatte. Bald wälzt sich der ungeheure Staubwirbel — der Boden war sandig, das Wetter heiß und trocken — schneller und schneller nach Süden, denn die Österreicher fliehen; auch zwei österreichische Infanterie-Regimenter werden niedergesäbelt. Aber nun rückt die Kavallerie-Reserve des Feindes vor, und die Preußen haben hier keine frischen Schwadronen zur Hand. So hält, schwankt der Reiterkampf bald unentschieden und wirr hin und her.

Auch auf der anderen Seite erringt der Feind, infolge einer falschen Auffassung des preußischen Generals Jeetze, Vorteile, treibt die preußischen Schwadronen, die vor Chotusitz stehen, zurück, bringt auch ein Bataillon vom Regiment Prinz Leopold, welches sich vor dem Dorfe entgegenstellt, zum Weichen; schon ist er in Chotusitz und steckt es in Brand. Da wirft sich den Wankenden, Fliehenden der Feldprediger des Regiments Prinz Leopold, der junge Magister Seegebart, entgegen; er bittet, beschwört, er bringt einen Trupp zum Stehen, sammelt noch einen; sein begeisterndes Wort hallt weiter und weiter. Von neuem Kriegsfeuer erfüllt, kehren die Regimenter in die Schlacht-Linie zurück, wo der größte Teil des Fußvolks noch unerschüttert, aber mit letzter Kraft hält. Die preußische Infanterie mit ihrem sichern und schnellen Feuern und ihrer eisernen Standhaftigkeit thut hier abermals Wunder. Da liegt z. B. ein ganzes österreichisches Regiment, das festgeschlossen heranstürmte, niedergestreckt in Reih und Glied, die Musketen neben sich. Wie zuchtlos dagegen die österreichische Reiterei! Wo sie siegt, zerstreut sie sich alsbald, um zu plündern.

So wogt der heiße Kampf vier Stunden lang. Da stellt sich Friedrich in eigener Person an die Spitze seines Fußvolks und macht auf Front und Flanke des linken feindlichen Flügels mit Kanonen- und Musketenfeuer Angriff auf Angriff, bis dieser weicht. Prinz Karl, um den Rest seines Heeres zu retten, räumt das Schlachtfeld und tritt um 12 Uhr mittags den Rückzug nach Süden an.

Der Sieg war gewonnen, dank der Tapferkeit der preußischen Truppen, die für sie um so ehrenvoller war, als bei der fehlerhaften Aufstellung ihrer mehr als die Hälfte mit geschultertem Gewehr hatte stehen, der kleinere Teil also die ganze Arbeit allein verrichten müssen; dank auch dem lutherischen Gottvertrauen, das selbst den Feldprediger zum Helden machte. Einen großen

*) Koser, König Friedr. d. Gr. I, 167.

Anteil an dem Siege konnte der König jedoch sich selber zuschreiben. Der Angriff der Österreicher war ihm zunächst überraschend gekommen; dazu kam dann noch das fehlerhafte Verfahren Jeetzes auf dem linken Flügel. Der mangelhafte Schlachtplan, den ihm somit die Umstände aufgenötigt, war wesentlich durch seine Umsicht und Entschlossenheit wieder gut gemacht worden. Am meisten aber freute es ihn, daß seine Schöpfung, die Kavallerie, sich so gut bewährt hatte, wenn auch die Infanterie es war, die den Tag entschied. Der Sieg kostete den Preußen 4000 Mann an Toten und Verwundeten, während die Feinde an Toten, Verwundeten und Gefangenen über 6000 Mann und 18 Kanonen verloren; aber er trug eine schöne Frucht, den Frieden, den Maria Theresia, obschon widerstrebenden Herzens, nun anbot. Sie hörte jetzt williger auf Englands Ermahnungen und entschloß sich zu großen Opfern. Friedrich aber, mit ebenso viel Recht gegen Frankreich und seine andern Verbündeten mißtrauisch wie diese gegen ihn, auch von Anfang an gemeint, nur für Preußen, nicht für andere zu arbeiten und keineswegs Österreich zum Nutzen Frankreichs zu unterdrücken, schlug gern in die dargereichte Hand ein. So kam das Friedenswerk, welches der preußische Minister v. Podewils und der englische Gesandte Hyndfort im Namen Friedrichs und Maria Theresias vorbereitet hatten, zu Breslau am 11. Juni 1742 glücklich zu Stande; diesem Vertrage folgte dann (am 28. Juli) der förmliche Friedensschluß zu Berlin. Die Bedingungen waren im wesentlichen folgende: Österreich tritt ganz Niederschlesien und Oberschlesien bis zur Oppa, sowie die Grafschaft Glatz und das mährische Ländchen Katscher für immer an Preußen ab; dagegen verpflichtet sich der König von Preußen in dem österreichischen Erbfolgekriege neutral zu bleiben, auch die Summen, welche holländische und englische Kaufleute zur Zeit des polnischen Erbfolgekrieges dem Kaiser Karl VI. auf Schlesien geliehen (im ganzen etwa $4^1/_2$ Millionen Thaler) zu bezahlen.

Es war ein herrlicher Preis, den Friedrich so seinem Staate gewann: bis auf den bergigen Strich im Süden mit den Städten Troppau, Teschen, Jägerndorf, der fortan das österreichische Schlesien hieß, gehörte nun ganz Schlesien zu Preußen, ein fruchtbares, volkreiches Land, 680 Geviertmeilen mit 1 240 000 Einwohnern, die in 161 Städten, in 5000 Dörfern lebten, gewerbfleißige, tüchtige Menschen, fast zur Hälfte Protestanten und zu zwei Dritteln deutschen Stammes, in Kultur, Sitte und Charakter den Stämmen verwandt, zu denen sie jetzt geschart wurden. Der preußische Staat war durch diesen Zuwachs an Umfang um ein Drittel, an Volkszahl und Einkünften fast um die Hälfte vergrößert und konnte fortan in der großen Politik ganz auf eigenen Füßen stehen. Allerdings hatte der Krieg auch zwei Drittel der im Sommer 1740 vorhandenen Ersparnisse verschlungen.*)

Doch welch ein Ansehen hatte der junge König von Preußen sich verschafft! Sein Ruf als Feldherr stand fest, wenn schon wenige ahnten, daß hier nicht

*) Nach einer Übersicht des Etatsministers von Boden (12. Juni 1744) befanden sich [illegible] im Schatze: 3 000 119 Rthlr. 15 Gr.

bloß ein militärisches Talent, daß hier ein Feldherrngenie ersten Ranges vorhanden, daß seine bisherigen Thaten nur der Anfang einer glänzenden Reihe von Siegen waren. Ebenso bewunderte man die Gewandtheit und Umsicht seiner Staatskunst, und wenn dieselbe freilich dem Vorwurf unterlag, daß sie wenig wählerisch in ihren Mitteln gewesen, daß der König seine Bundesgenossen im Stiche gelassen, so entlastete ihn in den Augen der meisten der Umstand, daß damals die Diplomatie und die Fürstenschaft (mit wenigen Ausnahmen) überhaupt den Grundsatz befolgten, Verträge gerade so lange zu beobachten, als dieselben dem eigenen Staate zum Vorteil gereichten. Worin aber die seltenste Eigenschaft, das größte Verdienst des Königs beruhte, das deutete er selbst an, indem er mit Bezug auf den Friedensschluß sagte: „man müsse wissen, zu rechter Zeit inne zu halten“ Die Selbstbeherrschung, die er in der Schule der Leiden, unter der Zucht Friedrich Wilhelms und im Gefängnis zu Küstrin gelernt, hier brachte sie dem Staate ihren ersten reichen Segen: die weise Mäßigung drückte dem kühnen und glücklichen Krieger, dem klugen Staatsmanne den Stempel der wahren Größe auf. So war es keine Prophezeiung mehr, sondern bereits das Urteil aller Scharfblickenden, jene Transparent-Inschrift, die bei des Königs festlichem Empfange zuerst in Jauer am 15. Juni 1742 aufleuchtete: „Friderico Magno!“

Ostfriesland.

Bald nach der Eroberung Schlesiens vergrößerte Friedrich seinen Staat noch nach einer anderen Seite, doch auf ruhigem Wege, ohne allen Aufwand von Geld oder Blut, nur durch rasches Handeln. Im Frühling 1744 nahm er Ostfriesland in Besitz.

Der germanische Volksstamm der Friesen war einst über die ganze Nordseeküste von der Weser bis zur Schelde verbreitet; von diesen Ursitzen aus besiedelte er auch die Inseln und Küsten des westlichen Schleswigs. Im steten Kampfe mit den Fluten, deren er sich durch Deiche und Dämme zu erwehren suchte, verlor er viel Boden; im Süden gegen die Stämme des Hinterlandes schützten die weiten Moore. Nachdem Karl der Große Friesland mit dem fränkischen Reiche vereinigt, folgte der größere Teil der Friesen den Geschicken der Niederlande und ist jetzt holländisch; das an der Ems belegene Ostfriesland dagegen bewahrte bis tief in das Mittelalter seine Selbständigkeit und kam dann zum deutschen Reiche. Noch im vierzehnten Jahrhundert lebten diese Friesen, ein Volk von Bauern und Fischern, nach eigenen Gesetzen, ohne Fürsten und Adel, besorgten ihre gemeinsamen Angelegenheiten in Gemeindeversammlungen mit Hilfe selbstgewählter Richter und Sprecher und beschlossen über die allgemeinen Landessachen, über Krieg und Frieden, Änderung der Landrechte u. dgl. in Versammlungen, die alljährlich zur Pfingstzeit beim Upstalsboom (Obergerichtsbaum) in der Nähe von Aurich abgehalten wurden. Innerer Hader und die Unruhen der seeraubtreibenden Vitalienbrüder begünstigten um

1400 die Erhebung von Häuptlingen, welche die Gerichtsbarkeit in ihrem Bezirk erblich an sich brachten, sonst aber die Freiheit des Volkes nicht beschränken konnten. Solche Häuptlinge waren die Cirksena zu Gretsiel, die 1454 vom deutschen Kaiser zu Reichsgrafen, 1654 zu Fürsten von Ostfriesland erhoben wurden. Sie erweiterten ihr Ländchen, welches zuerst nur ein geringes Gebiet am Ausfluß der Ems umfaßte, durch die Erwerbung des Harlinger Landes östlich von diesem Flusse (1604). Aber sie stürzten sich dadurch in Schulden und infolgedessen in Streit mit den Ständen. Ostfriesland war seitdem voll Zwist, in den auch auswärtige Mächte gezogen wurden, wie denn namentlich der Große Kurfürst sich einmischte und 1682 im kaiserlichen Auftrage Emden besetzte. Dieser Umstand war dann die Veranlassung, daß sein Sohn Friedrich III. nachmals (1694) die Anwartschaft auf das Fürstentum erhielt. Als nun am 25. Mai 1744 das Haus Cirksena mit Karl Edzard ausstarb, ließ Friedrich der Große kraft jenes Rechtstitels auf der Stelle durch 500 Mann Preußen, die zu diesem Zwecke schon seit 1740 in Emden lagen, überall im Lande die preußischen Adler und die Besitzergreifungspatente anschlagen. Es waren im Namen der weiblichen Verwandten Karl Edzards dänische Truppen eingetroffen, aber sie machten sich nun eiligst davon. Der alte Parteihader im Lande verstummte jetzt; die Stände traten in Aurich zusammen und huldigten dem Könige von Preußen, der dagegen die ostfriesische Verfassung bestätigte.*)

Friedrich brachte die Verwaltung und die Rechtspflege bald in die beste Ordnung; das Land blühte unter seinem Zepter herrlich auf. Es empfing nur Wohlthaten von seiner Verbindung mit Preußen. Eine Menge vortrefflicher Anstalten und Einrichtungen wurden aus den alten Provinzen hierher übertragen, und die Gegenleistung dafür war nicht beträchtlich; denn die ganze Steuer, die Ostfriesland dem Könige gab, betrug nur 24 000 Thaler, und die Rekrutenstellung kaufte es mit 16 000 Thalern jährlich ab. Doch war dieser Besitz (54 Quadratmeilen mit 97 000 Einwohnern) für den preußischen Staat insofern von Wert, weil er in Emden nun einen vortrefflichen Nordseehafen hatte. Die Ostfriesen wurden bald gute Preußen; sie liebten und verehrten ihren großen König aufs höchste. Als er im Jahre 1751 seinen ersten Besuch bei ihnen machte, ward er mit einem Jubel empfangen, wie er keinem der alteinheimischen Fürsten jemals zu teil geworden.

Der zweite schlesische Krieg.

Die Nachricht vom Breslauer Frieden traf Frankreich und die anderen Feinde Österreichs wie ein Donnerschlag; man erzählt, der Marschall Belleisle, damals die Seele der französischen Politik, sei über die unerwartete Neuigkeit in Ohnmacht gefallen, der französische Premier, Kardinal Fleury, in Thränen

*) Vgl. P. Wagner, Zur Geich. d. Besitznahme Ostfrieslands durch Preußen, Jahrbuch d. Gesellschaft f. bild. Kunst u. vaterl. Altert. zu Emden, Bd. XI, Emden 1895.

ausgebrochen bei dem Gedanken, daß Frankreichs hochfliegende Pläne nun scheitern müßten, und daß sie selbst, die alten geriebenen Politiker, von einem Neuling sich hatten hinter das Licht führen lassen. Aber sie mußten ihre Erbitterung niederkämpfen, mußten an sich halten, um nicht Friedrich ganz auf Österreichs Seite zu treiben und so ihre Niederlage zu besiegeln. Schon jetzt nannte Fleury den jungen Preußenkönig l'arbitre de l'Europe, den Schiedsrichter Europas. Er aber, von beiden Parteien umworben, entschied sich vor der Hand für keine, sondern wartete ab, wie sich die Dinge nunmehr entwickeln würden.

Sie nahmen bald eine Wendung, die sein Einschreiten wieder nötig machte.*) Denn die Franzosen führten den Krieg ohne Glück und Geschick. Belleisle wurde nach tapferem Widerstande aus Böhmen gedrängt; im nächsten Frühjahr (1743) verlor Karl VII. sogar sein eigenes Erbland Bayern, von welchem Maria Theresia förmlich Besitz ergriff. Auch die sogenannte Pragmatische Armee — ein Heer, welches Georg II. im Bunde mit den Holländern zusammengebracht hatte und nun an den Main führte — erfocht bei Dettingen unweit Aschaffenburgs (im Juni 1743) über die Franzosen einen Sieg, während das Heer des Prinzen Karl gegen den Oberrhein heranzog. Noch vor Ende des Sommers war Deutschland von den Franzosen gesäubert, und die Österreicher griffen ihrerseits den Feind in seinem eigenen Lande an; sie drangen ins Elsaß ein. Auch in Italien schlugen sie ihre Gegner aus dem Felde. Welch ein Triumph für Maria Theresia! Von Schlesien abgesehen, war ihr nun alles wiedergewonnen und Bayern dazu erobert. Vergebens bat Karl VII. um Frieden; sie gedachte, ihm auch noch den Zierrat der Kaiserkrone zu nehmen. Aber mit ihrem Glücke erneuerte sich der herbe Schmerz um den Verlust Schlesiens und der Rachedurst für den Schimpf, den Österreich durch einen im Verhältnis so kleinen Staat wie Preußen erlitten hatte. „Ihr Schmerz," schrieb der englische Gesandte seinem Hofe, „ist sehr groß. Alle Übel scheinen ihr gering gegen die Abtretung Schlesiens. Sie vergißt die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus, wenn sie einen Schlesier sieht." Diese Thränen, die sie beim Abschluß des Breslauer Friedens geweint, brannten auf ihrem stolzen Herzen; sie wünschte nichts sehnlicher, als nun auch Friedrich II., diesen Atheisten, dem man alles zutrauen könne, zu demütigen und ihm Schlesien wieder zu entreißen.

In dieser Absicht wurde sie auch von dem Könige von England bestärkt, dem das Entstehen einer neuen Großmacht keineswegs angenehm, dem als Welfen und als Kurfürsten von Hannover der Aufschwung Preußens sogar höchst widerwärtig war. Er hatte den Breslauer Frieden nur darum angeraten und (durch Vertrag von Westminster am 29. November 1742) gewährleistet, damit Österreich erst wieder aufkommen könne. Eifersüchtig wünschten die hannöverschen und ihrem Könige zu Gefallen auch die englischen Staatsmänner

*) Die Kriege Friedr. d. Gr., her. v. Gr. Generalstab, II. Teil: Der zweite schlesische Krieg 1744—1745. Berlin 1895.

vielmehr, daß das Haus Brandenburg, wie früher immer, eine untergeordnete Rolle in Europa spiele; sie meinten, „wenn Österreich jetzt Frieden mit Bayern schlösse, so würde der größte Vorteil darin bestehen, daß es Preußen erdrücken könnte", und Georg II. schrieb an Maria Theresia die bedeutsamen Worte: „Was leicht gewonnen ist, kann auch leicht wieder herausgegeben werden." In diesem Sinne war es, daß Österreich, England und Sardinien am 13. September 1743 zu Worms einen Vertrag mit einander eingingen, in welchem sie sich mit Bezugnahme auf eine Unzahl von Verträgen alle ihre Besitzungen gewährleisteten, Schlesien aber und die Verträge von Breslau und Westminster mit vielsagendem Stillschweigen unerwähnt, also zweifelhaft ließen. Auch die holländischen Staatsmänner waren der Ansicht, Maria Theresia habe das Recht, Schlesien zurückzufordern, und Sachsen gewährleistete dem Wiener Hofe durch Bundesvertrag vom 20. Dezember 1742 die Pragmatische Sanktion, ebenfalls ohne Schlesien auszunehmen. Dabei rüstete Maria Theresia immer stärker, und Kurmainz und Kurköln gaben für Geld Truppen an England und Österreich, während Sachsen und Rußland ganze Heere versprachen.

Alles dies beobachtete Friedrich mit steigender Besorgnis; immer bestimmter drängte sich ihm die Überzeugung auf, er werde zur Behauptung Schlesiens noch einen Krieg zu bestehen haben. Er war entschlossen, eher die anderen zu überraschen, als sich überraschen zu lassen. Auch hatte er die Zwischenzeit vortrefflich benutzt.

Schlesien war jetzt im wesentlichen ganz nach dem Muster der übrigen preußischen Provinzen eingerichtet. Auch hier centralisierten Kriegs- und Domänenkammern die Verwaltung der Landeskräfte, während die kirchlichen Angelegenheiten von Oberkonsistorien, die Rechtspflege von Oberämtern in den Hauptstädten Glogau, Breslau, Oppeln beaufsichtigt wurden. Der Adel verlor den größten Teil seiner Macht, und den Rest derselben, den natürlichen Einfluß, den er auf dem platten Lande behielt, zog der Staat dadurch in seinen Dienst, daß er aus den adligen Gutsbesitzern die Landräte nahm, die nun als königliche Beamte die Polizei in den 48 Landkreisen handhabten. Das Landratsamt, diese eigentümlich preußische Einrichtung, wurde denn auch ein wirksames Mittel, die Provinz innerlich einzuverleiben. Die Geistlichkeit mußte sich ebenfalls ganz dem Staate unterordnen; die evangelische that es gern, die katholische, geleitet von dem milden und verständigen Kardinal von Sinzendorf, Fürstbischof von Breslau, fügte sich wenigstens ohne Widerstreben, weil der König zwar den protestantischen Glauben in alle seine Rechte einsetzte, aber den katholischen unangetastet ließ. Ebenso genossen alle andern Sekten Duldung, wie denn die Schwenkfeldianer, welche Kaiser Karl VI. im Jahre 1720 durch die Jesuiten hatte vertreiben lassen, schon im März 1742 von Friedrich waren zurückgerufen worden. Überhaupt erhielt das schlesische Volk nun nach Menschenaltern zum erstenmal wieder einen wirklichen Landesvater; der König reiste selber häufig im Lande umher, untersuchte den Zustand aller Nahrungszweige und besserte an jedem. Dabei zeigte er so viel freundliche Herablassung, er-

teilte auch dem Geringsten so bereitwillig Gehör, schrieb seine Verfügungen in so humanem Tone und Geiste, daß er allgemeine Zuneigung gewann. Höchst wohlthätig wirkte seine Reform des Steuerwesens. Die Grundsteuer war hier bisher sehr ungleich verteilt, daher drückend und ungerecht gewesen; der König erleichterte die Last, indem er sie gleichmäßig machte. Alle Grundstücke ohne Ausnahme, sie mochten der Geistlichkeit, dem Adel, dem Bauernstande oder als Domänen dem Landesherrn gehören, wurden besteuert; die Vorstellungen des Adels und der Geistlichkeit, die steuerfrei sein wollten, wurden zurückgewiesen. Diese neue Ordnung brachte zunächst dem Könige, brachte aber auch den Schlesiern selbst die größten Vorteile; das empfanden sie schon damals. Diese Provinz ist dafür den Hohenzollern immerdar so treu und ergeben gewesen wie nur irgend ein altes Stammland.

Die Einkünfte der Provinz beliefen sich im Jahre 1744 auf 3265000 Thaler, fast ein Drittel der gesamten Staatseinnahme; der Rekruten, die der König — jedoch ohne jede gewaltsame Werbung — aus Schlesien zog, waren 18000. So lieferte das Land selbst einen großen Teil der Mittel zu seiner Verteidigung. Durch Ordnung und Sparsamkeit war auch der Staatsschatz, den der erste Krieg fast geleert hatte, jetzt wieder auf 5840000 Thaler angewachsen, enthielt also Geld zu zwei Feldzügen. An der Vermehrung und Vervollkommnung des Heeres, namentlich der Reiterei, arbeitete der König unablässig; er verbot den Kavallerieoffizieren bei Strafe schimpflicher Verabschiedung, sich je und irgendwo vom Feinde angreifen zu lassen, vielmehr immer den Feind zuerst anzugreifen. Die schlesischen Festungen wurden verstärkt, zum Teil neu angelegt. Im Frühling des Jahres 1744 hatte der König 120000 Mann schlagfertiger Truppen und war in der Verfassung, das Seinige gegen das wieder erstarkte Österreich verteidigen zu können. Als daher um diese Zeit die Überzeugung, Österreich werde nach vollständiger Besiegung der Franzosen über ihn herfallen, bei ihm zur Gewißheit wurde, beschloß er, dem Feinde zuvorzukommen, verbündete sich insgeheim (5. Juni 1744) zu Schutz und Trutz mit Frankreich und schloß dann öffentlich am 27. Juli 1744 mit dem Kaiser, mit Kurpfalz und Hessen-Kassel einen Vertrag (die sogenannte Frankfurter Union) des Zweckes, Karl VII. gegen den Wiener Hof zu unterstützen.*) Die Franzosen, so ermutigt, führen den Krieg in den Niederlanden und am Rhein nun mit größerem Nachdruck, während Friedrich, unter dem Titel „Beschützer des deutschen Kaisers und der deutschen Freiheit", Ende August mit 80000 Mann in Böhmen einfiel und Prag einschloß. Am 17. September ergab es sich nach heftiger Beschießung.**)

Diese Waffenthat, glänzend an sich, war noch durch mancherlei Umstände für den kriegerischen Schwung des Heeres nicht wenig erhebend. Die Offiziere

*) M. Lehmann, Preußens Bündnisse vor dem zweiten schles. Kriege, Hist. Zeitschr. N. F. Bd. 33, München u. Leipzig 1892.

**) O. Weber, „Diarium" über die Belagerung und Okkupation Prags durch die Preußen im Jahre 1744, Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen, Prag 1896 97.

hatten von neuem einen Prinzen ihres Königshauses auf dem Felde der Ehre fallen sehen: Markgraf Wilhelm von Schwedt war in den Laufgräben vor Prag geblieben, wie sein älterer Bruder Friedrich auf dem Blachfeld von Mollwitz. Die Gemeinen befeuerte ein anderes Beispiel: beim Sturm auf Prag hatte der Grenadier Krauel zuerst den Wall erstiegen und nachdem er sich verschossen, mit dem Degen so lange gefochten, bis die andern folgten und das Werk erobert war. Dafür zog ihn der König in seiner gemeinen Montur zur Marschallstafel, machte ihn zum Lieutenant und gab ihm eine fette Pfründe am Domstift zu Magdeburg.

Nach der Eroberung Prags fiel ohne Widerstand ganz Böhmen in die Gewalt des Siegers. Aber die Franzosen unterstützten Friedrichs Bewegungen nicht, wie er es doch mit ihnen abgemacht. Anstatt Hannover anzugreifen und dadurch den goldenen Strom, der aus dem englischen Schatz in Österreichs Taschen floß, zu unterbrechen oder wenigstens in Süddeutschland vorzugehen, ließen sie das Hauptheer der Österreicher ungestört vom Rhein nach Böhmen abziehen. Inzwischen hatte sich auch der Dresdner Hof mit dem Wiener verbündet, und so rückten im Oktober von Norden her 20 000 Sachsen, von Süden 60 000 Österreicher in Böhmen ein. Die Bewegungen der letzteren leitete ein alterfahrener Kriegsmeister, der Feldmarschall Traun, so geschickt, daß er durch seine Manöver dem Könige rasch Boden abgewann. Von den Gefechten, die in dieser Zeit stattfanden, verdient das von Selmitz (am 19. November 1744) genannt zu werden, weil hier der preußische Oberstlieutenant von Wedel mit seinem Grenadierbataillon drei Stunden lang das österreichische Heer hinderte, die Elbe zu überschreiten und das preußische Heer zu überfallen.*) Zuletzt sah Friedrich sich genötigt, sein durch schlechtes Herbstwetter, Mangel an Lebensmitteln und den kleinen Krieg mit den Bauern und den leichten ungarischen Reitern erschöpftes Heer im Dezember aus Böhmen wieder zurückzuführen. Nun ging auch Mähren, dessen sich der preußische General von der Marwitz bemächtigt hatte, wieder verloren, und die Österreicher konnten von dort aus in Oberschlesien eindringen; bereits forderte Maria Theresia sieghoffend alle Schlesier zum Abfall auf. Auf Friedrichs Befehl jagte indes der alte Dessauer im Januar 1745 den Feind hier wieder hinaus und besetzte auch den österreichischen Anteil dieser Provinz.

Die Heere bezogen nun endlich die Winterquartiere; desto emsiger arbeiteten die Federn der Diplomaten. Am 8. Januar 1745 schlossen Österreich, Sachsen und die Seemächte im Vertrage zu Warschau sich enger gegen Frankreich und Preußen aneinander; am 20. Januar starb Kaiser Karl VII., und im April vertrug sich dessen Sohn Max Josef zu Füssen mit Maria Theresia dahin, daß diese ihm Bayern zurückgab, er aber seinen Ansprüchen an das Habsburgische Erbe entsagte; damit zerfiel die Frankfurter Union. So wurde Friedrichs Lage immer ungünstiger. Schon waren alle andern deutschen

*) E. Schmackenburg, Der preußische „Leonidas" ꝛc., Jahrbücher f. d. deutsche Armee u. Marine Bd 93, Berlin 1894.

Fürsten für Maria Theresia gewonnen, und mit Englands Hilfe hatte sie auch die russische Kaiserin Elisabeth ganz auf ihre Seite gebracht. Bereits dachte sie daran, nicht nur Schlesien wieder zu erobern, sondern gar Preußen zu teilen, und am 18. Mai 1745 in einem Vertrage mit August III. von Sachsen und Polen, der, aufgereizt von seinem Minister Brühl, den „bösen Nachbar" aufs äußerste haßte, wurde ihr Gedanke zur diplomatischen That; die beiden setzten fest, Sachsen solle Magdeburg, Krossen, Züllichau, Schwiebus, das Haus Habsburg aber Schlesien und Glatz erhalten.

Die Gefahr für Friedrich, für Preußen war furchtbar; aber der König sah ihr mit festem Blick ins Auge; der Übermacht gegenüber, nur auf die eigene Kraft angewiesen — denn Frankreich hatte genug zu thun, um nur sich selbst zu verteidigen — blieb ihm ein unerschütterlicher Halt in seinem Willen. Seine Minister, sein Hof zagten; er beschämte sie mit seiner Seelengröße, indem er ihnen eine fremde vorhielt: „Eine Frau, die Königin von Ungarn, ist nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien, ihre Provinzen besetzt waren! Sollten wir nicht den Mut dieser Frau haben?" Er war entschlossen, alles zu behaupten oder alles zu verlieren, lieber mit Ehren unterzugehen, als ein ruhmloses, ohnmächtiges Leben zu führen. „Es ist keiner unter uns," schrieb er aus seinem Kriegslager in Schlesien nach Berlin, „der sich nicht lieber das Rückgrat brechen ließe, als einen Fußbreit Erde aufzugeben." Diese seine mannhafte Gesinnung hatte er in der That seinem ganzen Heere eingeflößt; jeder Soldat war wie der König bereit, seine Pflicht zu thun; in Friedrichs, in Preußens Ehre sah jeder die seinige. So erwarteten sie mit kaltem Blut den Feind.

Dieser zog in der zweiten Hälfte des Monats Mai mit seiner Hauptmacht, 75 000 Österreicher und Sachsen unter dem Oberbefehl des Prinzen Karl von Lothringen, über das Riesengebirge gegen Schweidnitz hin, um Niederschlesien zu erobern, während ungarische Reiterei in Oberschlesien längs der Oder hinabstreifte. Hier stand bei Jägerndorf mit einem abgesonderten Corps von 9000 Mann der Markgraf Karl von Schwedt. Der König mit der Hauptmacht lagerte bei Kamenz in der Nähe von Neiße. Schon hatte sich zwischen beide ein großer Teil der feindlichen Truppen geschoben, und der Markgraf war in Gefahr, vollends abgeschnitten zu werden. Da beauftragte der König den Husarengeneral Zieten*), mit seinem Regimente sich zum Markgrafen durchzuschlagen; koste es auch das ganze Regiment, der Markgraf müsse benachrichtigt und herbefohlen werden. Das verwegene Reiterstück — ein Ritt von 12 Meilen durch ein vom Feinde besetztes Land — gelang. Am 19. Mai abends 6 Uhr war Zieten mit seinen 550 Husaren aus dem Quartier in Paschkau abmarschiert; im Dunkel der Nacht dahineilend, dann durch Thal und Wald sich durchschleichend, zuletzt im Sturm durch die Feinde sich hindurchhauend, so kam er um 4 Uhr nachmittags des 20sten

*) Geboren am 24. Mai 1699 zu Wustrau bei Neuruppin, gestorben am 27. Januar 1786 zu Berlin.

wohlbehalten nach Jägerndorf. Er hatte in den Kämpfen, die er unterwegs bestanden, nur 24 Mann eingebüßt.*) Von ihm geleitet, schlug sich dann der Markgraf durch den fast doppelt so zahlreichen Feind glücklich zum Könige durch. Letzterer ging nun, 60 000 Mann stark, dem Prinzen Karl von Lothringen entgegen und bezog zwischen Jauernik und Striegau ein durch Anhöhen gedecktes Lager. Von hier aus sah er am 3. Juni, wie die Feinde unvorsichtig aus den Gebirgspässen und die Höhen von Hohenfriedberg herabkamen, in der Richtung auf Striegau marschierten und dann sorglos zwischen Hohenfriedberg und Striegau sich zur Rast legten, ihr linker Flügel, die Sachsen, voran.**) Hier in ihrem Feldlager gedachte sie der König nach dem Vorschlage seines Generals Winterfeldt (vom 29. Mai) zu überraschen und zog hurtig sein Heer näher an Striegau. Als der Morgen graute, Freitags vor Pfingsten am 4. Juni 1745, gab er den Generalen seine Befehle zur Schlacht. Wieder wendete er die schiefe Schlachtordnung an. Der preußische Vortrab unter General du Moulin vertrieb die Sachsen von den Höhen; sie setzten sich dann in der Ebene hinter Gräben, Morästen, Hecken. Aber vom preußischen rechten Flügel unter dem Prinzen Dietrich von Dessau und den Generalen Rothenburg, Stille und Winterfeldt, die rasch über das Striegauer Wasser kamen, heftig angegriffen, mußten sie nach tapferem Widerstande weichen; um 7 Uhr waren sie in voller Flucht. Nun rückten Centrum und ein Teil des linken Flügels der Preußen, vom Prinzen Ferdinand von Braunschweig und dem Markgrafen Karl geführt, gegen die Österreicher vor, die sich unterdessen langsam in Schlachtordnung gestellt hatten. Ein wütender Kampf entbrannte; in großen Wolken trieb der gerade herrschende Ostwind den Rauch des heftigen preußischen Geschütz- und Gewehrfeuers den Österreichern ins Gesicht. Aber von einem Hagel von Kartätschen empfangen, erlitten die Angreifenden dennoch große Verluste; eins der Regimenter (Bevern) hatte 500 Verwundete, 200 Tote. Da entschied die preußische Kavallerie den Tag. Der verwegene General v. Geßler stellte sich an die Spitze der Reservereiterei, zehn Schwadronen des Regiments Bayreuth, und führte die damals noch weißgekleideten Dragoner die blauen Uniformen erhielt das Regiment erst im Spätherbst 1745 — unterstützt von ihrem Kommandeur Otto Martin v. Schwerin und dem Major Chasot, in zwei Kolonnen durch die Scharen des preußischen Fußvolkes hindurch gegen den schon auf dem Rückzuge befindlichen Feind.***) Binnen einer Stunde sprengte er

*) Vgl. die Lebensgeschichte Zietens von G. Winter. Leipzig 1886. I. 84 ff. und (Graf) Yorck Zietens Ritt nach Jägerndorf 1745. Deutsche Heeres-Zeitung. 20. Jahrgang. Nr. 36. Berlin 1895.

**) Vgl. auch Fr. von der Wengen. Beiträge z. Geich. d zweiten Schles. Krieges 1744—45. Deutsche Heeres-Zeitung. 19. Jahrg., Berlin 1894.

***) Über die Uniformfrage siehe den Aufsatz im Militär-Wochenblatt. 80. Jahrgang. Nr. 90 Sp. 2255 ff. Über Chasot vgl. A. v. Schlözer's Schrift. Berlin 1856 und C. Schmidenburg „M. Th. Gadery. Friedr. d. Gr. u. General Chasot. Bremen 1893". Vortrag v. Yorck 1894. VII. 569 f. Vgl. auch Yorck 1894. VII. S. 271 f., 577 u. 619; 1895. VIII. S. 271 u. 273.

neunzehn österreichische Bataillone und eroberte sechsundsechzig Fahnen.*) Inzwischen gelang auch der Angriff des linken preußischen Flügels unter General von Nassau. Hier war der Übergang über das Striegauer Wasser anfangs mißglückt; aber Zieten brach dann freie Bahn. Um 8 Uhr morgens war die feindliche Armee geschlagen, ihre Trümmer ins Gebirge geworfen. 4200 tote oder verwundete Preußen, 9500 Österreicher und Sachsen lagen auf dem Schlachtfelde. Außerdem verloren die Verbündeten über 7000 Mann an Gefangenen, 66 Kanonen, 76 Fahnen.

Furchtbar hatte der Donner der Schlacht an das Riesengebirge geschlagen; so weit man ihn hörte im schlesischen Lande, fielen die Protestanten scharenweise auf die Kniee und beteten zu Gott um den Sieg für die evangelische Sache. Welch ein Jubel in Breslau, als spät abends blasende Postillone den Sieg verkündeten! Friedrich selbst empfand, daß hier noch etwas Höheres gewaltet, als tapferer Mut und überlegene Kriegskunst: „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar geschützt", sagte er zu dem französischen Gesandten. Nach Berlin meldete er freudenvoll: „Unsere Kavallerie hat Wunder gethan; alle Corps haben geschlagen, alle vortrefflich: auch meine Brüder (die Prinzen) haben wie die Löwen für das Vaterland gefochten; wir haben Wort gehalten. Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einer solchen Armee."

Die Engländer setzten nun die Diplomatie wieder in Bewegung, um einen billigen Frieden herzustellen; Maria Theresia wollte indes noch einmal das Waffenglück versuchen. „Wenn ich morgen", sagte sie, „mit dem König von Preußen abschließen müßte, so würde ich ihm noch diesen Abend eine Schlacht liefern." Eben errang sie ja auf einer anderen Seite einen Erfolg, der ihrem Stolze sehr schmeichelte: ihr Gemahl Franz von Lothringen, Großherzog von Toskana, wurde (am 13. September 1745) von der Mehrzahl der Kurfürsten zum Kaiser gewählt. Freilich konnte diese Würde ohne Macht den unbedeutenden Mann nicht größer machen; aber sie bot dem Wiener Hofe eine Handhabe, um bei Gelegenheit, wie früher, aus dem Verfall des deutschen Reiches in der einen oder anderen Weise Nutzen zu ziehen. Die „Kaiserin-Königin" forderte also eine neue Schlacht; Friedrich gewährte sie ihr. Zwar seine Lage an der oberen Elbe in Böhmen, wohin er dem geschlagenen Feinde gefolgt, war bedenklich genug; denn in der Hoffnung auf nahen Frieden hatte er sich darauf beschränkt, durch den General v. Nassau Oberschlesien von dem ungarischen Aufgebot (den sogenannten Insurgenten) und den aufständischen polnischen Bauern des Gebirges, den Gorallen, säubern, Kosel wiedererobern und den österreichischen Anteil besetzen, durch den alten Dessauer aber bei Halle ein Heer gegen Sachsen aufstellen zu lassen. Er selbst war unthätig geblieben, sein eigener Gegner, Prinz Karl, daher imstande gewesen, sein Heer

*) Vgl. R. Koser, König Friedr. d. Gr., Stuttg. 1890, S. 261 und A. Hoffmann, Der Tag von Hohenfriedberg und Striegau, 4. Juni 1745, Striegau 1895.

wieder bis zur Übermacht zu verstärken. Es fragte sich nun, ob der österreichische Feldherr daraus werde Nutzen ziehen können.

Das preußische Heer lagerte, 22 000 Mann stark, bei Soor, einem Dorfe unfern Trautenau, in einer ungünstigen Stellung, bereit nach Schlesien abzumarschieren, wenn Prinz Karl mit seinen 42 000 Mann es nicht verhinderte. Dieser machte den Versuch; er wollte den König unvermutet überfallen, zog sich in der Nacht zum 30. September, einem Donnerstag, nahe an Trautenau heran und besetzte eine wichtige Höhe (jetzt Bataillenberg genannt) bei Neu-Rognitz mit einer starken Batterie, 28 Kanonen; von hier überragte sein linker Flügel weit den preußischen rechten. So brach der Morgen an und zeigte dem Könige die ganze, große Gefahr. Aber schnell gefaßt erkannte er auch sofort den Punkt und die Mittel, auf die es nun ankam. Sofort mußten sich die Seinigen zum Angriff fertig machen und rechtshin gegen den linken österreichischen Flügel abschwenken; von einem Nebel begünstigt, den die aufgehende Sonne noch nicht durchbrach, wurde diese Bewegung rasch und glücklich ausgeführt. Dann, ohne Zaudern, ging es die steilen Höhen hinan, wo der Feind stand. Unter einem Kanonen- und Bombenfeuer, dessen gleichen sie noch nie ausgestanden, stürzte sich die preußische Reiterei, 20 Schwadronen von den Generalen Buddenbrock und Goltz geführt, in den Grund vor dem Bataillenberg, dann diesen hinauf, den der Feind für unangreifbar hielt, und auf die 44 Schwadronen des linken feindlichen Flügels, die hier in drei Treffen hintereinander und neben der großen Batterie standen. Die heldenmütige That gelang; die österreichische Kavallerie wurde geworfen und floh. Nun rückte preußische Infanterie, sechs Bataillone, unter dem verheerenden Feuer der Batterie hinan, gegen die starke feindliche Infanterie auf der Mitte des Bataillenberges; aber von dem entsetzlichen Feuer gelichtet, wankten ihre Reihen, und die Österreicher unter dem Ruf „Maria Theresia“ stiegen zur Verfolgung hinab. In diesem Augenblick erschienen durch die Zwischenräume der ersten preußischen Linie fünf frische Bataillone Preußen (Generale La Mothe und Bonin) mit klingendem Spiel, warfen sich auf den Feind und erstürmten Berg und Batterie. Der linke österreichische Flügel war geschlagen. Mit gleicher unwiderstehlicher Tapferkeit eroberten die Preußen nun unter den Augen ihres Königs auch die anderen Höhen und Gehölze im Centrum und auf der rechten feindlichen Seite. Allerdings war dieser Angriff in der Front ursprünglich vom Könige nicht beabsichtigt und wurde, wie uns ein Augenzeuge, Prinz Ferdinand von Braunschweig, berichtet, nur infolge eines nicht mehr rückgängig zu machenden Mißverständnisses unternommen. Es lag also hier ein ähnlicher Fehler vor, wie später bei Kolin. Da aber in dieser Schlacht der preußische Decisiv-Flügel die Entscheidung schon gebracht hatte, als der unbeabsichtigte Frontalangriff erfolgte, so hatte das Mißverständnis glücklicherweise keine Niederlage zur Folge. Um 11 Uhr vormittags war der Sieg erfochten, Prinz Karl mit Verlust von 7000 Mann und 22 Kanonen auf dem Rückzuge über die Elbe. Das preußische Heer zählte 4000 Tote

und Verwundete; unter den ersteren befand sich auch ein Schwager des Königs, der Prinz Albrecht von Braunschweig, der an der Spitze seines Regimentes fiel. „Ich bin nahe daran gewesen überrascht zu werden", schrieb Friedrich noch an demselben Abende nach Berlin, „aber Gott sei gelobt, alles ist gut. Die Schlacht war furchtbar, aber glorreich." *)

Vorerst war der Ruhm der Unüberwindlichkeit der Truppen und des Feldherrngenies ihres Königs das einzige, was die preußische Kampftüchtigkeit und Manneszucht bei Soor errungen hatten. Denn Maria Theresias Stimmung blieb kriegerisch. Die Österreicher und Sachsen, durch russische Verheißungen kühn gemacht, entwarfen sogar den Plan, gerade jetzt mit verdoppelter Kraft den Krieg zu führen, ihn ins Herz von Preußen zu spielen; während des Königs Heer sich in Schlesien in die Winterquartiere legte, rüsteten sie, um nicht bloß diese Provinz, sondern selbst die Mark zu überfallen. Die Absicht war, das sächsische Hauptheer sollte sich in der Lausitz mit dem Heere des Prinzen Karl vereinigen und Schlesien von der Mark abschneiden, ein anderer österreichischer Heerhaufen, der eben unter dem General Grünne vom Rheine heimkehrte, sollte dann aus der Lausitz ins Brandenburgische einfallen und auf Berlin ziehen. Friedrich durchkreuzte aber rasch entschlossen diesen Plan, sobald er ihn gemerkt; im November ging er aus Berlin zum Heere nach Schlesien ab, zog es zwischen Löwenberg und Bunzlau zusammen, überraschte am 23. November die Vorhut des sächsisch-österreichischen Heeres bei Katholisch-Hennersdorf (in der Nähe von Görlitz), schlug hier die Sachsen, die von ihren Bundesgenossen nicht unterstützt wurden, schob sich wie ein Keil zwischen die Heere des Prinzen Karl und des Generals Grünne und nötigte jenen nach Böhmen zurückzugehen, diesen aber, sich von der brandenburgischen Grenze auf das sächsische Hauptheer bei Dresden zurückzuziehen. So war Friedrich „unerwartet wie eine Bombe" mitten unter seine Feinde gefallen und hatte sie auseinander gesprengt. Er besetzte nun die sächsische Lausitz, und da die Österreicher hier mit Verwüstung und Plünderung übel gehaust, so nahm ihn das sächsische Landvolk wie einen Befreier auf. Denn wenn er auch schwere Kriegssteuern ausschrieb, so hielt er doch gute Manneszucht.

Nicht mit demselben Feuer rückte unterdes der alte Fürst von Dessau vor, sondern mit methodischer Langsamkeit, bis der König, aufgebracht und nicht gemeint, irgend jemand zu schonen, durch den die Wohlfahrt des Staates verletzt schien, ihm aufs gemessenste befahl, den Sachsen schneller auf den Hals zu gehen. Es geschah; der alte Dessauer, so angestachelt, brannte vor Begier, durch eine große That seinen Ruhm in den Augen des Königs wieder herzustellen. Mit 22 000 Mann zog er über Meißen auf Dresden los. In

*) Der Schatz war jetzt fast völlig aufgebraucht; denn einen Monat nach der Schlacht (28. October 1745) fand sich nur noch ein Bestand von 2298 Rthlrn. 16 Gr. 3 Pf. Eine mit den Ständen (Ritterschaften, Stiftern und Kämmereien) deshalb vereinbarte Vermögenssteuer führte dann aber 1 356 000 Rthlr. dem Schatze wieder zu.

der Nähe dieser Stadt, am linken Elbufer, stand Grünne mit etwa 8000 Mann hinter Moräſten, die ihn ſchützten, aber auch hemmten. Noch weiter weſtlich hatte das ſächſiſche Heer mit einigen Öſterreichern, 26 000 Mann unter dem General v. Rutowski, eine überaus ſtarke Stellung hinter Felsſchluchten und Bächen auf den ſteilen und von Eis und Schnee bedeckten Höhen bei Keſſelsdorf inne; es ſchien unmöglich, dieſe Berge, die mit Kanonen geſpickt waren, zu erſtürmen. Dennoch griff Leopold von Deſſau ohne Zaudern an.*) Um 2 Uhr nachmittags, Mittwoch den 15. Dezember, rief er ſein alt gewohntes „Nun in Gottes Namen!“, ſtellte ſich mit gezogenem Degen an die Spitze ſeines Fußvolks und begann den Sturm. Mit geſchultertem Gewehr, unter den Klängen des Deſſauer Marſches, kletterten die erſten ſechs Bataillone hinauf über Eis und Schnee in den mörderiſchen Kugelhagel, der ihre Reihen furchtbar lichtete. Andere drangen hinauf in das Dorf; doch jetzt vor noch ſtärkeren Batterien wichen ſie wieder. Schon glaubten die Sachſen den Sieg in Händen zu haben. Aber unerſchrocken führte der alte Fürſt die übrige Infanterie ſeines rechten Flügels in das Feuer hinein, ließ auch die Reiterei einhauen, eroberte Keſſelsdorf, den Schlüſſel der feindlichen Stellung, noch einmal und zwang hier den Feind zur Flucht.

Unterdeſſen griff auch der linke preußiſche Flügel an; ihn ſchied der moraſtige Zſchonengrund von dem rechten ſächſiſchen. Aber der Führer, Prinz Moritz von Deſſau, ein geſchulter Soldat wie alle ſeine Brüder, dem Vater gleich an Heldenmut wie an Bedachtſamkeit, ſprang ſelber zuerſt in das moraſtige Gewäſſer, die ganze Brigade in Front ihm nach; dann ging's die Felſen hinan und wieder durch Schluchten hinauf; rottenweiſe mußten ſie die von Eis und Schnee ſchlüpfrigen Abhänge hinabrutſchen, um auf der anderen Seite, einer den andern unterſtützend, hinaufzuklimmen; dies alles unter dem Feuer der Feinde. Darauf ſchnell geordnet, drangen ſie mit lautem Siegesgeſchrei auf die Sachſen ein, die bald, Reiter und Fußvolk, ſich zur Flucht wandten. Um 5 Uhr war alles entſchieden, und der alte Deſſauer in ſeinem von Kugeln durchlöcherten Mantel ritt vergnügt auf dem Siegesfelde umher. 6800 Gefangene und 48 Kanonen der Sachſen waren ſeine Trophäen. An Blut hatte der Tag freilich den Siegern mehr gekoſtet als den Beſiegten, da dieſe in gedeckter Stellung gefochten; es waren von den Preußen 4800 Mann tot oder verwundet, von den Sachſen 3800. Rutowski zog ſich auf Pirna zurück. Es war die letzte Schlacht, welche die Sachſen ſelbſtändig — als Nation — ſchlugen. Das öſterreichiſche Hauptheer, 46 000 Mann unter dem Prinzen Karl, das ihnen auch hier keinen Beiſtand geleiſtet, kehrte nach Böhmen zurück; doch plünderte es auf dem Wege noch die Dörfer der ketzeriſchen Sachſen erbarmungslos aus.

Friedrich war mit 25 000 Mann auf dem Marſche nach Meißen, als er von Südweſten her Kanonendonner hörte und den Himmel gerötet ſah; bald

*) Vgl. W. v. Bremen, Die Schlacht bei Keſſelsdorf am 15. Dezember 1745, Berlin 1888.

brachten ihm sächsische Flüchtlinge die Siegesbotschaft von Kesselsdorf. Am 17ten besuchte er die Wahlstatt. Umgeben von allen Generalen ritt er dem alten Fürsten entgegen, stieg ab, umarmte ihn entblößten Hauptes, sagte ihm viel Schmeichelhaftes und ließ sich von ihm auf dem Schlachtfelde umherführen. Das war ein süßer Moment in dem Leben des greisen Helden,*) dieser wohlverdiente Triumph, mit dem er seine lange ehrenvolle Soldatenlaufbahn so ruhmreich abschloß. Fünfzig Jahre lang war er der brandenburgischen, der preußischen Fahne gefolgt, und immer hatte er die Preußen zum Siege geführt, jetzt wie ehedem; glorreich einst gegen Franzosen, Bayern und Schweden, glorreich nun wieder gegen Sachsen und Österreicher. Und hatte er nicht auch an den Siegen, die sein junger König selbst erfochten, einen Anteil? Gewiß, die straffe Zucht, die mechanische Fertigkeit, der harte Kriegersinn, die zumal das preußische Fußvolk auszeichneten, waren größtenteils des alten Dessauers Werk, der so lange es gedrillt. Nun hatte er bei Kesselsdorf auch sein altes Feldherrntalent neu und schön bewährt. Auch die Truppen ernteten die verdienten Lobsprüche ihres Königs, namentlich das pommersche Infanterie-Regiment von Jeetz, das allein 24 Geschütze erbeutet und sich überhaupt höchst tapfer geschlagen hatte. Alle Offiziere desselben erhielten den Orden pour le mérite, in welchen Friedrich im Jahre 1740 den von seinem Großvater gestifteten Orden de la générosité umgewandelt hatte, und den er nur an wirklich hochverdiente Kriegsleute vergab. Das Regiment bekam ein neues Siegel mit der Inschrift des Schlachttages, eine gleiche Auszeichnung, wie nach der Hohenfriedberger Schlacht das Regiment Bayreuth, welches in sein Siegel die Zahl 66 (der erbeuteten Fahnen) aufnehmen durfte.

Der Feldzug war nun entschieden, ganz Sachsen in Friedrichs Gewalt, am 18. zog er in Dresden ein. Die Kriegslust der Verbündeten war gebrochen. König August III. von Polen bat um Frieden, England erklärte, dem Wiener Hofe keine Hilfsgelder mehr zahlen zu wollen, wenn derselbe nicht nachgebe; so ließ denn Maria Theresia ihre stolzen Pläne fahren und bot wieder die Hand zum Frieden. Friedrich zeigte auch jetzt eine weise Mäßigung; er wollte nur das Seinige behalten, nicht das Glück unnütz herausfordern. Er hatte in ungleichem Kampfe die Übermacht der Feinde mit eigener Kraft siegreich bestanden, und war es nicht Ruhm genug, daß er mit August von Sachsen in dessen eigener Hauptstadt abschloß, und der österreichische Bevollmächtigte daselbst erschien, um Frieden nachzusuchen? Sein Kampf hatte einen ehrenvollen Frieden bezweckt, einen solchen nahm er nun an. Derselbe am 25. Dezember 1745 zu Dresden zwischen Preußen einerseits und Sachsen und Österreich andererseits abgeschlossen, bestätigte in der Hauptsache einfach den Breslauer Frieden; Maria Theresia verzichtete noch einmal feierlich auf Schlesien und Glatz, Friedrich erkannte ihren Gemahl als Kaiser an, und August III. zahlte an Preußen eine Million Thaler Kriegskosten. Die Preußen räumten nun Sachsen.

*) Geboren am 3. Juli 1676, gestorben am 9. April 1747 zu Dessau.

Das Vaterland begrüßte freudig die Sieger, die mit den Lorbern auch die Friedenspalme brachten, und wohl hatte es Grund, seinem jungen Könige dankbar zu sein; so viel Ruhm, so viel Zuwachs an Macht, wie ihm durch die beiden schlesischen Kriege zu teil ward, kostete dem Lande selbst sehr wenig. Der Krieg, nur in Feindesland und in dem südlichen Schlesien geführt, hatte die alten Provinzen nicht beschädigt, hatte ihnen außer jener oben genannten Vermögenssteuer keine neuen Abgaben oder dem Staate Schulden auferlegt, sondern nur den Staatsschatz erschöpft.*) Selbst der Verlust an Blut war vergleichsweise gering, und die Anzahl des Heeres eher vergrößert gegen den vorjährigen Bestand; denn von den 45 000 Gefangenen, die Friedrich in diesem Kriege gemacht, nahmen sehr viele bei ihm Dienste. Kurz, Schlesien, diese große Erwerbung, war mit wenig Kosten gewonnen; freilich war Preußen der Einsatz und Friedrich der Spieler gewesen.

Am 29. Dezember kam der König in Berlin an, umjauchzt von unermeßlichem Jubel der Bevölkerung, die ihn mit Pracht einholte und feierlich als den „Großen" begrüßte. Dafür erkannte ihn nun auch das Ausland an. Friedrich aber, von Waffenruhm gesättigt, gedachte fortan in Ruhe an der innern Wohlfahrt seines Landes zu arbeiten; er wußte, größer als er war, konnte er nur noch werden im Frieden.

Die Jahre des Friedens von 1745—1756.

Wenn Friedrich in der auswärtigen Politik für seinen erhabenen Zweck, Preußens Größe und Macht, auch Mittel, die das Sittengesetz verwirft, nicht scheute und namentlich die von den Staatslenkern seiner Zeit ziemlich allgemein beobachtete Regel, lieber andere zu hintergehen, als sich selbst täuschen zu lassen, auch seinerseits befolgte, so stimmte dies freilich nicht zu der Moral seines Antimacchiavell. In der That war ihm der Vorteil seines Staates die alleinige Richtschnur für sein Handeln. Österreich gegenüber wirkte bei ihm überdies die Erinnerung mit, wie oft sein ehrlicher Vater von dem Wiener Hofe übertölpelt worden. Er meinte nun, sich derselben Waffe bedienen zu dürfen. Dagegen blieb er in der innern Politik jenen Idealen getreu, die er als Kronprinz sich gebildet und in seinen Schriften verkündigt hatte: Aufklärung und Duldung, Gerechtigkeit und Gleichheit vor dem Gesetz, Regsamkeit und Vernunft in allen Teilen des Staats; sein lebelang hielt er hier fest an den edelsten Grundsätzen der Regentenkunst. „Die Bürger", so schrieb er noch als Siebzigjähriger, „haben einem ihresgleichen den Vorrang nur wegen der Dienste eingeräumt, welche sie von ihm erwarten, nämlich Aufrechthaltung der Gesetze, Handhabung der Gerechtigkeit, Verteidigung des Staats gegen dessen Feinde, Widerstand gegen Sittenverderbnis und Hebung des Wohlstandes.

*) Der zweite schlesische Krieg kostete dem Staate, wenn man die etatsmäßige Jahresausgabe der Generalkriegskasse für Heereszwecke (6½ Million Rthlr.) nicht mitrechnet, nach einer Generalnachweisung der Kriegskosten 1744–46: 12 059 076 Rthlr.

. . . . . Es giebt kein Wohl als das allgemeine des Staates, mit dem der Fürst unauflöslich verbunden ist. Er muß sich unaufhörlich zurückrufen, daß er Mensch, wie der geringste seiner Unterthanen, und daß er der erste Diener des Staates ist." Diesen freisinnigen Geist atmeten auch die Lehren, welche er 1744 dem für volljährig erklärten Herzog Karl von Württemberg auf den Weg mitgab. „Glauben Sie nicht", so schloß er seine Ermahnung, „daß das württemberger Land Ihretwegen geschaffen ist, sondern daß die Vorsehung Sie hat geboren werden lassen, um das Volk glücklich zu machen." Seine Perlen der Weisheit und des Edelsinns waren freilich bei dem schlechten Herzen jenes Prinzen fortgeworfen. Und doch waren diese Perlen echt, dafür zeugte die Art, wie Friedrich selber sich als Regent benahm. In jedem Augenblicke blieb er sich seiner Pflichten gegen den Staat bewußt; er meinte, der Fürst werde gut genug bezahlt für sein Amt, um ordentlich zu arbeiten. Darum geizte er mit der Zeit, und seine Erholungen, würdig an sich, waren ihm nur Mittel, um seine Arbeitskraft zu stärken.

Er gönnte sich während seines ersten Mannesalters kaum fünf bis sechs Stunden Schlaf, obwohl der Schlaf auch ihm süß war. Im Sommer stand er um 4, im Winter um 5 Uhr auf, las dann im Schlafrock die wichtigeren Schreiben der Behörden und Privatleute, hörte den Armeebericht des Generaladjutanten und erteilte ihm die Befehle. Darauf folgte eine Pause, in welcher er einige Gläser Wasser und Tassen Kaffee trank und im Zimmer auf- und abgehend auf seiner Flöte phantasierte, während seine Kabinettsräte den Rest der eingegangenen Briefe in Auszüge brachten. Diese las er dann und gab mündlich oder schriftlich auf alle Bescheid. Dazwischen aß er etwas Obst, das er sehr liebte und sich zu allen Jahreszeiten von seinen Gärtnern schaffen ließ. Dann zog er seine Uniform an, die er nun bis zur Nacht nicht wieder ablegte. Darum hielt er auf bequeme Kleidung, und schwerlich hätte ein wohlhabender Privatmann so abgetragene und geflickte Röcke, Beinkleider und Stiefel angezogen, wie der König gewöhnlich trug. In wenigen Minuten hatte er sich gewaschen, angekleidet und rasiert. Dann gab er dem Kommandanten die Parole, schrieb Familienbriefe, las, erteilte Audienz, ritt oder ging spazieren und speiste um 12 Uhr zu Mittag, sechs Schüsseln in zwei Gängen, gewöhnlich in Gesellschaft von sieben bis zehn Personen. Er liebte stark gewürzte und leckere Speisen der französischen und italienischen Küche und trank dazu etwas mit Wasser gemischten Wein. Die Unterhaltung mußte lebhaft und geistvoll sein; er selbst, witzig und kenntnisreich, beteiligte sich dabei durch manches scharfe Witzwort und hatte es gern, wenn die anderen ebenso von Geist sprühten. Doch wahrte er seine Würde; am wenigsten durfte man ihm mit plumper Schmeichelei kommen. Von ihm selbst hörte man nie etwas Plattes; worauf auch das Gespräch fallen mochte, er wußte selbst das Gewöhnlichste ins Bedeutende zu erheben; er adelte alles.*) Nach der Tafel blies er wieder

*) Mémoire du prince de Ligne sur le roi Frédéric le Grand, p. 31: „jamais on n'entendit de lui rien de vulgaire; il ennoblissoit tout."

Flöte, unterzeichnete die Bescheide und Verordnungen, die seine Kabinettsräte hatten ausarbeiten müssen, schrieb auch oft selbst noch einige kurze, treffende Worte hinzu, trank Kaffee und hörte entweder seine sogenannten Vorleser, Franzosen, welche ihm Nachricht von den neuesten Erscheinungen der Litteratur gaben, oder schrieb an seinen Werken, historischen, politischen oder philosophischen Aufsätzen oder Gedichten. Dann folgte die musikalische Unterhaltung. Bei den Konzerten, die er sich halten ließ, blies er oft selbst die Flöte oder hörte berühmte Künstler, wie Quanz und Benda, oder Stücke von Johann Sebastian Bach. In den ersten Jahren besuchte er gern die Oper und das Ballett, für welche er von Frankreich und Italien Künstler von Ruf bezog, z. B. die berühmte Tänzerin Barbara Campanini, genannt La Barbarina, aus Venedig. Er machte in dieser Zeit viel Aufwand für die von ihm begründete Oper; für sie hatte er durch Knobelsdorf ein Opernhaus bauen lassen, das im Oktober 1743 fertig war; für sie berief er Künstler und bezahlte sie fürstlich, namentlich hoch die Barbarina.*) Im ganzen gab er für seine italienische Oper jährlich 400 000 Thaler aus. Sie war in den vierziger Jahren die erste in Europa und hatte die besten und hochbezahltesten Sänger und Tänzerinnen. Dann speiste er zu Abend wieder in Gesellschaft fein gebildeter und geistvoller Männer, mit denen er sich über Litteratur und Kunst, Geschichte und Philosophie unterhielt.

So lebte er regelmäßig des Winters zu Berlin oder Potsdam, des Sommers (seit 1747) im Schlosse Sanssouci, und diese schön geordnete Lebensweise, die eine ernste und angestrengte Thätigkeit mit edler Erholung verband, erhielt ihm seine ungemeine geistige Spannkraft.

Friedrich war ein Selbstherrscher wie nur je ein Fürst. Da war schlechterdings niemand, der ihn beeinflußt hätte; vielmehr ging alles Wesentliche von ihm persönlich aus. Die Beamten, auch die obersten, waren nie mehr als seine Werkzeuge, die ausführten, was er angab. Sein Scharfblick, seine Menschenkenntnis bewirkten, daß er überall den rechten Mann für jedes bedeutendere Amt fand; ein jeder wurde nach seinem Talent und seiner Einsicht gebraucht. Wachsamkeit, Arbeitsamkeit, unbestechliche Ehrlichkeit — das waren die vornehmsten Eigenschaften, die er von seinen Beamten verlangte, und er sah streng darauf, daß sie diesen Ansprüchen genügten. Er duldete bei ihnen weder Übergriffe noch Nachlässigkeiten; den anderwärts herrschenden Schlendrian ließ er so wenig wie sein Vater in Preußen aufkommen. Überhaupt hielt er es immer für seine Aufgabe, der tüchtigen Verwaltung, die er vorfand, ihre ganze Wirksamkeit zu sichern, aber dabei ihre Schroffheiten und den Druck, den sie übte, zu vermeiden. Von oben bis unten hatte ein jeder Beamter blindlings zu gehorchen; aber der König befahl auch nur, was für den Staat recht und notwendig war. Übrigens wollte er zugleich ehrenhafte und gebildete Beamte und behandelte die verdienten mit gebührender Achtung.

*) K. Koser, Barbarina. Berl. 1890.

Von Friedrich stammte auch die Einrichtung des „Geheimen Kabinetts", welches dann unter seinen Nachfolgern eine so große und, bis Stein es änderte, schädliche Bedeutung hatte. Aber Friedrichs Kabinettsräte waren nichts als seine Schreiber. Er ließ sie bei Anbruch des Tages kommen, gab ihnen dann die Sachen, auf die er seine Meinung schon hingeschrieben oder die er durch ein ganz kurzes Verfahren — war ein Ohr in dem Briefe nach der Schrift zu gebogen — genehmigt, oder — war das Ohr auswärts gekniffen — abgeschlagen hatte. So waren die meisten eingegangenen Sachen schon vorher abgemacht. Die andern und wichtigen Gegenstände erledigte er in der Art, daß er den Kabinettsräten den Inhalt der eingegangenen Berichte sagte und die Antwort darauf angab, die sie wörtlich so, wie er sich ausgedrückt, wiedergeben mußten.*)

Allwöchentlich versammelte sich das Staatsministerium zur Verhandlung derjenigen Landesangelegenheiten, die es dem Könige zur Entscheidung vorzulegen hatte. Die Finanz-, Handels- und Fabriksachen verblieben dem Generaldirektorium. Unter dem letzteren standen in den Provinzen als höchste Verwaltungsbehörden die Kriegs- und Domänenkammern und unter diesen in den Kreisen die Landräte, die seit 1743 eine größere Wichtigkeit erhielten. Denn sie bekamen Sitz und Stimme in den Kammern und erstatteten dem Könige, wenn er die Provinzen bereiste, mündlich Bericht. So lernte dieser die Verhältnisse der einzelnen Kreise genauer kennen als bisher, und das war für einen Staat, in dem der König alles machte, sehr heilsam. Jene Weiterentwickelung des Landratsamtes hatte aber noch eine andere große Bedeutung; es prägte sich der staatliche Charakter desselben schärfer aus, und seine Wirksamkeit in allen Angelegenheiten des Kreises, sowie sein Einfluß im Sinne der Regierung nahm erheblich zu.

Diese wohl gegliederte und streng beaufsichtigte Maschine, die preußische Beamtenschaft, arbeitete denn auch ganz vorzüglich und förderte unaufhörlich neue Hilfsquellen im Lande an den Tag, zumal in der neuen Provinz Schlesien, wo man unter österreichischer Verwaltung es sich und anderen bequem gemacht, aber eben darum auch wenig geleistet hatte. Jetzt herrschte auch dort preußische Thätigkeit, die zwar manchmal in Vielregiererei ausartete, aber im ganzen äußerst wohlthätig wirkte.

Dem geschilderten Charakter des Staates entsprach die kastenmäßige Gliederung des Volkes. Friedrich, der sie vorfand, war daher weit entfernt, sie bekämpfen zu wollen; er hielt die scharfe Absonderung der Stände vielmehr für nützlich. Denn wenn jeder in seiner Stellung verharrte, und der Sohn später in die des Vaters trat, so kam die Maschinerie des Staates nicht in Unordnung, und ihre Dauer schien durch die Sitte des Volkes selbst gewährleistet. Das war der vornehmste Grund, warum Friedrich, obwohl er gelegentlich über Adelsstolz und Titelsucht philosophisch spottete, dennoch es ungern sah, wenn

*) H. v. Boyen, Erinnerungen, Leipzig 1889, III. 32.

jemand aus seinem Kreise in einen anderen hinübertrat. Nichts war für den Staat wichtiger, als tüchtige Beamte, namentlich aber ein tüchtiges Offiziercorps zu haben. Für die natürliche und beste Bezugsquelle galt hier nun auch dem Könige der Adel; er meinte, ein bürgerlicher Offizier, der sich feige gezeigt und weggejagt worden, finde immer noch ein Unterkommen, nicht aber ein Adliger, der seiner Geburt halber kein bürgerliches Gewerbe betreiben dürfe und in der Regel auch nichts weiter gelernt habe als den Kriegsdienst. Darum besitze der Adel allerdings von Natur und durch Erziehung mehr Ehrgefühl und also mehr Tapferkeit als andere Stände. Auch war es noch immer Thatsache, daß der Bauer als Soldat lieber einem Landjunker gehorchte als sonst jemandem, daß der Adel überhaupt mehr Ansehen beim gemeinen Mann hatte. Aus diesen Gründen, denen bei Friedrich ein aristokratischer Zug in seiner Natur noch mehr Gewicht verlieh, geschah es, daß er die höheren Ämter und die Offizierstellen womöglich nur an Edelleute gab, und aus eben denselben Gründen suchte er den Adel in seinem Besitzstande zu erhalten, verbot Bürgerlichen und Bauern adlige Rittergüter zu erwerben, wie er andererseits den Edelleuten verbot, die Bauern auszukaufen. Diese Bevorzugung des Adels, irrtümlich wie sie war, schadete dem Staate erst später, als die Sitten und der Geist des Volkes sich geändert hatten, und als der kluge Menschenkenner nicht mehr auf dem Throne saß, der die Tüchtigen von den Unfähigen zu unterscheiden wußte. Denn Friedrich verlangte natürlich bei Besetzung der Ämter, daß zur adligen Geburt noch persönliches Verdienst hinzukomme. Einem hannöverschen Grafen, der für seinen Sohn eine Offizierstelle nachsuchte, erwiderte er: „wenn der junge Mann dienen wolle, helfe ihm der Titel Graf zu nichts; er werde befördert werden, wenn er sein Handwerk gut gelernt", und setzte eigenhändig hinzu: „die jungen Grafen, welche nichts gelernt haben, sind in allen Ländern ignorants; wenn par miracle ein Graf zu etwas gut sein könnte, so müßte er sich nichts auf seinen Titel zu gute halten; denn das sind nur Possen. Alles hängt vom persönlichen Verdienst ab."

Überhaupt verwendete der König auf das Heerwesen eine ganz vorzügliche Sorgfalt; fortwährend übte und vermehrte er die Truppen, nach dem Grundsatz des Vegetius, daß der Friede das Studium, der Krieg die Ausübung der Kunst sei. Die Kriegszucht blieb eisern wie die altrömische; die Aushebung und Werbung drückend, wenn auch durch Friedrichs strenge Ordnung und Aufsicht etwas gemildert. Selbst die vornehmsten Generale, z. B. den Fürsten von Dessau, traf scharfe Zurechtweisung, sobald sie sich Übergriffe erlaubten. Übrigens wurden durch königlichen Befehl vom 1. November 1746* die Söhne der wohlhabenden Bürger, namentlich der Kaufleute, Rentner, Künstler, Fabrikanten, der königlichen Beamten, bürgerlichen Staatspersonen und aller derer, die mindestens ein Vermögen von 6000 Thalern hatten, durch andere Verfügungen auch einige Städte, namentlich Berlin, Potsdam, Brandenburg,

* A. Büsching, Charakter Friedrichs II. Karlsruhe 1789, S. 178.

Breslau, ferner Ostfriesland und das gewerbreiche schlesische Gebirge von der Kantonspflicht ganz ausgenommen. Es wurde diese überhaupt erträglicher gemacht, insbesondere die jährliche Beurlaubung von neun auf zehn Monate erhöht, und die Werbung in der Fremde gesteigert. Es sollten fortan in jeder Kompanie von 136 Mann höchstens 60 und in jeder Schwadron von 158 Mann auch nur höchstens 60 Kantonisten sein. Es wurden daher nun jährlich 7 bis 8000 Mann geworben.

Noch immer sah man, wenn auch nicht ganz so sehr wie unter Friedrich Wilhelm I., beim Soldaten auf Größe des Körpers; danach richtete sich der Preis des Anzuwerbenden und der Wert des Ausgehobenen, sowie die Entschädigung, die ein Kompanie- oder Regiments-Inhaber dem andern für einen Mann zu zahlen hatte. Friedrich II. setzte daher, um Streit darüber zu verhindern, im Jahre 1744 (durch Kabinettsordre an den General von Saldern vom 29. Januar) eine Taxe fest. Danach galt ein 6 Fuß langer Mann 300 Thaler, einer von 5 Fuß 11 Zoll 200 Thaler, 10 Zoll 140, 9 Zoll 100, 8 Zoll 40, 7 Zoll 24 Thaler und einer, der das zulässigerweise geringste Maß, nämlich nur 5 Fuß 6 Zoll hatte, 16 Thaler; das heißt, so viel betrug sein Handgeld.

Im Jahre 1744 wurde auch das erste Feld-Artillerie-Regiment geschaffen. Friedrich Wilhelm I. hatte nur wenig Artillerie gehabt, nämlich 10 Kompanien. Diese zerfielen in 1 Bataillon Feld-Artillerie (6 Komp.) und 1 Bataillon Garnison-Artillerie (4 Komp.). Friedrich fügte nach seinem Regierungsantritt noch 1 Bataillon Feld-Artillerie hinzu (1741) und vereinigte diese beiden Bataillone dann 1744 zu einem Feld-Artillerie-Regiment. 1758 kamen darauf 2 neue Kompanien Feld-Artillerie hinzu, und das Regiment zerfiel nun in 3 Bataillone. Bis 1772 wurde dann die Feld-Artillerie bis auf 4 Regimenter (zu 2 Bataillonen) vermehrt. 1759 errichtete Friedrich das erste Bataillon reitender Feldartillerie; diese reitende Truppe erhielt aber erst unter Friedrichs Nachfolger eine selbständige Organisation (1787). Die Musik der Artillerie bestand aus 16 Dudelsackpfeifern, 4 Schalmeibläsern und 4 Bockpfeifern; ihre Tracht war eine sehr eigentümliche.

In demselben Jahre 1744 ordnete Friedrich ferner das Sanitätswesen neu, indem er zwölf französische Chirurgen aus Paris kommen ließ und sie unter die Aufsicht des General-Chirurgus der Armee stellte. Die beiden ältesten dieser Wundärzte wurden „Maitres“ genannt und erhielten 3000 Thaler Gehalt, die anderen hießen „Kompagnons“ und bekamen nur 300 Thaler. Sie waren in den Feldlazaretten thätig, die unter bestimmten „Kommandanten“ standen; ein solcher war z. B. einmal in Leipzig Major Ewald von Kleist, der bekannte Dichter. Bei jedem Infanterie-Regiment befand sich außerdem ein Regiments-Chirurgus und zwölf Kompanie-Feldscheere.

Wie nach Lage der Dinge nicht zu verwundern ist, befanden sich unter den gemeinen Soldaten viele Taugenichtse, und waren die aus der Fremde Geworbenen zum größten Teile der Auswurf aller Länder. Daher mußte denn

auch die Kriegszucht, die solche Leute in Ordnung halten sollte, barbarisch streng bleiben.

Von den jungen Offizieren forderte der König nicht allein untadelhaftes Betragen und Kenntnisse, sondern auch Geist. Alle sollten mit Leib und Seele dienen; daher sah er es nicht gern, wenn die Offiziere heirateten; Husarenoffiziere der unteren Grade durften es gar nicht, und die höheren Offiziere nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs. Die Obersten und Generale sollten nicht nur die Manneszucht aufs strengste beobachten und darin für ihre Untergebenen verantwortlich sein, sondern auch die Eigenschaft besitzen, in dringenden Fällen ihren Entschluß auf eigene Hand zu fassen. Ausschweifungen, Spiel und Trunk ließ der König nirgends einreißen. Von den Gemeinen durfte höchstens der dritte Mann verheiratet sein. Dagegen gab es z. B. bei der Garde sogenannte „Liebstenscheine", d. h. der Kompaniechef erlaubte, daß der Soldat mit einem Frauenzimmer, welches er irgendwo eingemietet, in wilder Ehe lebte. Scheidungen solcher Verhältnisse fanden selten statt. Von den Kindern der Soldaten, den sogenannten „Eisenkindern", wurden die Knaben in der Regel wieder Soldaten, die Mädchen oder, wie der preußisch-littauische Ausdruck war, die „Margellen", wurden Soldatenliebsten.

Jährlich vom Februar bis Juni bereiste der König die Provinzen und musterte überall die Regimenter, führte auch, um die Offiziere im größeren Dienst zu üben, große Feldmanöver ein. Seine eigenen Erfahrungen und Erfindungen im Kriegsfach legte er in einem Buche nieder, welches er seinen Generalen zum Studieren mitteilte, übrigens geheim hielt. Da die Gleichförmigkeit in allen Äußerlichkeiten viel Einfluß auf den mechanischen Teil der Taktik hat, so wurde das Drillen unablässig fortgesetzt. Auf beides, den kleinen wie den großen Dienst, legte der König viel Wert. Er war daher bei den Musterungen schonungslos streng, furchtbar schon sein zorniger Adlerblick, und ein donnerndes „Scher Er sich zum Teufel" fegte ohne Ansehen der Person den General aus dem Dienst, dessen Regiment nicht zur Zufriedenheit erschien. Aber dafür waren auch die Truppen unübertrefflich in Zucht und in militärischer Fertigkeit. Die fremden Gesandten staunten, wenn sie bei den Übungen sahen, wie die Schwadronen in vollem Lauf auf das erste Signal halt machten und eine treffliche Ordnung behaupteten, oder wie eine Infanterielinie von 19000 Mann vorrückte, 80 Schritt in einer Minute, so gerade, als wenn sie nach der Schnur abgemessen wäre. Übrigens richtete Friedrich alle Übungen zu einem Zwecke ein, zum Siege in der Feldschlacht; auf den Krieg war alles berechnet. Der stärkste und edelste Trieb zum Siege, die Vaterlandsliebe, fehlte einem großen Teile seiner Soldaten, den fremden Geworbenen. Das konnte Friedrich nicht ändern und war in den übrigen Staaten nicht anders. Um so mehr kam es ihm darauf an und war sein vornehmstes Bemühen, die kriegerische Tugend des Heeres auch im Frieden aufrecht zu erhalten. Er setzte sie in drei Dinge: Ordnung, Gehorsam und Tapferkeit. Die zur Gewohnheit gewordene Ordnung bewirke, daß in der dringendsten Gefahr

die Verwirrung der Preußen doch noch mehr Haltung in sich habe als der gewöhnliche Zustand des Feindes. Der Gehorsam mache, daß niemals über die Ausführbarkeit einer gebotenen Unternehmung hin und her geredet, daß allemal auf der Stelle zur Ausführung geschritten werde, und daß niemand verzweifle. Die Tapferkeit beruhe darauf, daß die Offiziere nur von den Waffen ihr Glück erwarteten, nur darin ihren Ehrgeiz fänden, und daß auch der Soldat Zutrauen zu sich selbst habe und es als Ehrenpunkt betrachte, niemals zu weichen.

Im Jahre 1752 bestand das Fußvolk aus 48 Feld- und 13 Garnisonregimentern, zusammen 123 Bataillonen, jedes durchschnittlich zu 870 Köpfen, im ganzen 106 000 Mann; die Reiterei aus 80 Schwadronen Husaren, jede zu 120 Mann, und 130 Schwadronen Kürassiere und Dragoner, jede zu 158 Mann, insgesamt etwa 30 000 Mann; das ganze Heer also (bei einer Einwohnerzahl von 5 Millionen) aus 136 000 Mann. Der König vermehrte es indes noch von Jahr zu Jahr. Denn durch die Eifersucht der großen, die Mißgunst der kleinen Staaten von allen Seiten bedroht, mußte er immer Gewehr bei Fuß stehen; Nachbar und Feind waren für ihn dieselben Begriffe: daher bei jeder Steigerung seiner Einkünfte immer sein erster Gedanke, ob er nicht ein paar neue Regimenter errichten könne.

Eben deshalb blieb er auch im Finanzwesen dem System seines Vaters treu; er ließ es im wesentlichen, wie es war. Aber er schärfte dem Generaldirektorium ein: „Das Plus ist verflucht, welches durch das Unglück anderer Leute gemacht wird. Und wenn in Steuersachen zwischen einem königlichen Amt und einem Rittergut ein Streit ausbreche, so solle das Direktorium lieber dem Könige unrecht thun als dem Gutsbesitzer; denn was für ihn ein kleiner Verlust sei, das rette diesen oft vom Untergang.“ Er suchte, wo er konnte, die Lasten zu erleichtern. „Das Herz blute ihm“, sagte er einmal, „wenn er an zwei Auflagen denke, das Servis in den Städten und die Kavalleriegelder auf dem platten Lande; er würde sie so gern aufheben, aber der Zustand der Kassen gestatte es noch nicht.“ Mit den Einkünften Schlesiens, die unter seiner Verwaltung rasch auf $3\frac{1}{2}$ Millionen Thaler stiegen, beliefen sich die gesamten Einnahmen des Staats im Jahre 1752 auf mehr denn 13 Millionen Thaler, und im Schatze lagen damals schon wieder 7 Millionen, zu denen jährlich zwei hinzugefügt wurden. Er gedachte, ihn allmählich auf 20 Millionen zu bringen, um eintretenden Falles die nötigen Mittel zu vier Feldzügen im Vorrat zu haben. Der Schatz war ja ein sehr wesentliches Stück der Staatskraft. „Ohne Schatz“, sagte Friedrich II., „würde ich außer stande sein, Krieg zu führen, oder Hilfsgelder annehmen müssen und damit von fremden Mächten abhängig werden.“ Auch hat er beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges 14 Millionen im Schatz gehabt.*) Jener finanzielle Erfolg war aber auch

*) Genauer: in dem großen Tresor 13 177 919 Thlr. 5 Gr. 9 Pf.
„ „ kleinen „ 866 655 „ 3 „ 2 „
14 044 574 Thlr. 8 Gr. 11 Pf.
Blumenthals Bericht. S. v. Sybels Ztschr. 1890, S. 276.

das Ergebnis einer seltenen Sparsamkeit. Für sich selbst nahm der König jährlich nur 190 000 Thaler; davon verbrauchte er für Reisen 20 000, für Besoldung und Pension des Hofstaats 17 000, für die Königin-Mutter 50 000, für seine drei Brüder je 12 000, für die beiden Schwestern je 3000 Thaler. Er bekümmerte sich um die geringsten Kleinigkeiten des Staatshaushalts, um, wo es mit Anstand möglich war, zu sparen; die Höflinge meinten bald, er sei fast geiziger als sein Vater. Aber er wußte, wie sauer es dem Volke fiel, die Abgaben aufzubringen, und hielt es daher für die größte Sünde, mit dem Gelde des Landes verschwenderisch umzugehen. Er legte auch keine neuen Steuerlasten auf; denn die vorhandenen waren schon schwer genug, wenn sie auch das Land nicht eigentlich bedrückten.

Überhaupt ging er in der Pflege der Steuerkraft die Wege seines Vaters. Den Landbau, den er immer als die Grundlage des Wohlstandes im Staate betrachtete, hat er, wo er nur konnte, gefördert. Ansiedler aus dem sächsischen Voigtland, aus der Pfalz und vom Rhein, auch böhmische Hussiten wurden herbeigezogen, wüste Landstriche in Kultur genommen. In den Wäldern und Brüchen Pommerns gründete er 59 Ansiedelungen; bis zum Jahre 1755 hob sich die Bevölkerung des platten Landes in dieser Provinz von 228 559 auf 280 342 Seelen. Im ganzen legte er während dieser Zeit des Friedens etwa 280 neue Dörfer an. Sehr verdienstvoll war die Entwässerung des zwischen Küstrin und Wriezen gelegenen, 11 Quadratmeilen großen **Oderbruchs**, die er in den Jahren 1746 bis 1753 vollführte. Die Berge zwischen Hoch- und Niederwriezen wurden durchstochen und ein Kanal gegraben, der den Strom ableitete. Bald kam hier eine neue Landschaft zum Vorschein, die nun unter dem Einfluß von Luft und Sonne ein fruchtbares Feld für den Anbau wurde und sich rasch mit Dörfern bedeckte. 1200 Familien siedelte der König hier an, und 520000 Thaler kostete ihm das ganze Werk. „Ich habe hier im Frieden eine neue Provinz erobert", sagte er, als es fertig war, mit gerechtem Stolze.

Eine Menge von Vorschriften und Weisungen sollte ferner der Landwirtschaft immer mehr aufhelfen. Der König befahl z. B., auf dem Lande alle leeren Plätze mit Obstbäumen zu bepflanzen, neben den Häusern Gemüse- und Hopfengärten anzulegen; forderte die Bauern auf, Flachs, Wein, Waid, Kümmel, Anis, Safran, Luzerne, Rübsen und Kartoffeln zu bauen; schenkte der Stadt Potsdam auserlesene Weinstöcke zum Anpflanzen; befahl nicht nur in der Mark, sondern selbst in Pommern Maulbeerbäume anzupflanzen; ließ (1748) — der erste in Deutschland — zur Verbesserung der Schäfereien Merino-Widder aus Spanien kommen. Unermüdlich war er mit seinen guten Ratschlägen und Anregungen. „Warum baut man keinen Buchweizen?" fragt er hier. „Ihr müßt Stiere zur Zucht aus Podolien beschaffen!" mahnt er dort. „Es muß viel mehr Obst und Gemüse gezogen werden", wiederholt er anderwärts, wenn er auf seinen jährlichen Reisen zur Besichtigung der Truppen in die Dörfer kommt. Und immer schärfte er den Landräten, die ihn dabei begleiten mußten, ein, seine Absichten weiter zu fördern.

Allein dies stete Treiben und Drängen nützte doch weit weniger, als er sich davon versprach. Es hätte die Lage des Landmannes von Grund aus umgestaltet, derselbe hätte zum völlig freien Manne mit ganz freiem Besitz gemacht werden müssen, wenn eine Kultur, wie der König sie wünschte, erblühen sollte. Woher sollte dem Bauer, dessen Land, Zeit und Kraft fast überall ganz oder zum größten Teil der Gutsherrschaft gehörte, woher sollte ihm der Trieb kommen, sich so eifrig zu bemühen? Aber ihn zu einem freien Erbbesitzer zu machen — das wäre eine Revolution gewesen, welche Friedrich nicht in den Sinn kommen konnte. Denn woher die Entschädigung nehmen für so ungeheure Opfer, die der Adel hätte bringen müssen? Mit Gewalt aber dessen Eigentum und Vorrechte in einem so großen Maßstabe zu beschneiden, das hätte ihm nicht nur ungerecht, sondern auch für den Staat schädlich geschienen, weil der Adel es war, der die Offiziere lieferte, und weil auf dem Heere der Staat beruhte. Übrigens war der Sinn des niederen Volkes selber auf solchen Umsturz jetzt noch nicht gerichtet, war vielmehr knechtisch; mußte doch der König noch im Jahre 1783 den gemeinen Leuten in Schlesien, welche ihm Bittschriften überreichten, durch Kabinettsordre verbieten, auf die Erde niederzufallen; sie sollten nur vor Gott knieen. Friedrich war denn auch weit entfernt von dem Gedanken, die überkommenen Besitzrechtsverhältnisse des Landmanns umzuwerfen. Wohl aber suchte er die Lage der Bauern einigermaßen zu erleichtern. Er befahl dem Generaldirektorium (1747), gründlich zu untersuchen, ob die Domänenpächter bisher den Bauern hart gefallen oder christlich mit ihnen umgegangen und auf ihre Erhaltung thätlich bedacht gewesen. „Ist der Amtmann", sagte er, „ein Bauernplacker, so soll er, wenngleich er sonst gut gewirtschaftet und richtig gezahlt hat, aus dem Amte geschafft und ein anderer, billiger, ehrlicher Pächter aufgesucht werden." Jeder Kammerpräsident, der über Bitten der dürftigen Unterthanen um Nachlaß saumselig und zu spät berichte, solle 30 Dukaten Strafe zahlen. Auch befahl er, die Fronden der Bauern sowohl auf den Domänen als auf den adligen Gütern zu beschränken; wöchentlich fünf oder gar sechs Tage für die Gutsherrschaft zu scharwerken, sei für den gemeinen Mann unerträglich. Da müsse einmal durchgegriffen werden; die Bauern sollten wöchentlich nur drei Tage dienen. Indessen die Beamten, Domänenpächter und Edelleute hielten gegen den Bauer zusammen, und die Befehle fruchteten wenig. Ebenso vergeblich bemühte sich der König, die Adligen im guten zur Aufhebung der Leibeigenschaft und der Erbunterthänigkeit zu bewegen, wie er selbst wenigstens auf seinen Littauischen Domänen vielfach that, und zur Gewalt mochte er in diesem Punkte eben nicht greifen. Dagegen setzte er eine bessere Behandlung der Landleute durch. Er befahl (1749), ein Beamter, der einen Bauer mit dem Stock schlage, solle mit sechsjähriger Festungsstrafe belegt werden. Er bestrafte einen Grafen Frankenberg zu Grädițberg, der seine Bauern tyrannisierte, und jagte dadurch auch den andern kleinen Despoten in Schlesien einen heilsamen Schrecken ein; unter ihm durfte der Gutsadel seine Gewalt nicht mißbrauchen. Ebensowenig durften die Haupt-

leute und Obersten fortfahren, die Enrollierten gewissermaßen als Leibeigene zu behandeln und für Beurlaubung ihnen Geld abzupressen. Mit einem Wort, er duldete überhaupt nicht, daß Gewaltsamkeiten, sei es von den Herrschaften oder den Behörden, gegen die Unterthanen verübt wurden; man sollte ihm nicht durch Bedrückung die Leute aus dem Lande scheuchen, nicht durch Mißhandlung die Soldaten aus Reih' und Glied treiben.

Die Städte blieben durchaus abhängig von der königlichen Verwaltung; aber der König nahm darauf Bedacht, daß jeder bei seinem Gewerbe bestehen könne. So z. B. verbot er, zu Gunsten königlicher Domänen den Städten das Recht des Bierausschanks zu beschränken; das sei gottlos und strafbar, „indem dadurch den Bürgern ihre Nahrung entzogen und der Hals abgeschnitten werde." In der Beförderung der Industrie, die er die rechte Quelle des Mehrertrags für den Staat nannte, faßte er weitere Gesichtspunkte als Friedrich Wilhelm I., insofern er nicht nur die alten Gewerbe verbesserte, sondern auch neue einführte und nicht den Luxus verhindern, sondern nutzbar machen wollte. Damit das Geld, das für fremde Fabrikate ins Ausland ging, im Lande selbst verdient werde, zog er auch geschickte fremde Handwerker und Fabrikanten herbei, die Einheimischen zu unterrichten und anzuspornen, und schützte die einheimische Arbeit durch Verbot fremder Ware. Diesen Schutz hielt er, wenn Preußen sich im Warenbezug der Abhängigkeit vom Auslande entwinden und eine eigene Industrie bekommen sollte, für durchaus notwendig. Wie sein Vater trieb er nicht bloß unablässig zum Fleiß, sondern legte auch selbst neue Fabriken an, z. B. 1743 in Eberswalde eine Eisen- und Stahlfabrik, in der Mark (1753) ganze Wollspinner-Dörfer. So kam auch mancher jüngere Industriezweig, namentlich die Zuckersiederei und die Papierfabrikation, mit geringerem Erfolg die Seidenfabrikation in Aufnahme. 1741 wurde die Kattundruckerei, 1744 die Baumwollen-Spinnerei und Weberei eingeführt. Wie sehr seine Fürsorge bis ins einzelne ging, ersieht man aus Aufzeichnungen, die er zu seiner eigenen Erinnerung einst auf einer Reise in Schlesien gemacht hat. „In Schweidnitz und Neiße", bemerkte er, „fehle es noch an Ziegeldächern, er müsse daran denken, sie zu schaffen; in Schmiedeberg fühle man sich von der Kaufmannschaft gedrückt, die Sache verdiene Überlegung. In Pleß sei eine neue protestantische Kirche nötig, an anderen Stellen Kirche und Schule zu weit entfernt, um von den Einwohnern benutzt zu werden. Er denkt daran, wie das schlechte Land hie und da zu verbessern, das Holz, dessen man sonst einmal entbehren werde, mehr zu schonen sei. Er merkt sich an, wo es in den Garten an Gemüse oder an Obstbäumen fehle. Striegau bedürfe einer Manufaktur; er wisse nichts anderes, als etwa Vitriol daselbst bereiten zu lassen; aber besonders gebreche es in Oberschlesien an Industrie. In Gleiwitz lasse sich eine Fabrik von Halbbaumwolle und Halbleinen anlegen; in Tarnowitz würden Kunsttischreiner beschäftigt werden können; für Waren wie die Nürnberger, zu denen es an Holz nicht fehle, würden Krakau und Teschen einen guten Markt darbieten. Wie ein Hausvater, der sein Besitztum im ersten

Frühjahr durchschreitet, um sich die Arbeiten des Sommers zu überlegen, bemerkt er an jeder Stelle, woran es gebricht, und was sich thun lasse.“ *)

Hungersnöte, wie sie bei Mißwachs damals anderwärts nicht selten eintraten, z. B. 1770 in Böhmen, und wie sie noch in neuester Zeit z. B. während des Winters 1867/68 in der Provinz Ostpreußen eingetreten sind, konnten unter Friedrichs bevormundendem Regiment nicht vorkommen. Er beherrschte, wie schon sein Vater gepflegt, durch stets gefüllte Speicher die Getreidepreise und hielt sie in bestimmten Schranken; der Scheffel Roggen sollte nie weniger als 16 Groschen (2 Mark unseres Geldes) und nie mehr als 1 Thaler 8 Groschen (4 Mark) gelten. Diese Grenzen hat derselbe denn auch in der That während der ganzen langen Regierung Friedrichs des Großen selbst nach Mißwachs und im Kriege nur selten und wenig überschritten. Denn er galt beispielsweise im Juni 1740 1 Thaler 12 Groschen, im Juni 1762 4 Thaler schlechtes (etwa 2 Thaler gutes) Geld und im Juni 1772 1 Thaler 18 Groschen.

Manchmal freilich schadete diese unabläßige Einmischung. Denn um nur das Geld im Lande zu behalten, wurde der Unterthan nicht selten gezwungen, statt guter ausländischer Ware schlechte einheimische zu kaufen. Doch dies hing mit dem ganzen volkswirtschaftlichen System des Königs notwendig zusammen, welches schutzzöllnerisch und bevormundend war und sein mußte, weil die einheimische Arbeit und Unternehmungslust gegenüber der ausländischen noch sehr des Schutzes und der Anregung bedurfte. Auch waren die Erfolge der Regierung selbst auf dem Gebiete des Handels im ganzen bedeutend; die allgemeine Handelsbilanz ergab z. B. für das Jahr 1753 eine Gesamtausfuhr des Landes von $22^2/_3$ Millionen Thaler und eine Gesamteinfuhr von 17 Millionen, also einen Überschuß von mehr als 5 Millionen.**) Das Beste, was Friedrich zur Beförderung des inneren Verkehrs that, waren seine Kanalbauten. Er ließ in den Jahren 1743 bis 1745 den $4^1/_2$ Meilen langen Plauenschen Kanal von der Havel über Genthin in die Elbe, in den Jahren 1744 bis 1746 den $6^1/_2$ Meilen langen Finow-Kanal zur Verbindung der Havel mit der Oder anlegen, baute 1740 den Swinekanal und 1746 die Stadt Swinemünde. Hierdurch und durch Ermäßigung der Oderzölle hob sich der Oderhandel und besonders die Stadt Stettin ganz ungemein. Viele Waren, die man bisher über außerpreußische Hafenplätze bezogen, wie französische Weine, Spezereien, Farbstoffe über Hamburg, russisches Leder über Lübeck, ließ man jetzt über Stettin kommen.

Damit hob sich zugleich der auswärtige Verkehr; auch die preußische Seeschiffahrt nahm zu; wie denn im November 1747 zum erstenmal unmittelbar aus Livorno kommend ein für schlesische Rechnung befrachtetes Schiff mit Waren aus Italien und der Levante in den Stettiner Hafen einlief. Viel ver-

*) Ranke, Neun Bücher preußischer Geschichte, III. 413.

**) Vgl. J. Droysen, Geschichte der preußischen Politik V. 3, Leipzig 1881, S. 36.

sprach sich der König auch von Emden; er machte 1751 diesen Platz zum Freihafen und stiftete hier eine asiatische und eine bengalische Handelsgesellschaft. Die Absicht war, die indischen Waren nicht mehr wie bisher aus zweiter Hand, sondern von den Ursprungsorten zu holen, überhaupt die junge preußische Kauffahrtei in großem Maßstabe am Welthandel zu beteiligen. Allein diese Hoffnungen erfüllten sich doch wenig; die Vorhand der alten Seemächte war noch zu stark. Immerhin wurde einiges auch in dieser Richtung geleistet.

Wenn Zunahme des Wohlstandes und der Bevölkerung ein günstiges Zeugnis für die Regierung ist, so muß man sagen, Friedrichs Bemühungen um die Pflege des Nährstandes waren überaus heilsam und segensreich. Denn daß der Wohlstand beträchtlich wuchs, bewies die Steigerung des Steuerertrages, da neue Auflagen nicht hinzugekommen waren; die Accise z. B. hob sich vom Jahre 1746 bis zum Jahre 1752 um 140 000 Thaler. Auch die Einwohnerzahl stieg in den alten wie in den neuen Provinzen sehr bedeutend; sie betrug 1756 im ganzen preußischen Staate 5 Millionen.

Das größte Verdienst in der inneren Verwaltung erwarb sich Friedrich um die Rechtspflege. Er fand sie ganz verwahrlost, zumal auf dem platten Lande. Dort hatten die königlichen Amtleute die Justizverwaltung gepachtet und übten sie meistens ohne Sachkenntnis und nur als Erwerbsquelle. Es gab z. B. in der Neumark nicht einen einzigen verpflichteten und rechtskundigen Gerichtsverwalter. Sie erhöhten willkürlich die Sporteln, und ihr corpus juris war der Stock. Sie samt ihren Gerichtsverwesern lebten vom Raube. Die Obergerichte waren auch voll Mißbräuche; die schlecht besoldeten Räte legten sich auf Nebenverdienste, die Richter verschleppten die Akten. Die Advokaten waren großenteils unwissende Menschen; viele hatten ihre Stellen gekauft. Die Prozesse waren langwierig und kostbar; in der Regel verlor der Arme, gewann der Reiche. Friedrich Wilhelm I. hatte gemeint, diesen Zustand dadurch verbessern zu können, daß er willkürlich in den Gang der Rechtspflege eingriff und selbst entschied. Aber damit half er doch nur in einzelnen Fällen, und zuweilen machte sein Einschreiten die Verwirrung nur ärger; es bedurfte einer gründlichen Reform. Diese nahm nun Friedrich II. vor. Er beauftragte den Justizminister Cocceji, den Verfall der Justiz bis in die Wurzeln zu untersuchen und abzustellen. Cocceji, trotz seiner 70 Jahre ungemein rüstig und thatkräftig, legte schon im März 1746 seinen Entwurf vor; derselbe ging auf drei Punkte, Umbildung der Kollegien, des Verfahrens und der Gesetzgebung, und erlangte in allen Stücken die volle Zustimmung des Königs. Die Reform wurde nun zuerst in Pommern, wo die Mißbräuche himmelschreiend waren, sodann in den andern Provinzen eingeführt, und die Landstände gaben bereitwillig eine Geldbeihilfe für die Kosten des Werkes her. Zunächst erschien 1747 der Codex Fridericianus, ein Gesetzbuch, welches die neue Gerichtsordnung enthielt. Die Obergerichte wurden danach mit lauter gelehrten, erfahrenen und zuverlässigen Richtern besetzt, die bei hinreichender

Besoldung sich ganz ihrem Amte widmen konnten; die Untergerichte kamen wieder in die Hände wirklicher Juristen. Neu war das Institut der Auskultatoren und Referendarien. Die Gebühren wurden ermäßigt und festgestellt, die Prozesse rasch und ohne Schikanen erledigt.

Der Haupterfolg der Coccejischen Reform bestand jedoch darin, daß sie den preußischen Juristenstand gleichsam neu begründete, ihn auf seine eigentliche Bestimmung hinwies und ihm die Möglichkeit verschaffte, seinem Berufe zu leben; ferner darin, daß die Rechtspflege von der Verwaltung getrennt und nur wissenschaftlich Befähigten anvertraut wurde. Friedrich enthielt sich den Gerichten gegenüber jeder Eigenmächtigkeit. „Ich habe mich entschlossen," sprach er, „den Gang der Prozesse nie zu stören. Die Gesetze müssen sprechen und der Souverän schweigen." In der That kam es ausnehmend selten vor, daß er ein gerichtliches Urteil abänderte, und dann nur in den Fällen, wo er überzeugt war, man habe ungerecht entschieden, oder das Gesetz sei zu hart. Und wenn er hier zuweilen eingriff, so geschah es allemal zu Gunsten der Armen und Gedrückten gegen die Großen und Reichen; wie er z. B. nicht dulden wollte, daß man einen armen Wilddieb um eines geschossenen Hasen willen auf zwei Jahre ins Zuchthaus stecke, während die Gesetze gegen weit größere Verbrechen viel milder waren. Überhaupt behielt er allein sich das Recht vor, die grausamen Strafen, welche die Gerichte nach Lage der Gesetzgebung damals erkannten, zu bestätigen oder zu verwerfen. Er wollte die Gründe jedes Todesurteils selbst prüfen, er allein willkürliche Verhaftung und Einsperrung, wenn sie nötig war, verfügen; „seinen Beamten und Ministern wollte er die gefährliche Waffe der Eigenmacht nicht anvertrauen, wie in den anderen Staaten seiner Zeit geschah, wo Minister, Mätressen, Hofleute oder der erste beste Beamte über Leben, Freiheit und Eigentum des Staatsbürgers verfügten. Die Festungskommandanten durften durchaus keinen Gefangenen annehmen ohne einen von dem Könige eigenhändig unterzeichneten Befehl, durch welchen die Natur und Dauer der Haft genau vorgeschrieben war. Dies war damals in keinem anderen Staate der Fall und ein Mittel, daß sich niemand hierin die geringste Ungerechtigkeit erlauben durfte.*) Übrigens übte Friedrich selbst jene strenge Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person, die er den Richtern zur Pflicht machte. Er schärfte den Justizbehörden ein, die Rechtssachen nicht nur zu entscheiden, sondern auch in Ausführung zu bringen und sich dabei auch durch königliche Verordnungen nicht stören zu lassen. Denn ihre höchste Pflicht sei die Justiz, auf die sie geschworen.

Diese neue Rechtsordnung sicherte also Personen und Eigentum gegen Willkür und gewaltsame Eingriffe der Verwaltung, indem sie jeden unter die alleinige Herrschaft der Gesetze stellte. So gab sie dem Unterthan das Selbstgefühl und das Bewußtsein eines Rechtsdaseins und machte den preußischen Staat, der bis dahin ein Militärstaat war, auch zu einem Rechtsstaat. Die

*) Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts II. 274.

Justiz bekam also zugleich einen politischen Beruf; eben darum nahmen die Stände überall im Lande einen lebendigen Anteil daran. Sie priesen das Unternehmen des Königs als ein herrliches, vaterländisches Werk. Cocceji entwarf 1749 auch ein allgemeines deutsches Landrecht, welches, in der Vernunft und Landesverfassung gegründet, die Herrschaft des römischen Rechts beschränken und ein zeitgemäßes deutsches Gesetzbuch darstellen sollte. Das war der Anfang des späteren „preußischen Landrechts", dessen Vollendung der hochverdiente Mann nicht mehr erlebte. Von seinem Könige mit Ehren überhäuft und zum Großkanzler erhoben, starb er im Jahre 1755. Wie hoch ihn Friedrich schätzte, besagt auch der Nachruf, den er ihm widmete, mit dem schönen Worte: „Cocceji war wie Tribonian für die Gesetzgebung und das Glück der Menschen geboren." *)

Wie in der Justiz so hielt der König den Grundsatz: „Gleichheit vor dem Gesetz" auch in den kirchlichen Verhältnissen fest. Die Religionen wurden alle von ihm geduldet, und sie sollten gleiche Duldung unter einander üben. Als nach der Schlacht bei Hohenfriedberg die protestantischen Bürger dieses Städtchens ihm glückwünschend entgegenkamen und in der Erregung des Augenblickes ihn baten, nun ihrerseits über die Katholiken herfallen und für die früher von denselben erlittene Unbill Rache nehmen zu dürfen, verwies er ihnen solch unchristliches Begehren mit dem Bibelwort: Vergebet euren Feinden! „Ich bin neutral", sagte er ein andermal, „zwischen Rom und Genf; wer den andern beeinträchtigt, wird verurteilt." Die Reformierten, bisher in Schlesien ausgeschlossen, erhielten hier jetzt Religionsfreiheit, ebenso wie die Lutheraner. Die katholische Geistlichkeit in Schlesien wurde nicht bedrückt, aber mit ihrer Herrschaft war es vorbei; sie mußte sich in das Staatswesen, wie es in Preußen war, schicken lernen, und dies wurde ihr erleichtert, weil der gemäßigte, friedliebende Mann, der damals auf dem Bischofsstuhl von Breslau saß, die Duldsamkeit des Königs auf jede Weise unterstützte. So bildete sich zwischen beiden Teilen ein gutes Einvernehmen. Gern erlaubte der König den Katholiken auch den Bau einer katholischen Kirche zu Berlin (der Hedwigskirche). Aber gehorchen mußte ihre Geistlichkeit ihm eben so gut wie die evangelische. Als das Domkapitel in Breslau sich seinen Bestimmungen über den Nachfolger des Bischofs (1743) widersetzte und in Briefwechsel mit Rom und Wien trat, wurden die Domherren scharf verwarnt: „Ich habe und will euch im Gewissen und in der Religion nichts thun", sprach er zu den Versammelten, „aber wenn ihr fortfahrt, mit dem Auslande zu konspirieren und meinen Willen nicht zu thun, so habe ich Festungen, ungehorsame Leute dort einzuverren. Wenn ich euch alle auf einmal fortgejagt hätte, kein Hahn würde danach gekräht haben." Er setzte seinen Willen durch; nach langem Straüben wählte das Kapitel, als Sinzendorf 1747 gestorben war, den Domherrn Grafen Schaffgotsch zum Bischof. Eben so wenig durften die katholischen

Geistlichen in Schlesien ihre früheren Rechte über Evangelische behalten; hinsichtlich der gemischten Ehen bestimmte der König schon 1743, daß die Söhne in der Religion des Vaters, die Töchter in der Religion der Mutter erzogen würden; übrigens stellte er es durchaus jedem frei, sich zur katholischen oder zur evangelischen Kirche zu bekennen. Die übergroße Anzahl der katholischen Feiertage wurde beschränkt; außer den Sonntagen sollten die Katholiken nur noch 13, die Evangelischen 9 Festtage feiern. Die Evangelischen in Schlesien erbauten sich bis zum Jahre 1750 über 200 neue Kirchen; dennoch stieg ihre Zahl bei weitem nicht wieder so hoch, als sie vor dem dreißigjährigen Kriege gewesen. Zu große Verheerungen hatte die kirchliche Reaktion unter dem habsburgischen Zepter hier angerichtet. Auch hatte ihnen Friedrich zwar die kirchlichen Rechte, aber nicht die ihnen unter der österreichischen Herrschaft entrissenen Kirchen- und Pfarrgüter zurückgegeben.

Obgleich nun der König unparteiische Gerechtigkeit gegen beide Kirchen übte, so wußte er doch gar wohl, daß nur die evangelische ihn von Herzen liebte, und daß sein Staat wesentlich ein protestantischer war. Aus politischen Gründen beharrte er denn auch in der Stellung des obersten Vertreters der deutschen Protestanten, die dem Könige von Preußen naturgemäß zukam. Ihm selbst waren die Glaubensmeinungen gleichgiltig; aber als Staatsmann erkannte er, wie unendlich wichtig sie für die Menschheit seien. Er hielt darauf, daß das Volk in seinem religiösen Glauben nicht erschüttert würde, und er schickte einmal einen Buchhändler auf sechs Monate nach Spandau auf die Festung, weil derselbe eine deutschgeschriebene, also dem großen Publikum zugängliche Spottschrift gegen die christliche Religion verbreitet hatte. Dem wegen seiner rationalistischen Lehre aus andern deutschen Staaten verwiesenen Theologen Edelmann verstattete er zwar den Aufenthalt in Berlin. Derselbe hatte unter allen Deutschen zuerst es gewagt, drucken zu lassen, Jesus sei ein bloßer Mensch gewesen, von Gott mit vortrefflichen Gaben ausgerüstet, um eine Religion der Liebe und Vernunft zu lehren; die Welt sei ewig, die Seele unsterblich und ein Teil Gottes; es gebe weder Engel noch Teufel; die Bibel sei von Menschen geschrieben; die Gründe unserer Erkenntnis beruhten allein in der Vernunft, in der Erfahrung und Wahrscheinlichkeit. Als Edelmann aber diese Lehren durch Schriften und auf der Kanzel verkündete, wofür ihm das Volk (1748) die Fenster einwarf, ließ ihm der König das Predigen untersagen und seine Schriften als gemeinschädlich verbieten. Dagegen lehnte er es ab, ihn, wie die Geistlichen verlangten, für seine Ketzerei zu bestrafen. Edelmann wurde nicht weiter behelligt; er lebte ruhig in Berlin bis an seinen Tod (1767).

Ein Staat, dessen Lebensprinzip die unbedingte Hingebung aller an den Fürsten, als an die Seele des Staates, war, konnte nicht wohl die Preßfreiheit gestatten. Eine solche verträgt sich überhaupt nur mit Gemeinwesen, in denen das Volk der Bevormundung von oben her wirklich entwachsen ist. Dies war in Preußen so wenig wie anderwärts auf dem europäischen Festlande der Fall, etwa Holland ausgenommen. Daher kam Friedrich II. sehr bald von jener

unbeschränkten Entzügelung der Presse, die er bei seinem Regierungsantritte versucht hatte, wieder zurück und führte aufs neue die Censur ein. Schon 1743 erschien die Haude- und Spenersche Zeitung in Berlin statt mit dem früheren Motto: „Wahrheit und Freiheit!“ mit der Umschrift um den preußischen Adler „Mit Königlicher Freiheit“, und 1749 stellte ein königliches Edikt „die ehemalige, seit einiger Zeit in Abgang gekommene Bücher-Censur“ wieder her, „weil,“ so heißt es in der Verfügung, „verschiedene skandalöse, teils wider die Religion, teils wider die Sitten anlaufende Bücher verlegt werden.“ Nur die von der Akademie und den Universitäten herausgegebenen Schriften blieben frei. Aber zu Censoren wollte der König nur vernünftige Männer haben, die nicht jede Kleinigkeit aufmutzten, und er ließ sie ihr Amt mit so großer Freisinnigkeit üben, daß man später glaubte, es habe unter ihm immer völlige Preßfreiheit bestanden, was doch nicht der Fall war. Freilich im Vergleich zu den andern Staaten und zu den beiden folgenden Regierungen war Friedrichs Censur fast Preßfreiheit zu nennen.

Bei dem traurigen Zustande, in welchem sich damals das geistige Leben der Deutschen befand, bei der Geschmacklosigkeit und Roheit fast aller ihrer litterarischen und künstlerischen Erzeugnisse war es dem Könige nicht zu verübeln, daß er die feine französische Bildung, die er selbst besaß, der einheimischen vorzog.*) Er traute den Deutschen auch kein Interesse für Litteratur zu; in der That war ein solches selbst in Berlin so gering, daß eine Litteraturzeitung, die 1750 daselbst von dem Professor Formey herausgegeben ward, aus Mangel an Lesern eingehen mußte. Da er es nun weder für möglich noch für wünschenswert hielt, die Deutschen in den Wissenschaften und Künsten zu Franzosen zu machen, so überließ er sie hier ihrer eigenen Weise. Aber sein Beispiel — die Thatsache allein, daß ein so großer König selber schriftstellerte, selber Mitarbeiter an der Berliner Akademie war und seine Erholung nur in ästhetischen und philosophischen Bestrebungen suchte — die hohe Achtung, die er den fremden Gelehrten und Künstlern erwies, alles dies bewirkte vielleicht mehr, als Kabinettsbefehle vermocht hätten, daß der Sinn für geistige Bestrebungen allmählich erwachte, daß sich fähige Köpfe auf jene Dinge warfen, die Friedrich dem Großen so teuer waren. Der König selbst ahnte von dieser langsamen Erhebung des Nationalgeistes nichts; doch wo er ein höheres Streben wahrnahm, unterstützte er es bereitwillig. So begünstigte er z. B. das Unternehmen des Predigers bei der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin Johann Hecker, der hier im Jahre 1747 eine Schule von ganz neuer Art anlegte, eine „ökonomisch-mathematische Realschule“ mit dem Zweck, junge Leute für das Handelsfach oder für Künste, Gewerbe, Landwirtschaft auszubilden. Man pflegte damals solche neuen Anlagen durch Lotterieen emporzubringen; so geschah es auch bei der Gründung dieser Anstalt. Der König erteilte ihr den Namen einer königlichen Realschule und erwies ihr mancherlei Wohlthaten; nach ihrem

*) A. Reimann a. a. O.

Vorbilde sind später alle anderen Realschulen entstanden, die heute einen so beträchtlichen Teil des deutschen Schulwesens ausmachen. Im ganzen freilich geschah zu dieser Zeit für die Schulen und Universitäten sehr wenig; Friedrich ließ bei ihnen fast alles beim alten. Desto eifriger bemühte er sich um die Akademie der Wissenschaften, die, durch Maupertuis umgestaltet, im Jahre 1744 ihre Sitzungen eröffnete und sich nun auch mit philosophischen Forschungen beschäftigte. Sie war wesentlich französisch, und ihre Denkschriften erschienen in dieser Sprache. Es gab indes unter ihren Mitgliedern außer den Franzosen und französisch gebildeten Schöngeistern doch auch manche tüchtige deutsche Gelehrte, wie den Mathematiker Euler und den Naturforscher Lieberkühn, der die elektrischen Versuche Ludolfs und Winklers weiter verfolgte. Einer der fleißigsten und litterarisch bedeutendsten Mitarbeiter war Friedrich II. selber. Er schrieb in dieser Zeit die Geschichte seines Hauses und Landes, 1746 die Geschichte seiner Zeit und der beiden ersten schlesischen Kriege: Werke, an denen namentlich die große Treue und Wahrhaftigkeit der Darstellung zu rühmen ist.*) Indem nun Friedrich dadurch zeigte, daß sich der Degen mit der Feder gar wohl vereinigen lasse, brachte er die Schriftstellerei als solche zu Ehren — und das war immerhin ein Verdienst auch um die deutsche Litteratur. Einer der besten Dichter, die das alte Preußen überhaupt hervorgebracht hat, Ewald von Kleist, der berühmte Sänger des Frühlings, dichtete damals und war ein preußischer Offizier. Auf anderem Gebiete, als gelehrter Schriftsteller, that sich in dieser Zeit zu Berlin der Geistliche Süßmilch hervor, der Begründer einer wissenschaftlichen Statistik.

Friedrich besaß zu viel Sinn für die Kunst, als daß er nicht gleich nach seinem Regierungsantritt sich beeilt hätte, seine Umgebung durch sie zu schmücken. Zahlreiche Schönbauten gaben Berlin, welches jetzt (im Jahre 1750) 113 000 Einwohner zählte, bald das Ansehen einer europäischen Hauptstadt. Schon 1742 wurde das von Knobelsdorf in edlem Stile erbaute Opernhaus mit einer Graunschen Oper eröffnet. Dann wurden das Akademiegebäude, das Invalidenhaus, die katholische Kirche, die neue Domkirche (1750), der Palast des Prinzen Heinrich (jetzt Universität) gebaut. Der Tiergarten, der bisher mehr einem Jagdrevier glich, ward durch Knobelsdorf 1741 in einen geschmackvollen Park umgewandelt, und auf dem Weinberg bei Potsdam erhob sich (1746) nach einem gleichfalls von Knobelsdorf entworfenen Plane inmitten prächtiger Parkanlagen ein Schloß, welches Friedrich anfangs la Vigne (den Weinberg), dann sein „Sanssouci" nannte. Am meisten jedoch kam die Musik in Aufnahme. Der König verwendete auf die italienische Oper und die französische Bühne, für welche er ein Haus auf dem Gensdarmenmarkt (jetzt „Schillerplatz") bauen ließ, viel Geld. Damit auch in den Schulen die Singekunst besser als bisher betrieben werde, führte er (1746) in ihnen drei Singstunden wöchentlich ein.

*) F. Schwill, Über das Verhältnis d. Texte d. Histoire de mon temps Friedr. d. Gr., Freiburg 1892. — Vgl. Koser, Lehmann u. Wiedemann in d. Hist. Ztschr. Bd. 52, S. 385 ff., Bd. 62, S. 193 ff. u. Bd. 67, S. 290 ff., desgl. Arnheim in den Forsch. 1897, IX. S. 515 ff.

Übrigens drang die Liebe zur Kunst nicht tief in das Volk; sie beschränkte sich mehr auf den nächsten Kreis, der den königlichen Hof umgab.

Nur für eine Art des Schönen hatte Friedrich II. keinen Sinn: für das Glück, welches dem Manne die Liebe der Frau gewährt. Gegen die äußeren Reize des weiblichen Geschlechtes war er frühzeitig unempfindlich geworden, und was Geist und Gemüt des Weibes Schönes bieten kann, dafür empfand er nur kühle Achtung; es zog ihn wenig an. Bei dieser Eigenheit seines Wesens, die ihn mehr und mehr nur am Umgange mit Männern Gefallen finden ließ, wurde ihm das Zusammenleben mit seiner Gemahlin lästig: mit der Hoffnung auf Vaterfreuden gab er daher bald die eheliche Gemeinschaft überhaupt auf, und nachdem aus Anlaß des ersten schlesischen Krieges eine Trennung von seiner Frau eingetreten war, verblieb er denn auch im Frieden bei seinem Junggesellenleben. Seit 1743 war seine Ehe mit Elisabeth nur eine rein formale; er sorgte dafür, daß der Hof sie als Königin ehrte, und daß ihr in ihrem Schlosse Schönhausen bei Berlin, welches ihr von seinem Vater bei ihrer Vermählung geschenkt worden war, und wo sie Hof hielt, nichts abging; aber er selbst wohnte in Berlin oder Potsdam und führte seinen eigenen Haushalt. In den nächsten Jahren besuchte er sie noch zuweilen, wenn sie in Berlin ihren Hof hielt, und speiste bei ihr. Später hörte auch dies auf, und sie sahen einander nur selten und flüchtig bei Hoffesten. Er kam nie nach Schönhausen, und sie durfte nicht zu ihm. Zehrend an der schönen Rheinsberger Erinnerung hoffte sie vergebens, daß jenes kurze Glück ihr wiederkehren werde; sie war als Gattin nicht mehr für ihn vorhanden; er hatte sich thatsächlich von ihr geschieden. Er mochte sich dazu berechtigt glauben, weil ihm die Ehe mit ihr war aufgezwungen worden; und die fühllose Härte, mit der er diese Abscheidung bis an seinen Tod aufrecht hielt, mag aus der Unfähigkeit, sein Unrecht einzugestehen und einen einmal gefaßten Vorsatz aufzugeben, entstanden sein; — wie dem auch sei, Friedrichs Verfahren gegen die Frau, die keinerlei Schuld trug, und die ihn ihr lebelang geliebt und wie einen Gott verehrt hat, wirft einen Schatten in sein Charakterbild, welches ohne diesen Flecken zu glänzend wäre für einen Menschen.

Wenn Friedrichs Herz gegen Eheglück und Frauenliebe sich hart und kalt verschloß, so war es desto empfänglicher für die Freundschaft. Bei dieser suchte er Freude im Glück und Trost im Unglück. Aber die Reihen der Jugendfreunde, an denen er mit fast zärtlicher Zuneigung und mit unerschütterlicher Treue hing, lichtete allzurasch der Tod. Bis zum Jahre 1746 waren Suhm, Keyserlingk, Camas, Jordan, Duhan gestorben; bald folgten Golz, Stille, Knobelsdorf. Er fühlte sich wie verwaist. Der einzige, den er in seinem Mannesalter nicht nur achten, sondern auch lieben lernte, der ihm ein wirklicher Freund wurde, war der Marquis d'Argens, ein Mann von edlem Herzen und feiner Bildung und dem Könige aufrichtig ergeben. Dagegen machte Friedrich mit Voltaire, den er so hoch schätzte, schlimme Erfahrungen. Er berief ihn 1750 zu sich, erhob ihn zu seinem Kammerherrn, überhäufte ihn mit Ehren

und Geschenken. Aber Voltaire zeigte in Berlin die ganze Häßlichkeit seines Charakters. Seine Eitelkeit, Eifersucht, Habsucht und Rachgier erregten fortwährend die ärgerlichsten Auftritte; er suchte jedes fremde Verdienst zu unterdrücken und stiftete am Hofe allerlei Ränke an. Da er auf Friedrichs wohlwollende, aber ernste Vorstellungen nicht hörte, so fiel er 1753 in Ungnade und ging wieder nach Frankreich zurück. Dort vergalt er des Königs langjährige Freundschaft dadurch, daß er dessen Gedichte, die er ihm gestohlen, veröffentlichte und überdies in einer niederträchtigen Schmähschrift dessen Charakter verleumdete. Auch dies verzieh ihm der König; sie traten später wieder mit einander in Briefwechsel, der erst mit Voltaires Tode aufhörte. Friedrich brauchte ihn als Grammatiker und Stilisten. „Es ist recht schade," schrieb er schon 1749 an Algarotti, „daß eine so nichtswürdige Seele mit einem so herrlichen Genie verbunden sein kann; allein ich habe seiner zum Studium der französischen Sprache nötig. Man kann Schönes von einem Böswicht lernen. Ich will sein Französisch, was geht mich seine Moral an!" Dennoch begann Friedrich nach solchen Erfahrungen sein Gemüt immer mehr zu verschließen. Er gewöhnte sich, auf persönliche Verhältnisse zu verzichten, und fand seine Befriedigung bald nur noch in der unermüdlichen Arbeit für den Ruhm und die Wohlfahrt seines Volkes; er hatte nur noch eine Leidenschaft: Preußens Ehre und Glück. Wohl selten hat ein Mensch ein so lebendiges und starkes Pflichtgefühl gehabt wie er. „Ein Fürst," sagte er in seinem politischen Testament 1752, „der aus Schwäche oder um seines Vergnügens willen das edle Amt versäumt, das Wohl seines Volkes zu befördern, ist nicht allein auf dem Throne unnütz; er macht sich sogar eines Verbrechens schuldig. Denn nicht dazu ist der Fürst zu seinem hohen Range erhoben und mit der höchsten Gewalt betraut, um sich mit dem Marke des Volkes zu mästen und im Glücke zu schwelgen, während das Volk leidet. Der Fürst ist der erste Diener des Staates und gut genug bezahlt, um die Würde seiner Stellung aufrecht zu erhalten; aber man verlangt von ihm, daß er nachdrücklich zum Wohle des Staates arbeite."

Ein König von solcher Gesinnungs- und Handlungsweise forderte nicht den Spott heraus, wenn er die Volkssouveränität verkündete, während er doch selber unumschränkt herrschte. Für einen solchen König trug man auch die Lasten ohne Murren. Sie waren in Preußen hart genug: schwer die Steuern, drückend der Kriegsdienst. Aber das Geld und die Kinder des Volkes dienten einzig und allein echt vaterländischen Zwecken: Preußens Ruhm und Größe. Allerdings, die Stärke des Heeres war für den kleinen Staat unnatürlich hoch — 150000 Mann im Jahre 1755 bei einer Bevölkerung von kaum 5 Millionen —; aber alles, was Friedrich für Aufklärung, Duldung, Gerechtigkeit, Gleichheit vor dem Gesetze that, war nur dadurch möglich, daß er allen alten Vorurteilen waffenstark trotzte. War er doch mit seinen Ideen der Zeit vorausgeeilt, als er die Aufklärung auf den Thron erhob. Wie haßte ihn die ganze alte Gesellschaft, die unfähigen und unwürdigen Fürsten, die auf den meisten andern

Thronen saßen, mit ihren geistlichen und weltlichen Schranzen und Schmarotzern! Sie wanden sich unter den Geißelhieben seines bittern Spottes, dem er rücksichtslos die Zügel schießen ließ; sie waren beschämt von seinen Thaten; sein ganzes Wesen war eine ungeheure Neuerung und eine stete Drohung für sie. Und nun der Neid der großen Mächte ringsum! Wie hätte gegen solche Feindschaft Preußen bestehen mögen ohne ein übermäßig großes Heer! Das fühlte Friedrichs Volk gar wohl; es fragte nicht danach, ob es wie alle anderen Deutschen in der Form der Despotie beherrscht wurde; das verstand sich damals in Deutschland von selbst. Es war zufrieden, daß es — ein seltener Fall — gut regiert wurde. Denn darin eben lag der unermeßliche Unterschied zwischen Friedrichs Absolutie und derjenigen fast aller andern deutschen Fürsten: daß er alles für sein Volk, diese aber alles für sich thaten, daß seine Herrschaft edel und ruhmreich, die Herrschaft jener schmachvoll und erbärmlich war, daß in Berlin ein tüchtiger König, anderwärts ein Haufe von Günstlingen, Schranzen und Gunstdamen regierte. Und dann die reichen Ehren, die der Staat durch ihn erwarb, sie schienen gar manchem der Opfer wohl wert, die gebracht wurden. Es entbrannte eine preußische Begeisterung, die über manche Leiden hinweghalf und zu größeren Leistungen befähigte. Kurz, Friedrich war ein rechter Volkskönig und wahrer Vater des Vaterlandes, der seines gleichen nirgends hatte. Mit Recht nannten ihn seine Preußen Friedrich den Einzigen.

Der siebenjährige Krieg.

Durch Friedrichs Genie und seines Volkes Tapferkeit war das Ziel erreicht, welches der Große Kurfürst einst seinem Hause vorgesteckt, und welchem Sohn und Enkel mit Anstrengung und Talent und mit Glück zugestrebt hatten: der norddeutsche Staat als Hort des Protestantismus auf dem Kontinent war festgestellt, Brandenburg-Preußen eine Groß- und Weltmacht geworden. Dieses Ereignis, obwohl aus der Natur der Dinge und Menschen hervorgegangen, erweckte doch, wie jedes große Neue, zunächst nur den Widerspruch und Widerstand aller der Mächte, die ein Interesse an dem Fortbestehen des Alten hatten oder zu haben vermeinten. Es war natürlich, daß diese sich wider den Eindringling und Emporkömmling vereinigten, und notwendig, daß letzterer auch gegen alle zusammen seinen Platz behauptete. Dieses sachliche Verhältnis erhielt nun dadurch einen ganz besonders schroffen Ausdruck, daß es sich sofort in ein persönliches umsetzte. Denn zu einer Zeit, wo fast alle Staaten despotisch verfaßt waren, kam es in der Regel weit mehr auf die Stimmung der Fürsten als auf die Interessen der Staaten an. Und es traf sich damals, daß im großten Teile Europas beides zu Ungunsten Preußens zusammenfiel. Das Aufkommen dieser neuen Großmacht, zunächst und am meisten auf Kosten Österreichs geschehen, war doch auch ein Nachteil für die beiden anderen Hauptmächte des Festlandes, für Frankreich und Rußland. Denn jenes büßte seinen alten und ihm bisher so vorteilhaften Einfluß in Deutschland ein, wenn hier der Norden von Preußen wie der Süden von Österreich beherrscht ward;

Rußland aber konnte nicht hoffen, so ungestört nach dem Westen vorzudringen, wenn es hier auf zwei deutsche Hauptmächte statt auf eine stieß. Die deutschen Kleinstaaten endlich mußten fürchten, allmählich von einer Macht verschlungen zu werden, die sich in Deutschland so erfolgreich ausbreitete. Selbst Schweden durfte sich von ihr bedroht fühlen, so lange es noch ein Stück von Pommern besaß.

Um so wirksamer konnten sich auf diesem Boden nun die persönlichen Leidenschaften bewegen. Die europäische Fürstenschaft haßte Friedrich den Großen; seine geistige Überlegenheit erbitterte, seine selbstvergessene Regententhätigkeit beschämte sie; die freisinnigen Grundsätze, die er in politischen und religiösen Dingen verkündigte, erregten ihren Abscheu und ihren Schrecken. Bei den königlichen und kaiserlichen Höfen, die bisher die Mittelpunkte der hohen Politik gewesen, kam noch der Ärger hinzu, daß man nicht bloß einen neuen Nebenbuhler in der Welt habe, sondern daß der Kollege in Berlin so widerhaarig sei und lediglich auf eigenen Füßen stehen wolle. In der That, Friedrich der Große wußte seine Würde, wenn auch sein Staat die kleinste unter den Großmächten war, überall aufrecht zu erhalten; ohne glänzenden Aufwand spielte seine Diplomatie doch eine große Rolle. „Denke Er, daß ich mit 100 000 Mann hinter ihm stehe", schrieb er einem seiner Gesandten, der sich über die karge Besoldung beklagte, die dem Ansehen des Staates Abbruch thue. Die Franzosen waren seit hundert Jahren gewohnt, an deutschen Höfen die Gönner und Beschützer zu spielen; damit kamen sie in Berlin schlecht an. Die Russen hätten den König von Preußen gern wie einen polnischen Satrapen behandelt; damit war es auch nichts. Ebensowenig konnte in Berlin von einem Ansehen des deutschen Kaisers, d. h. des Wiener Hofes, die Rede sein. Friedrich trat ihnen allen voll Selbstgefühls entgegen; er wich nicht einen Zoll breit von seiner Würde und seinem Vorteil ab.

Aber nicht nur unbequem war er, sie fürchteten ihn auch. Er galt für ehrgeizig, für ebenso unternehmend als unruhig und unzuverlässig, für einen Mann, der rücksichtslos in der Wahl der Mittel nur seinen Zweck verfolge, für einen sehr gefährlichen Mann, der zu allem fähig, von dem man sich des Schlimmsten versehen dürfe, der mit seinem vollen Schatz und überstarken Heere immer bereit sei, die Nachbarn anzufallen und zu berauben. Sie hatten ja erfahren, wie klug und gewandt dieser Eroberer seine Macht brauchte, wie sein Glück seinen Fähigkeiten gleich war; und sie meinten, er lauere nur darauf, neue Gewaltstreiche zu vollführen.

Kurz, die erlauchte Gesellschaft betrachtete ihren ruhmgekrönten Mitfürsten voll Mißtrauens und Mißvergnügens. Friedrich wußte es wohl, aber er verachtete sie zu gründlich, um sich mit ihnen auf freundlicheren Fuß stellen zu mögen. Von Natur zu stachlichtem Witz geneigt, ersparte er keinem der Machthaber, ob gekrönt oder ungekrönt, die beißenden Spottreden, die ihm in reicher Fülle auf die Zunge oder in die Feder kamen.*) In seinen Tischgesprächen,

*) Vgl. R. Koser, Von deutschen Fürstenhöfen um 1750, Deutsche Zeitschr. f. Geschichtsw., Bd. 9, Freiburg i. B. 1893. — A. Naudé, Friedr. d. Gr. vor d. siebenj. Kr., Hist. Ztschr. LV. LVI.

seinen Briefen und Versen richteten sich die spitzigen Pfeile gegen alle und jeden. Es war auch schwer, nicht zu spotten, wenn man betrachtete, wie es damals um die Regierungen Europas stand. In Frankreich ein Ludwig XV., der, nur seinen Vergnügungen lebend, den Staat kopflosen Ministern und einer Favoritin, der Marquise von Pompadour, überließ; in Petersburg eine Kaiserin Elisabeth, bei der die Trägheit und die Liederlichkeit um die Herrschaft stritten; in Wien die Bigotterie der Maria Theresia und die Wechselgeschäfte ihres Strohmanns, des Kaisers; in Schweden eine brutale und unfähige Adelsherrschaft; in Sachsen ein Fürst, der als solcher durchaus nichts that und seinen Minister Brühl das Land ruinieren ließ; an den übrigen deutschen Höfen meistens Pfaffen und Junker oder Günstlinge beiderlei Geschlechts am Ruder, oder gar biedere Landesväter, wie jener Karl von Ansbach (1723—1757), der einmal seiner Mätresse zum Spaß einen Schornsteinfeger vom Dache schoß, weil sie den Mann gern wollte herunter purzeln sehen, und der nachher der hungernden Witwe des Ermordeten als Entschädigung fünf Gulden gab. Sollte da ein so geistreicher und witziger Fürst wie Friedrich an sich halten und nicht diese Menschen geißeln, wie sie es verdienten! Das ging ihm wider die Natur, wenngleich die Vorsicht es gebot. Natürlich wurde jedes bittere Wort denen, die es betraf, hinterbracht; sein Spott reizte sie zur Wut und entflammte die Rachsucht, die um so heftiger auffloderte, da die mächtigsten unter den Getroffenen Weiber waren.

Niemand schürte den allgemeinen Haß gegen Friedrich II. eifriger als Maria Theresia; sie bildete den Mittel- und Vereinigungspunkt aller seiner Widersacher. Niemand aber hatte auch so viel Grund zur Feindschaft wie sie. Den Kampf um ihres Vaters Erbe hatte sie gegen die alten Mächte Europas glücklich bestanden; im Aachener Frieden 1748 war der österreichische Erbfolgekrieg ehrenvoll für sie beendigt worden; außer einem kleinen Gebiete in Italien, nämlich Parma und Piacenza, welche Ländchen sie an Spanien abtrat, hatte sie das Ihrige glücklich behauptet. Nur dem Könige von Preußen, diesem Staate, den Habsburg bisher als Vasallen zu betrachten pflegte, war sie erlegen; nur an ihn hatte sie Schlachten und eine Provinz verloren; auf ihre Kosten war er groß und berühmt geworden. Und was für ein Verlust war jene Provinz! Zog Friedrich nicht aus den schlesischen Domänen jetzt zehnmal so viel und aus ganz Schlesien zwei Millionen Thaler mehr als einst ihr Vater, und 40 000 Soldaten, wo dieser kaum 4000 erhalten? Dies alles schien ihr auf die ungerechteste und gehässigste Weise entrissen zu sein. Und wer konnte wissen, ob der böse Nachbar nicht wieder einmal über sie herfalle; er rüstete ja von Jahr zu Jahr stärker. Und nicht bloß Habsburgs Größe und Macht und ihr eigener Ruhm, auch die katholische Religion, die ihr ebenso sehr am Herzen lag, hatte durch Friedrich schwere Einbuße erlitten. Denn war nicht Schlesien schon auf bestem Wege gewesen, ganz katholisch zu werden? Nun triumphierte dort wieder der Protestantismus! Alles, was ihr schlimmes je zugestoßen, war ihr von Friedrich II. gekommen, von diesem abscheulichen

Freigeist; wie haßte sie diesen bösen Dämon ihres Lebens, ihres Hauses! Ihn zu demütigen, zu vernichten, mindestens das Verlorene wieder zu erobern, das war ihr fester Entschluß. Darum brachte sie die Verwaltung ihrer Staaten in bessere Ordnung, namentlich die Finanzen und das Heer, welches auf 200 000 Mann erhöht wurde. Darum trieb sie ihre Diplomaten zu verdoppelter Emsigkeit, um die beiden Vorbedingungen, die sie sich stellen mußte, zu verwirklichen: sie wollte den Frieden nicht ohne weiteres brechen, sondern unter irgend einem guten Vorwande; und sie wollte nicht allein angreifen, dazu war Österreich einem Friedrich dem Großen gegenüber nicht stark genug, sondern im Bunde mit mehreren, mit Übermacht. Sie arbeitete also daran, einen großen europäischen Bund gegen den gefährlichen Emporkömmling zusammenzubringen.

Da bot sich ihr nun zuerst Rußland als Bundesgenosse dar.*) Die Kaiserin Elisabeth, erbittert durch Friedrichs Spottreden, stimmte ihr eifrig bei in ihren Klagen über diesen schlimmen Menschen. Der gemeinsame Haß vereinigte sie persönlich längst aufs engste gegen ihn. Leicht ließ sich Elisabeth von ihrem Kanzler Bestuschew, den Österreich bestochen hatte und der ohnehin ein leidenschaftlicher Feind Preußens war, überreden, daß von diesem siegreich aufstrebenden und um sich greifenden Nachbarstaate auch für Rußlands Machtstellung Gefahr drohe. Sie schloß daher schon 1746 ein enges Bündnis, in welchem sie der Kaiserin-Königin Schlesien wieder zu erobern versprach, falls Friedrich einmal Österreich oder Rußland oder Polen angreifen sollte. In dieser Stimmung verblieb sie und in diesem Zusammenhalt mit Maria Theresia. „Beide Kaiserinnen", heißt es in einem englischen Gesandtschaftsbericht von 1748, „bestärkten sich gegenseitig so sehr in ihrem Vorurteil gegen den König von Preußen, daß es so gut wie unmöglich sein wird, jemals ein Einvernehmen zwischen ihnen und diesem Fürsten herzustellen." Und auch der russischen Nation suchte Elisabeth ihren Haß gegen Preußen mitzuteilen, wie sie denn (1753) den Senat in Moskau die Erklärung abgeben ließ: „man müsse suchen, das aufstrebende Preußen wieder zu dem früheren, mittelmäßigen Zustande zurückzubringen." Der dritte im Bunde war August von Sachsen und Polen oder vielmehr sein Günstling Brühl, der Friedrich den Großen mit der ganzen Kraft seiner kleinen Seele haßte und dem Wiener Hofe beim Ränkeschmieden eifrig handlangerte. Gern hätte Maria Theresia ihren alten Freund, den König von England, herbeigezogen; aber so abgeneigt dieser seinem Neffen auch war, in England entschied nicht die Laune des Fürsten, sondern der Vorteil des Staates, und zu diesem stimmte die Unterdrückung des protestantischen Preußens keineswegs.

*) Vgl. Droysen, Pr. Pol. V. — R. Koser, Preußen und Rußland ein Jahrzehnt vor dem siebenj. Kr., Preuß. Jahrb. Bd. XLVI. — Preuß. Staatsschriften II, 179 ff. — P. Karge, Die russ.-österr. Allianz von 1746 u. ihre Vorgeschichte, Göttingen 1887. — Brückner, Russ. Aktenstücke z. Gesch. d. Jahres 1756, Balt. Monatsschr. 1872.

Dagegen gelang dem Wiener Hofe eine Verbindung, die niemand, auch nicht Friedrich der Große, für möglich gehalten hatte; so sehr widersprach sie aller politischen Vernunft: Frankreich wurde dafür gewonnen, Preußen zu Gunsten Österreichs zerstören zu helfen.*) Zwar lag es im französischen Interesse, Preußen wieder zu einem Mittelstaate herabzudrücken, aber doch nur in dem Falle, daß das Haus Habsburg davon keinen Nutzen zog. Dennoch geschah das Unerwartete; ein Meisterstück der Diplomatie, welches der österreichische Kanzler, Graf Kaunitz, Maria Theresias rechte Hand, zustande gebracht hatte. Freilich kostete es viele Mühe; die französischen Staatsmänner, wie z. B. Belleisle, d'Argenson u. a., wollten sich nicht überreden lassen, der uralte Gegensatz zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg sei nur ein Vorurteil, Frankreichs jahrhundertelanges Ringen mit Österreich ein Irrtum gewesen. Kaunitz kannte aber die Hebel, die hier anzuwenden waren. Auf seinen Rat vergaß sich die stolze Kaiserin, die sittenstrenge Maria Theresia so weit, daß sie die Vermittelung der Pompadour in Anspruch nahm, ihr Artigkeiten erwies, Geschenke machte. Es hieß sogar, sie habe eigenhändig an sie geschrieben. Wie stach dies gegen Friedrichs Verhalten ab, der jener Person immer seine Verachtung bezeigte und seinen Gesandten verbot, ihr Besuche abzustatten, was doch alle übrigen Gesandten thaten. Ludwig XV. selbst, der seine Ausschweifungen durch Frömmelei gut zu machen meinte, wurde dadurch von Preußen abgewendet, daß man ihm vorstellte, Friedrich sei ein Gottesleugner, und Preußens Unterdrückung ein Gewinn für den Katholicismus.

Den Ausschlag gab aber das Verhältnis zu England. Im Jahre 1755 brachen zwischen den Engländern und den Franzosen in Nordamerika und zur See Feindseligkeiten aus, welche die Vorboten eines Krieges zwischen diesen beiden Nationen waren. Georg II. lag nun alles daran, sein geliebtes Kurfürstentum Hannover durch eine Hilfsmacht decken zu lassen. Er wandte sich an Österreich; aber Maria Theresia wies ihn ab, weil ihr jetzt die Freundschaft Frankreichs wichtiger war. Er wandte sich darauf an Preußen. Friedrich wußte zum großen Teil von den österreichischen Entwürfen und Umtrieben; namentlich kannte er die Verhandlungen zwischen den Höfen von Wien, Dresden und Petersburg; ein bestochener sächsischer Kanzlist, Namens Mentzel, hatte ihm Abschriften davon verschafft. Eben darum rüstete er ja so unabläßig, weil er den Sturm heraufziehen sah. Als nun Georg II. ihm ein Bündnis antrug, und zugleich zwischen England und Rußland (im Herbst 1755) ein Hilfsvertrag zustande gekommen war, ging Friedrich auf den englischen Antrag ein. Er meinte dadurch die Russen von Preußens Grenzen fernzuhalten, und was Frankreich betraf, so dünkte es ihn allzu unwahrscheinlich, daß der Versailler Hof zu Österreichs Nutzen wirklich mit ihm brechen werde. Er schloß mit England einen „Neutralitätsvertrag“ (festgestellt zu Westminster am 16. Januar 1756), kraft dessen beide Teile sich Beistand gegen jeden Angriff in Deutschland ver-

*) R. Waddington, Louis XV. et le renversement des alliances, Paris 1896.

sprachen. Es war ein reines Defensivbündnis: einen Systemwechsel wollte dadurch Friedrich ebensowenig wie die englische Regierung vollziehen.*) In Paris schrie man nun abgeschmackter Weise über den „Abfall des Königs von Preußen", der seine alten Verbündeten, die Franzosen, verlasse; man war dort fest entschlossen, Deutschlands Neutralisierung nicht zu dulden; unter keiner Bedingung wollte man darauf verzichten, den König von England in seinem hannöverschen Besitz anzugreifen. So gelang es denn Kaunitz jetzt, Ludwig XV. dahin zu bringen, daß er (am 1. Mai 1756 zu Versailles) mit Maria Theresia ein förmliches Verteidigungsbündnis einging, dessen Spitze gegen Preußen gekehrt war. Man begnügte sich in Österreich mit einem Verteidigungsbündnis, da Kaunitz der Ansicht war, es genüge, wenn Frankreich sein Bündnis mit Preußen löse und eventuell Subsidien zahle. Eine aktive Teilnahme Frankreichs am Kriege wurde, wenn sie auch selbstverständlich sehr erwünscht war, doch nicht als unbedingt nötig für eine Offensive seitens Österreichs erachtet, sobald nur Rußland sich aktiv am Kriege beteiligte.**) Als dann Ende Mai die französischen Staatsmänner dem sehr tüchtigen österreichischen Gesandten Grafen Starhemberg gegenüber erklärten, Frankreich würde sich auch aktiv beteiligen, falls es für seine Hilfe die gesamten österreichischen Niederlande erhalten würde, ging Kaunitz auf dieses Anerbieten ein. Er stellte dagegen als durchaus notwendige Bedingung die Forderung auf, daß Frankreich gegen die etwaigen „protestantischen" Bundesgenossen Preußens, d. h. England, Holland, Hannover und einige norddeutschen Reichsstände ein hinlängliches Corps nach Westfalen abschicken oder aber an den Grenzen bereithalten müsse. Nun durfte Maria Theresia hoffen, mit französischem Gelde auch Schweden***), die deutschen Fürsten und besonders Rußland ins Feld zu bringen. In der That, die russische Kaiserin gab unbedenklich die Freundschaft mit England auf; ihr Haß gegen Friedrich II. war so leidenschaftlich, daß sie am liebsten sogleich losgeschlagen hätte. Dies verhinderte Kaunitz jedoch; man kam überein, in diesem Jahre die diplomatischen und militärischen Rüstungen zu vollenden und im nächsten Frühjahr den König von allen Seiten anzugreifen. Maria Theresia sah schon im Geiste ihre alten Teilungspläne verwirklicht und den verhaßten König von Preußen zu einem bloßen Markgrafen von Brandenburg herabgedrückt. Denn nach ihrem Entwurfe sollte Schlesien mit Glatz an Österreich, das Königreich Preußen an Polen, dafür Kurland und Semgallen an Rußland, Magdeburg an Sachsen, Pommern an Schweden kommen, Frankreich aber durch die Abtretung der österreichischen Niederlande belohnt werden. Die Absicht war, Rußland sollte angreifen,

*) G. Küntzel, Die Westminsterkonvention, Forsch. 1897, IX. S. 541 ff.

**) A. Beer, Denkschriften des Fürsten Kaunitz, Archiv f. österr. Geschichtsforschung, Bd. 48, S. 39 ff.

***) Riksrådet grefve A. J. von Höpkens skrifter, Samlade och i urval utgifna af Carl Silfverstolpe, I. II., Stockholm 1893. — Vgl. F. Arnheim, Preußen u. Schweden beim Ausbruch des siebenj. Kr., Forsch. 1890, III. S. 611 ff. u. 1896, IX. S. 348 ff.

Österreich als Bundesgenosse folgen, die Franzosen (die ihren Krieg gegen England zur See schon jetzt eröffneten) würden dann, nebst den Schweden, Beistand leisten; Sachsen wollte sich erst auf den Turnierplatz wagen, wenn der Ritter im Sattel wanke.

So verschwor sich halb Europa gegen Preußen; eine Todesgefahr auch für den Protestantismus, für ganz Deutschland, dessen aufdämmernde Aufklärung den Dunkelmännern, dessen Grenzmarken dem Auslande überliefert werden sollten. Es fragte sich für Friedrich nicht, ob der Krieg zu vermeiden, sondern wie er am besten aufzunehmen sei, denn der Krieg stand ihm bevor. Er erfuhr am 21. Juli aus dem Bericht des holländischen Gesandten Swart in Petersburg an seine Regierung, was ihm schon im Juni von verschiedenen Seiten, allerdings unbestimmt, angedeutet war, daß nämlich Österreich und Rußland für das Frühjahr 1757 einen Angriff auf Preußen verabredet hätten, daß die russischen Truppen nach der preußischen Grenze vorrückten, und daß in Österreich gerüstet werde. Den Ausbruch des Krieges schon im Jahre 1756 verhinderten die noch nicht vollendeten österreichischen Rüstungen und die seit Ende Mai in ein neues Stadium getretenen diplomatischen Verhandlungen mit Frankreich. Vor die Wahl gestellt, abzuwarten, bis das Netz sich um ihn schließe, oder rasch und kühn selber anzugreifen, entschied sich Friedrich für das letztere; denn er selbst war im August kampfbereit; jeder Augenblick aber, den er den Feinden zur Vollendung ihrer Rüstungen ließ, vermehrte deren Kraft und erschöpfte die seinige. So erhob er sich wie der gereizte Löwe zu einem Hauptschlage. Wenn er Kursachsen überfalle, dann Österreich bedränge, so werde die Hauptlast des Krieges auf dessen Verbündete fallen, er selbst aber den Vorteil haben, den Krieg in Feindesland zu führen und für Preußen die Streitmittel zu gewinnen, welche Sachsen an Österreich geben wollte. Dann werde sich, so hoffte er, die furchtbare Verschwörung gegen ihn in Rauch auflösen. Er griff zu den Waffen aus Vorsicht.

Denn dies — der Wunsch nach einem sichern Frieden, und nicht Ruhm- oder Eroberungssucht — war es, was jetzt ihn trieb. Es ist wohl neuerdings die Behauptung aufgestellt worden, daß im Jahre 1756 gleichsam zwei Offensiven aufeinander getroffen wären, daß Friedrich der Große damals ebenfalls auf Eroberungen ausgegangen wäre. Sachsen und Westpreußen habe er für sich, Böhmen für den Kurfürsten von Sachsen erobern wollen.*) Ein Beweis für diese Behauptung ist jedoch nicht erbracht worden.**) Gern hätte Friedrich vielmehr den Degen in der Scheide gelassen; jenen verhängnisvollen Vertrag von Westminster war er ja eben darum eingegangen, weil er gemeint hatte, dadurch sich vor dem ihm drohenden Kriege zu behüten. Und noch jetzt

*) M. Lehmann, Friedrich d. Gr. und der Ursprung des siebenj. Krieges. Lpz. 1894.

**) A. Naudé, Beiträge z. Entstehungsgeschichte des siebenj. Krieges. 2 Teile. Lpz. 1895 u. 1896. Hier findet sich die gesamte Litteratur über diese Streitfrage. — Vgl. auch Forsch. 1895. VIII. S. 523 ff. u. 1896. IX. S. 101 ff., desgl. 1895. VIII. S. 640 u. 1896. IX. S. 345 f.

mochte er nicht jede Hoffnung aufgeben. Vielleicht würde Österreich sich noch im letzten Augenblicke besinnen; er versuchte es; zweimal ließ er durch seinen Gesandten am Wiener Hofe in freundlicher Weise Aufklärungen über den Zweck der österreichischen Rüstungen verlangen und fragen, ob die Truppen, die man in Böhmen zusammenziehe, vielleicht gegen ihn gerichtet seien; ob ihn die Kaiserin-Königin wenigstens darüber beruhigen wolle, daß sie ihn weder in diesem noch im folgenden Jahre angreifen werde. Aber Maria Theresia erteilte nur ungenügende und ausweichende Antworten (21. August). Da war er entschieden: „Besser zuvorkommen als sich zuvorkommen zu lassen", schrieb er dem Könige von England. Am 29. August 1756 brach er mit 67 000 Mann und 224 Geschützen in Sachsen ein. Der Krieg begann.*)

Kursachsen, ein Land fast so groß wie Schlesien und noch bevölkerter und wohlhabender als dieses, mußte schon seiner geographischen Lage, der böhmischen Pässe wegen, sich bei jedem Kriege zwischen Preußen und Österreich im Besitz der norddeutschen Großmacht befinden, wenn diese mit Aussicht auf Erfolg kämpfen sollte. Seine Besetzung war daher ebensowohl eine militärische wie eine politische Notwendigkeit. In vierzehn Tagen war sie vollbracht; die sächsischen Truppen, 17 000 Mann, befehligt vom Feldmarschall Rutowski, zogen sich in ein verschanztes Lager bei Pirna zurück. König August mit Brühl und dem Hofstaat flüchtete auf den Königstein, von wo er alle Anträge Friedrichs, sich mit ihm zu verbünden, entschieden abwies und seine Sachsen ermahnte, für ihn bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen. Friedrich schloß nun das sächsische Heer bei Pirna ein und zwang unterdessen alle Kräfte des Landes in seinen Dienst. Es wurden starke Lieferungen beigetrieben, aber gute Manneszucht gehalten und auch sonst das sächsische Land so behandelt, als wäre es eine preußische Provinz. Verwaltung und Handel gingen ihren Gang; auch die Fürsorge für die Unterthanen bestand weiter, wie sich in Lieferungen von Brot und Saatkorn an Bedürftige zeigte. Die Beamten wurden durch Handschlag in Pflicht genommen oder, wenn sie sich weigerten, entlassen und durch Preußen ersetzt.

Die Einschließung des sächsischen Lagers dauerte jedoch länger, als Friedrich erwartet hatte. Es war sehr fest, geschützt durch die Höhen zwischen dem Sonnen- und Königstein, und Friedrich wollte nicht stürmen lassen, weil er die sächsischen Truppen schon als seine eigenen ansah; er befahl, sie durch Hunger zur Ergebung zu nötigen. Unterdessen hatte Maria Theresia, hocherfreut, daß der Verhaßte ihr den lange gewünschten Vorwand gab, alle Welt gegen ihn in Waffen aufzubieten, ihre Rüstungen beschleunigt und schickte nun ein Heer

*) S. das Generalstabswerk über den siebenj. Krieg. — Maßlowski, Der siebenj. Krieg nach russischer Darstellung, übers. von A. v. Drygalski, 3 Teile, Berlin 1888/93. — A. Rambaud, Russes et Prussiens, Guerre de sept ans, Paris-Nancy 1895.

ab, welches versuchen sollte, die Sachsen zu befreien. Der Feldmarschall Browne, Österreichs namhaftester General, rückte mit 31 000 Mann und 94 Geschützen längs der Elbe nach der sächsischen Grenze vor. Friedrich ging ihm, nachdem er eine Abteilung seines Heeres bei Pirna zurückgelassen, mit einer andern, 28 000 Mann und 100 Geschützen entgegen; er traf ihn am 30. September beim böhmischen Städtchen Lobositz am linken Elbufer.*) Eilig besetzte er in der Nacht den Schlüssel der feindlichen Stellung, zwei vor derselben liegende Höhen, links den Lobosch und rechts den Radositzerberg, und befahl morgens 7 Uhr des 1. Oktobers den Angriff mit heftigem Artilleriefeuer vom Homolkaberg gegen die feindliche Kavallerie unten in der Ebene. Ein dichter Nebel verhüllte ihm anfangs die ganze Aufstellung der Österreicher; erst als derselbe fiel, kam es zu einer regelmäßigen Schlacht. Nach zwei kräftig abgewiesenen Attacken preußischer Kavallerie (20 Escadrons unter Kyau und Kalkreuth) stürmten die Österreicher unter Oberst Laszy tapfer den Loboschberg. Das preußische Fußvolk unter dem Herzog von Bevern trieb sie jedoch mit Gewehrfeuer, dann als es sich verschossen, mit gefälltem Bajonett und mit Kolbenschlägen zurück. Nun drangen die Preußen bis Lobositz nach, das mit österreichischen Truppen überfüllt war, steckten die Stadt in Brand und jagten den Feind hinaus. Um 3 Uhr nachmittags trat Browne mit Verlust von 2863 Mann, 3 Kanonen, 3 Fahnen, 700 Gefangenen den Rückzug an. Die Sieger verloren 2878 Mann an Toten und Verwundeten. „Das sind nicht mehr die alten Österreicher!“ meinte Friedrich, und von seinen eigenen Kriegern sagte er: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu kommandieren.“ Einen großen Erfolg bildete dieser Sieg; denn durch ihn war die aus den beiden ersten schlesischen Kriegen überkommene Ansicht von der Unbesiegbarkeit der Preußen und von der überlegenen Feldherrnkunst ihres Königs von neuem bestätigt, das preußische Heer wieder für den Kriegsruhm begeistert und, was zunächst am wichtigsten, Sachsen behauptet und dem sächsischen Heere die Hoffnung auf Beistand abgeschnitten worden.

Diese braven Truppen duldeten bereits die äußerste Not, während ihr König und Brühl es sich an nichts fehlen ließen, und die Welt sich über das eingeschlossene „sächsische Piket“ lustig machte. Endlich, da ein Versuch am 11. Oktober aus dem Lager herauszubrechen und mit Browne, der sich zu diesem Behufe bis Schandau herangewagt, in Verbindung zu treten, vollständig mißglückte, so waren zwar die immer schmählich vernachlässigten und jetzt durch Hunger, Kälte und Nässe erschöpften Truppen noch zum Widerstande gegen die Preußen bereit. Aber mit Recht erklärte ihre Generalität, es sei unmöglich, mit den durch zweiundsiebzigstündigen Hunger abgematteten Soldaten, den völlig

*) H. Gramer, Die Schlacht bei Lobositz am 1. Oktober 1756, Bresl. 1890 (S. Forsch. 1890, III. S. 322). — Derselbe, Der Prinz von Preußen und die Schlacht bei Lobositz, Forsch. 1891, IV. S. 227 ff. — Vgl. A. Dovich, Das Treffen bei Lobositz, s. Ausgang u. s. Folgen, Graz 1892 u. M. Immich, Zur Schlacht von Lobositz, Forsch. 1893, VI. S. 355 ff.

unbrauchbaren Pferden, ohne Brot, Futter, Geschütz und Munition durch die preußischen Verhaue zu dringen, und selbst wenn das gelänge, sich weiter zurückzuziehen; ein solches Unternehmen würde das kleine Heer nur unnütz auf die Schlachtbank führen. Rutowski knüpfte daher mit dem preußischen General Winterfeldt, der die Belagerer befehligte, Verhandlungen an. Dieser ließ sofort 72 000 Pfund Brot für die Ausgehungerten herbeischaffen. König August aber wollte den Beschluß des Kriegsrats nicht bestätigen, befahl vielmehr den Angriff, obgleich er selbst sich wohl hütete, den sichern Königstein zu verlassen. Als man ihm aber sagte, auch der Königstein könne leicht ausgehungert werden, gab er nach, und so wurde die Kapitulation zu Pirna am 15. Oktober abgeschlossen. Das ganze sächsische Heer, noch 14 000 Mann mit 49 Kanonen, wurde kriegsgefangen; die Offiziere wurden auf das Versprechen, nicht ferner gegen Preußen dienen zu wollen, samt dem Könige und dem Hofstaat entlassen, die Gemeinen in das preußische Heer gesteckt. Brühl reiste mit seinem Könige nach Warschau, wo er fortfuhr zu schwelgen und Schätze zu sammeln. Sachsen aber mußte die schlechte Politik seines Fürsten schwer büßen; auf kein Land fiel die Last des Weltkrieges, der nun entbrannt war, schwerer.

Seit Menschenaltern hatte das sächsische Volk von seinem Fürstenhause schweren Schaden und eine arge Mißregierung erlitten, von August II. waren die Kräfte des Landes, zumal im nordischen Kriege, auf die gewissenloseste Weise vergeudet, unter seinem Nachfolger waren sie durch die Mißwirtschaft Brühls vernachlässigt worden. Man durfte annehmen, daß die Sachsen keine Anhänglichkeit an eine Familie haben könnten, die weder auf ihre Achtung noch auf ihre Liebe Anspruch besaß, die nicht einmal die Religion mit ihnen teilte, seit sie den evangelischen Glauben für die polnische Krone hingegeben hatte. Ohne Bedenken verleibte daher Friedrich die sächsischen Truppen seinem Heere ein. Aber die Sachsen blieben ihrem Fürstenhause unerschütterlich treu und hielten es im Herzen mit Österreich, obwohl dessen Truppen auch in der Folge viel übler in Sachsen hausten als die Preußen; sie liefen einzeln oder massenhaft davon oder fochten schlecht, brachten ihrem neuen Kriegsherrn also mehr Nachteil als Nutzen. Übrigens hatte ihre Ausdauer bei Pirna der Sache Österreichs sehr wesentlich genützt. Denn Maria Theresia, die andernfalls Böhmen verloren hätte, erhielt nun Zeit, ihre Kriegsrüstungen zu beendigen. Es war nicht das erste Mal, daß Sachsen zu größtem eigenen Schaden die Habsburger rettete. Und doch betrachtete man in der Wiener Hofburg nach dem alten dort herrschenden Grundsatze solche Aufopferung im Grunde nur als Pflicht.

Die preußischen Heere bezogen nun in Sachsen und Schlesien die Winterquartiere, und die Muße bis zum nächsten Feldzuge wurde beiderseits mit Rüstungen und mit einem erbitterten Federkriege ausgefüllt. König August erfüllte die Welt mit seinen Klagen; Kaiser Franz richtete ein drohendes Abmahnungsschreiben (Dehortatorium) an Friedrich, der von seiner „Empörung“ abstehen solle, und an die preußischen Offiziere, die er aufforderte, ihren König

zu verlassen. Natürlich hatte dies keinen Erfolg. Der deutsche Reichstag zu Regensburg beschloß (am 17. Januar 1757) mit einer Mehrheit von 60 Stimmen, die von Frankreich erkauft waren, den Reichsexekutionskrieg gegen den „Friedensstörer", und der Kaiser setzte dann noch einen neuen Trumpf hinauf, indem er an Friedrich den Großen unter dem 22. August 1757 eine mit der Acht drohende „Citation" erließ; „Also heischen", hieß es in diesem Schriftstück, „und laden Wir Ihn, Churfürsten zu Brandenburg, von Römisch-Kaiserlicher Macht, auch Gerichts- und Rechtswegen, hiemit ernstlich und wollen, daß derselbe innerhalb zwey Monaten demnächst nach Insinuir- oder Verkündigung dieser Unser Kaiserlichen Ladung — selbst oder durch einen gevollmächtigten Anwald an Unserm Kaiserlichen Hofe, welcher Orten derselbe alsdann seyn wird, — erscheine, um zu sehen und zu hören, daß Er Churfürst zu Brandenburg, oberzehlter Ursachen wegen in Unsere und des Reichs Acht mit Verlustigung aller von Uns und dem Reich habenden Lehen, Gnaden, Privilegien, Expectationen und Freyheiten mit Urthel und Recht gesprochen und erkläret werde, oder aber erheblich beständige Ursachen, ob er einige hätte, warum sothane Erklärung nicht geschehen solle, dagegen in Rechten fürzubringen und darauf der Sachen und aller deren Gerichtstäge und Termine bis zum Beschluß und endlichen Bescheid abzuwarten .... Danach weiß Er, Churfürst, sich zu richten." Sothane Citation sollte dem preußischen Gesandten in Regensburg „insinuiert" werden. Dieser aber, ein Herr von Plotho, der schon früher den Reichstag verhöhnt hatte, indem er darauf bestand, durch das Diktieren einer 15 Bogen starken Schrift die alterprobte Schreibgeduld der Reichstags-Pedanten zur Verzweiflung zu bringen, warf den kaiserlichen Notar, Doktor Aprill, der ihm die „citationem fiscalem" überbrachte, zur Thür hinaus (14. Oktober). Übrigens bewies Friedrich II. durch den Abdruck der Akten des geheimen Archivs in Dresden, deren er sich gleich bei seiner Ankunft daselbst trotz des persönlichen Widerstandes der Königin von Polen bemächtigt hatte, daß sein Kriegszug nichts anderes als eine That der Notwehr war.*) Witzlinge sagten, der Krieg sei von Friedrich II. aus Vorsicht, von den Gegnern aus Spekulation unternommen.

Es schien doch, als wenn Maria Theresia ganz richtig spekuliert hatte. Denn eine kolossale Übermacht brachte sie ringsum gegen Preußen ins Feld. Am 22. Januar 1757 sicherte ihr die russische Kaiserin vertragsmäßig gegen Subsidien ein Hilfsheer zu. Die Russen, die auch einen großen Anteil an der Entstehung dieses Krieges gehabt haben, hofften dabei Ostpreußen zu gewinnen. Am 1. Mai schloß Frankreich mit Maria Theresia einen ähnlichen Vertrag, worin es sich verpflichtete, ihr 105000 Mann Franzosen und 10000 Bayern und Württemberger als Hilfstruppen zu stellen, auch jährlich 12 Millionen Gulden Subsidien zu zahlen. Ihrerseits versprach Maria Theresia, wenigstens

*) Vgl. das meisterhafte „Exposé des motifs" des Königs und das „Mémoire raisonné sur la conduite des cours de Vienne et de Saxe" des Geh. Legationsrats v. Herbert in den „Staatsschriften ..." (XIX und XXV).

80000 Soldaten aufzubringen, und trat an Frankreich einige Stücke Belgiens ab. Im Falle des Sieges sollten Schlesien, Glatz und Kroſſen an Österreich; Magdeburg, Halberstadt und der Saalkreis an Sachsen; Stettin an Schweden; Kleve und Obergeldern an Kurpfalz; Luxemburg und Belgien für Parma und Piacenza an die spanischen Bourbonen fallen. Später trat auch der schwedische Reichstag, durch französisches Geld bestochen, dem Bunde förmlich bei und versprach gegen Subsidien ein Heer von 25000 Mann.

Ebenso leicht ließen sich die Fürsten der deutschen Mittel- und Kleinstaaten erkaufen; gern hätten sie sowohl von Frankreich als von England Geld genommen; die meisten indes verkauften sich oder vielmehr ihre Landeskinder an Frankreich. Der Herzog von Württemberg zog während dieses Krieges 7 500000 Livres,*) Kurpfalz 11 300000, Kurköln 7 300000, Bayern (bis 1768) 8 700000, Sachsen (von 1750—63) 8 768882, Bayreuth 1 100 000, der Herzog von Zweibrücken (bis 1772) 4 379000, Hessen-Darmstadt erhielt 1759 ein Hilfsgeld von 100000, Kurmainz 500000, Waldeck 50000, Lüttich, Mecklenburg, Nassau-Saarbrücken zusammen etwa 3 000000 Livres. Sehr große Summen empfing Österreich, nämlich (von 1757—1769) 82 652 479 Livres. Maria Theresia verwendete aber dieses Geld wenigstens im Interesse ihres Staates; die anderen Fürsten trieben einfach Menschenhandel, verkauften ihre Unterthanen zu Zwecken, die dem Vorteil Deutschlands oder ihrer engeren Heimat ganz fremd waren. Auch die Schweizer dienten dem Auslande für Sold, zogen das Geld aber für sich; bei den Deutschen zogen es die Fürsten und verprahten es mit ihren Günstlingen und Beischläferinnen, während ihre armen Soldaten als Kanonenfutter dienten und, wenn sie nicht in der Fremde eingescharrt wurden, nachher als zerschossene Krüppel betteln gingen. Mußte da nicht jeder wahre Vaterlandsfreund für den König von Preußen Partei nehmen, für den großen Gegner dieser Gesellschaft von Machthabern, die sich unter Österreichs Führung verschwor, um Ostpreußen russisch, ganz Pommern schwedisch, Luxemburg spanisch zu machen! In der That war die öffentliche Meinung nicht bloß in Preußen, dessen Volk seinem Heldenkönig mit Begeisterung anhing, sondern auch in dem übrigen protestantischen Deutschland für Friedrich gestimmt; um so mehr, da der Papst diesen Krieg für einen Religionskrieg erklärte und den katholischen Mächten erlaubte, ihre Geistlichkeit zu diesem Zwecke zu besteuern. Ja, es wäre schon damals in den ersten Jahren des Krieges beinahe zu einem evangelischen Fürstenbunde (Preußen, Hannover, Hessen-Kassel u. a.) unter Preußens Führung gekommen, und nur die Abneigung Georgs II. vereitelte den Plan.**)

Obgleich nun Friedrich offenbar die Sache der Freiheit und des Protestantismus verfocht, so blieben die Engländer doch anfangs unthätig, und in Deutschland standen nur einige kleine Staaten, Braunschweig, Baden, Hessen-

*) Eine Livre soviel wie der spätere Frank, etwa 80 Pfennige unseres Geldes.

**) H. Meyer, Der Plan eines evang. Fürstenbundes im siebenj. Kriege, Bonn 1893.

Kassel, die thüringischen Herzogtümer und Schaumburg-Lippe auf Preußens Seite oder vielmehr auf Englands; denn dieses zahlte ihnen das Geld, wofür sie ihre Soldaten zur Verteidigung Hannovers abschickten. Friedrich war also in der Hauptsache auf seine eigenen Kräfte angewiesen.

Auch erkannte er vollkommen die Größe der Gefahr; er wußte, daß es ein Kampf um das Dasein war, der ihm bevorstand. Zu den Vorbereitungen, die er traf, gehörte auch eine Art Testament, welches er zu Berlin am 10. Januar 1757 niederschrieb. Es war eine geheime Weisung, in welcher er seinem Minister Grafen Finkenstein befahl:

„Im Falle, daß ich getötet werde, sollen die Angelegenheiten ganz ohne geringste Änderungen ihren Lauf behalten, und ohne daß man bemerken kann, daß sie sich in andern Händen befinden; in diesem Falle muß man die Huldigung an den Prinzen von Preußen hier wie in Preußen und Schlesien beschleunigen. Wenn ich das Unglück hätte, vom Feinde gefangen zu werden, so verbiete ich, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme, oder daß man am allergeringsten darauf achte, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen so wie die Minister und Generale ich mit ihrem Kopfe dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch Lösegeld anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vorteile benutze, ganz so als hätte ich niemals in der Welt existiert. Zum Zeichen, daß dies nach klarer und reifer Überlegung mein fester und ernster Wille ist, zeichne ich mit meiner Hand und drücke mein Siegel darauf. Friedrich."

Nicht um seine Person, nur um den Staat war seine Sorge; das war die Gesinnung, mit der er nun — im Frühling 1757 — in den Krieg wider halb Europa zog.

Das Spiel schien sehr ungleich. Von allen Seiten rückten die Feinde heran: 175000 Österreicher (darunter 13000 bayrische, württembergische und sächsische Söldner), 105000 Franzosen, 32000 Mann Reichstruppen (darunter 10000 von Frankreich gemietete Bayern und Württemberger), 100000 Russen, 22000 Schweden, im ganzen 434000 Mann. Dieser Übermacht hatte Friedrich nur 200000 Mann gegenüber zu stellen; freilich gehörten sie ihm unbedingt und waren die besten Truppen dieser Zeit, sowie er der größte Feldherr des Jahrhunderts. Natürlich wartete er die aus allen Himmelsrichtungen langsam und ohne rechten Plan herankommenden Scharen der Feinde nicht ab, sondern führte nach seiner Art den Krieg angriffsweise. Seine Mittel waren zu gering, um die entlegenen Provinzen Ostpreußen und Kleve zu verteidigen; er mußte sich auf die Behauptung Niederdeutschlands beschränken. Hannover sollten die Engländer decken helfen; er selbst übernahm die wichtigste Aufgabe, nämlich die Verteidigung Sachsens, Schlesiens und der Marken. Als die beste Verteidigung betrachtete er nach reiflicher Überlegung den Angriff.

„Wie sich im ersten schlesischen Kriege die Offensive gegen Schlesien, im zweiten gegen Böhmen richtete, so wird im dritten schlesischen Kriege die Offensive gegen Mähren geplant, ohne daß man dabei freilich an dauernde Eroberungen in Mähren dachte.“*) Friedrich brach daher im April, dem Projekte seines Generals v. Winterfeldt folgend, auf drei Wegen nach Böhmen ein. Die Österreicher zogen sich auf Prag zurück. Vor dieser Stadt nahm der österreichische Oberfeldherr, Karl von Lothringen, mit 72000 Mann eine stark verschanzte Stellung, zur linken den Ziska- und Taborberg, davor steile Hügel, rechts die Hügel von Sterboholi mit Teichen und Sümpfen. Freitag am 6. Mai morgens 10 Uhr griff Friedrich mit 64000 Mann ihn hier an. Den Rest des Heeres, 30000 Mann unter dem Feldmarschall Keith und Prinz Moritz stellte er am anderen Ufer der Moldau an der Kleinseite von Prag auf, nicht um Sachsen und die dortigen Magazine im Falle einer Niederlage zu schützen, sondern um die Österreicher zur Annahme der Schlacht zu zwingen und nach der Schlacht den Besiegten die letzte, bessere Rückzugslinie, die nach Königsaal am linken Moldau-Ufer abzuschneiden.**) Während nun die preußische Reiterei unter Zieten nach heftigem Kampfe die feindliche in die Flucht trieb, arbeiteten sich die Infanteriebataillone durch den Schlamm und über die Stege zu den Höhen von Sterboholi heran. Aber rottenweise stürzten sie zerschmettert vor den Batterien nieder, und der österreichische Unterfeldherr Browne warf sie dann mit seinen Grenadieren völlig zurück, bis er selbst tödlich verwundet wurde. Vergeblich suchten Schwerin und Fouqué die geschlagenen Bataillone wieder zu ordnen. Hier war es, wo der dreiundsiebzigjährige Schwerin vom Pferde sprang, sich selbst an die Spitze eines Regiments stellte, eine Fahne ergriff mit den Worten: „Heran meine Kinder!“ und sie in den Kartätschenhagel führte. Fünf Kugeln streckten ihn tot nieder; die Fahne bedeckte den sterbenden Helden. Hier ward dem ritterlichen Fouqué die rechte Hand zerschmettert, in die linke nahm er den Degen und führte seine Scharen weiter.

Auch Prinz Heinrich, Bruder des Königs, sprang vom Pferde und befeuerte durch Wort und Beispiel die Seinigen; an der Spitze des Regiments Itzenplitz erstieg er eine feindliche Geschützhöhe, den Taborberg. Aber die Entscheidung brachte Friedrich selber. Mit zwölf Bataillonen seines linken Flügels marschierte er heran und trieb die österreichischen Grenadiere vom Schlachtfelde;

*) Vgl. H. Delbrück, Über den Feldzugsplan Friedr. d. Gr. im Jahre 1757, Beiheft z. Milit.-Wochenbl., Jahrg. 1887, Heft 10 bis 12. — G. Winter, Strategie Friedr. d. Gr. 1756 u. 1757, Hist. Taschenbuch, VI. Folge, 10. Jahrg., Leipzig 1891. — A. Naudé, Friedr. d. Gr. Angriffspläne gegen Österreich im siebenj. Kr., Teil I, Marburg 1893.

**) A. Naudé, Zur Schlacht bei Prag, Forsch. 1892, V. S. 593 ff. — Derselbe, Das Corps des Feldmarschalls Keith in der Schlacht bei Prag, Forsch. 1893, VI. S. 584 ff., 1894, VII. S. 238 f. — Vgl. H. Delbrück in den Preuß. Jahrb., Juliheft 1893, S. 151 ff. — G. Roloff, Die Aufgabe des Keithschen Corps in der Schlacht bei Prag, Deutsche Heeres-Zeitung, 19. Jahrg., Berlin 1894. — Fr. v. d. Wengen, Die Prager Schlacht von 1757 u. ihr strategischer Hintergrund, ebendort, 22. Jahrg., Berl. 1897.

neben ihm durchbrach sein Schwager, Prinz Ferdinand von Braunschweig, der einige Regimenter des rechten Flügels herbeiführte, das feindliche Centrum, und General Zieten sprengte die feindliche Reiterei auseinander. Die Österreicher traten nun überall den Rückzug an; um 8 Uhr abends war die mörderische Schlacht beendet.

Sie kostete dem Sieger 13000 Mann, die tot oder verwundet auf der Wahlstatt lagen, und den Feldmarschall Schwerin, den Vater seiner Soldaten und erfahrensten Feldherrn seiner Zeit. Friedrich der Große sagt von ihm: „Schwerin allein war mehr als 10000 Mann wert. Sein Tod machte den Siegeslorbeer welk, der durch ein so kostbares Blut erkauft war. Dieser Tag sah die Säulen des preußischen Fußvolks fallen.“ Auch das Offiziercorps hatte schwer gelitten; dem Beispiele der Generale hatten die unteren Befehlshaber nachgeeifert; man sagte damals, es habe wie bei Lobositz der Soldat, so bei Prag der Offizier das meiste gethan.*) Von den Österreichern wurden ungefähr auch 13000 Mann getötet oder verwundet, und sie verloren ebenfalls einen vorzüglichen Feldherrn, den Marschall Browne. Sie büßten außerdem 5000 Gefangene, 60 Kanonen und eine Anzahl Fahnen und Standarten ein.**)

Das geschlagene Heer warf sich voll Verwirrung nach Prag, wo nun 50000 Mann lagen. Dennoch unternahm es der König, diese feste und weit ausgedehnte Stadt zu belagern. Denn wenn sie fiel, stand ihm der Weg nach Wien offen, wo der Schrecken so groß war, daß man bereits Vorkehrungen traf, die Archive fortzuschaffen. Aber Prag hielt sich, weil das nötige Belagerungsgeschütz nicht rasch eintraf, und weil dann Entsatz kam. Der Mann, der ihn brachte, der in dieser Not und überhaupt in diesem Kriege die habsburgische Monarchie rettete, war der österreichische Feldmarschall Graf Leopold von Daun.

Daun hatte nach dem Aachener Frieden das Heerwesen Österreichs auf einen besseren Fuß hergestellt, was schon in der Schlacht bei Lobositz zu merken war. Von seiner Kaiserin nun zum Kriegsführer berufen, zeigte er sich durch Charakter und Fähigkeiten ganz geeignet, Österreichs natürliche Vorteile zur Geltung zu bringen. Höchst bedächtig und vorsichtig in seinen Maßregeln, wollte er nie etwas aufs Spiel setzen, gab sich aber auch nie eine Blöße: ein gelehrter und überaus behutsamer Feldherr, aber für diesen Krieg der rechte Mann. Denn er wußte, es kam darauf an, Zeit zu gewinnen, den Krieg in die Länge zu ziehen, damit sich die ungeheure Übermacht entwickeln und den kleinen preußischen Staat erdrücken könne. Der stürmischen Genialität Friedrichs setzte er eine zähe, nüchterne Kriegführung entgegen; er kannte die Überlegenheit des Königs im Entwerfen und Durchführen großer, geistvoller Pläne; sein Ziel war daher nicht sowohl, Friedrich zu schlagen, als vielmehr sich nicht

*) Die Feldzüge der Preußen wider die Sachsen und Österreicher, wider die Franzosen und Reichstruppen, wider die Russen und Schweden. Frankfurt 1760. II. 38.

**) Vgl. A. Naudé, Berichte des Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau über die Schlachten bei Prag, Kolin, Roßbach, Leuthen u. Zorndorf. Forsch. 1892, V. S. 584 ff.

von diesem schlagen zu lassen. Denn das an Hilfsquellen reiche, alte, feststehende Österreich, zumal mit halb Europa im Bunde, konnte den Krieg länger aushalten, als das viel ärmere, junge, aufstrebende Preußen. Eben darum mußte Friedrich schlagen und immer wieder schlagen und jedes Mal siegen; denn Zögerung verzehrte die materiellen Mittel seines Staates, und eine verlorene Schlacht warf ihn an den Rand des Unterganges. So lagen in der That die Dinge. Eins freilich wog den Unterschied an Geld und Menschenzahl auf: in seinem eigenen, an Hilfsmitteln unerschöpflichen Geiste und in der Stärke und Größe seines Charakters fand Friedrich stets den Ersatz für die Ungunst des Geschickes, für die Mängel seiner äußeren Lage. Doch war es richtig, einem solchen Schlachtenmeister gegenüber eine Feldschlacht zu vermeiden; ein Hannibal mußte mit den Zauberkünsten eines Fabius bekämpft werden. Darum liebte es Daun, unangreifbare Stellungen zu wählen und sich durch nichts herauslocken zu lassen.

So that er auch jetzt, als Friedrich mit einem Teile seines Heeres (34 000 Mann) von Prag herbeieilte, um den Gegner, den er allzu gering achtete, zu schlagen und dadurch die Übergabe jener Stadt zu beschleunigen. Daun verschanzte sich mit den 53 000 Mann, die er von allen Seiten an sich gezogen, auf den Bergen bei Kolin am linken Ufer der oberen Elbe. Am 18. Juni (einem Sonnabend) griff der König an und mit solchem Erfolg, daß Daun schon den Rückzug beabsichtigte. Aber die preußische Reiterei unter Zieten unterstützte nicht gehörig den Angriff, welchen der General von Hülsen mit der Infanterie erfolgreich begann, und diese selbst hatte keine Reserven mehr, weil der Führer ihres linken Flügels, Prinz Moritz von Dessau, den Plan des Königs falsch verstanden hatte, und weil auf dem rechten Flügel ein General — von Manstein — vorschnell in den Kampf eingetreten war.*) So ging durch mancherlei Fehler und Mißgriffe, an denen der König selbst keine Schuld hatte, der halbgewonnene Sieg wieder verloren; der preußische Angriff wurde abgeschlagen, Hülsens Bataillone von den schon erstürmten Höhen wieder herunter geworfen. Mit neuem Mute hieben die Österreicher auf die Preußen ein, ebenso die sächsischen Reiter, besonders das Regiment „Prinz Karl Chevauxlegers“ (jetzige Königs-Husaren Nr. 18) unter seinem tapferen Führer dem Oberstlieutenant von Benkendorf; hier wie bei Pirna waren es die Sachsen, die das Haus Habsburg retten halfen.**) Den Ausschlag gab aber das Feuer der überlegenen österreichischen Artillerie. Vergebens bemühte sich der König, die Schlacht wieder herzustellen; mit wenigen Leuten ritt er gegen eine österreichische Batterie vor, bis er von einem Begleiter gefragt wurde, ob er allein sie nehmen wolle. Da hielt er an, betrachtete durch

*) Vgl. M. Duncker, Aus der Zeit Friedrichs d. Gr. und Friedr. Wilh. III., Leipzig 1876, S. 40 ff. — Th. v. Bernhardi, Friedr. d. Gr. als Feldherr, Berlin 1881, I. 96 ff.

**) Oberstlieutenant von Benkendorf u. d. sächsische Regiment „Prinz Karl Chevauxlegers“ i. d. Schlacht bei Kolin, Deutsche Heeres-Ztg., 18. Jahrg., Nr. 24 u. 25, 28 31, Berl. 1893. — E. v. Horsetzky, Die Schlacht von Kolin, Organ d. militärwissensch. Vereine, Bd. 52, Wien 1896.

sein Glas die Stellung des Feindes, ritt gelassen nach seinem rechten Flügel hin und gab den Befehl zum Rückzuge, der bei der heldenmütigen Tapferkeit des Fußvolks ungestört erfolgte. Fast 14 000 Preußen lagen in ihrem Blute auf dem Schlachtfelde, darunter fast das ganze erste Bataillon Leibgarde, in Reih und Glied tot, wie einst vor Pyrrhus die römischen Legionen. Daun auf seinen Höhen hatte nur 8000 Tote und Verwundete. Hocherfreut blieb er stehen, wo er war, zufrieden, daß er gesiegt. Diese Thatsache: Friedrich der Unüberwindliche endlich, wenn auch mit großer Übermacht, geschlagen, Österreich zum erstenmale Sieger über ihn, erregte in Wien und bei allen Feinden Preußens einen ungeheuren Jubel, in der Umgebung des Königs und in seinem Heere eine tiefe Bestürzung, eine um so tiefere, weil diese Niederlage so unerwartet kam. Maria Theresia veranstaltete glänzende Triumphfeste und belohnte ihr Heer mit reichen Geschenken, stiftete auch zum Andenken dieses großen Tages den Theresienorden.

Friedrich selbst war anfangs tief erschüttert; in Nimburg, wo sich seine Truppen sammelten, saß er kummervoll auf einer Brunnenröhre; in trübem Sinnen zeichnete er mit dem Stock Figuren in den Sand, und als er den kleinen Überrest seines ersten Bataillons Leibgarde vorbeimarschieren sah — vor wenig Stunden noch das prachtvollste der Welt — da rollten über sein Antlitz stille Thränen. Es war seine erste Niederlage, und wie mußte sie auf die Zukunft wirken! Lange saß er so trauernd da; sein Gefolge stand schweigend um ihn. Da trat ein alter Husar heran, reichte ihm einen Trunk Wasser und sprach treuherzig: „Trinken Sie, Majestät, und lassen Sie Bataille Bataille sein! Es ist nur gut, daß Sie leben! Unser Herrgott giebt uns schon noch einen Sieg.“ Der wohlgemeinte Trostspruch freute den König; er faßte sich, fand seine philosophische Ruhe wieder. Sein elastischer Geist erhob sich rasch von dem schweren Schlage. „Wie sehr würde der Große Kurfürst erstaunen,“ konnte er sich sagen, „wenn er seinen Urenkel mit den Russen, den Österreichern, mit fast ganz Deutschland und hunderttausend Franzosen im Handgemenge sähe? Ich weiß nicht, ob es mir eine Schande sein wird zu unterliegen: aber das weiß ich, daß wenig Ruhm dabei sein wird, mich zu erdrücken.“ Übrigens war er entschlossen und wußte sich fähig, die Scharte von Kolin wieder auszuwetzen. Zunächst freilich sah er sich in die Verteidigung gedrängt, und auch in ihr zeigte er sich als Meister. Da die Belagerung Prags nun aufgehoben werden mußte, so benutzte er die Langsamkeit Dauns und des Prinzen Karl und brachte sie durch einen höchst geschickten Rückzug nach Sachsen wenigstens um andere Früchte des Koliner Sieges.

Mit dem größeren Teile des Heeres sollte der Prinz Wilhelm von Preußen*) das nördliche Böhmen behaupten; er ließ sich aber vom Feinde herausdrangen und erlitt überdies auf seinem Rückzuge in die Lausitz beträchtliche Verluste. Friedrich machte ihm darüber öffentlich die bittersten und härtesten

*) Gewöhnlich Prinz „August Wilhelm“ genannt; er selbst unterschrieb sich immer nur „Wilhelm“. S. H. Landwehr, Vortr. rc., Forsch. 1888, I. S. 624.

Vorwürfe. Als er (am 29. Juli zu Bautzen) vor der Armee des Prinzen erschien, ließ er die Generale vor sich kommen und einen Kreis schließen; dann mußte sein Adjutant auf den Prinzen zutreten und folgende Erklärung abgeben: „Seine Majestät befiehlt mir, Eurer Königlichen Hoheit zu melden, daß er Ursach hat, mit Ihnen sehr unzufrieden zu sein, und daß Sie verdienen, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, welches Sie und alle Ihre Generale zum Tode verurteilen würde, aber daß Seine Majestät die Sache nicht so weit treiben wolle, da er in Ihnen nicht den Bruder vergessen kann.“ Darauf ritt der König, ohne den Prinzen eines Blickes zu würdigen, weg. Übrigens war diese Strafe wohlverdient. Denn Prinz Wilhelm, ein Mann von mildem und liebenswürdigem Charakter, war, wenn auch persönlich tapfer, doch ohne Befähigung zum Feldherrnamte, welches er übernommen; der König hatte ihm daher den General Winterfeldt zum Berater gegeben, aber der Prinz dessen Ratschläge oft nicht befolgt, weil er Winterfeldt haßte. Er nahm sich die erlittene Kränkung sehr zu Herzen; sie soll seinen bald darauf erfolgten Tod mit verschuldet haben. Er starb, noch ehe ein Jahr verging, an einer Gehirnentzündung zu Oranienburg, ohne vorher, wie er sehnlichst gewünscht, in einer Schlacht seine Hingebung zeigen zu können. Friedrich wollte ihm keine zehn Mann mehr anvertrauen. In Preußen galt nun einmal kein Ansehen der Person; Friedrich war auch darin groß; er duldete schlechterdings nicht, daß irgend wer, sei er ein gemeiner Soldat oder Prinz von Geblüt, den Staat durch seine Unfähigkeit beschädigte. Denn seine und seiner Unterthanen Rettung beruhte einzig und allein darauf, daß Prinzen, Generale und Gemeine allzumal vor dem Gesetz der Not gleich waren. Österreich konnte es eher aushalten, daß seine Geschäfte von hohen Adligen und Prinzen schlecht geführt wurden, und Prinz Karl hatte dort nicht zu fürchten, daß es ihm gehen werde wie Friedrichs Bruder; aber in Preußen mußte ein jeder fast das Übermenschliche leisten, wenn das Ganze sollte gerettet werden.

Kolin war die Losung für die andern Mächte, die preußischen Staaten jetzt mit allem Eifer anzufallen. In Ostpreußen rückten, alles nach ihrer Art verwüstend, die Russen ein, 100000 Mann mit 300 Kanonen, unter dem Feldmarschall Apraxin. Friedrich konnte ihnen dort nicht mehr als 30000 Mann entgegenstellen, die der greise Feldmarschall von Lehwald befehligte. Sie griffen am 30. August die russische Übermacht bei Großjägersdorf (zwischen Wehlau und Insterburg) an, wurden aber nach tapferem Kampfe besiegt und mußten dem Feinde diese Provinz überlassen. Unterdessen drangen 100000 Franzosen unter greulichen Verwüstungen über die Weser; es befehligte sie der Marschall d'Estrées, ein General von geringem Wert. Allein ihm stand ein noch unfähigerer Feldherr gegenüber, der Herzog von Cumberland, Sohn König Georgs II. Durch die Schuld dieses Prinzen erlitt das hannöversche Beobachtungsheer (54000 Mann) am 26. Juli bei Hastenbeck unweit Hameln eine Niederlage. Zum Unglück taugte das hannöversche Ministerium, dem die Regierung Hannovers an Stelle des in England thronenden König-Kurfürsten oblag, nicht

mehr als der General. Es bestand, wie fast immer, seit die Landesherrschaft nach London übergesiedelt war, aus selbstsüchtigen Junkern und beschränkten Juristen. Diese Männer gaben nun feige und eigennützig Ehre, Vaterland und die Mitbürger preis, um die Landgüter der adligen Herren und ihre eigene Amtsgewalt zu retten, und überlieferten durch einen Vertrag den Franzosen das ganze Land; der Herzog von Cumberland, der seit Hastenbeck den Kopf völlig verloren hatte, bestätigte diese schimpfliche Ergebung, indem er am 8. September mit dem Feinde die Übereinkunft zu Kloster Zeven abschloß, von weiterem Kampfe abstand und sein Heer auflöste. Die Franzosen konnten nun das Land in aller Ruhe aussaugen; sie verübten denn auch gegen die unglücklichen Hannoveraner allerlei Schandthaten, und ihr neuer Befehlshaber, der Herzog von Richelieu, ging dabei mit dem Beispiel zuchtloser Ausschweifung voran; er raubte und erpreßte Hunderttausende, und von dem Vermögen derer, die er in Deutschland an den Bettelstab gebracht, bezahlte er in Paris seine Schulden und ließ sich ein prachtvolles Lustschloß bauen. Ein anderes französisches Heer unter dem Prinzen Soubise stieß zu dem Reichsheer, welches der Prinz von Hildburghausen in Franken sammelte; beide schickten sich nun an, durch Thüringen nach Sachsen vorzudringen.

Der König versuchte mittlerweile in der Lausitz, die Österreicher, den nächsten und gefährlichsten Feind, zu einer Schlacht zu bringen. Daun vermied eine solche; als dann aber der König nach Sachsen zog, um die Franzosen und das Reichsheer abzuwehren, überfielen die Österreicher unter Nadasty am 7. September beim Dorfe Moys (in der Nähe von Görlitz) eine preußische Heeresabteilung unter Winterfeldt und brachten ihr eine Niederlage bei; Winterfeldt selbst, Friedrichs Liebling, erhielt eine tödliche Wunde. Die Niederlausitz, Niederschlesien, die Mark standen nun den Österreichern offen; sie schickten auch eine Streifpartie unter Haddik nach Berlin, welche (am 16. Oktober) eine Vorstadt besetzte und eine Kriegssteuer, 180 000 Thaler, erhob, dann aber rasch wieder abzog, da es hieß, der König komme. Auch die Schweden setzten sich in Bewegung; 22 000 Mann stark, gingen sie über die Peene und brandschatzten in Vorpommern und in der Uckermark. Es war keine Provinz mehr, wo nicht Feinde standen. „Der Untergang des Hauses Brandenburg," schrieb damals der englische Gesandte Mitchell nach London, „ist wahrscheinlich und damit fällt die Freiheit der Menschheit zu Boden. Nur die Wahl bleibt, ob man ein Sklave Österreichs oder Frankreichs sein will — welche jammervolle Aussicht!"

Auch Friedrichs Familie hielt alles für verloren. Sie war mit diesem Kriege von vornherein nicht einverstanden gewesen; sie glaubte, er gehe weit über Preußens Kräfte. Hatte doch Prinz Heinrich schon im Oktober 1756 dem Könige erklärt: er sehe keinen Grund, die Sache aufs äußerste zu treiben; Friedrich sei nicht der erste Fürst, der eine Provinz habe abtreten müssen. Jetzt meinten die Verwandten alle, mit dem Hause Hohenzollern sei es aus.

In dieser schrecklichen Lage — seine sämtlichen Länder von übermächtigen

Feinden überzogen und zum Teil widerstandslos in deren Händen; sein Heer geschwächt und entmutigt durch die Schlacht von Kolin und durch die Verluste in der Lausitz, zu erschöpft durch Entbehrungen und Märsche, um den überall vordringenden zahlreichen Gegnern die Spitze zu bieten; seine Brüder, seine Feldherren ohne Vertrauen, ja ohne Hoffnung auf die Möglichkeit eines günstigen Erfolges; er selbst außer dem öffentlichen auch durch häusliches Unglück (den Tod seiner Mutter am 28. Juni) schwer getroffen; rings Trübsal und Ruin — stand Friedrich allein aufrecht gegen das halbe Europa, nur mit der Kraft seines Geistes gegen das Unglück, entschlossen zu siegen oder zu sterben, und ehe er das von ihm geschaffene Reich aufgebe, sich mit dem Schwerte in der Hand unter dessen Trümmern zu begraben: „Ein wahrer, ein echter König, groß wie je einer, der in der weiten Vorzeit auf einem Throne saß; ein König, dessen Andenken unter den Preußen, unter den Deutschen wird genannt werden, so lange ihre Sprache noch das Wort Groß bewahrt, so lange noch ein Deutscher Gefühl für dieses Wortes Bedeutung haben wird.“*)

Der Triumph der Feinde schien gewiß; Friedrich war bereit, wie Cato und Brutus sich eher das Leben zu nehmen, als diesen Triumph zu verherrlichen. Die Philosophie, die dem Schicksal sich beugt, war nicht für ihn; er wies solch Ansinnen zurück. Voltaire riet ihm, sich philosophisch ins Unvermeidliche zu fügen und nachzugeben. Der König antwortete: „Voltaire in seiner Einsiedelei kann sich in Frieden den Tugenden des Weisen hingeben; aber ich, vom Schiffbruch bedroht, muß dem Sturme trotzend als König denken, leben und sterben.“

Diese großartige Gesinnung, eherne Eingeweide und ein stählernes Herz wider das Unglück, diese bewundernswürdige Selbstbeherrschung hielt ihm Auge und Sinn klar; und während er zum Kampfe auf Leben und Tod ging, behielt er soviel Seelenruhe, um sich in den Augenblicken der Muße mit wissenschaftlichen Dingen zu beschäftigen. Als er auf seinen Märschen durch Leipzig kam (am 15. und am 26. Oktober), unterhielt er sich dort ein paar Stunden lang mit dem berühmten Professor Gottsched über französische und deutsche Litteratur und sprach einem Gelehrten gleich, der sein Lebtag nichts anders getrieben. In seinem großen Geiste fand er denn auch die Mittel zu seiner, zu Preußens Rettung. Vorerst beschloß er Sachsen zu verteidigen, ging nach Thüringen vor und wieder zurück, um die Franzosen und Reichstruppen auf sich zu ziehen und zu einer Schlacht zu bringen. Hier war es, wo der Führer seiner Vortruppen, der General von Seydlitz**), sein berühmt gewordenes Reiterstück verrichtete. Mit 1500 Dragonern und Husaren, die er in einem Gliede auf-

*) Stenzel, Preußische Geschichte, V. 71. — Vgl. auch den herrlichen Brief des Königs an den englischen Minister Pitt (3. Juli 1761).

**) Friedrich Wilhelm von Seydlitz, geboren am 3. Februar 1721 zu Kalkar bei Kleve, gestorben am 7. November 1773 in Ohlau. — Vgl. E. Buxbaum, Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz, Rathenow 1890.

marschieren und durch nachgemachte Standarten als den Vortrab eines mächtigen Heeres erscheinen ließ, überfiel er am 19. September Gotha, wo 8000 Mann Franzosen und Reichstruppen standen, und schreckte diese samt dem Marschall Soubise, der sich eben im herzoglichen Schlosse mit seinen Offizieren zur Tafel gesetzt, zu hastiger Flucht auf und davon. Nachdem Seydlitz und die Seinigen Stadt und Mahl eingenommen, räumten sie Gotha wieder und stießen zu dem ostwärts ziehenden Könige. Nur zögernd folgten die vereinigten Franzosen und Reichstruppen, als sie den Abmarsch des preußischen Heeres nach Sachsen vernahmen. Doch thaten sie es, und Friedrich erreichte seinen Zweck. Der Feind im Westen bot sich ihm zum entscheidenden Waffengange dar.

Die Reichsarmee, die den Exekutionsbeschluß des Regensburger Reichstags ausführen sollte, befand sich, wie zu erwarten war, in elender Verfassung, schlecht ausgerüstet und von unfähigen Generalen geführt, auch unlustig und zuchtlos. Es waren die Truppen der Reichsstände, die gegen Preußen Partei genommen, hauptsächlich Bayern, Pfälzer, Württemberger, außerdem schwäbische, fränkische, oberrheinische Kontingente; ein buntes Gemisch, zum Teil das schlechteste Gesindel, das man hatte einfangen können. Jeder Reichsgraf und Prälat stellte sein Dutzend Leute; die Beschaffenheit kümmerte ihn wenig. Am besten waren noch die Truppen der größeren Kleinstaaten. Aber auch sie hatten mehr Lust zum Davonlaufen als Friedrich den Großen zu bekriegen. Es zeigte sich sogar ein Geist unter ihnen, der in Deutschland ganz neu war, obwohl man sich eher wundern mußte, daß er so spät kam. Das Volk in den Kleinstaaten fing an zu räsonnieren; es wollte nicht länger verkauft werden! Als der Württemberger Despot in Stuttgart dem französischen Kommissar 4000 Soldaten übergab, empörten sie sich gegen diesen Menschenhandel und zogen in hellen Haufen nach Hause. Sie meinten, sie seien nicht dazu da, für das Ausland sich totschießen zu lassen. Ähnliches geschah in Baden. Die meisten dieser braven Leute gingen scharenweise nach Franken, um sich dem Freicorps des preußischen Obersten von Mayr anzuschließen, der dort gerade alles in Schrecken setzte. Auch die anderen, die von den Franzosen und Österreichern mitgeschleppt wurden, nahmen jede Gelegenheit wahr, zu Friedrich dem Großen überzulaufen. War er doch der einzige, dem zu dienen, trotz aller Gefahr und Beschwerde für diese fast vaterlandlosen Deutschen noch rühmlich schien. Das deutsche Volk, wenigstens die Protestanten, war überhaupt gut preußisch gesinnt. Und die Franzosen sorgten dafür, daß sich diese Gesinnung befestigte. Denn wohin sie kamen, plünderten und mißhandelten sie ihre deutschen Bundesgenossen, besonders die protestantischen Thüringer und Sachsen, Franken und Schwaben, ebenso wie die Hannöverschen und Hessischen Ketzer bis aufs Blut, verbrannten die Dörfer, besudelten die Kirchen. „Auf 100 Lieues in der Runde", schrieb einer ihrer Generale, „ist das Land verheert, als sei Feuer vom Himmel darauf gefallen." Daher wurde denn auch in vielen protestantischen Reichslanden, selbst in Württemberg, von den Geistlichen für den König

von Preußen gebetet. Er galt für die Schutzwehr des Proteſtantismus gegen die Papiſten von Wien und Paris. Die Gebildeten, auch in den katholiſchen Ländern, bewunderten längſt den großen König. Die Freimaurer ſämtlicher deutſchen Provinzen boten ihm ihre Hilfe an, „da das Augenmerk ſeiner Feinde nur dahin gerichtet ſei, erſt ihn als den mächtigſten Beſchützer des deutſchen und beſonders des proteſtantiſchen Volkes klein zu machen, um nachher die deutſche Freiheit umzuſtürzen.“ Doch nahm er den Antrag nicht an. Am größten war natürlich die Begeiſterung in Preußen ſelbſt, vorab in Pommern, wo die Stände auf ihre Koſten Landmilizen und berittene Freiſcharen errichteten, welche bei der Verteidigung der Landesfeſtungen und im kleinen Kriege gegen die Schweden und ſpäter gegen die Ruſſen treffliche Dienſte leiſteten. „Alte Edelleute, die ſchon ſeit Jahren auf ihren Gütern zurückgezogen lebten, nahmen die Schwerter wieder von der Wand und traten als Offiziere bei dieſen Milizen ein.“ Selbſt in Kurſachſen betete man für Friedrichs Sieg; denn die franzöſiſch-reichsländiſchen Truppen hauſten hier greulich.

Dieſes Heer (im ganzen 64 000 Mann), befehligt von den Prinzen von Soubiſe und von Hildburghauſen, war nun an die Saale gerückt und lagerte, nachdem einige Entſendungen ſtattgefunden, noch 43 000 Mann ſtark, zwiſchen der Unſtrut und der Saale ſüdlich von Merſeburg, in jener Ebene, die ſo viele Schlachten geſehen hat. Ihnen gegenüber nahm der König, der mit 21 000 Mann von Leipzig herangezogen war, eine Stellung zwiſchen den Dörfern **Roßbach** und Nebra. Die Franzoſen, vornehmlich der Flügel, den der Marſchall Broglie befehligte, hatten eine ſehr vorteilhafte Stellung. Der König machte daher eine Bewegung, welche die Gegner als Rückzug deuteten. Sie wurden übermütig, glaubten, er ſuche ſich aus ihren Händen zu retten, und gaben ihre Stellung auf, um das preußiſche Lager bei Roßbach einzuſchließen. Sonnabend, den 5. November frühmorgens begannen ſie den linken Flügel der Preußen zu umgehen; ſie wollten Friedrich den Großen wie in einem Sack fangen. Vom Dach des Schloſſes in Roßbach ſah Friedrich dieſem Treiben zu, das ihm anfangs unglaublich ſchien; ſehr vergnügt ſtieg er dann hinab und ſetzte ſich zu Tiſch, um mit Gelaſſenheit ſein Mittagsmahl einzunehmen; ebenſo gemächlich ſpeiſten ſeine Soldaten; das preußiſche Lager ſtand unbeweglich. Die Franzoſen hielten dieſe Gemütsruhe für dumpfe Verzweiflung. Um 1 Uhr ſtieg Friedrich wieder auf den Turm und beſah ſich den ringsherumziehenden Feind, um $2^1/_2$ Uhr befahl er die Zelte abzubrechen und in Schlachtordnung zu treten. In einem Augenblick war es gethan — „ſo plötzlich“, ſagt ein franzöſiſcher Berichterſtatter, „wie wenn ſich im Opernhaus die Scene verändert.“ Dann ſetzte ſich das kleine Heer in Marſch, des Königs ſchneidigſter General, v. Seydlitz, mit der Reiterei voran, links ab, verdeckt durch einen ſchmalen Höhenzug. Um $3^1/_4$ Uhr war er am Feinde und ſtürzte wie ein Donnerwetter drein. Ohne ihnen Zeit zum Aufreihen zu laſſen, fiel er mit ſeinen 38 Schwadronen auf die 52 der Feinde und ſprengte ſie wie Spreu vor dem Winde

auseinander; in panischem Schrecken flohen sie bis über die Unstrut. Unterdes eröffnete der König mit der preußischen Infanterie auf die französische und reichsländische vom Janushügel aus ein entsetzliches Kanonenfeuer, dem, wie bei Musterungen, ein regelmäßiges Musketenfeuer folgte. In einer Viertelstunde waren auch hier die Feinde über den Haufen geworfen, und Seydlitz vollendete ihre Niederlage, indem er mit seiner Reiterei in ihren Rücken einhieb. Um sechs Uhr befand sich das ganze französisch-deutsche Heer auf der Flucht; nur die Finsternis des Abends rettete die Besiegten vor völliger Vernichtung. „Unser größtes Glück", berichtete Hildburghausen an den Kaiser, „war, daß es Nacht wurde; sonsten wäre bei Gott nichts davongekommen." Die Preußen, von denen übrigens nur die kleinere Hälfte (etwa 8500 Mann) wirklich zum Schlagen gelangt war, verloren nur 165 Tote und 376 Verwundete. Unter den letzteren befand sich auch Prinz Heinrich. „Der Prinz", schrieb der Feldmarschall Keith an seinen Bruder, „ist verwundet; wenn auch nicht schwer; diese Familie kann nicht lange leben, so sehr setzt sie sich der Gefahr aus. Der König war an dem gefährlichsten Posten." Die Feinde ließen 700 Tote, 2000 Verwundete, 5000 Gefangene auf dem Schlachtfelde. Einige tausend andere fielen auf der Flucht in preußische Hände oder wurden niedergesäbelt, manche von den erbitterten Bauern wie Wölfe totgeschlagen; die übrigen eilten in voller Auflösung nach Franken zurück. Prinz Soubise selbst, von einem pommerschen Dragoner, der ihn lebendig fangen wollte, hart verfolgt und braun und blau geschlagen, verdankte nur der Schnelligkeit seines Pferdes seine Rettung. Alle deutschen Völkerschaften groß und klein, Freund und Feind, Protestanten und Katholiken, waren mit diesem Siege über die Franzosen sehr zufrieden und betrachteten ihn als einen Nationaltriumph. Denn die Franzosen hatten durch ihre Verachtung alles Deutschen, durch den Übermut, womit sie Deutschland gesellschaftlich wie politisch und militärisch zu mißhandeln gewohnt waren, durch den Vorzug, den die Fürsten ihnen überall vor den Eingeborenen einräumten, sich beim ganzen deutschen Volke verhaßt gemacht.

Nachdem dieser Feind vor der Hand beseitigt und Sachsen gerettet war, eilte Friedrich mit seinem kleinen Heere trotz der schlechten Wege in Geschwindmarschen nach Schlesien, das seiner Gegenwart dringend bedurfte. Diese Provinz hatte der Herzog August von Braunschweig-Bevern, ein Vetter der Königin, mit den bisher vom Prinzen Wilhelm von Preußen befehligten Truppen (28000 Mann) decken sollen; aber auch er war seiner schwierigen Aufgabe nicht gewachsen. Er hatte so viele Fehler begangen, daß die Österreicher die wichtige Festung Schweidnitz erobern und sich in einer Masse von 90000 Mann durch Oberschlesien und die Grafschaft Glatz ins Niederschlesische ergießen konnten. Am 22. November ließ er sich gar bei Breslau eine Niederlage beibringen und tags darauf gefangen nehmen. Die Reste des geschlagenen Heeres, noch etwa 18000 Mann, führte dann Zieten dem aus Sachsen heraneilenden Könige zu. Da am 24. November auch Breslau in die Hände der

Österreicher geriet, so schien Schlesien für Maria Theresia wieder gewonnen; sie redete in öffentlichen Ansprachen die Schlesier bereits als ihre Unterthanen an. Die katholische Bevölkerung, besonders die Geistlichkeit, war ihr ohnehin geneigt; viele Beamte leisteten ihr die Huldigung, voran der Fürst-Bischof Graf Schaffgotsch, der dem Könige, seinem Wohlthäter, jetzt mit schnödem Undank lohnte.

So galt es denn für Friedrich, Schlesien durch einen großen Schlag von neuem zu erobern; zwar zählte sein Heer, auch nach der Vereinigung mit Zieten (am 2. Dezember in Parchwitz) nur 32000 Mann, und die Österreicher unter Karl von Lothringen und Daun hatten eine fast dreifache Übermacht und eine gute Aufstellung; aber Friedrich war fest entschlossen, sie anzugreifen, „und wenn sie auf den Kirchtürmen von Breslau oder auf dem Zoptenberg ständen." Es war ein Wagstück von äußerster Gefährlichkeit; doch den Heldenmut, der ihn selbst erfüllte, wußte er seinen Truppen mitzuteilen; die Sieger von Roßbach glühten von frischer Begeisterung, die bei Breslau Geschlagenen brannten, es jenen gleich zu thun. Nachmitttags am 3. Dezember, vor dem Abmarsch von Parchwitz versammelte Friedrich die höheren Offiziere um sich. „Ich werde", sprach er*), „gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Ich darf nicht fragen nach der Anzahl der Feinde noch nach der Schwierigkeit ihrer Stellung; alles dieses hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen bei richtiger Befolgung meiner Anordnungen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren. Wir müssen den Feind schlagen, oder uns von seinen Batterieen begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann auf die Ereignisse vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich für berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß dieses Vorzuges sich nicht unwürdig machen. Ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden." Er hielt etwas inne. Keiner rührte sich; eine heilige Stille herrschte ringsumher Dem Generalmajor von Rohr rannen die Thränen von den Wangen. Der König, der dies bemerkte, umarmte ihn hierauf und sagte: „Mein lieber Rohr! ihn habe ich nicht gemeint." Nur einem, dem tapferen Major von Billerbeck, fuhr es laut heraus, was alle dachten: „Ja, das müßte ein infamer Hundsfott sein, nun wäre es Zeit!" Mit freundlichem Lächeln fuhr der König fort: „Schon im voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue

*) Aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben von dem Ohrenzeugen General v. Retzow und veröffentlicht von dessen Sohne: v. Retzow, Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges in Rücksicht auf Ursache und Wirkung, Berl. 1802, S. 54 f. — Vgl. auch Oeuvres XXVII, 3, 261 und Generalstabswerk I, 431 ff.

Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun in das Lager und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie von mir gehört haben!" Dann, des Eindrucks gewiß, den seine Worte in jedem Herzen gemacht, sprach er mit kurzem, festem Kommandoton: „Das Regiment Kavallerie, welches nicht sofort, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregiment. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stutzen anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montierung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren! In kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder!"*)

Als der König dann gegen Abend durch das Lager ritt und mit einzelnen Leuten jedes Regiments freundlich sprach, empfing ihn überall begeisterter Jubel. Die alten Krieger drängten sich um ihren König, mit dem sie so manche heiße Schlacht gewonnen, und schwuren ihm Sieg oder Tod zu. Einem pommerschen Regiment von bekannter Tapferkeit sagte er: „Nun, Kinder, wie wird's aussehen? Der Feind ist noch einmal so stark als wir!" „Lat man got sin", antworteten die Soldaten, „do sin doch keene Pommern mang! ju weet woll, wat wie könne." „Freilich weiß ich das", erwiderte der König, „sonst könnte ich die Schlacht nicht liefern. Nun schlaft wohl. Morgen haben wir den Feind geschlagen, oder wir sind alle tot!" „Man too!" rief das Regiment.

In dieser Stimmung marschierten sie am 4ten dem Feinde entgegen. Prinz Karl stand mit mehr als 80000 Mann und 208 Geschützen in einer sehr festen Stellung an der Lohe bei Breslau. Daun riet, sie nicht zu verlassen. Aber Prinz Karl und die meisten andern Generale meinten, es sei unter ihrer Würde, mit einer so ungeheuren Übermacht einer Hand voll Volks, dieser „Berliner Wachtparade" gegenüber, hinter Verschanzungen stehen zu bleiben. Sie gingen daher bis über die Weistritz dem Könige entgegen; als der sie so keck ins offene Feld kommen sah, sprach er freudig: „Der Fuchs ist aus seinem Loch gegangen, nun will ich seinen Übermut bestrafen." Am folgenden Tage, Montag, den 5. Dezember, stellte Prinz Karl sein Heer in Schlachtreihe, die Linie war eine Meile lang; sie erstreckte sich von Nipern (nordwestlich von Breslau) über Frobelwitz nach Leuthen und Sagschütz. Es war das erste und das letzte Mal, daß die Österreicher es wagten, bei hellem Tage und zu offener Feldschlacht Friedrich dem Großen entgegen zu gehen.

Kampfesfroh, geistliche Lieder singend, rückten um 1 Uhr nachmittags die Preußen an: „Gieb', daß ich thu mit Fleiß, was mir zu thun gebühret, Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet; Gieb, daß ich's thue bald, zu der Zeit, da ich's soll, Und wenn ich's thu, so gieb, das es gerate wohl!" Der

*) [illegible] Vor und nach der Schlacht von Leuthen, Forsch. z. br. u. pr. Gesch., [illegible]

Geist mußte ersetzen, was der Zahl gebrach; es waren ihrer nicht mehr als 32000 Mann mit 166 Geschützen.

Der König entfaltete an diesem Tage die ganze Größe seines Feldherrngenies. Er wählte wieder die schiefe Schlachtordnung, mit der einst Epaminondas bei Leuktra die Spartaner besiegte. Durch verstellte Bewegungen gegen den rechten feindlichen Flügel hielt er diesen in Unthätigkeit, während er in Wirklichkeit den linken bedrohte. Er vereinigte seine Hauptkraft auf seinem rechten Flügel in einem kleinen, tiefen und dichten Schlachtkörper, der, aus der Ferne gesehen, einem höchst unordentlich zusammengestellten Menschenhaufen glich. So schob er aufmarschierend einen Trupp nach dem andern in Keilform nach rechts dicht an einander. „Die guten Leute paschen ab," sagte Daun, „lassen wir sie ziehen!" Da, auf Friedrichs Wink, entwirrte sich plötzlich der lebendige Knäuel zu schönster Ordnung und fiel mit ungeheurer Wucht auf den linken österreichischen Flügel. Mit äußerster Genauigkeit und Raschheit wie auf dem Ubungsplatze ward jeder Zug des Feldherrn von seinen Soldaten ausgeführt. Um 1 Uhr erfolgte der furchtbare Anprall. Die Kriegswut der Preußen war so heftig, daß der Feind bald zu wanken begann. Zuerst wichen die Württemberger und Bayern, die, von den Österreichern ins Vordertreffen geschoben, wenig Lust hatten, diesen als Kanonenfutter zu dienen. Dann schlugen Moritz von Dessau mit dem Fußvolk und Zieten mit der Reiterei auch die Österreicher, warfen ein Regiment aufs andere, während der König selbst das Dorf Leuthen eroberte.*) Zu spät eilten Truppen des rechten österreichischen Flügels hieher zu Hilfe; preußische Kavallerie unter General von Driesen, die ihnen gegenüber in Reserve gestanden, sprengte sie auseinander. Diesem General ist überhaupt neben dem Prinzen Moritz von Dessau ein Hauptanteil an dem endlich erfochtenen Siege beizumessen. Die ganze Schlachtreihe des Feindes wurde so von den Preußen aufgerollt, von allen Seiten hieb ihre Reiterei in die verwirrten feindlichen Massen, schoß ihr schweres Geschütz Breschе. Um $4^1/_2$ Uhr war Friedrichs Sieg überall entschieden, und das große österreichische Heer zertrümmert. Die früh anbrechende Nacht war der einzige Schutz der Fliehenden. Bis in die Nähe von Lissa drangen die Preußen nach.

Es war ein glorreicher Tag, glorreich durch die Leistung des siegreichen Feldherrn — „das Meisterstück des großen Friedrich" hat Napoleon I. diese Schlacht genannt —; glorreich durch die unerhörten Erfolge — der Feind hatte 10000 Tote und Verwundete, 21000 Gefangene (darunter 300 Offiziere), 116 Kanonen, 59 Fahnen verloren; glorreich durch die moralische Größe des kleinen preußischen Heeres. 5000 Mann waren ihm getötet oder verwundet; aber die Gefallenen bluteten und starben mit der nämlichen Begeisterung, mit

*) Noch auf dem Schlachtfelde wurde Moritz von Dessau zum Feldmarschall ernannt: das einzige derartige Ereignis im ganzen siebenjährigen Krieg. S. Berenhorst, Betrachtungen über die Kriegskunst, 2. Aufl., I. S. 217 Anm.

der sie fochten. Ein gefangener bayrischer General stieß auf einen preußischen Grenadier, der in seinem Blute schwamm; beide Füße waren ihm abgeschossen, aber er rauchte ruhig Tabak. Der Bayer wunderte sich; der Preuße versetzte kaltblütig: „Ick sterw for Fritze!“ Ein anderer preußischer Grenadier verlor sein Bein; er stützte sich auf sein Gewehr als Krücke und schleppte sich an die vorbeimarschierenden Gefährten. „Fechtet als brave Preußen!“ schrie er, „siegt oder sterbt für euren König!“ Waren je die Thaten der alten Griechen und Römer bewunderungswürdiger? Und als das Heldenheer gesiegt und in dem dunkeln, kalten Winterabend auf dem gewonnenen Blutfelde stand, da stimmte ein Grenadier das Lied an: „Nun danket alle Gott!“ und Regiment auf Regiment, zuletzt das ganze Heer singt mit: „Nun danket alle Gott!“

Unterdessen war der König mit einigen Truppenteilen nach Lissa vorangeeilt, um hier die Brücke über die Weistritz zu besetzen. Das Städtchen war voll Österreicher; namentlich befanden sich zahlreiche feindliche Offiziere in dem dortigen Schloß, dessen damaliger Besitzer ein Baron Mudrach war. Hier soll sich nun der Sage nach folgender Vorgang abgespielt haben. Der König erschien vor dem Schloß und stellte an den Baron die Frage: „Ist hier alles reene?“ Er meinte damit, ob keine Feinde in der Nähe wären. Mudrach, ein treuer Anhänger Friedrichs, aber durch die Ereignisse des Tages völlig außer Fassung gebracht, bejaht die Frage. Der König schreitet, begleitet von einem seiner Generäle, die Treppe hinauf, mitten durch die österreichischen Offiziere hindurch, welche mit Leuchtern in den Händen gerade Vorbereitungen zur Flucht trafen. Voll Geistesgegenwart rief Friedrich den Erstaunten zu: „Bon soir, messieurs!“ Gewiß sind Sie mich hier nicht vermuten. Kann man hier auch noch mit unterkommen?“ Verblüfft bückten sie sich ehrfurchtsvoll, bildeten Spalier und ließen den König ungehindert in den Speisesaal eintreten, der gleichfalls voller Feinde war. Der König legte seinen Hut auf einen links von der Saalthüre stehenden Marmortisch und begab sich in das rechts anstoßende Seitenzimmer. Durch dieses gewann er glücklicherweise die Treppe, warf sich ohne Hut auf sein Pferd und jagte mit seinem Begleiter zurück. Am Eingange des Ortes traf er auf ihm nachgeschickte preußische Kavallerie, besetzte mit derselben sofort die Zugänge zum Schloß und trat aus dem obengenannten Seitenzimmer wieder in den Speisesaal ein, indem er den dort befindlichen Offizieren zurief: „Meine Herren, Sie sind meine Gefangenen.“ Zugleich soll er sich dem auch dort anwesenden Baron Mudrach gegenüber sehr ungnädig darüber geäußert haben, daß er ihn in solche Gefahr gebracht habe. Wie dieser Vorgang sich im einzelnen, ja ob er sich überhaupt abgespielt hat, läßt sich zur Zeit nicht sagen. Weder die unmittelbar nach der Schlacht geschriebenen Briefe Friedrichs noch auch ein Brief des Barons Mudrach, den derselbe am 8. Dezember an einen Neffen richtete, erwähnen des erzählten Vorganges mit einer Silbe.*)

*) R. Meyer, Vor und nach der Schlacht von Leuthen. Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 1888, I. S. 613 ff.

Der wichtigste Erfolg der Leuthener Schlacht war für die Preußen die völlige Wiedereroberung Schlesiens. Schon am 19. Dezember ergab sich Breslau mit 17 000 Mann; nur Schweidnitz hielt sich etwas länger. Die Verfolgung des geschlagenen Heeres betrieben Zieten und Fouqué so eifrig, daß Prinz Karl nur 37 000 Mann und zwar im elendesten Zustande nach Böhmen zurückführte; er legte nun endlich den Oberbefehl nieder.

Auch auf den anderen Kriegsschauplätzen endete der Feldzug günstig. Die Russen zogen sich bald nach der Schlacht bei Großjägersdorf wieder aus Preußen zurück, und der Feldmarschall Lehwald wurde nun anderwärts verwendbar; er ging mit seinem kleinen Heer nach Pommern und vertrieb dort die Schweden, eroberte sogar Schwedisch-Vorpommern bis auf Stralsund und Rügen. Noch wichtiger war der Umschlag, den die Kriegsangelegenheiten in Hannover erhielten. Der König Georg II. bestätigte den schimpflichen Vertrag von Kloster Zeven nicht, beschloß vielmehr, den Krieg fortzusetzen, und wurde darin von seinem großen Minister Pitt aufs kräftigste unterstützt. Pitt sah ein, wollte England seinen Krieg gegen die bourbonischen Mächte mit Erfolg führen, so mußte es ihm zu Lande eine bessere Wendung geben; Amerika, das war Pitts Ansicht, mußte in Deutschland erobert werden. Auch hielt er es für „unehrenhaft, den wundervollen Mann zu Grunde gehen zu lassen, welcher Englands Bundesgenosse und gegen seine Absicht und Erwartung durch seinen Anschluß an England in eine so gefährliche Lage gekommen sei. Friedrich stehe da als das unerschütterte Bollwerk Europas wider die mächtigste und boshafteste Verbindung, welche jemals die Unabhängigkeit der Menschen bedrohte, und sei — was für England das Wichtigste — allein noch im stande, den Franzosen in Deutschland die Spitze zu bieten.“ So dachte auch das englische Parlament. Georg II. erbat sich daher von Friedrich dem Großen einen Feldherrn für das wiederherzustellende hannöversche Bundesheer und zwar als solchen ihren beiderseitigen Verwandten, den bisher preußischen General Prinz (oder, wie er eigentlich betitelt war, Herzog) Ferdinand von Braunschweig. Es war dies ein jüngerer, 1721 geborener Bruder der Königin Elisabeth von Preußen.*) Gern willigte Friedrich in den Vorschlag ein, und so übernahm denn Ferdinand sofort den Oberbefehl über die von England besoldeten Hannoveraner, Hessen und Braunschweiger und vereinigte sie mit englischen und einigen preußischen Hilfsscharen zu einem neuen tüchtigen Heere. Ferdinand war der beste, geeignetste Mann für diesen schwierigen Posten als Befehlshaber eines so gemischten Heeres; er wußte mit seinem Takt die verschiedenen Elemente, die es bildeten, jedes nach seiner Natur zu behandeln, und seine Unparteilichkeit, seine Milde und Uneigennützigkeit gewannen ihm rasch aller Herzen. Er besaß Feldherrntalente, angeborene und in der Schule Friedrichs gebildete, und er hatte das Glück, was ihm an solchen noch etwa fehlte, in einem Ge-

*) Vgl. E. Daniels, Ferdinand von Braunschweig, Preuß. Jahrbücher, Bd. 77 u. 78, Berlin 1894.

hilfen zu finden, der nichts sein wollte, als sein ungenanntes Werkzeug. Es war sein Privatsekretär Philipp Westphalen, ein militärisches Genie, welches bald die Seele der Kriegführung Ferdinands wurde.*) Dem Prinzen war die Aufgabe gestellt, Hannover zu schützen; es zeigte sich bald, daß er noch mehr vermochte.

Das Jahr 1757 lief ab; wie reich an staunenswerten Schauspielen und Wechselfällen war dieser ewig denkwürdige Feldzug gewesen! 700 000 Krieger der gebildetsten und kriegerischesten Nationen der Welt auf deutschem Boden in Waffen gegen einander; ein Bündnis fast aller Großmächte gegen den einzigen Mann, und es hatte ihm nichts anhaben können. Seine Staaten waren gerettet, Kursachsen behauptet; in zahlreichen Treffen und in fünf Hauptschlachten hatten die Preußen glorreich mit der Übermacht gerungen und meistens gesiegt. Friedrich hoffte, Maria Theresia werde nun zum Frieden neigen; aber sie beharrte um so fester bei ihrem Vorsatz, weil Elisabeth von Rußland und Ludwig XV. fortfuhren, die Kräfte ihrer Staaten der österreichischen Politik zum Opfer zu bringen. Von beiden Seiten wurde im Winter eifrig gerüstet. Die Gegner konnten dies bei der Größe ihrer Staaten leichter; Friedrich erhielt die erforderlichen Mittel nur durch den nachdrücklichsten Wirkeifer. Das Beste mußten natürlich seine eigenen Staaten leisten, und thaten es auch mit opferfreudiger Hingebung; namentlich Pommern und die Mark zeichneten sich dabei aus, wie sie denn auch die tüchtigsten Soldaten lieferten. Auch leisteten sie nicht bloß für die Feldarmee das ihrige; nach dem Vorgange Pommerns wurde noch von den Ständen Magdeburgs, der Kurmark und Ostpreußens eine freiwillige Landwehr errichtet, die besonders in Pommern sich sehr nützlich machte. Sie hat dort unter dem Grafen Wedell und dem Oberstlieutenant von Belling aufs tapferste gegen die Schweden und Russen gefochten und höchst wirksam die Festungen geschützt.

Aber der König durfte seine Völker nicht durch Überbürdung erschöpfen; sie waren ohnehin schwer belastet und litten durch die Verwüstungen des Krieges viel. Deshalb erhöhte er die Steuern nicht, die bereits im Frieden auf Kriegshöhe gestanden hatten. „Wenn es sein muß", meinte er, „will ich lieber feindliches Land, als meine armen Unterthanen treten." Er bedrückte also die Feinde.

Zu diesen gehörte teils offen, teils insgeheim auch die katholische Geistlichkeit in Schlesien; sie erfuhr daher manche Härte. Doch war der Druck, der sie traf, sehr unbedeutend gegen die schwere Last, welche Sachsen, sodann Anhalt, dessen Regenten sich zweideutig benommen, Mecklenburg-Schwerin und überhaupt alle diejenigen Länder erduldeten, die, gegen Friedrich verbündet, in seine Gewalt gerieten, und die er nun lehrte, wie er sich in seinem Berlinisch ausdrückte, „ménagements für einem großen Nachbarstaate zu haben." Denn

*) [illegible] Der Anteil d. Sekretärs Westphalen an den Feldzügen des Herzogs [illegible] von Braunschweig (1758–62). Forsch. 1895. VIII S. 1 ff., 319 ff.

die Not zwang ihn zu Maßregeln, die er aus freien Stücken nie gethan hätte. Namentlich Sachsen mußte ihm die Mittel an Geld, Getreide, Pferden, Rekruten liefern, die noch fehlten. Leipzig, welches schon 1756 eine halbe Million Thaler gezahlt, mußte jetzt wiederum 900 000 Thaler entrichten. Ebenso wurden im Verhältnis die anderen Städte besteuert. Die Lieferungen von Kriegsbedürfnissen aller Art nahmen kein Ende; an 13 000 Mann wurden als Rekruten ausgehoben. Man berechnete später, daß Friedrich während des siebenjährigen Krieges im ganzen aus Sachsen wohl 70 000 Rekruten und an Kontributionen, Lieferungen von Lebensmitteln und anderem Bedarf 40 bis 50 Millionen Thaler gezogen habe.*) Auch Mecklenburg-Schwerin mußte büßen, was sein Fürst verbrochen. Der Herzog Christian Ludwig, von seinem hitzigen Vicekanzler v. Dittmar schlecht beraten, hatte mit Eifer auf die Achtserklärung gegen Friedrich gedrungen; jetzt war er entflohen und ließ seine Unterthanen leiden. Friedrich hat aus diesem Lande während des Krieges über acht Millionen Thaler und 16 000 Rekruten gezogen.**) Er hielt aber hier wie überall streng auf Ordnung, litt keine Erpressung im einzelnen, keine Plünderung und machte den Druck erträglich, indem er ihn auf das Ganze verteilte, während seine Feinde, wohin sie kamen, ebenso stark erpreßten, aber außerdem plünderten und unnütz zerstörten. Ein sächsischer Schriftsteller jener Zeit bemerkt: „Das weiß ich, daß die Bedrückungen und Plünderungen der Österreicher und Reichstruppen in Sachsen alle Herzen von ihnen abwandten, und man öffentlich sagte, man wolle lieber die ordentliche Last der Preußen, als den beschwerlichen Trost der Befreier tragen.“ Den übelsten Ruf im Brennen und Sengen, Plündern und Zerstören hatten die Kroaten und Panduren; die Russen und gar die Franzosen machten es fast noch schlimmer, hausten in der Regel barbarisch. Die Kriegführung der Preußen war im Vergleich damit milde und menschlich zu nennen: bei ihren Einfällen in Feindesland begnügten sie sich mit starken Brandschatzungen, die namentlich in den fränkischen Bistümern durch preußische Parteigänger, wie den Oberst Mayr, oft beigetrieben wurden.

Ein anderes trauriges Mittel, wozu Friedrich die Umstände nötigten, war das Prägen leichten Geldes. Er ließ die preußischen Münzen, namentlich die Friedrichsdore, mit beträchtlich geringerem Feingehalt als bisher versehen. Eine noch größere Verschlechterung erfuhr das sächsische Geld, nachdem er mit dem Staate Sachsen auch dessen Münzhoheit in Besitz genommen. Seine Münzmeister, zwei Juden, Ephraim und Itzig, ließen sächsische Gulden, ganze, halbe und Viertelstücke, schlagen, welche nur die Hälfte, zuletzt kaum ein Drittel

*) Verhältnismäßig mehr hatte der Schwedenkönig Karl XII., als er vom September 1706 bis zum September 1707 Sachsen besetzt hielt, diesem Lande entnommen, nämlich in Geld und Geldeswert 23 Millionen Thaler und 12 000 Rekruten. Vehse, Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen IV. 322.

**) Boll, Geschichte Mecklenburgs, II. 307. — Vgl. W. v. Schultz, Mecklenburg und der siebenj. Krieg, I. Teil, Jahrbücher u. Jahresberichte d. Vereins f. mecklenb. Gesch. u. Altertumskunde, 53. Jahrg., Schwerin 1888.

soviel wert waren, als sie sollten. Es sind davon während des Krieges im Betrage von sieben Millionen Thalern in die Welt gesetzt worden. Man nannte diese unterwertigen Münzen, sächsische und preußische, spottweise „Ephraimiten.“ Der Gewinn, den der Mißbrauch des Münzrechtes dem Könige abwarf, war freilich groß und kam in seine Kriegskasse. Übrigens ließen damals auch andere Fürsten leichtes Geld prägen, die sich nicht wie Friedrich mit der Not entschuldigen konnten.

Eine dritte sehr ergiebige Hilfsquelle floß ihm aus seinem Bündnis mit England. Hier hatte der Sieg bei Roßbach ungeheuren Jubel erregt; das ganze englische Volk erglühte voll Bewunderung für den großen König; es feierte ihn wie einen Abgott, diesen Helden des Protestantismus, wie ihn Pitt nannte. Mit Freuden bewilligte das Parlament am 11. April 1758 die Erneuerung des Bundes dahin, daß England nicht nur die Besoldung des hannöverschen Heeres übernahm, sondern auch an Friedrich für die Dauer des Krieges jährlich ein Hilfsgeld von 670 000 Pfund Sterling (4½ Millionen Thaler) zahlte.

Durch rastlose Thätigkeit hatte Friedrich im Winter 1757/58 die Lücken in seinem Heere ausgefüllt. Er setzte seinen Feinden, die im ganzen diesmal 316 000 Streiter aufstellten, 175 000 Mann Feldtruppen entgegen, darunter war das hannöversche von anfangs nur 30 000 Mann, welches Prinz Ferdinand befehligte. Der letztere eröffnete den Feldzug. Mitte Februars überfiel er die Franzosen, die unter dem Oberbefehl des Grafen Clermont, von Goslar bis zur Ems zerstreut, im Winterquartier lagen. Sie leisteten nirgends wirksamen Widerstand, sondern zogen sich mit großem Verlust bis über den Rhein zurück. Ferdinand ließ ihnen auch dort keine Ruhe, ging über den Fluß, griff am 23. Juni bei Krefeld mit 33 000 Mann Clermonts 47 000 an und schlug sie aufs Haupt. Hier kämpften auch drei Escadrons der schwarzen Husaren („Totenkopfhusaren“) mit, welche vom König zur Armee des Prinzen Ferdinand abkommandiert waren. Sie fochten gewöhnlich in der Avantgarde unter dem Befehl des Erbprinzen von Braunschweig, und bald waren die „Husars de la mort“ ein Schrecken der Feinde, vornehmlich der Franzosen. Bekannt ist ja jenes hübsche Gedicht von dem gefangenen Totenkopfhusaren, der vor den Marschall Clermont geführt, eine ihm angebotene Offizierstelle im französischen Heer ausschlägt und sich durch seinen Stolz die Freiheit wieder erwirbt. Überhaupt gehört die Schlacht von Krefeld zu den größten Ruhmesthaten der Fridericianischen Reiterei. Auch Clermonts Nachfolger, Contades, und ein anderes französisches Heer, das unter Soubise am Main stand, richtete nichts aus. Westfalen bis zum Rhein, Niedersachsen und Hessen bis zur Lahn blieben von ihnen befreit.

Unterdessen hatten die Preußen Schweidnitz wieder erobert (17. April) und waren dann durch Oberschlesien in Mähren eingefallen, um Olmütz zu belagern. Diese starke Festung ließ sich aber mit so unzureichenden Mitteln, als Friedrich gegen sie zur Hand hatte, nicht einnehmen, und das österreichische

Heer unter Daun und Laudon gewann Zeit, das preußische Lager so zu umstellen, daß die Zufuhr aus Oberschlesien abgeschnitten wurde. Nachdem ein von Neiße kommender großer Munitions- und Proviants-Zug von 2400 Wagen, den Zieten hereingeleiten sollte, von Laudon am 1. Juli war abgefangen worden, sah sich der König zum Rückzuge genötigt. Er war in der schwierigsten Lage, ohne Schießbedarf und Lebensmittel einem überlegenen Feinde gegenüber, der alle Pässe aus Mähren nach Schlesien versperrte und sicher hoffte, ihn auf dem Marsch durch das gebirgige Land zu vernichten. Was Friedrich rettete, war wieder die Erfindsamkeit und die Stärke seines Geistes. Er schlug plötzlich den Weg nach Böhmen ein, gewann dadurch einen Vorsprung, und als nun Daun folgte, Laudon von der einen, die leichte österreichische Reiterei von allen Seiten drängte, schlängelte er sich, immer zum Fechten bereit, durch meisterhafte Wendungen Schritt vor Schritt durch Hohlwege, über Berg und Thal samt seinem unermeßlichen Wagenzug unbeschädigt hindurch. So kam er am 9. August glücklich über Königingrätz und Friedland nach Landshut in Schlesien und brachte alle seine 4000 Wagen, Geschütz und Gepäck, Kranken und Verwundeten wohlbehalten heim. Ein Rückzug, der hochberühmt ist in der Kriegsgeschichte.

Der König wandte sich nun gegen einen Feind, der ihm bisher noch nicht vor die Augen gekommen war, die Russen. Im Januar bereits waren sie, diesmal befehligt vom Grafen Fermor, einem Deutschen von Geburt, wieder in Ostpreußen eingerückt; doch behandelten sie das Land jetzt mit etwas mehr Schonung, weil sie es zu behalten gedachten. Auch mußten die Stände sofort — am 24. Januar (also am Geburtstage des Königs!) — in Königsberg der russischen Kaiserin den Huldigungseid leisten. Daß sie es thaten, daß manche, in denen noch der Geist Kalcksteins und Rodes sich regen mochte, oder die von der neuen Herrschaft für sich Sondervorteile erhofften, es sogar anscheinend gern thaten, hat Friedrich der Provinz nie vergessen: er hat Zeit seines Lebens Ostpreußen mit keinem Fuße mehr betreten. Vier Jahre lang, bis zum Frühling 1762, hat die Provinz unter dem russischen Doppeladler gestanden. Das Volk fügte sich unter die neue Herrschaft, weil es eben mußte; aber immer ersehnte es den Augenblick der Befreiung. Einst erhielt ein Prediger in Tollmingkemen, wie die anderen Geistlichen der Provinz, den Befehl, ein großes russisches Fest zu feiern; er that es in folgender Weise: „Mir ist", sprach er, nachdem er die Kanzel bestiegen, „mir ist befohlen, den heiligen Alexander zu feiern. Es mag ein guter Mann gewesen sein; allein ich kenne ihn nicht und ihr kennt ihn nicht. Deshalb lasset uns, lieben Brüder, die Stelle der heiligen Schrift 2. Thimoth. 4, V. 14: „„Alexander der Schmied hat mir viel Böses bewiesen, der Herr bezahle ihm nach seinen Werken!"" zum Text für unsere heutige Betrachtung nehmen."*) Dieser kühne Prediger war der als littauischer Dichter berühmte Donaleitis. Er sprach die Gesinnung aus, die im Volke lebte.

*) J. D. E. Preuß, Friedrich d. Gr., 2. Aufl., Berlin 1837, I. 272.

Nachdem Fermor von Ostpreußen im Namen Elisabeths Besitz ergriffen, zog er langsam und planlos durch das polnische Westpreußen, wo ihm nur Danzig die Thore schloß, der Oder zu. Anfangs August fielen seine Horden wie ein Heuschreckenschwarm auf die Neumark.*) Sie verübten hier die furchtbarsten Greuel; namentlich die Kosaken und Kalmücken plünderten, sengten, marterten, schändeten, mordeten ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, verbrannten eine Unzahl Dörfer und die Stadt Küstrin, da sie die Festung, welche der Oberst Schack von Wuthenow aufs tapferste verteidigte, nicht zu erobern vermochten. Ingrimmig eilte Friedrich von Schlesien herbei, diese Wilden zu züchtigen und sein Land vor gänzlichem Ruin zu retten. Am 12. August schrieb er aus Liegnitz an den General Grafen Dohna, der jenseit der Oder kommandierte und zu schwach gewesen war, die Neumark zu retten. „Wir müssen nun anfangen, die Russen tüchtig abzuprügeln, und wenn Ihr über die Oder gehet, so saget allen Euren Offizieren: Meine Devise wäre siegen oder sterben, und derjenige, welcher nicht so dächte, möchte diesseits bleiben und könnte sich zum Teufel scheren." Am 22. August war er bei Küstrin, wo er sich mit den Truppen Dohnas vereinigte. Diese, meist ostpreußische Regimenter, sahen besser aus, als die seinigen, hatten aber auch nichts geleistet; „meine sehen aus wie die Grasteufel," sagte Friedrich, „aber sie beißen."

Fermor stellte nun sein Heer, 42 000 Mann, bei Zorndorf (nördlich vom Einfluß der Warthe in die Oder) auf. Mit 36 000 griff ihn Friedrich am Freitag, den 25. August morgens 9 Uhr an. Er befahl, keine Gnade zu geben, sondern die Barbaren samt und sonders niederzumachen; doch verachtete er den Feind zu sehr, wenn er auf einen leichten Sieg hoffte. Einige preußische Bataillone wurden anfangs sogar zurückgetrieben. Aber Seydlitz mit der Reiterei leistete hier wieder Großes; seinem Ansturm erlag erst die Kavallerie, dann die Infanterie des Feindes; gegen Mittag war der russische rechte Flügel teils niedergehauen, teils in Moräste gedrängt, wobei es sich zeigte, daß die Russen leichter zu besiegen als vom Felde zu treiben waren. Sie standen wie die Mauern, wie gewöhnlich geordnet in linearer Treffenstellung, die nur durch die Deckung der Flanken ähnlich wie bei Mollwitz das Ansehen eines länglichen Karrees erhielt**), und ließen sich stumpfsinnig abschlachten. Auch auf dem anderen Flügel, wo Dohnas Regimenter zum größten Teil die Flucht ergriffen — rettete der Scharfblick und die Entschlossenheit des tapfern Seydlitz die Schlacht: mit 61 Schwadronen, welche seit zwölf Stunden im Sattel waren, stürzte er sich auch dort auf die russische Reiterei und warf sie auf ihr Fußvolk, bis der Feind um 7½ Uhr abends vom Schlachtfelde wich. Mangel

*) P. Schwartz, Zur Gesch. d. Neumark während d. siebenj. Krieges. Wissenschaftl. Beilage zum Progr. d. 6. Realschule. Berlin 1893.

**) M. Jähnich, Die Schlacht bei Zorndorf am 25. August 1758. Berlin 1893. — Vgl. [illegible] Die Schlacht von Zorndorf am 25. August 1758 im Lichte d. neueren [illegible]. Deutsche Heereszeitung, 19. Jahrg., Nr. 18–26, Berlin 1894.

an Schießbedarf hinderte die Sieger, ihn zu vernichten. Es war also kein glänzender Sieg, der hier von Friedrich erfochten wurde, wie oft angenommen wird. Ebenso ist es auch eine völlig haltlose Anekdote, daß der eigentliche Sieger von Zorndorf der Rittmeister v. Wackenitz gewesen sei. Das Morden in dieser Schlacht war so wütend gewesen, daß dieselbe zu den blutigsten gehört, die je gefochten wurden; die Russen verloren an Toten und Verwundeten 18 000 Mann, die Preußen 10 000. Fermor, der die Brücken über die Mützel abgebrochen fand, blieb notgedrungen an diesem Flüßchen stehen, bis er eine andere Rückzugslinie gefunden hatte; in der darauf folgenden Nacht zog er nordwärts ab und ging langsam durch Hinterpommern nach Polen zurück. Friedrich mußte ihn entkommen lassen, weil seine Reiterei zu abgemattet war, und die Infanterie keine Patronen mehr hatte.*) Übrigens rief ihn die Bedrängnis seines Bruders Heinrich, den er als Wächter Sachsens zurückgelassen, dorthin.

Dieser Prinz, damals 32 Jahre alt (geboren am 18. Januar 1726 zu Berlin), besaß zwar weder das Genie noch die Charaktergröße Friedrichs; auch war er befangen in den Ideen der alten, von den Generalen Ludwigs XIV. aufgebrachten Kriegskunst, die alles Heil nur von klugen Manövern erwartete und nichts von kühnem Wagnis hielt. Aber es fehlte ihm nicht an Talent; er besaß Umsicht und Besonnenheit, wenn auch jene manchmal zur Pedanterie, diese hin und wieder zur Ängstlichkeit ausartete. So war er für einen Verteidigungskrieg, zumal gegenüber Generalen von gleicher Bedächtigkeit wie er, sehr wohl befähigt. Neben der kühn andringenden Willenskraft und gewaltigen Lebendigkeit des älteren Bruders war die kühle Vorsicht des jüngeren nicht unnütz. Während jener als obersten Zweck der Kriegführung die Zertrümmerung der feindlichen Streitmacht erkannte und verfolgte, lag diesem hauptsächlich daran, sich selbst keine Blöße zu geben, und das gelang ihm. Den ganzen Sommer hindurch hatte Prinz Heinrich mit einem kleinen Heere Sachsen glücklich gedeckt; es zog sich nun aber eine zu große Übermacht, das Hauptheer der Österreicher unter Daun und das neugebildete Reichsheer unter dem Prinzen von Zweibrücken, gegen ihn zusammen und drohte ihn in seinem Lager bei Dresden von vorn und im Rücken anzugreifen. Auf die Kunde von Friedrichs eiliger Annäherung aber wich Daun sofort in ein festes Lager bei Stolpen zurück und beschränkte sich seinerseits auf die Abwehr, die er mit gewohnter Behutsamkeit führte. Vergebens suchte ihn der König zu einer Schlacht herauszulocken; jener folgte ihm zwar, wie er östlich in die Lausitz ablenkte, aber stets auf den Bergen in unangreifbaren Stellungen.

Hier beging nun der König die Unvorsichtigkeit, dicht vor dem hochgelegenen österreichischen Lager bei Hochkirch (unfern Bautzen) am Nordabhange des Lausitzer Gebirges, in einer sehr gefährdeten Stellung ein Lager

*) S. das Generalstabswerk, die politische Korrespondenz Fr. d. Gr. und Th. v. Bernhardi, Friedrich d. Gr. als Feldherr, 2 Bde., Berl. 1882.

zu beziehen; er verachtete den Feind, der doch doppelt so zahlreich war (67 000 gegen 37 000), und meinte, Daun würde auch jetzt nicht wagen, ihn anzugreifen. Übrigens wollte er nur ein paar Tage hier verbleiben. Allein ein unvorhergesehener Umstand — die Verzögerung einer dringend erwarteten Brotzufuhr — hielt ihn zu lange auf, und seine Rechnung auf die Schwerfälligkeit seines Gegners trog. Denn auf Antrieb seines Unterfeldherrn, des Grafen Lacy, entschloß sich Daun wirklich die Gunst der Umstände zu benutzen. In der Nacht vom 13. und 14. Oktober brach er mit seinem Heere in aller Stille gegen das preußische Lager auf, wo Friedrich mit seinen Kriegern sorglos schlief. Um 4 Uhr morgens war seine Aufstellung fertig, und der Angriff wurde eingeleitet, zunächst auf den Schlüssel der preußischen Stellung, das Dorf Hochkirch, wo Zietens Reiterei und einiges Fußvolk lag. Mit dem Glockenschlage 5 brachen die Österreicher hier ein. Es war noch ganz finster. Rasch waren die Wachen überwältigt, die Österreicher standen mitten im Lager, fielen über die Schlaftrunkenen her und richteten auf die Preußen deren eigene Geschütze. Die Überrumpelung war vollständig. Aber jetzt bewährte sich wieder die preußische Manneszucht. In dieser entsetzlichen Not wäre gänzlicher Untergang das Loos jedes andern Heeres gewesen; denn was halfen hier Mut und Tapferkeit? Aber die Manneszucht half. Kaum hatte das Kriegsgeschrei sich durch das Lager verbreitet, so sprangen die Soldaten halb nackt aus den Zelten heraus; in der dichten Finsternis der Nacht ergriffen sie ihre Waffen, stellten sich in Reih und Glied. Auch die Führer, vom Könige bis zum letzten Offizier, thaten ihr Mögliches; bald stand der größte Teil des Fußvolks und der Reiterei in Schlachtordnung, warf auch hie und da den Feind zurück. Stundenlang wütete der erbitterte Kampf Mann gegen Mann. Zweimal eroberten und verloren die Bataillone Keiths, der zuerst zur Rettung herbeigeeilt war, die große Batterie mitten im Lager, welche die Preußen, wie sie herandrangen, reihenweise zu Boden streckte. Hier fiel Keith*), fiel Prinz Franz von Braunschweig, ein Schwager des Königs. Von vorn und im Rücken angegriffen, mußten die Preußen diesen wichtigsten Punkt, sowie das in Brand geratene Dorf Hochkirch aufgeben. Nur den Kirchhof verteidigte der Major von Langen mit seinem Bataillone stundenlang, ein zweiter Leonidas, gegen alle Angriffe einer siebenfachen Übermacht. Ebenso hielt Major von Möllendorf einen Hohlweg beim Dorfe Dresa. Um 7 Uhr morgens zerteilte sich der Nebel, der bisher das Gewühl von Freund und Feind bedeckte. Friedrich, der gleich allen andern sich dem stärksten Feuer ausgesetzt hatte, befahl nun ruhig und gefaßt den Rückzug; das Heer marschierte in größter Ordnung ab und stellte sich eine Meile vom Schlachtfelde wieder in Schlachtordnung auf. Daun aber verschanzte sich in seinem Lager und ließ den ambrosianischen Lobgesang anstimmen. Auch sein Verlust in diesem kurzen, aber heftigen Kampfe — 6000 Mann tot oder verwundet und 1000 gefangen — war nicht klein; die Preußen

*) v. Pacznisky-Tenczyn, Lebensbeschreibung d. Generalfeldmarschalls Keith. Berl. 1889.

dagegen hatten 9000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen und 101 Geschütze verloren, dazu zwei ihrer besten Generale, nämlich Keith, der gefallen war, und Moritz von Dessau, der verwundet in Gefangenschaft geriet. Zurückgezogen in Dessau lebend wurde dieser bald darauf von einem schweren Krebsleiden ergriffen und starb am 11. April 1760.

Friedrich, nie größer als nach einem Unfall, weil dann die ganze Stärke seines Charakters und die Vielgewandtheit seines Geistes ins Mittel traten, machte alle Pläne zunicht, die Daun auf seinen Sieg bauen konnte. Dieser hatte gehofft, ihn von Schlesien, wo ein österreichisches Heer Neiße belagerte, abzuhalten und, während Laudon diese Provinz erobere, selbst ganz Sachsen zu besetzen. Daraus wurde nichts. Friedrich kam ihm durch Gewaltmärsche im Bogen um Görlitz zuvor, ließ bei Hirschberg den Prinzen Heinrich gegen ihn zurück und gelangte glücklich nach Neiße, dessen Belagerung nun aufgehoben werden mußte. Nachdem er Schlesien vom Feinde gesäubert, eilte er dann rasch wieder nach Sachsen, wohin mittlerweile Daun marschiert war, und befreite auch dieses Land. Die Österreicher gingen darauf in die Winterquartiere nach Böhmen und Mähren, und der einzige Gewinn, den Daun von dem Überfall bei Hochkirch zog, soll in einem geweihten Hut und Degen bestanden haben, welche ihm der Papst für den Sieg über die Ketzer schenkte; doch ist diese Erzählung als eine Fabel zu bezeichnen.*)

Ebenso wenig glückte es den Russen und Schweden; jene waren im Oktober wieder in Pommern eingebrochen und belagerten Kolberg, konnten es aber nicht nehmen und kehrten, nachdem sie entsetzliche Verwüstungen angerichtet, wieder in ihre Quartiere in Polen zurück. Die Schweden aber, die nun auch wie Räuberbanden den Krieg führten, wurden von Dohna mit leichter Mühe aus der Uckermark nach Stralsund zurückgescheucht. Am Ende des Feldzuges stand man auf dem alten Fleck. Friedrich war immer noch unbesiegt; man hatte ihm weder Schlesien noch Sachsen entreißen können, und für Ostpreußen und Kleve fand er reichen Ersatz in Sachsen, Mecklenburg, Schwedisch-Pommern, Anhalt und Westfalen.

Alle Teilnehmer dieses verwüstenden Krieges waren geneigt zum Frieden, nur Maria Theresia nicht. Eben hatte sie vom Papst (Klemens XIII.) für ihre Verdienste gegen den Ketzerkönig den Titel „Apostolische Königin" erhalten. Aber sie bedurfte dieses neuen Ansporns nicht einmal; denn sie war überzeugt, die Übermacht müsse endlich obsiegen. Sie wendete daher alles an, um den Kriegseifer ihrer Verbündeten neu zu beleben. Dies gelang ihr auch. In Frankreich sah zwar jedermann außer dem Könige, der ganz in den Händen seiner Umgebung war, das Verkehrte einer Politik ein, die Frankreichs Kräfte in Habsburgs Dienst vergeudete; es wurde in Paris sogar Mode, den König von Preußen zu bewundern. Aber der Hof beharrte in seinem blinden Hasse,

*) A. Th. Heigel, Der geweihte Degen des Marschalls Daun, Allg. Ztg. Nr. 172, Beilage. München 1895.

und die Nation hatte damals nur zu gehorchen. Ähnlich stand es in Rußland, dessen Staatsmänner und Feldherren nicht viel Lust hatten, für Österreich zu kämpfen, auch voraussahen, daß nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth, welcher bei ihrer Trunksucht und sonstiger Liederlichkeit nicht fern schien, die Politik des Staates sich völlig ändern würde. Indessen Maria Theresia bestach die einflußreichsten unter den russischen Großen und gewährleistete dem russischen Staate überdies den Besitz Ostpreußens. Sie besoldete auch mehrere deutsche Reichsfürsten; andere wurden ebenso, wie die Häupter der in Schweden herrschenden Adelspartei, von Frankreich erkauft. Kurz, der große Bund blieb bestehen. Er schickte im Frühling 1759 zusammen 350 000 Mann ins Feld, nämlich 109 000 Österreicher, 76 000 Russen, 12 000 Schweden, 28 000 Mann Reichstruppen, 10 000 von Frankreich besoldete Sachsen und 115 000 Franzosen. Dagegen konnte Friedrich mit der äußersten Anspannung seiner Kräfte und bei härtester Bedrückung der eroberten Länder nur 130 000 Mann eigener Truppen aufstellen, während das Heer des Prinzen Ferdinand auf 75 000 Mann gebracht wurde. Diese Ungleichheit der Zahl war um so gefährlicher, weil sich im preußischen Heere bereits ein fühlbarer Mangel an tüchtigen Offizieren und alten Soldaten zeigte. Die überall zusammengebrachten Werblinge konnten trotz der Begeisterung, welche Friedrich bei seinen Soldaten erregte, doch die Kerntruppen nicht ersetzen, die auf so vielen Schlachtfeldern verscharrt lagen; noch weniger waren die mit Gewalt in Feindesland Ausgehobenen ein guter Ersatz für die Preußen. Andrerseits hatten die Feinde, namentlich die Russen und Österreicher, in diesem Kriege viel gelernt und nahmen an Kriegstüchtigkeit zu, während es ihnen an Rekruten nie gebrach.

Ferdinand von Braunschweig eröffnete auch diesmal den Feldzug. Er griff am 13. April 1759 das französische Heer unter Marschall Broglie bei Bergen (in der Nähe von Frankfurt a. M.) an, wurde zwar zurückgeschlagen, hinderte aber die Fortschritte der feindlichen Hauptmacht unter dem General Contades und nötigte sie durch geschickte Wahl der Stellungen, an der Weser eine Schlacht anzunehmen, in der er sie vollständig besiegte. Diese Schlacht, am 1. August bei Minden 45 000 Franzosen von 37 000 Verbündeten geliefert, wurde vornehmlich durch die Tapferkeit des englischen, hannöverschen und hessischen Fußvolks gewonnen, welches binnen zwei Stunden drei Schlachtreihen feindlicher Reiterei und das Centrum des Gegners durchbrach. Die Franzosen verloren dabei über 7000 Mann und wären ganz vernichtet worden, hätte nicht der englische Reitergeneral Lord Sackville sich feige und kopflos benommen. Sie mußten nun nicht bloß ihre Entwürfe auf Westfalen und Hessen fahren lassen, sondern auch bis zum Schlusse des Jahres sich über den Main und Rhein zurückziehen.

Während Ferdinand von Braunschweig im westlichen Deutschland so glücklich und ruhmvoll kämpfte, ging es den Preußen im Osten sehr schlecht. Es kam darauf an, auch diesmal die Vereinigung der russischen und österreichischen Heere zu verhindern, nach welcher Maria Theresias Feldherren in

den vorigen Feldzügen vergebens gestrebt hatten. Friedrich hatte für das Jahr 1759 sich folgenden Feldzugsplan gemacht: er wollte sich gegen die Österreicher defensiv verhalten, gegen die Russen aber über die Weichsel hinaus bis nach Preußen offensiv vorgehen.*) Er sandte daher den General von Wedell mit unbedingter Vollmacht, gleichsam als Diktator, zu den preußischen Truppen voraus, die zwischen Oder und Warthe den aus Posen heranziehenden Russen gegenüber standen. Er sollte den Feind aufhalten und ihm eine Schlacht liefern, während der König selbst von Sachsen aus den Österreichern Schach biete. Aber Wedell, obwohl wegen seiner stürmischen Tapferkeit ein Liebling Friedrichs, zeigte sich als Feldherr ungeschickt und einsichtslos. Mit seinem kleinen Heere von 28 000 Mann griff er am 23. Juli die russische Hauptmacht, 72 000 Mann, die unter Saltykow bei dem Dorfe Kay (unfern Züllichau) sehr vorteilhaft aufgestellt war, ungestüm an, wurde aber, so tapfer seine Truppen auch kämpften, von der Überzahl zurückgeschlagen, und jetzt war die Vereinigung Saltykows mit dem österreichischen Heere, welches der Kroatengeneral Laudon eilig durch die Lausitz herbeiführte, nicht mehr abzuwenden; sie erfolgte am 3. August. Das verbündete Heer verschanzte sich, 88 000 Mann stark, am rechten Oderufer bei Frankfurt.

Sofort verließ der König Sachsen, übergab Schlesiens Wacht seinem Bruder Heinrich und eilte mit dem Kerne seines Heeres nach der Neumark. Am 12. August führte er dasselbe (48 000 Mann) gegen die Höhen zwischen Frankfurt und Kunersdorf, auf denen das fast doppelt so zahlreiche russisch-österreichische Heer gelagert war. Schon waren die Preußen durch das Kartätschenfeuer hindurch und über die meisten Höhen und Batterien hinweg, vor denen sie tausende ihrer Brüder, darunter auch den Dichter Major Ewald von Kleist, gelassen, bis auf den hartnäckig verteidigten Spitzberg vorgedrungen, hatten den ganzen linken russischen Flügel bezwungen und mehr als 80 Kanonen erobert. Ihr Sieg war gewiß, wenn der König inne hielt; denn die Truppen, erschöpft durch einen Eilmarsch von sechs Meilen und einen vielstündigen Kampf in größter Sonnenglut und gelichtet durch den Kugelhagel, konnten zwar den Gegner besiegen, aber nicht vernichten. Doch eben dieses verlangte der König; er schnitt selbst den schon flüchtenden Russen die Rückzugslinie ab und befahl einen neuen Angriff. Das brachte die Russen zur Verzweiflung; vom Gelände unterstützt, wehrten sie den letzten Anfall ab, und Laudons frische Truppen, die im entscheidenden Augenblicke den ermatteten Preußen in die Seite fielen, neigten die Schale völlig. Todesmüde erliegt das preußische Heer, gerät in Unordnung, in Flucht. „Kinder, verlaßt mich nicht, wer ein braver Soldat ist, der folge mir!“ ruft der König. Umsonst! Die Flucht wurde immer allgemeiner. Zwei Pferde wurden unter dem Könige erschossen, und nur ein goldenes Etui hielt eine Musketenkugel ab, die ihn selbst erreichte. Verzweiflungs-

*) A. Naudé. Zum Feldzug gegen die Russen 1759, Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 1893, VI. S. 581 ff.

voll rief er: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen?“ Ein Rittmeister von Prittwitz riß ihn endlich aus dem Gewühl heraus und rettete ihn vor der Gefangenschaft. Er war wie betäubt, hielt alles für verloren. In der That, es war ein furchtbarer Schlag. Die Preußen büßten hier 17000 Mann an Toten und Verwundeten, 1400 an Gefangenen ein und verloren 178 Geschütze; ihr Heer war fast aufgelöst.

Auch die Russen und Österreicher hatten 16000 Tote und Verwundete; aber wenn sie ihren Sieg benutzten, wie schlimm stand es dann um Preußen! Doch zum Glück war dies eben einer der Unterschiede zwischen Friedrich dem Großen und seinen Gegnern, daß er Siege zu benutzen verstand und sie nicht. Ssaltykow schrieb seiner Kaiserin: „Noch einen solchen Sieg, und ich bringe dir die Botschaft davon mit dem Stabe in der Hand allein.“ Er meinte übrigens nicht mit Unrecht, die Russen hätten genug geleistet; Daun müsse nun seinerseits auch etwas thun. Da dies nicht geschah, so blieb er ebenfalls unthätig. Friedrich, der für den 14. und 15. einer Unpäßlichkeit halber den Oberbefehl an General Finck übertragen hatte, gewann Zeit, sich wieder aufzurichten.*) Schon wenige Tage nach der fürchterlichen Niederlage war er wieder ganz der alte, voll Selbstvertrauen und Thatkraft, entschlossen, mit den gesammelten Trümmern seines Heeres diesseit der Oder eine neue Schlacht zu wagen. „Ich will mich den Feinden in den Weg stellen,“ schrieb er am 16., als er das Oberkommando wieder übernahm, an d'Argens, „und mich töten lassen, um meine Hauptstadt zu retten. Wenn ich mehr als ein Leben hätte, ich würde es für mein Vaterland opfern.“ Die Feinde rückten aber nicht auf Berlin vor, wie Ssaltykow verlangte, und Friedrich konnte von allen Seiten, aus Pommern, Sachsen, selbst vom Heere des Prinzen Ferdinand, Verstärkungen an sich ziehen, Geschütze aus seinen Festungen kommen lassen, kurz sein Heer wieder in guten Stand setzen. Im September gingen die Russen endlich nach Niederschlesien, wichen aber dem Könige, der ihnen folgte und hier eine Schlacht anbot, aus und kehrten im Oktober nach Polen zurück, weil auch Daun aus der Lausitz wieder nach Sachsen zurückgegangen war.

Eben hier trafen den König noch sehr empfindliche Verluste. Nach der Kunersdorfer Schlacht hatte er dem Befehlshaber von Dresden, dem General von Schmettau, die Weisung erteilt, im äußersten Notfall, jedoch unter günstigen Bedingungen, die Stadt zu räumen. Als nun Schmettau, der zur Verteidigung der großen Stadt nur über 5000 Mann unsicherer Truppen verfügte, von Haddik mit 28000 Österreichern und Reichssoldaten belagert wurde, übergab er am 9. September die Stadt gegen freien Abzug der Besatzung. Auch die Vorräte und die Kriegskasse von $5\frac{1}{2}$ Millionen Thaler rettete er dem Könige. Die Umstände hatten sich aber für diesen inzwischen so viel günstiger gestaltet,

*) Vgl. Stuhle im Beiheft zum Militär-Wochenblatt. 1860 und besonders Maßlowski. Auch A. Naudé, Zur Schlacht von Kunersdorf. Forsch. 1893. VI. S. 251 ff. u. Thilo v. Trotha, Zur Gesch. d. russisch-österr. Kooperation im Feldzuge von 1759. Hannover 1888. A. Ritter v. Arneth Gesch. Maria Theresias. 10 Bde., Wien 1863–79.

daß er über Schmettaus allzu eilfertige Befolgung seines Befehles sehr ungehalten war. Das übrige Sachsen wurde durch die Tapferkeit des Generals von Wunsch*), der die Reichstruppen und Haddik abwehrte, und durch die vorsichtigen Maßregeln des Prinzen Heinrich, der Dauns Armeen in Schach hielt, für den König behauptet. Diese Leistung des Prinzen war um so dankenswerter, als er damals körperlich — an Gicht und Hämorrhoiden — viel litt, und seine Seele voll trübster Besorgnis vor der Zukunft war. Auch der König war zu dieser Zeit, wie sehr oft während des Krieges, krank. Er hatte die Gicht in der linken Hand, im Knie und rechten Fuß, außerdem das Fieber.**) Nichtsdestoweniger läßt er sich Ende Oktobers in diesem Zustande von zwei Soldaten in einer Sänfte von Sophienthal in Schlesien nach Sachsen schleppen und erscheint mit seinem Heere im Fluge vor Meißen. Friedrich nahm nun an, daß Daun sich selbstverständlich zurückziehen werde. Damit aber den Österreichern bei ihrem Rückzuge nach Böhmen recht viel Abbruch geschehe, schickte er den General Finck mit etwa 15 000 Mann dem Heere Dauns, das bei Dresden stand, in den Rücken. Friedrich selbst wollte dann Daun bis an die böhmische Grenze folgen und die Österreicher in ein für sie verlustreiches Rückzugsgefecht verwickeln. Die Stellung, in die der König Finck wies, war eine gefährliche; dennoch verlangte der König, daß Finck die Position nicht verlassen solle, da er sie für uneinnehmbar hielt. Er sollte sich auch nicht in ein Gefecht einlassen, sondern allein durch seine feste Stellung die Maßnahmen des Königs unterstützen. Bei gehöriger Vorsicht und Umsicht der Führung konnte die Gefahr vermieden werden. Finck täuschte aber des Königs Vertrauen zu seiner Tüchtigkeit. Er beging bei der Ausführung seines Auftrages manche Versehen, verkannte zu lange die ihm drohende Gefahr und erlag derselben dann durch unentschlossenes, unselbständiges Handeln: er ließ sich in seiner Stellung im Gebirge bei Maxen, südwestlich von Pirna, von Daun, der ihn mit 25 000 Mann Österreicher und Reichstruppen umzingelte, einschließen und gab sich nach kurzem Kampfe mit über 14 000 Mann gefangen (21. November). Wenn man auch zugeben muß, daß die Schuld an der Einschließung zum großen Teil Friedrich beizumessen ist, so ist doch das Verhalten Fincks durchaus tadelnswert. Seine Entschuldigung, er habe die Truppen dem Könige durch nachherige Auswechslung erhalten wollen, ist zurückzuweisen, da Finck wußte, daß ein vom Könige abgeschicktes Hilfskorps schon in der Nähe war, und er deshalb vielmehr aufs Nachdrücklichste die Position gegen Daun halten mußte. Ein preußisches Kriegsgericht verurteilte ihn später dafür zu einjähriger Festungsstrafe. Die Nachricht von dieser Katastrophe traf den König wie ein Donnerschlag und wirkte auf seine Stimmung weit anhaltender, als selbst die Niederlage von Kunersdorf.***) Denn Friedrich war auf derartiges so gar nicht

*) A. Pfister, Johann Jakob Wunsch, Beiheft z. Milit.-Wochenblatt, Heft 2, Berlin 1895.

**) Daß Friedrich schon vor und während der Schlacht von Kunersdorf gichtkrank gewesen, ist eine Fabel. S. A. Naudé a. a. O.

***) L. Mollwo, Die Kapitulation von Maxen, Marburg 1893. — K. Treusch von Butt-

vorbereitet. Hatte er doch an demſelben Tage vielmehr die Nachricht erhalten, daß General Wunſch die Reichsarmee zurückgetrieben und Finck den öſterreichiſchen General Sincere geſchlagen habe. Am 3. Dezember überwältigten die Öſterreicher noch eine andere preußiſche Heeresabteilung, 1400 Mann unter dem General Diericke bei Meißen und zwangen ſie trotz heftigen Widerſtandes zur Ergebung. Dresden mit ſeiner Umgebung konnte nun nicht wiedergewonnen werden; es war vergebens, daß Friedrich mitten im ſtrengſten Winter Dauns Heer gegenüber bei Wilsdruff ein Lager bezog. Beide Teile litten ſehr von der Kälte, ohne etwas auszurichten; Friedrich mußte ſich begnügen, daß das ganze übrige Sachſen in ſeiner Gewalt verblieb.

So endete der Feldzug doch weit weniger nachteilig, als man nach der Kunersdorfer Schlacht erwarten mußte. Es traf ſich für Friedrich günſtig, daß Pitts Einfluß in England damals im Wachſen war und ſo die Unglücksnachrichten dieſes Jahres in Bezug auf das engliſche Bündnis ohne ſchlimme Folgen blieben. Allein Friedrichs Macht beſtand hauptſächlich in ſeinen Heeren, ſeiner Perſon und ſeinem Geiſte; nun war er ſelbſt zwar trotz körperlicher Leiden, trotz der Gicht, die ihn marterte, trotz des Ergrauens ſeiner Haare, des Ausfallens ſeiner Zähne, noch immer der ungebeugte Held voll ſchnellkräftigſten Geiſtes. Aber die Truppen waren ſo arg gelichtet, daß ihre Vernichtung durch einen letzten Feldzug erwartet werden konnte. Unter dieſen Verhältniſſen ſuchte er im Bunde mit England durch den Vorſchlag eines allgemeinen Friedenskongreſſes (Deklaration von Ryswyck, November 1759) den Bund ſeiner Gegner zu ſprengen. Rußland und namentlich das finanziell erſchöpfte Frankreich waren wohl zum Frieden geneigt, aber da Öſterreich trotz gleicher finanziellen Erſchöpfung taub gegen alle Friedensverſuche war, ſo blieb das feindliche Bündnis beſtehen. Man rüſtete von neuem. Im Frühling 1760 ſtanden dem hannöverſchen Bundesheer von 75 000 Mann wieder 115 000 Franzoſen, dem Könige ſelber 130 000 Öſterreicher, 120 000 Ruſſen, 20 000 Reichsſoldaten, 10 000 Schweden gegenüber. Dieſen 280 000 Mann ſollte er mit [illegible] die Spitze bieten; auch dieſe Zahl hatte er wieder nur mit der größten Anſtrengung, nur durch härteſten Druck, namentlich auf das unglückliche Sachſen, erreicht. Die Lieferungen an Geld, Lebensmitteln, Pferden waren ungeheuer; der Druck ſteigerte ſich hier und in den anderen eroberten Ländern mit jedem Jahre. Aber was ſollte Friedrich machen? Seine Gegner beherrſchten mehr als 60 Millionen Menſchen,*) er ſelbſt kaum fünf; überdies waren

[illegible] Kapitulation von Maxen, Forſch. 1894. VII. S. 217 ff. — M. Immich, Die Stärke [illegible] Armeekorps bei Maxen, Forſch. 1894. VII. S. 548 ff. — Vgl. G. Winter, Die [illegible] Überlieferung über Friedr. d. Gr. ꝛc., Hiſt. Unterſ. herausg. v. Jaſtrow. Heft 7, [illegible] 1888. — G. Graf zur Lippe) Maxen. deutſche Heereszeitung. 19. Jahrg. Nr. 4. Berl. 1894.

*) Nach meiner Schätzung hatte damals Frankreich etwa 22 Millionen Einwohner, [illegible] 20, Öſterreich 14, die wider Preußen ſtehenden deutſchen Reichsländer (mit Ausſchluß [illegible] welches 1 680 000 Einwohner zählte) zuſammen 5 Millionen, das ſchwediſche [illegible]

Kleve und Ostpreußen nicht in seiner Gewalt. Wollte er nicht untergehen, so mußte er, was er in Händen hatte, unbarmherzig ausnutzen. Es mangelte ihm denn auch nicht an Geld; er verstand es sogar, immer über die Kosten seiner Feldzüge hinaus etwas übrig zu behalten. Sein Anschlag lautete so: Preußen bringt für die Armee 4 Millionen Thaler auf, Sachsen und das übrige eroberte Gebiet 7, England, dessen Gold mit Kupfer versetzt wird, 8, das preußische und sächsische Münzrecht 7, macht 26 Millionen; das Heer kostet 25 Millionen; bleibt dem Könige noch 1 Million. Schwerer hielt es immer, die nötige Mannschaft zu beschaffen. Er überschwemmte daher das ganze deutsche Reich mit seinen Werbern, die offen oder heimlich durch alle Mittel Menschen zu erhaschen suchten. Und der Ruhm der preußischen Waffen war so groß, die Verheißung der Werber so lockend, daß gar viele aus Franken, Schwaben und vom Rhein selbst ohne Handgeld kamen; andere wurden, besonders in Sachsen, mit Gewalt ausgehoben, auch feindliche Gefangene ohne weiteres ins preußische Heer gesteckt.

Wie kam es nun, daß ein solches Gemisch zusammengeraffter Rekruten doch zu so vorzüglichen Soldaten wurde und Thaten vollführte, die den nächsten Feldzug ruhmvoll machten wie je einen? Es war nicht der Korporalstock, nicht die eiserne preußische Manneszucht allein, die an ihnen so Großes leistete, sondern ein Edleres: Friedrichs begeisternde Persönlichkeit und der Zauber kriegerischer Ehre, der um die schwarzweiße Fahne schwebte. Und dann, der Kern des Heeres war doch eingeboren; bei weitem der größte Teil der Soldaten, welche unter Friedrichs Fahnen die schweren Kämpfe des siebenjährigen Krieges bestanden haben, sind nicht Ausländer, sondern geborene Preußen gewesen. Am Ende des Jahres 1757 waren neun Zehntel der Ausländer tot oder entwichen; die Einheimischen, deren Reihen keine Fahnenflucht, nur der Tod lichtete, bildeten seitdem die große Mehrzahl im Heere, und was für ein trefflicher Geist beseelte sie! Die Veteranen, so viele ihrer noch übrig waren, teilten ihren alten Spartanersinn rasch den Neulingen mit. Die Bauernjungen, die in Pommern und Brandenburg vom Pfluge geholt wurden, die halberwachsenen Kadetten, die Knaben der pommerschen und märkischen Junker, die man zu Offizieren machte, weil ihre tapferen Väter und Brüder im Spital oder auf den Schlachtfeldern lagen, — wie stritten sie alsbald so wacker! Es war, als hätten sie ihr lebtage nichts anderes gethan als marschieren und fechten! Wahrlich, nicht Friedrich der Große allein, wie später Napoleon verkleinernd sagte, sondern eben so gut sein preußisches Volk hat den siebenjährigen Krieg geführt und gewonnen.*) Auch die fremden Deutschen in seinem Heere erfüllten sich rasch mit preußischer Gesinnung. Für sie war Preußen das kriegerische Gemeinwesen deutscher Nation, das sich zu Deutschlands Ruhm mit Franzosen und Russen, mit Schweden und Ungarn, Kroaten und Panduren

*) S. das Tagebuch des preußischen Musketiers Dominikus, herausg. von D. Kerler, München 1891. — R. Koser, Aus dem Soldatenleben des siebenj. Krieges, Forsch. z. br. u. pr. Geich. 1891, IV. S. 278 ff.

und allen den andern Slaven Österreichs herumschlug. Wenn irgendwo, so war Deutschland damals im preußischen Lager.

Mit Staunen betrachtete man in allen civilisierten Ländern diesen Titanenkampf des Preußenkönigs mit den stärksten Kriegsmächten der Welt. Mit Spannung verfolgte man jeden Zug seiner Waffenkunst. Auch die Gegner seiner Sache sahen bewundernd, wie dieser Held Jahr für Jahr sich wider die Übermacht behauptete. Selbst in katholischen Orten begeisterte die Größe dieses Schauspiels viele zur eifrigsten Teilnahme für den Helden. In Venedig war die ganze Stadt in zwei Parteien geteilt — in Teresiani und Prussiani — die einander tötlich haßten. Der größte Teil der katholischen Welt betrachtete freilich den Krieg als einen Kreuzzug gegen das gewaltigste Haupt der Ketzer. Die Protestanten ihrerseits, zumal in Deutschland und England, sahen in dem Preußenkönig den Hort ihres Glaubens. So spaltete sich das Publikum Europas in Freunde und Feinde. Die Kunde von einem Siege Friedrichs erregte bei den einen, von einer Niederlage bei den andern Jubel. Von dem nächsten Jahre erwarteten nun die meisten die Entscheidung.

Friedrich pflegte sonst selbst den Feldzug zu beginnen; diesmal nötigte ihn die kleine Zahl seiner Streitmacht, abzuwarten, was die Feinde thun würden. Sie begannen mit einem Angriffe auf Schlesien; Laudon fiel mit 50000 Mann in die Grafschaft Glatz ein und bedrohte von hier aus zugleich die Festungen Glatz, Schweidnitz und Breslau. Von den Scharmützeln, die hierbei vorfielen, verdient eins erwähnt zu werden, weil es so recht den Geist der preußischen Truppen bezeichnet. Am 15. März 1760 traf Laudon auf das pommersche Infanterieregiment von Manteuffel, welches auf dem Marsche von Neustadt in Oberschlesien nach Neiße begriffen war. Er wollte es abschneiden und ließ es zu diesem Zweck vorn von einem Dragoner-Regiment, hinten von einem Kürassier-Regiment, in der Mitte von einem Husaren-Regiment angreifen. Er bot ihm Kapitulation an, drohte und versprach. Manteuffel führte den kaiserlichen Offizier vor die Front und teilte die Botschaft mit: „Wir wollen euch was . . . . . .“ war die Antwort der Pommern. Nun von allen Seiten im offenen Felde angefallen, verteidigte sich das Regiment Schritt vor Schritt vorwärts, zwei Meilen weit, bis es in Steinau in der Nähe von Neiße ankam. Hier kehrte Laudon endlich um, weil er zwischen zwei Feuer zu kommen fürchtete. Das Gefecht hatte ihm 300 Mann, dem tapferen Regiment nur 140 Mann gekostet. Der König freute sich ungemein über diesen Beweis altpreußischen Heldenmutes; das sah doch wieder anders aus als wie bei Maxen.*)

Als Friedrich den Einfall der Österreicher in Schlesien erfuhr, befahl er von Sachsen aus dem General Fouqué, der mit 13000 Mann vor Breslau stand, den Feind wieder nach Böhmen zurückzujagen; ein Auftrag, der bei solchem Mißverhältnis der Kräfte Übermenschliches verlangte. Doch ging der ritterliche Fouqué dem Feinde sofort auf den Leib; er wurde aber (am 23. Juni

*) Vgl. den eigenhändigen Brief des Königs an den General v. Goltz (21. März 1760).

morgens 2 Uhr) bei Landeshut von Laudon mit dreifacher Übermacht (31 000 gegen 10 000) von allen Seiten angegriffen und nach achtstündigem, verzweifeltem Kampfe übermannt. Nur ein kleiner Teil schlug sich durch; 3000 Preußen lagen tot oder verwundet, 4000 wurden gefangen, darunter auch der heldenmütige Fouqué, der schwer verwundet, sein Leben nur der Treue seines Reitknechts Trautschke verdankte. Fouqué machte hier wie überall seinen Namen des preußischen Bayard wahr. Laudon aber befleckte seinen Sieg, der ihm übrigens auch 3000 Tote und Verwundete kostete, durch barbarische Behandlung der wehrlosen Stadt Landeshut, wo die Österreicher auf ihres Feldherrn Erlaubnis nicht bloß plünderten, sondern auch, würdige Nachfolger der Tillyschen, die greulichsten Schandthaten verübten. Nun fiel auch Glatz; der Kommandant d'O (der später dafür kriegsrechtlich zum Tode verurteilt wurde) übergab diese Festung fast ohne Schwertstreich, mutlos teils wegen der Schwäche ihrer Besatzung, teils wegen des Einverständnisses, welche Laudon mit den Jesuiten und überhaupt mit den Katholiken in der Stadt unterhielt.

Jetzt sollte Prinz Heinrich Schlesien gegen die Russen im Nordosten und gegen die Österreicher im Südwesten schützen; er hielt wenigstens beide hin, entsetzte Breslau, das vom General von Tauentzin tapfer verteidigt wurde, und verhinderte überhaupt hier weitere Unfälle: bei seinen geringen Mitteln kein kleiner Erfolg.

Der König suchte inzwischen Daun, der mit weit überlegenen Streitkräften in Sachsen stand, zu einer Schlacht zu bewegen, was ihm jedoch nicht gelang. Auch die Belagerung von Dresden (14. bis 30. Juli) mißglückte, wenngleich das Bombardement in der Stadt große Verheerungen anrichtete. Zuletzt entschloß er sich, auf die Nachricht, die Russen näherten sich Schlesien wieder, selbst dorthin zu gehen. Ein denkwürdiger Marsch! Vor ihm zog das österreichische Hauptheer unter Daun, begierig, Schlesien vor ihm zu erreichen und die Vereinigung mit Laudon und Ssaltykow zu bewerkstelligen; hinter ihm Lacy mit einem andern österreichischen Heere. Durch meisterhafte Bewegungen kam er zwar glücklich nach Schlesien; aber bei Jauer vereinigten sich alle österreichischen Truppen, 100 000 Mann. Bei Neumarkt, nicht weit davon, standen 20 000 Russen unter dem General Tschernyschew, dazwischen bei Liegnitz Friedrich mit 30 000 Mann. Die Österreicher gedachten, ihn hier wie in einer Falle zu fangen, mindestens ein Seitenstück zu Hochkirch zu liefern. Die Nacht zum 15. August bestimmten sie zu dem Überfall. Friedrich erhielt aber noch am Abend vorher Nachricht von diesem Plane, verließ mit derselben Heimlichkeit wie der Feind sein Lager, stellte sein Heer in der Nacht um 12 Uhr auf den Höhen in Schlachtordnung und erwartete den Feind. Es war eine stille, sternhelle Sommernacht. Die Soldaten lagerten mit dem Gewehr im Arm und unterhielten sich durch Erzählungen; die Offiziere gingen spazieren, die Generale ritten beobachtend umher. Der König — wie Gleim singt —

„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht."

Es fing eben an zu dämmern, als Laudon mit 35 000 Mann anrückte, um den Überfall rechts zu beginnen, während Daun mit dem übrigen Heere an der Katzbach links und Lacy vom Schwarzwasser her im Rücken angreifen sollten. Er war sehr erstaunt, so plötzlich auf den König zu stoßen, faßte sich aber schnell und marschierte unter dem feindlichen Feuer auf. Denn er rechnete auf Dauns und Lacys Hilfe. Jener aber wurde durch den rechten preußischen Flügel unter Zieten an der Katzbach festgehalten, und Lacy konnte nicht über das schwarze Wasser kommen; unterdessen warf sich Friedrich mit den 15 000 Mann seines linken Flügels auf den doppelt so starken Feind und schlug ihn nach zweistündigem Kampfe in die Flucht. Um 5 Uhr morgens trat Laudon mit Verlust von 4000 Mann an Toten und Verwundeten, 6000 an Gefangenen, 82 Kanonen, 28 Fahnen den Rückzug an. Die Arbeit war gethan; die Morgensonne beleuchtete den blutigen Wahlplatz, auf dem auch 1400 Preußen tot oder verwundet lagen. Sie beschien zugleich einen angenehm rührenden Auftritt.*) Der König hielt vor dem Regiment Bernburg; es war bei Dresden wegen zu geringer Leistung herabgesetzt, seiner Ehrenzeichen, Borten und Seitengewehrs, entkleidet worden; jetzt hatte es mit verzweifelter Tapferkeit gefochten, die verlorene Ehre wieder zu erkämpfen. Der König blickte es gerührt an. Vier alte Soldaten traten heraus, fielen ihm in den Zügel und umfaßten flehend seine Kniee. „Ja Kinder, ihr sollt sie wieder haben!" antwortete Friedrich. Das Regiment ward begnadigt, erhielt seine Ehrenzeichen wieder und vom Könige ein öffentliches Lob.

Darauf setzte sich Friedrich mit dem ganzen Heere und der ganzen Beute, allem Geschütz, allen Gefangenen und Verwundeten wieder in Marsch. Um 9 Uhr morgens war das müde, mit dem ungeheuren Troß belastete Heer in vollem Zuge nach Parchwitz gegen die Russen, die nun Schlesien wieder räumten. Die Furcht vor dem Könige lähmte dann auch die Bewegungen der Österreicher wieder.

Inzwischen legte sich (am 26. August) eine russisch-schwedische Flotte, fast 40 Segel stark, vor Kolberg und bombardierte die Stadt, die zugleich von der Landseite mit 15 000 Mann bestürmt wurde. Allein der tapfere Kommandant, Oberst von der Heyde, schlug, unterstützt von der wackeren Bürgerschaft, alle Angriffe tapfer ab, und zuletzt brachte der General von Werner, den der König aus Schlesien herbeisandte, Entsatz (18. September). Dagegen glückte dem Feinde ein Handstreich auf Berlin. Ein russisches Streifcorps unter General von Tottleben, welches hier am 7. Oktober erschien, wurde zwar von der kleinen Besatzung zurückgeschlagen; die Russen erhielten aber Verstärkung,

*) v. Archenholz, Der siebenjährige Krieg. Berlin 1860. S. 330.

außerdem kam ein österreichisches Heer unter Lacy heran; der Feind zählte nun 42 000 Mann. So mußte die unbefestigte Stadt am 9. Oktober Tottlebens Bedingungen annehmen: den Einwohnern wurde Sicherheit des Eigentums und der Person, auch Freiheit von Einquartierung ausgemacht; dagegen zahlte die Stadt den Russen 1 700 000 Thaler. Tottleben, der dem Könige insgeheim zugethan war, hielt gute Manneszucht; nur königliche Vorräte ließ er, wie er mußte, ausräumen.

Damals erwarb sich der reiche Berliner Großkaufmann Johann Ernst Gotzkowsky (geboren 1710 zu Konitz in Westpreußen) um den preußischen Staat und um seine zweite Vaterstadt Berlin hohe Verdienste. Durch sehr beträchtliche Geldopfer, die er freiwillig darbrachte, rettete er wichtige öffentliche Anstalten, wie das Lagerhaus, vor dem Unheil, welches sie sonst betroffen hätte. Er war es auch, der für die Stadt jene günstigen Bedingungen bei dem russischen Befehlshaber hatte erwirken helfen. Mit demselben Edelmut nahm er sich übrigens, wie hier der einheimischen Bedrängnis, so bei anderer Gelegenheit der fremden Not an. Er hat auch der Stadt Leipzig während des Krieges große Wohlthaten erwiesen. Nachmals ist er selbst in Not gekommen, da hat ihm niemand geholfen; weder Itzig noch Ephraim, die großen Häuser, die er einst unterstützt hatte, noch die Magistrate und Kaufmannschaften von Berlin und Leipzig standen ihm bei. König Friedrich hatte ihm vordem als Entschädigung für viel größere Verluste und Leistungen 150 000 Thaler bezahlt und hielt dies für genug. Kurz, Gotzkowsky machte (1766) ohne seine Schuld Bankrott und starb (1775) zu Berlin in Armut.*)

Während die als Barbaren verrufenen Russen sich damals wenigstens in Berlin wie civilisierte Leute benahmen, hausten die Österreicher und deren sächsische Söldner in den Vorstädten und besonders in Charlottenburg wie Wilde; nur Potsdam, wo der General Esterhazy befehligte, wurde mit Schonung behandelt. Übrigens machten sich die Feinde auf die Nachricht: „Der König kommt!“ schon am 12. Oktober schleunigst davon und zogen verwüstend, die Russen durch die Neumark nach Polen, die Österreicher durch die Mittelmark nach Sachsen. Dorthin wendete sich auch Daun, entschlossen, in Verbindung mit den Reichstruppen dieses Land zu behaupten; dorthin zog auch Friedrich ebenso fest entschlossen, es wiederzugewinnen; denn Sachsen war seine beste Vorratskammer, und der Winter nahte heran. Verlor er die Schlacht, die er suchte, so wollte er zum Letzten schreiten. „Ich betrachte den Tod“, schrieb er damals an d'Argens, „wie ein Stoiker. Nie werde ich mich zu einem nachteiligen Frieden zwingen lassen; keine Überredung wird mich je dahin bringen, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder, wenn das Schicksal, welches mich verfolgt, diesen Trost für zu süß hält, werde ich meinem Unglück selbst ein Ende machen.

*) Vgl. auch O. Hintze, Ein Berliner Kaufmann aus d. Zeit Friedrichs d. Gr., Schriften des Vereins f. d. Gesch. Berlins, Heft XXX, Berlin 1893.

Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, mein reiferes Alter meinem Vaterlande geopfert, glaube ich mit Recht über mein Alter verfügen zu können. Habe ich für andere gelebt, so will ich für mich sterben. Wenn man alles verloren und keine Hoffnung weiter hat, dann ist das Leben eine Schande und der Tod eine Pflicht."

In dieser Stimmung ging er auf den Feind los. Daun stand, durch Lacy verstärkt, mit 50 000 Mann und 400 schweren Geschützen in einer sehr festen Stellung auf den Höhen zwischen dem Dorfe Süptitz und der Stadt Torgau, Sümpfe und Gräben vor sich. Hier griff ihn der König mit 45 000 Mann und 250 Kanonen Montag am 3. November nachmittags 2 Uhr an.*) Sein rechter Flügel — 18 000 Mann unter Zieten — sollte die Süptitzer Höhen umgehen und so den Österreichern den Rückzug verlegen, der linke Flügel 27 000 Mann, vom Könige selbst geführt, den Feind inzwischen durch heftigen Ansturm im Centrum und näher an Torgau zum Weichen bringen. Daun empfing die bergan marschierenden Preußen mit einem Geschützfeuer, wie es seit Erfindung des Pulvers nicht erlebt worden war. Hunderte von Kanonen, wie auf einen Punkt gerichtet, sprühten unaufhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die sich zu öffnen schien, ihren Raub zu empfangen.**) Die ältesten Krieger beider Heere hatten nie ein solches Feuerschauspiel gesehen; selbst der König brach in die Worte aus: „Welch' furchtbare Kanonade! Hat man je eine ähnliche gehört?" Auch war die Wirkung über alle Vorstellung gräßlich. In einer halben Stunde lagen die 5500 Grenadiere, die der König herangeführt, in ihrem Blute, nachdem sie dreimal Sturm gelaufen; dem Könige selber wurden zwei Pferde unter dem Leibe getötet, eine Gewehrkugel traf seine Brust, wurde aber durch den mit Sammet gefütterten Pelz aufgehalten, so daß sie ihn nur leicht verwundete und betäubte. Kaum wieder zu sich gekommen, rief er: „An meinem Leben liegt heute am wenigsten. Laßt uns unsere Schuldigkeit thun! Wehe dem, der sie nicht thut!" Er griff mit dem Fußvolk immer von neuem an; man rückte im Kartätschenfeuer immerfort zusammen, um die Lücken auszufüllen. Die Dunkelheit brach ein, die Kräfte waren erschöpft; Daun schien den Sieg zu behalten. Er fertigte Eilboten nach Wien und Warschau ab, sein Glück zu melden.

Aber er hatte zu früh triumphiert. Denn als Zieten den Kanonendonner der Schlacht schwächer werden und sich entfernen hörte, schloß er daraus, daß des Königs Angriff mißlungen sei; ein vom König abgesandter Offizier machte seinem Zweifel vollends ein Ende; er marschierte daher vor, in den Rücken Dauns, und griff abends 5 Uhr die Süptitzer Höhen an. Es galt hier den Stützpunkt der feindlichen Stellung zu nehmen. Das erkannten die preußischen

*) S. [Graf Waldersee] die Schlacht bei Torgau. Berlin 1860. — Th. v. Bernhardi, [illegible] als Feldherr. Berl. 1881. II. 179 ff. — E. Daniels, Zur Schlacht von Torgau. [illegible] 1886. — Winter, Zieten II. 397. — C. Herrmann, Gaudi über die Schlacht bei Torgau. [illegible] 1889. II. S. 259 ff.

**) Worte des Augenzeugen v. Archenholz, a. a. O. S. 366.

Generale, die in der Nähe standen, die Untergebenen Zietens, Möllendorf und Saldern, wie die von des Königs Flügel, Hülsen und Lestwitz. Rasch besetzte Möllendorf einen Paß, der hinaufführte, und mit Saldern vereint, drang er von vorn durch das brennende Dorf Süptitz, während von hinten Zieten selber gegen die Anhöhen stürmte, die es beherrschten. Hülsen und Lestwitz endlich sammelten einige Truppen des linken preußischen Flügels, und da dem ersteren alle seine Pferde totgeschossen waren, und Alter und Wunden ihn verhinderten, zu Fuß zu marschieren, so ließ sich der tapfere Degen auf einer Kanone ins feindliche Feuer schleppen. So wurden die Höhen in der Dunkelheit, wo der Preuße sich oft nur nach dem steten Wirbel seines Dessauer Marsches zurecht fand, nach hartem Kampfe erstürmt, und Zietens, Salderns, Hülsens Veteranen schlugen alle Angriffe der Österreicher, die sie wieder erobern wollten, standhaft zurück. Um halb zehn Uhr abends war der Sieg für die Preußen entschieden. Von der Dunkelheit begünstigt, rettete sich das österreichische Heer über eilig hergestellte Schiffbrücken auf das rechte Elbufer hinüber.

Die Verwirrung in der finstern Nacht war groß. Scharen von Freund und Feind irrten auf dem Schlachtfelde umher, auf den Höhen und im Torgauer Walde. Hier lagerten in der Heide bei zahllosen Feuern hunderte von Versprengten, blaue Preußen und weiße Österreicher, friedlich neben einander; sie wußten nicht, wer gesiegt habe, und waren übereingekommen, sich bei Anbruch des Tages derjenigen Macht zu ergeben, die das Feld würde behauptet haben. Friedrich selbst hatte, nachdem sein Angriff gescheitert war, sein Quartier in der Kirche des nahen Dorfes Elsnig aufgeschlagen; hier ließ er sich seine Wunde verbinden und schrieb dann auf den Stufen des Altars seine Befehle für den morgenden Tag. Wie entlastete sich sein Herz, als nach 9 Uhr abends die sehnlichst erwartete Nachricht kam, daß der Angriff des rechten Flügels geglückt, und die Süptitzer Höhen genommen seien. Bei Aufgang der Sonne war die Niederlage des Feindes zu sehen; freudig bewegt ritt der König über das Schlachtfeld. Für Hans Joachim von Zieten aber, den braven märkischen Landjunker, war es der Gipfel des Glücks, da der König ihn vor der Front umarmte und die Soldaten jubelten: „Es lebe der König! es lebe unser Fritz! es lebe Zieten, unser Vater, der König der Husaren!“

Die Österreicher verloren in dieser mörderischen Schlacht 15000 Mann an Toten und Verwundeten, 8000 an Gefangenen, 45 Kanonen, 29 Fahnen; der Verlust der Preußen betrug im ganzen 17000 Mann. Der Preis des Sieges war Sachsen, das mit Ausnahme Dresdens wieder in preußische Gewalt fiel.

Nicht glücklicher führten Friedrichs Feinde auf den anderen Schauplätzen den Krieg. Die Schweden wurden von den Freischaren des unternehmenden Obersten Belling und des ebenso kühnen Generals Werner wieder über die Peene gedrängt, und die Franzosen fanden an dem Prinzen Ferdinand und dessen tapferen Neffen, dem Erbprinzen Karl von Braunschweig so gewandte Gegner, daß sie trotz ihrer Überzahl im westlichen Norddeutschland nur geringe

Fortschritte machten. Nichtsdestoweniger gaben Maria Theresia und ihre Verbündeten die Hoffnung, den König von Preußen doch noch zu unterdrücken, nicht auf, zumal da die politischen Verhältnisse Europas für ihn jetzt noch ungünstiger wurden, als sie es längst schon waren. Am 25. Oktober 1760 starb nämlich König Georg II. von England, Friedrichs einziger Freund und Beistand unter den Königen und Kaisern. Sein Nachfolger, Georg III., war ein Mann von schwachem Charakter und beschränktem Verstande und einer Fortsetzung des Krieges abhold. Da auch in der Nation ein Umschwung in der Stimmung zu bemerken war, so schien selbst dem Minister Pitt die Erstrebung des Friedens unvermeidlich zu sein.*) Das Übelste war, daß die inländischen Hilfsquellen, aus denen Friedrich seine Streitmittel bezog, mehr und mehr versiegten. Seine Erbstaaten waren verheert und konnten zum Teil die Abgaben nicht mehr aufbringen. Die anderen Länder, über die er Macht hatte, waren durch fünfjährige Aussaugung erschöpft. Der vorjährige Feldzug hatte $27\frac{1}{2}$ Millionen Thaler gekostet, der bevorstehende bedurfte nicht weniger. Die Schraube mußte also wieder angetrieben werden, um neue Mittel herauszupressen. Eben auf seine Erschöpfung rechneten ja seine Feinde; gegen das Elend des Krieges blieben sie taub; zu ihrer Herrscherhöhe drang es nicht.

„So gingen in Deutschland Bürger und Bauern zu Grunde, während Fürsten und Beamte reich wurden; denn sie benutzten für ihre selbstsüchtigen Zwecke auch sogar das allgemeine Elend. Neben den unzähligen kleinen Tyrannen, ihrem Hofgesinde, ihren Schranzen und Knechten, steht nur ein einziger Fürst, der ahnt, was wahre Größe ist und verleiht, der seine Regentenwürde fühlt und, wo er kann, das Volk gegen gierige Kasten und beschränkte Pfaffen in Schutz nimmt. Auch Friedrich übte freilich Gewalt und Bedrückungen; aber er stand auch ganz allein gegen halb Europa; er führte blutigen Krieg, aber er teilte auch alle Gefahren, alle Mühseligkeiten, alle Not der geworbenen Soldaten, die nur er allein zu begeistern und mit Patriotismus zu erfüllen verstand. Maria Theresia und ihr hoher Adel folgten dem Grundsatze, dem Österreich seine Größe verdankt, sie zögerten, sie zauderten, sie ließen das Elend des Krieges sich verlängern, fest überzeugt, daß der letzte Fischzug um so reicher ausfallen werde, je trüber das Wasser geworden sei. Kaiser Franz wucherte und spielte eine Nebenrolle in Wien, wie seine Reichsarmee in Deutschland; die Franzosen lagen indessen als Hilfe deutscher Gesetzvollstreckung noch im April 1761 von Frankfurt bis Gotha verteilt. Städte und Dörfer des Reichs verödeten; Getreide, Rindvieh, Pferde waren in Mitteldeutschland kaum mehr anzutreffen. Das Elend hatte den höchsten Grad erreicht; die immer mehr wachsenden Schulden fast aller Gemeinden von Westfalen, Hessen, Gotha raubten auch sogar die Hoffnung einer besseren Zukunft. Während das Volk im Elend unterging, flossen reichliche französische oder englische Subsidien in

*) A. v. Ruville, Das Verhältnis Friedrichs d. Gr. zu England im Anfang der sechziger Jahre. Zeitsch. 1897. IX S. 592

die Schatullen der Fürsten, und diese zogen sogar (wie z. B. der Landgraf von Hessen) von den Engländern für jedes Glied ihrer verstümmelten Soldaten ein bestimmtes Geld; die Verstümmelten selbst bettelten hernach als Invaliden bei ihren verarmten Mitbürgern." *)

Während des Winters 1760/61 hielt sich Friedrich zu Leipzig auf, beschäftigt mit den Vorbereitungen zu dem neuen Feldzuge und nach seiner Art jeden Augenblick, den ihm die Sorge und die Arbeit seines Berufs übrig ließen, mit künstlerischem Genuß oder wissenschaftlichem Studium ausfüllend. Damals (Mitte Dezembers) lernte er hier auch den Dichter Gellert kennen und schätzen; der ihm seine hübsche Fabel vom Maler vortrug. Dieser Aufenthalt in Leipzig sollte auf lange Zeit für Friedrich die letzte Erholung gewesen sein. Schwerer und schwerer wurde mit jedem Jahre die Not und Last des Krieges.

Im nächsten Frühling (1761) rückten wieder 410 000 Mann (150 000 Franzosen, 130 000 Österreicher, 100 000 Russen, 18 000 Reichssoldaten, 12000 Schweden) gegen den großen König an. Da die gegen ihn verbündeten Mächte auf seinen Mangel an Streitkräften als auf ihren wirksamsten Beistand rechneten, so wechselten sie mit ihm keine Gefangenen mehr aus. Dennoch stampfte Friedrich noch immer die Ersatzmannschaften gleichsam aus der Erde hervor; in unglaublicher Schnelle war die Armee kampfbereit. Zwar die Zahl der alten Soldaten in ihr war nur noch gering; gleichwohl bewährten sich die Neulinge, vermischt mit den Veteranen, die Geworbenen oder gewaltsam Ausgehobenen, vermischt mit den geborenen Preußen, weit besser, als man hätte vermuten sollen. Der Grundsatz schien richtig, den Friedrich seinen Generalen stets einzuprägen suchte, 13 preußische Bataillone seien allemal 30 feindlichen überlegen. Er brachte im ganzen diesmal 171 000 Mann zusammen, nämlich 75 000 Mann des hannöverschen Bundesheeres und 96000 Mann seiner eigenen Truppen. Die Aufgabe war wieder dieselbe: Ferdinand von Braunschweig hatte die Franzosen abzuwehren, Friedrich nahm die andern, namentlich die Russen und Österreicher, auf sich. Jener eröffnete den Feldzug; mitten im Winter anfangs Februar überfiel er die Franzosen in ihren Winterquartieren und trieb sie an den untern Main zurück; doch gewannen sie während des folgenden Monats ihre Stellungen wieder. Dagegen erholten sich die Reichstruppen nicht so rasch von dem Schrecken, den ihnen ein ähnlicher Streifzug des preußischen Generals Syburg einjagte. Er warf sie im April aus Thüringen und dem Voigtlande bis nach Bamberg zurück und brachte aus Franken eine Million Thaler erhobener Kriegssteuern, 4000 Gefangene, 16 Geschütze mit nach Sachsen, was den Mut der Neulinge im preußischen Heere nicht wenig hob. Die Hauptsache blieb immer, die Russen und Österreicher abzuwehren, die abermals sich in Schlesien vereinigen und diese Provinz erobern wollten. Friedrich ließ daher den Prinzen Heinrich mit dem kleineren Teile

*) Schlosser a. a. O. II 387.

des Heeres zur Verteidigung Sachsens zurück und eilte mit den übrigen Truppen anfangs Mai in 9 Tagen von Meißen nach Schweidnitz; eine Strecke von 35 Meilen, es war der schnellste Marsch in diesem Kriege. Hier bewies das alte Wort sich wahr, daß die Kraft des Heeres in den Füßen stecke.

Es gelang ihm nun in Schlesien durch geschickte Stellungen und vorsichtige Züge die Gefahr doch bis tief in den Sommer hinein zu verzögern; erst am 15. August konnte Laudon mit seinem Heere bei Jauer zu dem russischen stoßen. Friedrich hatte nun mit seinen 57 000 Mann 132 000 Mann Österreicher und Russen gegen sich; Rettung durch eine Feldschlacht, sonst sein liebstes Mittel, durfte er diesmal nicht versuchen. Denn sein kleines Heer war das größte und beste, das er überhaupt noch hatte; er durfte es nicht aufs Spiel setzen, selbst ein Sieg hätte es einer solchen Übermacht gegenüber ruiniert. Sein erfinderischer Geist wußte eine Auskunft; er beschloß, sich mit den Feinden gleichsam an einem Punkte festzunageln und so sein Land zu decken. Sonst nicht gewohnt sich zu verschanzen, bezog er jetzt am 20. August bei Bunzelwitz (nördlich von Schweidnitz) ein Lager, das er mit unerhörter Geschwindigkeit zu einer ungeheuren Festung umschuf. Den ganzen Bezirk in einem Umfange von zwei Meilen übersäete er mit Schanzen, Geschützen, Pallisaden, durchwühlte er mit Minen, Wolfsgruben und Gräben; so wurden die natürlichen Schwierigkeiten des Bodens — ein Wald, ein Morast und das Strigauer Wasser, auch mehrere Hügel, wie der Würbener Berg — außerordentlich verstärkt. In drei Tagen und Nächten war das Werk gethan, das kleine Heer bis an die Zähne verschanzt — ein Meisterstück der Kunst, in welchem sich die Lehren des Feldkampfes mit denen der Befestigungswissenschaft wie nie zuvor vereinigt zeigten. Nichtsdestoweniger hätte Laudon es gern angegriffen, weil er meinte, 57 000 Mann könnten sich bei der großen Ausdehnung ihres Lagers nicht gegen einen allgemeinen Angriff von 132 000 Mann halten; Buturlin, der russische Befehlshaber, wollte aber nichts wagen, und so begnügte man sich, die Preußen einzuschließen. Friedrich konnte es kaum glauben, er hielt sich immer kampffertig. In Erwartung eines nächtlichen Angriffs ließ er die Truppen am Tage rasten, jede Nacht aber Gewehr bei Fuß stehen. Das Gepäck wurde abends nach den Höhen von Würben geschickt und kam morgens zurück. Es war ein mühseliges Leben. Denn die drückende Hitze vermehrte die Schwere des Dienstes, und dazu kam Mangel an Lebensmitteln, besonders an Schlachtvieh und Gemüse, nur Brot war hinreichend vorhanden. Getreulich teilte der König die Entbehrungen und Anstrengungen der Seinigen; sein Hauptquartier war in einer Schanze, wo seinem Nachtlager oft selbst das Stroh fehlte. Die Preußen hielt auch in dieser Not das Pflichtgefühl aufrecht. Drei Wochen standen die Heere einander so beobachtend gegenüber; da nötigte der auch im verbündeten Lager ausbrechende Mangel die Russen zum Abzuge (10. September). Buturlin ließ 20 000 Mann unter Tschernyschew bei den Österreichern zurück und ging mit den übrigen nach Posen; dort aber kam ihm eine preußische Streifschar unter General von Platen zuvor und verbrannte ihm die Magazine, so

daß er noch tiefer nach Polen hinein mußte. Nach Buturlins Abzug glaubte sich Laudon, obwohl noch an Zahl den Preußen weit überlegen, doch zum Angriff zu schwach; er trat daher ebenfalls den Rückzug an und verschanzte sich seinerseits bei Freiburg (westlich von Schweidnitz).

Der König war gerettet; doch sollte dieser Feldzug nicht ohne einige empfindliche Unfälle für ihn endigen. Als er nämlich, um Laudon von Schweidnitz abzuziehen, eine Bewegung nach Glatz hin machte, überrumpelte jener plötzlich die Festung Schweidnitz (in der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober). Sie war, wie alle preußischen Festungen, von wenigen und meist untüchtigen Leuten bemannt; denn Friedrich konnte nicht viele, und besonders nicht die guten Soldaten entbehren; er brauchte sie im Felde. Um so leichter gelang es Laudon bei der Nachlässigkeit des Kommandanten von Zastrow und mit Hilfe eines Einverständnisses, welches er mit den in Schweidnitz befindlichen Kriegsgefangenen angeknüpft, die Festung zu ersteigen und nach zum Teil heftiger Gegenwehr zu erstürmen. Die Österreicher plünderten nun die unglückliche Stadt mehrere Stunden lang — eine Barbarei, die von den Russen in Laudons Heer nicht nachgeahmt wurde. Der Besitz dieses Stützpunktes ermöglichte es nun den Österreichern, zum erstenmal in diesem Kriege ein regelmäßiges Winterquartier am schlesischen Gebirge zu beziehen.

Einen andern Erfolg gewannen die Feinde in Pommern, wo nach viermonatlicher Belagerung und hartnäckiger, tapferster Verteidigung die Festung Kolberg endlich durch Mangel an Schießbedarf und an Lebensmitteln gezwungen wurde, sich (am 16. Dezember) dem russischen General Rumjanzew zu ergeben. So konnten jetzt die Russen im östlichen Teile Hinterpommerns Winterquartiere nehmen. Den Engländern wäre es ein leichtes gewesen, Kolberg zu schützen; sie hätten nur einen Teil ihrer Seemacht in die Ostsee zu schicken brauchen; allein aus Furcht vor Handelsstockungen überließen sie während des ganzen Krieges das baltische Meer dem Feinde. Auf den übrigen Kriegsschauplätzen änderte sich die Lage nicht. In Sachsen machten weder Daun noch die Reichsarmee, die vom Prinzen Heinrich sehr geschickt in Schach gehalten wurde, irgend welche Fortschritte. Mit den Schweden führte Oberst von Belling den kleinen Krieg so glücklich, daß sie zuletzt immer wieder auf ihr eigenes Land westlich der Peene beschränkt blieben. Die Franzosen endlich, die unter Soubise vom Niederrhein, unter Broglie vom Main her vorgedrungen waren, trieb Prinz Ferdinand trotz ihrer Überzahl (100 000 gegen 60 000) abermals aus Braunschweig und Westfalen zurück, nachdem er ihnen in einer hartnäckigen, zweitägigen Schlacht am 15. und 16. Juli 1761 bei Villinghausen an der Lippe eine Niederlage beigebracht. Unfähig zu siegen, bezeichneten sie ihren Rückzug durch völlige Verheerung und Plünderung jener Länder.

Schweidnitz' und Kolbergs Fall waren zwei harte Schläge für die vielgeprüften Preußen; aber ein weit furchtbareres Unheil bedrohte sie gegen das

Ende dieses Jahres, ein Unheil, von dem sich der Staat wahrscheinlich nie mehr erholt hätte, wenn es nicht durch Gottes Fügung wäre abgewendet worden. Ein Elender, der schlesische Baron von Warkotsch, der den König trotz mancher Wohlthaten haßte, weil dieser dem Junkerregiment in Schlesien im Wege war, entwarf den Plan, ihn den Österreichern in die Hände zu spielen. Die Gelegenheit schien günstig. Friedrich hatte in seinem Hauptquartier zu Woiselwitz bei Strehlen, in der Nähe der Güter des Barons, um seine persönliche Sicherheit unbesorgt, nur 13 Mann seiner Leibwache bei sich. Warkotsch verriet dies dem zunächst bei Strehlen stehenden Kroatenhauptmann Wallisch vom Regimente Laudon. Es wurde verabredet, Wallisch solle in der Nacht zum 1. Dezember heimlich eine Abteilung Österreicher nach Woiselwitz schicken, um sich der Person des Königs zu bemächtigen. Ein katholischer Pfarrer der Umgegend, Namens Schmidt, vermittelte den Briefwechsel zwischen Warkotsch und Wallisch. Aber der Jäger des Barons, Matthias Kappel, der die Briefe zwischen den Verschworenen hin- und hertrug, schöpfte Argwohn; er übergab daher einen Brief seines Herrn nicht an Schmidt, sondern an den lutherischen Ortspfarrer Gerlach, der ihn damit zum Könige schickte. So wurde der verrätherische Anschlag noch in der letzten Stunde, (abends am 30. November entdeckt und Friedrich gerettet. Warkotsch und Schmidt flohen nach Österreich, wo der erstere sein Leben durch ein Jahrgehalt fristete, welches ihm Maria Theresia zahlte; Kappel erhielt vom Könige zur Belohnung eine einträgliche Försterstelle bei Oranienburg.

Der Feldzug des Jahres 1761 hatte ohne Schlachten Friedrichs Lage doch ungünstiger gestaltet als irgend einer der vorhergehenden; ein Stück von Schlesien, ein Stück von Pommern war verloren und das 1759 eingebüßte Stück von Sachsen nicht wiedergewonnen. Auf einen engeren Kreis als je eingeschränkt, schien der König nicht einmal die geringe Streitmacht mehr aufbringen zu können, die er noch im Frühling des verwichenen Jahres ins Feld gestellt hatte. Denn die Erschöpfung seiner Länder nahm mit jedem Monat zu, und die Hilfsquelle, die bisher aus dem englischen Schatze floß, war versiegt. Im Herbst 1761 erfolgte der Sturz des großen Pitt infolge einer Kollision mit der Partei des Herzogs von Newkastle und nicht, wie Friedrich annahm, durch seinen Nachfolger, den Lord Bute. Dieser kündigte dem Könige von Preußen den Subsidienvertrag und beraubte ihn so eines beträchtlichen Teils seiner Geldmittel. „Doch nicht persönliche Motive, sondern die enge Auffassung von dem Interesse seines Landes drängten den Lord, der nur den Nutzen als Beweggrund des politischen Handelns gelten ließ, zur Auflösung des Bündnisses mit Preußen.“*) Maria Theresia und die ihr verbundete Fürstenschaft, zu der jetzt auch der König Karl III. von Spanien als

*) A. v. Ruville, Die Auflösung des preuß.-engl. Bündnisses im Jahre 1762, Berl. 1892.
Vgl. auch Ruville, Friedr. d. Gr. und Lord Bute, deutsche Zeitschr. f. Geschichtsw., Bd. 12, Neue F. Freiburg u. Leipzig 1895

Bundesgenosse Frankreichs trat, sahen schon im Geiste ihren großen Gegner aus seinen Wunden sich verbluten, und so sicher war die Kaiserin-Königin ihres Erfolges, daß sie einen Teil ihrer Truppen verabschiedete, weil sie Ersparungen machen wollte; denn schon längst bezahlte sie aus Mangel an barem Gelde fast nur mit Papier. Auch die Hoffnung, die Friedrich eine Zeit lang hegte, daß die Türken und Tataren einen Krieg gegen Österreich und Rußland beginnen, und daß sich dann die gedrückten Protestanten Ungarns erheben würden, verwirklichte sich infolge der Ungeschicklichkeit des preußischen Unterhändlers Rexin und anderer Umstände nicht.*) Dennoch blieb er ungebeugt; er rüstete mit aller Thatkraft und spannte die Mittel, die ihm noch übrig blieben, aufs äußerste an, um seine auf 60000 Mann zusammengeschmolzene Streitmacht nach Möglichkeit zu verstärken, immer entschlossen, bis auf den letzten Fußbreit zu fechten; für den Fall des Erliegens trug er Gift bei sich. Auf alles gefaßt, blieb er mutig; denn noch hatte er Soldaten, so wenige es auch waren. „Nehmen sie mir Land und Leute und lassen sie mir meine Regimenter," pflegte er zu sagen, „so gebe ich nichts verloren."

Übrigens unterstützte ihn die Vaterlandsliebe seines Volkes so eifrig, daß in der That zum Verzweifeln kein Grund war, so lange Friedrichs Geist noch aufrecht und die preußische Nation nicht vertilgt war. Die Landleute zumal, die ihr alles im Kriege verloren und nur ihre Kinder noch übrig hatten, wetteiferten fast, die Söhne als Soldaten bei dem Heere zu haben; ohne Murren und oft mit großer Freude gab der Vater einen nach dem andern hin. Ein siebzigjähriger Schäfer im Halberstädtischen rühmte sich, sechs Söhne im Dienst des Königs zu haben; als er jetzt auch den siebenten, letzten, geben sollte, sagte er: „Herr Hauptmann, sag er mir ehrlich: brennt es dem König auf den Nägeln? — Nun, dann nehm' Er ihn in Gottes Namen!" Ein anderes Beispiel: in der Grafschaft Ravensberg fanden sich, als die Franzosen das Land in Besitz genommen, 50 preußische, aus dem Ravensbergischen gebürtige Deserteure ein, weil sie nun, da ihre Heimat nicht mehr im Besitz des Königs war, ihrer Pflicht los zu sein meinten. Aber die Bauern belegten diese Fahnenflüchtigen mit dem Bann, die Kirche versagte ihnen Beichte und Abendmahl, das väterliche Haus die gastliche Schwelle. Sie mußten zu den Fahnen zurückkehren. Auch die Markaner, besonders die Sauerländer, zeichneten sich durch opferfreudigste Vaterlandsliebe aus, die ihnen wie den Ravensbergern um so höher anzurechnen war, da sie meist in Feindeshand waren. Eines Tages erschien im preußischen Feldlager vor dem Könige ein langer Zug von Bauernburschen, wahre Enakskinder an Größe. „Wer seid ihr?" fragte der König. „Sauerländer." „Was wollt ihr?" „Dienen." „Wer hat euch hergeschickt?" „Unsere Väter." „Wie viele sind unterwegs desertiert?" „Keiner. Wir hätten ja sonst nicht zu kommen brauchen. — Wir haben auch was mitgebracht," und damit holte der Sprecher einen schweren

*) R. Porch. Die Beziehungen Friedrichs d. Gr. zur Türkei ꝛc., Marburg 1897.

Beutel aus dem Quersack und zählte dem gerührten Könige einige hundert Thaler auf den Tisch. — Dieser Geschichte haben sich unendlich oft noch die Kinder und Kindeskinder in den Dörfern der Grafschaft Mark erfreut, und das Ende war immer, daß der alte Erzähler, meist ein narbenvoller Invalide, mit Thränen sein „Vivat Fridericus Rex!“ rief, und groß und klein voll Begeisterung einstimmte.

Allen Ständen voran aber in hingebender Vaterlandsliebe ging der Adel; er leistete damals an Gut und Blut verhältnismäßig das meiste. Und wo er, wie in Hinterpommern, arm an Glücksgütern war, da zahlte er um so reichlicher mit seinem Blute; immer von neuem lieferte er Nachschub für die Lücken im Offiziercorps.

Die Standhaftigkeit des Königs und seiner Preußen ward belohnt; am 19. Januar 1762 erhielt er eine große Glückspost: seine nächst Maria Theresia erbittertste Feindin, die russische Kaiserin Elisabeth, war (am 5.) gestorben. Dieses Ereignis veränderte die ganze Lage der Dinge. Denn Elisabeths Neffe und Nachfolger, Peter III. von Holstein-Gottorp, war ein leidenschaftlicher Verehrer und Bewunderer Friedrichs des Großen; er stellte sofort alle Feindseligkeiten ein, wechselte mit dem Könige die Gefangenen aus und schloß trotz alles Abmahnens der anderen Mächte, sogar Englands, dessen Ministerium sich nicht schämte, ihm einen Teil Preußens anzubieten, am 5. Mai einen Frieden mit Preußen auf den Stand vor dem Kriege. Er verhandelte selbst um ein Bündnis; er wollte mit Friedrichs Hilfe das Herzogtum Schleswig, auf welches er Familienansprüche hatte, den Dänen entreißen. Beide Fürsten überhäuften sich mit Freundschafts- und Ehrenbezeigungen. Peter ließ sogar die Truppenabteilung, die unter Tschernyschew in der Grafschaft Glatz lagerte, zum Heere des Königs stoßen. Am 22. Mai folgte Schweden dem Beispiele Rußlands und schloß Frieden mit Preußen. Friedrich äußerte sich dabei sehr wegwerfend: „er wisse eigentlich gar nichts von einem Kriege mit den Schweden; Belling, der mit ihnen Händel gehabt, würde sich wohl mit ihnen vertragen.“ Auch dieser Friede wurde auf den Stand vor dem Kriege hergestellt. Die Königin von Schweden, Ulrike, war Friedrichs Schwester; ihr Gemahl Adolf Friedrich hatte bei seiner völligen Abhängigkeit von dem schwedischen Adel den Krieg nicht verhindern können; sie vermittelte jetzt. Ihr Bruder ließ denn auch dem schwedischen Reichsrat erklären, daß er bloß um ihretwillen die Sachen auf dem alten Fuß belasse.

Wiewohl er nun auf einer Seite Luft bekommen hatte, so blieben doch auch in diesem Jahre noch Feinde genug zu bekämpfen: 155000 Österreicher und Reichssoldaten und 140000 Franzosen. Der König verteilte seine Streitkräfte — es waren diesmal, abgesehen von den 70000 Mann des Prinzen Ferdinand, 120000 eigene Soldaten — so, daß 42000 unter dem Prinzen Heinrich gegen das österreichisch-reichsländische Heer in Sachsen, 78000 unter ihm selbst gegen die Österreicher in Schlesien aufgestellt wurden. Es kam hier darauf an, um jeden Preis Schweidnitz wiederzuerobern. Daun deckte es aber mit 88000 Mann,

die auf den Bergen bei Reichenbach hinter starken Verschanzungen aufgestellt hatte, und ließ sich durch keine Bewegung der Preußen von der Festung abziehen. Vergebens entsandte der König den Herzog von Bevern, den er wieder zum Heere zurückberufen, mit 14000 Mann nach Oberschlesien und ließ Troppau einnehmen; auch als eine andere preußische Schar in Böhmen einfiel, rührte sich Daun nicht. Friedrich schickte sich daher an, ihn durch eine Schlacht zu vertreiben. Schon hatte er alles vorbereitet, als General Tschernyschew, der mit seinen 20000 Russen ihm bei der bevorstehenden Schlacht helfen sollte, die beiden höchst unwillkommene Meldung brachte, Peter III. sei am 9. Juli von seiner Gemahlin entthront worden, und die letztere befehle ihm, mit seinen Truppen sofort das preußische Heer zu verlassen; zugleich trafen Nachrichten ein, daß die neue Kaiserin die Feindseligkeiten gegen Preußen wieder aufnehmen wolle. Friedrich faßte sich indessen sehr bald, er beredete den russischen General, seinen Abmarsch noch einige Tage zu verzögern und dem Kampfe, wenn auch nur als Zuschauer, beizuwohnen, damit Daun, der von dem Umschwunge der Dinge in Rußland noch keine Kenntnis hatte, verhindert werde, den gegen die Russen aufgestellten Teil seines Heeres anderwärts zu verwenden. Sofort befahl er dann (am 21. Juli) den Angriff. Der Schlüssel der feindlichen Stellung waren die Höhen von Burkersdorf nebst dem Paß von Leutmannsdorf; sie zu erstürmen wurden die besten preußischen Regimenter unter Anführung der Generale von Möllendorf und Graf von Wied verwendet. Auch stritten sie mit gewohnter Tapferkeit; weder die steilen Abhänge noch die Wälle und Wolfsgruben, Palisaden und Kanonen, die aus jedem Berge eine Festung machten, konnten die Fortschritte der Preußen aufhalten. Denn „heute", hatte der König gesagt, „muß es biegen oder brechen." Wo keine Pferde hinankonnten, schleppten die Soldaten selbst die Kanonen hinauf. In vier Stunden waren Höhen und Paß erobert. Daun trat mit Verlust von 3000 Mann an Toten und Verwundeten, 1000 Gefangenen, 14 Geschützen den Rückzug in das Gebirge an. Den Preußen, deren Heer dem Feinde diesmal an Zahl ziemlich gleich gewesen war, kostete der Sieg nur 1500 Tote und Verwundete.*)

Der König hatte überdies die Genugthuung, daß seine Preußen allein die Arbeit gethan; denn die Russen standen während des ganzen Kampfes ruhig in ihrem Lager. Sie waren überhaupt in den wenigen Wochen ihrer Anwesenheit nie gebraucht worden; kein Russe blutete für den König von Preußen; er wurde nach wie vor allein mit seinen Feinden fertig. Am folgenden Tage zog Tschernyschew, für seine Gefälligkeit reich beschenkt, nach Polen ab, und bald darauf zerstreuten sich auch die Besorgnisse, die Friedrich vor Rußlands neuer Politik gehabt hatte. Katharina II., obwohl als Frau verächtlich und befleckt durch das Verbrechen des Gattenmordes, war wenigstens durch hohe Klugheit der Krone, die sie an sich gerissen, würdig; sie erkannte sehr bald, daß für Österreich zu fechten nicht im Interesse Rußlands liege, und da sie selbst der Ruhe bedurfte, um sich auf ihrem Throne festzusetzen, bestätigte sie

*) M. Treusch von Buttlar, Burkersdorf, Forsch. 1898, X S. 337 ff.

den Friedensvertrag und ließ alle noch in Hinterpommern und Ostpreußen besetzten Plätze sofort räumen. Doch nahm sie auch für Preußen nicht Partei, und so hat Friedrich den Ruhm, nach Englands Abfall und Rußlands Rücktritt den Krieg ohne irgend einen Bundesgenossen doch siegreich beendet zu haben.*)

Zunächst betrieb er nun die Belagerung von Schweidnitz. Diese Festung fiel jedoch nicht so rasch, wie er gehofft. Sie hatte eine auserlesene Besatzung von mehr als 12000 Mann, war mit allen Bedürfnissen und mit starken Schutzwerken versehen und hatte in dem Kommandanten Guasco einen Befehlshaber, der die vorhandenen Verteidigungsmittel sehr gut zu handhaben wußte. Die Preußen andererseits leisteten überhaupt im Belagern immer weit weniger, als in offener Feldschlacht; denn Friedrichs lebhaftem Geiste sagte ein langsames Verfahren, welches doch gerade im Festungskriege gut angebracht ist, nicht zu; dagegen entsprach ein solches ganz der bedächtigen Natur der Österreicher. Dies Verhältnis bestätigte sich auch jetzt. Daun griff, um Schweidnitz zu entsetzen, den Herzog von Bevern, der mit 7000 Mann und 88 Geschützen bei Reichenbach stand, hier am 16. August mit 48000 Mann und 184 Geschützen an, wurde aber, da Bevern sich sehr tapfer und einsichtsvoll verteidigte, auch vom Könige die nötigen Verstärkungen erhielt, mit einem Verlust von 1000 Mann geschlagen und zog sich wieder in das Gebirge zurück. Nichtsdestoweniger hielt sich Guasco noch zwei Monate lang, weil der König durchaus darauf bestand, die Festung solle sich auf Gnade oder Ungnade ergeben. Erst am 9. Oktober ergab sich der tapfere Kommandant; er und die ganze Besatzung (noch 10000 Mann) wurden kriegsgefangen.

Unterdessen wußte Prinz Heinrich in Sachsen, der immer ruhmvoll in seinem schwierigen und undankbaren Amte aushielt, mit großem Geschick den kleinen Krieg gegen die Österreicher und Reichstruppen durchzuführen. Die unternehmenden Generale Seydlitz, Kleist und Belling setzten dem Feinde in vielen Gefechten unablässig zu, fielen in Böhmen ein und brandschatzten bis Eger. Zweimal zog sich die Reichsarmee vor ihnen aus Sachsen zurück und überließ Franken den preußischen Husaren; zweimal gab ihnen die österreichische Heeresabteilung Bohmen preis. Denn der Reichsfeldherr, der italienische Prinz Serbelloni, betrachtete den Dienst als Nebensache; er war ein vornehmer Mann und sehr phlegmatisch, hörte oft die wichtigsten Meldungen im Bette an, ein Buch in der einen, eine Tasse Schokolade in der anderen Hand, beantwortete die Berichte kaum und hatte beständigen Streit mit dem Hofkriegsrat in Wien, der noch schlechtere Pläne machte als er. Endlich war man doch in Wien seiner müde, und Haddik kam an seine Stelle. Dieser und sein Unterfeldherr, der Prinz von Stolberg, drängten nun die Preußen eine Zeitlang zurück, bis

*) Die Behauptung Katharina II. sei eine natürliche Tochter Friedr. d. Gr. gewesen, [illegible] Klatsch anzusehen. H. v. Sybel, Eine Tochter dreier Väter, v. Sybels [illegible] 1893, 34 S. 2–3 ff. — B. v. Bilbassoff, Geschichte Katharinas II., deutsch von [illegible] Bd. II. 1. u. 2. Abt., Berlin 1893.

Prinz Heinrich, auf Seydlitz Anregung plötzlich (am 29. Oktober) die Hauptmacht der vereinigten Reichstruppen und Österreicher unter dem Prinzen von Stolberg bei Freiberg angriff und nach zweistündigem Kampfe in die Flucht schlug. Das Hauptverdienst auch bei der Ausführung hatte der General Seydlitz, der an der Spitze der Reiterei, dann des Fußvolks, die leichten Truppen der Österreicher über den Haufen warf, das Reichsheer aus seinen Verschanzungen trieb, auch die regelmäßigen Regimenter der Österreicher aus dem Felde schlug und den Feind weithin verfolgte. Stolberg verlor 7400 Mann (darunter 4400 Gefangene), Prinz Heinrich nur 1400.

Bald nach diesem glänzenden Siege langte Friedrich selbst in Sachsen an, welches nun, mit Ausnahme Dresdens, vom Feinde gesäubert wurde; dieser zog sich nach Böhmen zurück, verfolgt vom Obersten von Kleist, der dorthin abermals einen glücklichen Streifzug unternahm. Dieser Kleist, Friedrich Wilhelm mit Vornamen und zu Stavenow in Pommern geboren, gehörte mit Mayr und Belling zu den ausgezeichnetsten Parteigängern der Armee. Man nannte ihn den grünen Kleist, weil er Oberst der grünen Husaren war und 1760 noch ein Bataillon sogenannter grüner Kroaten errichtet hatte. Sein Name wurde jetzt weithin ein Schrecken der deutschen Feinde Preußens. Denn kaum war er wieder in Sachsen, als ihn der König (Mitte Novembers) mit 10 000 Mann auf einen neuen Streifzug, diesmal ins Reich, schickte; er wollte dadurch die Reichsstände, die ohnehin des Krieges müde waren, zur Neutralität zwingen. Kleist brach also verheerend in Franken ein, brandschatzte Kulmbach, Bamberg, Windsheim, Rotenburg, nahm (am 29. November) Nürnberg ein, erhob auch hier starke Kriegssteuern und ließ seine Husaren bis in die Nähe von Regensburg streifen; sie tränkten ihre Rosse in der Donau. Da mußten die unschuldigen Bürger und Bauern im Reich wieder für die Sünden ihrer Landesväter büßen, die sich an Frankreich und Österreich verkauft hatten. Von ihren großen Bundesgenossen bekamen diese Kleinen nun keine Hilfe. Österreich schloß vielmehr (am 27. November) mit Preußen einen Waffenstillstand auf ruhige Haltung der Winterquartiere in Sachsen und Schlesien und überließ das Reich seinem Schicksal und den preußischen Husaren, die zwar die Barbarei nicht verübten, welche man von Kroaten und Panduren, Russen und Franzosen gewohnt war, aber doch arg genug hausten.

Auch die Franzosen hatten wieder sehr unglücklich gefochten. Im Juni warf sie Prinz Ferdinand über die Diemel bis nach Kassel zurück, und nachdem er ihren sächsischen Söldnern bei Lutternberg am rechten Fuldaufer (23. Juni) eine Niederlage beigebracht, schlug er sie selbst bei Wilhelmsthal (24. Juni). Sie zogen dann alle ihre Truppen vom Nieder- und Oberrhein her zusammen und drangen mit großer Übermacht zur Ohm und Lahn vor; aber auch jetzt hielt er ihnen so geschickt den Widerpart, daß er vor ihren Augen Kassel belagern und (am 31. Oktober) einnehmen konnte. Mit dieser Waffenthat schloß hier der Feldzug, dessen Erfolge dem mißgünstigen Lord Bute höchst unangenehm waren.

Ebenso unglücklich lief für die Franzosen der Seekrieg ab, den sie in Verbindung mit den Spaniern gegen England führten. Die Bourbonen machten daher Frieden mit Georg III. Am 3. November 1762 wurde der Vertrag zu Fontainebleau abgeschlossen. Die Engländer gewannen darin sehr bedeutende Vorteile — den Besitz Kanadas und anderer überseeischer Länder, ließen aber den König von Preußen treulos im Stich. Denn sie machten rücksichtlich Deutschlands nur aus, daß beide Teile ihre bisherigen Verbündeten auf keine Weise mehr unterstützen sollten. Das hannöversche Bundesheer löste sich auf, und die Franzosen räumten langsam die Plätze, die sie in Deutschland besetzt hatten.

Da nun kein französisches Geld mehr in die Säckel der mit Österreich verbündeten deutschen Fürsten floß, so fiel für diese der Hauptgrund zum Kriege fort, und sie hörten jetzt auf die Klagen ihrer Unterthanen, die Kleists verheerender Streifzug zur Verzweiflung brachte. Zwar Österreich hatte, als es Deutschland zum Kriege gegen Friedrich hetzte, sich verbindlich gemacht, den Krieg nicht eher aufzugeben, als bis das Reich völlig schadlos gestellt sei, und die Reichsstände, die ihr Kontingent zum Reichsheere geschickt, die Vergütung aller ihrer Kosten erhalten hätten. Aber dieses Versprechen zu halten, hatte der Wiener Hof weder Lust noch Macht, und eben, um sich aus dieser Verlegenheit herauszuziehen, hatten die Österreicher schlauerweise jenen einseitigen Waffenstillstand geschlossen, der den Preußen erlaubte, durch Verheerung des Reiches dieses zum Sonderfrieden zu zwingen. In der That riefen die meisten Reichsstände, namentlich Pfalz und Bayern, ihre Truppen vom Reichsheer ab und baten um Frieden. Auch Mecklenburg, Mainz, Würzburg, Bamberg erklärten sich für neutral. So kam die Kaiserin-Königin von ihrer Verpflichtung gegen das Reich los.

Friedrich, der jetzt niemand mehr zu bekämpfen hatte als Österreich, durfte mit leichtem Mut in die Zukunft sehen. Er ließ wieder stark werben, besteuerte Sachsen nach Möglichkeit, nahm einen Teil der entlassenen Truppen des Prinzen Ferdinand in Sold und machte den Entwurf, den nächsten Feldzug mit 200 000 Mann zu eröffnen, die in Sachsen, Schlesien und am Rhein (gegen die österreichischen Niederlande) zugleich wirken sollten, während eine Abteilung von 25 000 Mann die noch feindlichen Reichsstände, zumal den Despoten von Württemberg, züchtige. Aber die Österreicher verloren jetzt die Lust, den Kampf fortzusetzen. „Sie hatten, wie sie pflegten, bisher mit phlegmatischer Klugheit im Trüben gefischt, ihr reiches Land hatte wenig gelitten; andere hatten für sie gefochten und gezahlt, und ihr guter Kaiser Franz als Bankier die Konjunkturen benutzt.“*) Diese Zeit war vorüber; fremdes Blut und Geld standen ihnen nicht mehr zur Verfügung; es galt nun, allein den Kampf weiter durchzufechten. Aber wie sollte Maria Theresia hoffen, den großen König mit eigener Kraft zu besiegen, den sie im Bunde mit halb Europa nicht hatte

*) Schlosser a. a. O. 427.

überwinden können? Er stand ihr jetzt nach sieben schweren Feldzügen furc
barer als je gegenüber; denn sie war nun mit ihm allein auf dem Pl
Ihr Haß beugte sich der Klugheit, der Notwendigkeit; sie entschloß sich z
Frieden. Der Kurprinz von Sachsen übernahm es, ihre Geneigtheit zu Unt
handlungen dem Könige von Preußen mitzuteilen. Friedrich ging gern dara
ein; er hatte ja immer den Frieden gewollt, freilich nur einen ehrenvoll
einen solchen bot man ihm jetzt. Aber wie er den Krieg aus eigener Kr
geführt, so wollte er auch den Frieden ganz selbständig schließen. Er leh
daher, als Rußland seine Vermittelung antrug, zu Katharinas großem Mi
vergnügen diese Einmischung als mit seiner Würde nicht verträglich fest u
entschieden ab. Die Verhandlungen wurden lediglich von den Beteiligten
führt. Im Februar 1763 kamen die drei Bevollmächtigten von Preuß
Österreich und Sachsen (die Hofräte von Hertzberg, Kollenbach und Fritsc
auf dem Schlosse Hubertusburg (zwischen Meißen und Leipzig) zusamm
und stellten den Frieden auf der Grundlage fest, die Friedrich verlang
nämlich auf den Stand vor dem Kriege. Dagegen gab er seine Zustimmur
daß Maria Theresias Sohn, der Erzherzog Josef dereinst Nachfolger sein
Vaters in der römischen Kaiserwürde sein solle. Am 15. Februar 1763 wur
die Friedensurkunde unterzeichnet; die Österreicher räumten Glatz, die Preuß
verließen Sachsen.

Doch ehe Friedrich dieses Land dem Könige August III. zurückgab, li
er hier noch die rückständigen Kriegssteuern und Naturallieferungen n
äußerster Strenge eintreiben; eine Härte, zu der ihn die Sorge für den eigene
verheerten Staat bewog; seine Feinde sollten zu den Mitteln, deren er b
durfte, um die ihn daheim erwartende Not zu lindern, nach Möglichkeit b
tragen. Deswegen hatte er auch Hertzberg wiederholt befohlen, das Ende d
Friedensverhandlungen möglichst hinauszuschieben, um noch recht viel Vort
aus der Besetzung Sachsens ziehen zu können. Auch befahl er, um in sein
Staaten den großen Verlust an Menschen zu ersetzen, die preußischen Soldat
sollten sich in Sachsen rasch noch Frauen oder Bräute nehmen. Hierin
horchte man gern; denn die Sächsinnen waren bei den preußischen Kriege
so beliebt, wie diese bei jenen. So zog denn im Frühjahr 1763 eine gro
Menge von Weibern und Mädchen mit den Preußen aus dem Lande;
trugen das ihrige bei, die verödeten Länder des Siegers wieder zu bevölker
Kurz, Friedrich suchte, so lange er noch in Sachsen die Gewalt hatte, von hi
aus so viel wie irgend möglich für die Wiederherstellung seines eigenen, v
wüsteten Landes zu thun, und wenn sich die Sachsen nach seinem endlich
Abzuge sehnten, so haben sie dann erleben müssen, daß das erste, was i
lange entbehrter August III. that, darin bestand, daß er dem erschöpften Vo
neue Steuern auflastete.

Friedrich war der letzte Preuße, der aus Sachsen ging. Am 30. M
spät abends erschien der vielgeprüfte Held wieder vor seiner Hauptstadt. Tr
des sehr kalten und unfreundlichen Wetters bereitete die begeisterte Men

ihrem Könige einen „in mannigfaltiger, kostbarer und herzlich gemeinter Art vorbereiteten triumphalischen Einzug". In seiner Reisekarosse mit seinem Schwager, dem Feldmarschall Herzog Ferdinand von Braunschweig, und dem General v. Lentulus sitzend, fuhr er, von den angesehensten Berliner Kaufleuten escortiert, durch den Triumphbogen am Frankfurter Thor in Berlin ein. Ein ununterbrochenes, jubelndes „Vivat der König!" begleitete ihn bis zum Schloß.*) Und wie Berlin, so jauchzte die preußische Nation auf voll stolzer Freude im allgemeinen Friedens-Dankfest. Frohlockend ward in allen Kirchen Preußens gebetet: „Sie haben mich oft bedrängt von meiner Jugend auf; aber sie haben mich nicht übermocht!"

Der Krieg war beendet; doch welche Opfer hatte er gefordert! Er kostete dem Erdteil über eine Million Menschen; alle Staaten, die an ihm teil genommen, nur Preußen nicht, waren mit ungeheuren Schulden belastet, die hernach noch den Urenkel drückten. England hatte in Amerika viel erreicht und in Europa viel genützt, aber auch seine Staatsschuld von 12 auf 146 Millionen Pfund Sterling vermehrt. Dagegen bezahlte Frankreich die Schande, die es so reichlich davongetragen, mit 677 Millionen Livres Schulden, Österreich seine Niederlage mit einer Schuldensumme von 154 Millionen Gulden. Nord- und Mitteldeutschland waren verwüstet, am furchtbarsten, wo die Franzosen gehaust; ein Offizier schrieb 1762, daß er sieben Dörfer in Hessen durchritten und darin nur einen einzigen Menschen gefunden habe; dies war ein Prediger, der sich Bohnen kochte. Sachsen, Anhalt, Mecklenburg waren ausgesogen, Brandenburg, Pommern, Schlesien, Böhmen mehr oder weniger verheert, zahllose Dörfer und Städte zerstört oder ausgeraubt, hunderttausende von Menschen in Armut und Elend gebracht. Und der Zweck des Krieges, die Absicht des großen Bundes europäischer Fürstenschaft war dennoch vollständig gescheitert; man hatte Friedrich dem Großen nicht ein Dorf nehmen können; man hatte mit aller Übermacht doch nur Schimpf und Schande geerntet; denn Friedrich blieb unbezwungen und sein Ruhm eine Beschämung für seine Widersacher. Das also war das Ende aller der Umtriebe und Anstrengungen, das die Frucht von Maria Theresias Haß, jener Kaiserin, die man in Österreich als die frömmste und tugendhafteste Fürstin Europas feierte.

Man hat den siebenjährigen Krieg mit dem dreißigjährigen verglichen; war's doch beide Male im wesentlichen ein Kampf zwischen Nord- und Süddeutschland, und beide Male vom Hause Habsburg verursacht und genährt. Aber wie anders in allem übrigen! Damals das Ausland siegreich und Deutschland von den Fremden erniedrigt, zertreten, zerstückelt; jetzt deutsche Kraft triumphierend über Russen und Schweden, Franzosen, Ungarn und

*) Graf zur Lippe-Weißenfeld, Die Heimkehr Friedr. d. Gr. aus dem siebenj. Kriege (Berlin, Jahrbücher f. d. deutsche Armee u. Marine, Bd. 90, Berlin 1894.

Kroaten; — damals das deutsche Nationalbewußtsein verkommen und verloren, jetzt aufstrebend, voll neuen Lebens. Denn diese Großmacht, die so trefflich die allerschwerste Feuerprobe bestanden, war eine rein deutsche und Friedrichs Ruhm ein deutscher Ruhm. In ihm, dem großen Manne des Jahrhunderts, der die Bewunderung der gebildeten Welt, das Staunen der fernsten Völker war, mußte sich jeder Deutsche erhoben fühlen. Mit ihm siegte nicht Preußen allein, siegte auch das deutsche Volk, siegte die neue über die alte Zeit. Friedrichs Sache war ja zugleich die Sache des Fortschritts und der Aufklärung. Der Geist der Deutschen, von allem dem Außerordentlichen, das sie erlebt, in seinen Tiefen aufgeregt, nahm jetzt einen großartigen Schwung; es folgte jene geistige Revolution, die unsere klassische Litteratur gebar. Aber wenn im protestantischen Deutschland nun die wundervollen Blüten der Poesie, die reichen Ernten der Kunst und Wissenschaft aufsproßten, so soll man nicht vergessen, daß der beste Tau, der sie befruchtete, das Blut und der Schweiß von Friedrichs und seiner Preußen staunenswerten Thaten war, daß die Sturm- und Drangperiode der deutschen Litteratur ihre beste Kraft aus dem zu edler Leidenschaft gesteigerten Gefühle für das Erhabenschöne zog, welches vom siebenjährigen Kriege her — dieser Heroenzeit Preußens — die Jugend des protestantischen Deutschlands durchbebte. „Der erste wahre und höhere Lebensgehalt," sagt Goethe, „kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie."

Vom Hubertusburger Frieden bis zum Tode Friedrichs des Großen.

Der Ruhm, den der siebenjährige Krieg dem preußischen Volke gebracht, war ein hohes Gut; aber auch der Preis war groß. Man berechnet, daß Preußen dieser Krieg eine halbe Million Menschen (darunter 180 000 Soldaten, 1500 Offiziere, 31 Generale) und 125 Millionen Thaler gekostet hat. Friedrich handelte weise, daß er den Frieden annahm, sobald er es mit Ehren konnte. Denn „die Ruhe," sagt er selbst, „war für Preußen nötiger als für die übrigen Staaten, weil es fast allein die Last des Krieges getragen. Es glich einem Menschen, der von Wunden zerrissen, von Blutverlust erschöpft und in Gefahr war, unter dem Drucke seiner Leiden zu erliegen; der Staat bedurfte einer Leitung, die ihm Erholung gab, stärkender Mittel, um ihm seine Spannkraft wiederzugeben, Balsam, um seine Wunden zu heilen. Der Adel war erschöpft, die kleinen Leute ruiniert, eine Menge von Ortschaften verbrannt, viele Städte zerstört (13 000 Häuser völlig vom Erdboden verschwunden); eine vollkommene Anarchie hatte die Ordnung der Polizei und Regierung umgeworfen; die Finanzen waren in größter Verwirrung; mit einem Worte, die allgemeine Verwüstung war groß." Am schwersten hatte das platte Land gelitten. Denn gegen Ende des Krieges mußte man, um den fortwährenden Abgang bei den Regimentern zu ersetzen, selbst Burschen von 14 und 15 Jahren als Rekruten

einziehen. In vielen Gegenden konnten die Felder aus Mangel an Händen nicht bestellt werden; anderwärts betrieben Frauen und Greise die Geschäfte des Ackerbaues. Unter dem pommerschen und brandenburgischen Adel gab es Familien, welche zwanzig und mehr Mitglieder in diesem furchtbaren Kriege verloren hatten, Frauen, die zugleich über den Verlust von Vätern, Männern, Brüdern und Söhnen trauerten. Es waren z. B. 19 von Kameke, 20 von Belling, 54 von Kleist gefallen. Das Geld, d. h. das schlechte, vom Münzjuden Ephraim hergestellte, war im Überfluß vorhanden, aber um so wertloser, da die Lebensbedürfnisse knapp waren und in ungeheuren Preisen standen; um ein Pfund Fleisch zu holen, mußte man fast mit einem ganzen Sacke voll „Ephraimiten" auf den Markt gehen. Sehr übel wirkte dann noch die Herabsetzung dieses schlechten Geldes, die bald nach dem Frieden eintrat und hunderte von wohlhabenden Leuten an den Bettelstab brachte.

Alle diese Wunden zu heilen, in dem verwüsteten Staate eine frische Saat der Kultur zu bestellen und doch zugleich in jedem Augenblicke bereit zu sein, die errungene Großmachtstellung zu verteidigen, diese harte und schwere Arbeit hat der alternde König noch dreiundzwanzig Jahre lang mit beispielloser Gewissenhaftigkeit, wenn auch von Irrtümern nicht frei, verrichtet.

Ohne Anleihen zu machen und ohne die Steuern in Preußen zu erhöhen, hatte Friedrich den Krieg durchgeführt. Am Ende desselben waren alle seine Feinde und Nachbarn tief verschuldet; er allein hatte noch Geld. Nach so vielen Feldzügen, die ihm aus den Kassen seines eigenen Staates im ganzen 90 Millionen Thaler gekostet, behielt er doch den letzten Thaler in der Tasche. Diese Thatsache ist einer der stärksten Pfeiler gewesen, auf denen sein Ansehen bei den andern Fürsten ruhte.

Sechzehn Millionen, wenngleich meist geringhaltiger Münze, waren bei Beginn des Verwaltungsjahres 1764 im Schatz vorhanden.*) Der preußische Staatsschatz zerfiel damals in 5 Depots: den kleinen oder neuen Tresor, d. h. die Mobilmachungsgelder, dann den großen Tresor im engeren Sinne, der in den Kellergewölben des Schlosses aufbewahrte Hauptteil des großen Tresors; ferner in die drei Nebendepots des großen Tresors: erstens in das Depot bei der Generalkriegskasse in Berlin, zweitens in das schlesische Depot in Breslau unter spezieller Verwaltung des schlesischen Ministers und endlich drittens in das Magdeburger Depot, die sogenannten „Magdeburger Fouragegelder", die jedoch nicht in Magdeburg selbst aufbewahrt wurden, sondern in Berlin, und hier der 1765 gegründeten Bank als Unterstützung „als Tresorquantum bei der Bank" übergeben waren. Abgesondert hiervon bestand noch die von Friedrich eingerichtete „Dispositionskasse". Sie bildete

*) Nach dem Berichte des Ministers Blumenthal sind auf Trinitatis (1. Juni) 1764 [illegible] vorhanden gewesen, freilich großenteils aus geringhaltiger Münze bestehend:

In dem großen Tresor	15 645 304	Thl. 12 Gr. 2 Pf.
„ „ kleinen „	638 892	„ „ „ „
	16 284 196	Thl. 12 Gr. 2 Pf.

ein großes Reservoir, in welches die Überschüsse aus den vorher erwähnten Staatskassen, sowie die Einkünfte aus den noch zu nennenden Neugründungen des Königs (der Bank, Seehandlung, Porzellanmanufaktur, Regie u. a.) flossen. Der König verfügte über diese Kasse nach eigenem Ermessen, ohne Kenntnis der Finanzminister.*)

Friedrich that nun alles, um das Ausland in dem Glauben, Preußens Kraft sei nicht erschöpft, noch zu bestärken, und begann, obgleich die für seinen Hofstaat bestehende Kasse („Hofstaatskasse") und die königliche „Chatulle" fast geleert waren, sofort nach dem Kriege kostbare Prachtbauten, z. B. den schon vor dem Kriege geplanten Bau des neuen Palais bei Sanssouci, welcher drei Millionen Thaler kostete und im Jahre 1770 vollendet war. Dabei erreichte er zugleich den Zweck, viele arbeitlose Leute zu beschäftigen und zu ernähren. Aber auch unmittelbare Wohlthaten ließ er seinem Volke reichlich zufließen. Die Vorräte, die er zum neuen Feldzuge gesammelt, 40 000 Scheffel Getreide, 60 000 Pferde wurden den verwüsteten Provinzen überlassen und an mittellose Landleute zur Bestellung des Ackers und Wiedereinrichtung der Wirtschaft gegeben. Viele Landesteile erhielten auf einige Jahre Steuererlaß, andere außerdem bare Unterstützung, Schlesien allein drei Millionen Thaler. Die am fürchterlichsten verheerte Neumark empfing außer Geld und Getreide 68 000 Schafe und 6000 Pferde zur Verteilung an die Landwirte. Dem verarmten Adel wieder aufzuhelfen, der ihm ja auch in allen Schlachten so wacker gedient hatte, gab der König gern nach und nach Millionen her. Ebenso wenig ermüdete er in seinen Versuchen, die Gewerbe zu befördern, munterte auf und spendete, wo es notthat, mit vollen Händen Geld; selbst Fehlschläge entmutigten ihn darin nicht, wie denn der fruchtlose Versuch, eine Uhrenfabrik in Berlin anzulegen, dem Könige von 1766—1775 über 141 000 Thaler kostete. Zum Wiederaufbau abgebrannter Städte gab er ebenso reichlich, und als einmal (1785) die Greifenberger ihm dafür ihren Dank aussprachen, antwortete er: „Ihr habt nicht nötig, euch dafür bei mir zu bedanken; es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen aufzuhelfen; dafür bin ich da."

Dagegen legte er aber auch gleich nach dem Hubertusburger Frieden seinen Unterthanen eine Last auf, die sehr empfindlich drückte und bei vielen das Andenken an die Wohlthaten dieser Regierung tief in Schatten stellte; das war die neue Acciseverwaltung, die sogenannte Regie. Friedrich wußte zu gut, was gerade für seinen Staat das Geld bedeute; Preußen hatte unter den andern Staaten keinen aufrichtigen Freund; alle betrachteten es noch mit Mißtrauen, einige mit Haß. Es mußte ewig auf Kriegsfuß stehen, bedurfte immer eines übermäßig großen, stets schlagfertigen Heeres und eines vollen Schatzes. Aber zu diesen Leistungen, zu seinem Range als Weltmacht stimmten seine materiellen Mittel schlecht; die Staatseinkünfte mußten daher noch gesteigert

*) A. Naudé, Der preuß. Staatsschatz unter Friedr. Wilh. II. u. s. Erschöpfung, I. Teil. Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 1892. V. S. 222 u. 224.

werden. Unter den Versuchen, die zu diesem Zwecke geschahen, war auch die Einführung der königlich preußischen Lotterie (1763); aber es bedurfte ergiebigerer Quellen. Es handelte sich darum, die Behandlung und Verwaltung der indirekten Steuern gründlich zu verbessern. Die 1723 eingeführte Unterordnung der Accisenverwaltung unter vier Provinzialminister hatte sich nicht bewährt. An Stelle der vier Provinzialminister trat jetzt der Franzose de Launay an die Spitze der ganzen staatlichen indirekten Steuerverwaltung (1766). Ein einheitlicher, nur mit der Steuerverwaltung betrauter Beamtenkörper trat an Stelle von Organen, die eine mannigfaltige Menge von Geschäften besorgen sollten. Die Einrichtungen Frankreichs gaben Anstoß und Vorbild, aber wurden nicht kopiert. Von den 2000 Stellen, welche die Zoll- und Accisеverwaltung umfaßte, wurden etwa 175 bis 200 mit Franzosen besetzt.*) Zugleich aber wurde die Accise auf alle Arten von Waren ausgedehnt und erhöht, und härter als diese Mehrausgabe drückte zuweilen die gehässige Art der Eintreibung. Denn unter diesen Franzosen gab es der Gauner nicht wenige, die, wenn sie die königlichen Kassen füllten, zugleich ihre eigenen Taschen bedachten. Am unerträglichsten war, daß die Regiebeamten überall die Häuser nach steuerpflichtigen Waren durchsuchen durften; die Plackerei der Unterthanen war groß.

Am schwersten lastete der Steuerdruck auf den Luxusbedürfnissen. Der König meinte, wenn er solche Artikel sehr verteuere, dem Volke eher eine Wohlthat zu erweisen. Daher dehnte er das Monopolwesen, welches in den damaligen Staaten üblich war, namentlich auf den Kaffee und Tabak aus. Mit diesen Waren handelte fortan die Regierung allein; die Kaufleute mußten ihr dieselben zu einem bestimmten Preise abnehmen. Das erregte die meiste Unzufriedenheit. Denn Kaffee und Tabak wurden nicht bloß teurer, sondern von den Kleinhändlern auch oft verschlechtert. Es begann ein heimlicher Krieg des Publikums gegen die Zollbeamten. Niemand machte sich ein Gewissen daraus, die Accise zu betrügen, und der Schmuggel blühte. Denn der von Hamburg eingeschwärzte Kaffee kostete $4^3/_4$ Silbergroschen das Pfund, der königliche aber 1 Thaler (= 24 Groschen). Die Zollbeamten ihrerseits, die „Kaffeeriecher", schnüffelten überall nach eigenmächtig, d. h. ohne Steuerzettel, gebranntem Kaffee umher und vergalten den allgemeinen Haß und Spott durch um so strengere Beaufsichtigung oder, wo es anging, durch Erpressungen. Kamen dann Klagen über die hohe Kaffeesteuer, so antwortete der König: „die Leute möchten sich doch wieder an das Bier gewöhnen, wie ihre Väter; er selber sei in seiner Jugend mit Biersuppe erzogen worden; Bier sei viel gesünder als Kaffee." Dieses ausländische Getränk war aber bereits ein Bedürfnis aller Stände, auch des ärmsten Mannes geworden.

Übrigens waren die finanziellen Ergebnisse der Regie nicht einmal groß

*) Vgl. G. Schmoller, Die Einführung der franz. Regie durch Fr. d. Gr., Sitz.-Ber. d. kgl. Akad. d. Wiss. Berlin 1888. IV. S. 63 ff. — W. Schultze, Gesch. d. preuß. Regieverwaltung von 1766—1786. I. Teil. Leipzig 1888.

und wurden von Jahr zu Jahr geringer. Ja, der Minister von Heinitz wies in einem Berichte an den König (vom 17. Juni 1783) auf Grund der Accisenrechnungen von 1765—1766 und 1780—1781 nach, daß die Kosten der Verwaltung unverhältnismäßig stärker als die Erträge gestiegen seien, ja daß mit Abrechnung aller neuen Einkünfte das finanzielle Ergebnis des gegenwärtigen Systems (1780—1781) hinter dem des früheren (1765—1766) um etwa 213 000 Thaler zurückbleibe.*) Weit bedeutender als diese künstliche Steigerung der Staatseinkünfte war die natürliche, die sich aus dem Zuwachs der Steuerkraft ergab. Und hier hat sich Friedrich wirkliche Verdienste erworben. Was er vor dem siebenjährigen Kriege für die Hebung des Nährstandes gethan, wurde nun wieder aufgenommen; namentlich suchte er die Einwanderung zu befördern. Es sind unter seiner Regierung an 300 000 Kolonisten ins Land gekommen,**) neben nichtsnutzigem Gesindel auch sehr viele brauchbare Leute, die mit seiner Unterstützung manche wüste Gegend in blühende Kultur brachten. 900 Kolonistendörfer hat er auf bis dahin menschenarmen oder mangelhaft benutzten Landstrichen angelegt. Mit großen Kosten und reichem Erfolge ließ er z. B. seit 1767 die Brüche an der Warthe und Netze, von 1777 bis 1782 den Finerbruch bei Ziesar, seit 1778 den Drömling in der Altmark anbauen. Er war es auch, der den Kartoffelbau in Preußen allgemein machte. Er ließ ihn von den Kanzeln herab empfehlen, schenkte einzelnen Ortschaften ganze Wagenladungen von Kartoffeln zur Aussaat und bewirkte halb mit Überredung, halb mit Zwang, daß diese Frucht allmählich in allen seinen Provinzen massenhaft angepflanzt wurde. Ihr Nutzen hatte sich schon im siebenjährigen Kriege gezeigt; sie erleichterte auch die Not, als im Jahre 1770 das Getreide mißriet. Ebenso führte der König neue Futtergewächse ein. Schon seit den vierziger Jahren hatte er den Kopfkleebau in seinen Staaten verbreitet; seit 1779 regte er auch zum Bau der für Sandboden so sehr nützlichen Lupine an. Behufs Hebung der Baumzucht richtete er 1773 in der Kurmark Kreisgärtnereien ein, mit deren Hilfe die Zahl der Obstbäume allmählich verdoppelt wurde. Den Seidenbau ermunterte er durch Belohnungen und mancherlei Anstalten mit solchem Erfolge, daß in den Provinzen Brandenburg, Pommern und Magdeburg zuletzt (im Jahre 1785) 17 000 Pfd. Seide gewonnen wurden.***)

Mehr freilich hätte er dem Landmanne genützt, wenn er die schweren Staatslasten, die auf ihm lagen, von ihm genommen oder doch erheblich er-

*) W. Schultze, Ein Angriff des Ministers von Heinitz gegen die französische Regie in Preußen, Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 1892, V. S. 191 ff.

**) R. Stadelmann, Preußens Könige in ihrer Thätigkeit für die Landeskultur. II. Leipzig 1882. — G. F. Knapp, Die Bauernbefreiung u. der Ursprung d. Landarbeiten in d. älteren Teilen Preußens, Leipzig 1887. — P. Schutikoff, Die Bauerngesetzgebung unter Friedr. d. Gr., Darmstadt 1895.

***) G. Schmoller und O. Hintze, Die preußische Seidenindustrie des XVIII. Jahrh. u. ihre Begründung durch Friedr. d. Gr., Berlin 1892.

leichtert hätte: namentlich die Verpflegung der Militärpferde in den Sommermonaten und die kostspielige Vorspannpflicht. Diese Lasten beeinträchtigten den Wohlstand des Bauern ganz ungemein; der König glaubte sie aber nicht wegräumen zu können, weil ihre Beseitigung hinwieder den Staat mit großen Geldausgaben beschwert hätte. „Die eigentliche Bedeutung der Friedericianischen Agrarpolitik liegt überhaupt nicht in positiven Reformen, die auf das Endziel der Bauernbefreiung gerichtet sind, sondern vielmehr in der strengen Durchführung des sogenannten Bauernschutzes, d. h. in der Bewahrung des Bestandes an bäuerlichen Stellen, der wohl vermehrt, aber nicht vermindert werden darf. Und soweit sie sich auf das Wohl und Wehe des einzelnen Bauern bezog, war der eigentliche Grundgedanke seiner Bauernpolitik: die Verwandlung der ungemessenen Dienste in gemessene. Es sind staatswirtschaftliche und vor allem militärisch-politische Gesichtspunkte, die seine Agrarpolitik beherrschen. Und aus denselben Gründen wie der Bauernstand wurde auch der grundbesitzende Adel vom Könige konserviert.“*) Eine sehr gemeinnützige und wirksame Maßregel auf diesem Gebiete war, daß er zur Unterstützung des hilfsbedürftigen adligen Grundbesitzes in den einzelnen Provinzen (zuerst 1770 in Schlesien) sogenannte „Landschaften“ gründete, d. h. Kreditverbände der Rittergutsbesitzer mit dem Zwecke, sich gegenseitig in Geldverlegenheiten beizustehen; als Mittel diente die Ausgabe von Pfandbriefen, welche, auf die verschuldeten Güter ausgestellt und mit fünf Prozent verzinst, von der Landschaft wie bares Geld in den Verkehr gegeben wurden. Diese Einrichtung rettete eine Menge von Familien vom Untergange und war eine große Wohlthat für den grundbesitzenden Adel, die den anderen Ständen nicht schadete, und die er verdiente. Denn das soll man nie vergessen, daß der preußische Adel, besonders von Brandenburg und Pommern, dem Staate ganz außerordentlich große Opfer an Gut und Blut gebracht hatte und daher Anspruch auf Dankbarkeit besaß. Friedrich gab seinen Offizieren Ruhestandsgehalte oder Civilversorgungen bloß nach Gutdünken; diese waren also reine Gnadensache. Daher erklärt nur der Patriotismus des Adels und dessen Waffenlust seine Bereitwilligkeit zu dienen, da der Dienst hart, der Sold besonders in den unteren Stellen karg, die Altersversorgung ganz unsicher war. Nur die Ehre entschädigte; denn der Offizier rangierte vor jedermann.

Unbillig aber war es, wenn Friedrich nicht bloß auf alle Weise die Errichtung adliger Majorate begünstigte, sondern auch den Verkauf adliger Güter an Bürgerliche geradezu verbot, und, um diese noch sicherer von solchen Käufen abzuhalten, verordnete: kein bürgerlicher Käufer eines Rittergutes solle die damit verbundenen Ehrenrechte — Patrimonial-Gerichtsbarkeit, Patronat über Kirche und Schule, Kreisstandschaft, Jagdrecht — erlangen. Es floß bei ihm diese Bevorzugung des Adels teils aus einer gewissen, hoffärtigen Neigung,

*) O. Hintze, Zur Agrarpolitik Friedr. d. Gr., Forsch. 1898, S. 275 ff. — Vgl. Forsch. 1897 IX S. 591.

die schon sein Vater an ihm getadelt, teils aus derselben Ansicht von dem staatlichen Beruf des Adels, die ihn dazu bewog, die höheren Verwaltungsämter und Offizierstellen wo möglich nur mit Edelleuten zu besetzen. So sehr beherrschte ihn sein Vorurteil, daß er gleich nach dem Frieden die bürgerlichen Offiziere, die sich während des Krieges bei den Regimentern heraufgedient hatten, mit einer an Grausamkeit streifenden, jedenfalls aber sehr unbilligen Härte verabschiedete. Nur ausnahmsweise behielt er Offiziere dieser Art bei, sofern nämlich deren Vorgesetzte ihnen ganz besondere Verdienste bezeugten, und dann pflegte er sie zu adeln. Ebenso waren und blieben die Kadettenhäuser bloße Adelsinstitute. Der König verfiel hier in denselben Fehler, der seine ganze Stellung zu der deutschen Gesellschaft kennzeichnete: er hielt das Urteil, welches er in seiner Jugendzeit sich gebildet, auch im Alter fest. Damals freilich war der Adel wirklich an Bildung, Fähigkeit und Reichtum allen andern Ständen überlegen und daher die beste Stütze des Staates. Mit der Zeit hatte aber das Bürgertum den Adel in allen Beziehungen erreicht, in vielen überholt; ging doch aus dem dritten Stande jetzt gerade die große geistige Bewegung hervor, welche in Philosophie und Dichtkunst Deutschland an die Spitze der Nationen stellte. Von diesem Umschwung der Dinge hatte Friedrich keine Ahnung.

Dagegen leistete er dem Mittelstande nicht wenig durch seine Förderung des bürgerlichen Gewerbes. Friedrich ist der Schöpfer der preußischen Industrie. Um Schlesiens Linnenindustrie, die sehr beträchtlich war und viele Menschen nährte, noch zu verbessern, legte er hier Spinnschulen an und erzielte so immer größeren Absatz; schlesische Leinwand ging bis nach Amerika. Was man in Preußen brauchte, sollte man hier selbst erzeugen und außerdem einen Überschuß an das Ausland verkaufen, diesem dagegen möglichst wenig Waren und möglichst viel Geld abnehmen, — das war der leitende Gedanke der Volkswirtschaftskunst, wie er sie verstand. Daher trieb er unaufhörlich, neue Fabriken zu errichten und die alten zu verbessern. Schon 1761 war in Berlin, und zwar von Gotzkowsky, die erste Porzellanfabrik (nach dem Muster der Meißner) errichtet worden; nach dem Frieden übernahm und vergrößerte sie der König. Sie versah bald das ganze Land mit ihren trefflichen Erzeugnissen; allmählich wurden in den Haushaltungen die zinnernen Geräte durch Porzellan und Fayence verdrängt. Auch die Spitzenklöppelei, zuerst 1743 von den Mädchen im Potsdamer Waisenhause betrieben, blühte rasch auf; ebenso die Seiden-, Sammet- und Kattunmanufaktur. Die königliche Papiermühle in Eberswalde verschenkte der König, da es ihm bei allen Unternehmungen nur darauf ankam, die einheimische Industrie zu heben. Zu diesem Zwecke sandte er auch einen Beamten nach England, um den Bau der Dampfmaschine zu studieren, und siedelte diese Erfindung nach Preußen über.

Das gesamte Hüttenwesen erhielt durch den Minister von Heinitz, der Bergbau in Oberschlesien durch den Grafen von Reden einen hohen Aufschwung. Die Rührigkeit der preußischen Industrie nahm denn auch so zu,

daß es im Jahre 1785 16 500 Fabrikanten gab, welche Arbeiten im Werte von 30¼ Millionen Thaler lieferten, wovon 11 Millionen auf Schlesien, 9 auf die Mark Brandenburg fielen. Das Zunftwesen stand bei dem Könige in großer Mißachtung; er erkannte es noch an, wie er denn z. B. im Jahre 1769 die Zahl der Butterhändler in Berlin bestimmt festsetzte (27 bei einer Bevölkerung von damals 132 000 Menschen); aber oft verletzte er es auch, besonders um das Meisterwerden zu erleichtern. Feind jedes Müßigganges und jeder Verschwendung schaffte er bei den Handwerkern den „blauen Montag" ab, wie bei den Katholiken die überflüssigen Feiertage.

In seinem Bemühen, die Gewerbe in Blüte zu bringen, ging er seit 1763 sogar so weit, daß er oft zu Gunsten eines industriellen Unternehmens den beteiligten Arbeitern oder Handwerkern Freiheit vom Militärdienst gewährte.

Auch für den Handel hat er manches gethan. Zwar blieb er immer seinem Grundsatz getreu, was man im Lande habe oder herstellen könne, solle man nicht aus der Fremde holen, sondern das Geld im Lande behalten. Aber er wollte zugleich, daß man möglichst viel Ware für das Ausland herstelle; den Ausfuhrhandel ermutigte er auf alle Weise. Dieser hob sich denn auch beträchtlich. Bei Friedrichs II. Regierungsantritt betrug die Einfuhr in Preußen eine halbe Million Thaler mehr als die Ausfuhr; um 1770 war letztere schon etwa 4½ Millionen höher als jene, so daß die 1 Million 800 000 Thaler, die er alljährlich in den Schatz legte, in dem Geldumlauf keine fühlbare Lücke hervorbrachten. Unter den Maßregeln, die der König zur Förderung des Handels traf, waren namentlich zwei recht nützlich: die Gründung der königlichen Bank in Berlin (1765), die den Kaufleuten zu billigen Zinsen Geld vorschoß und in den Provinzen zu demselben Zweck Provinzialbanken hervorrief, und die Errichtung der Seehandlungsgesellschaft (1772). Die Aufgabe der letzteren war, unter preußischer Flagge einen Handel nach Spanien und anderen auswärtigen Plätzen einzuleiten; sie erhielt den Alleinhandel mit Salz und Wachs und mußte ihren Gewinn zu gemeinnützigen Unternehmungen verwenden. Für den Binnenhandel wurde namentlich der Bau bequemer Wasserwege eifrig fortgesetzt. So ließ der König in den Jahren 1764 bis 1766 den Johannisburger Kanal bauen, der nun in einer Länge von 12 Meilen die masurischen Seen verband. Zum Besten der Memelschiffahrt legte er 1778 den Gilge-Kanal an. Unter keiner Regierung ist in Preußen so viel für den Flußverkehr gethan worden, wie unter der seinigen.

Aber immer ordnete der König den Vorteil des Handels der allgemeinen Wohlfahrt unter; Getreideausfuhr war nur dann erlaubt, wenn in Berlin der Scheffel Roggen 1 Thaler, in Pommern oder Magdeburg 18 Groschen (¾ Thaler) kostete. Durch solche Beschränkung und durch seine Magazine rettete er in den Hungerjahren 1771 und 1772 sein Volk vor der Hungersnot, die ringsum in den Nachbarstaaten wütete und z. B. in dem reichen Kursachsen

150 000 Menschen hinraffte. Auch in seinem politischen Testamente von 1768 kommt Friedrich auf diese wichtige Frage der Regelung der Getreidepreise zu sprechen. Es heißt dort: „Eine Aufgabe, wert eines Königs, ist es, in den Getreidepreisen eine genaue Richtschnur und Mittellinie zu halten zwischen den Interessen des Edelmanns, des Domänenpächters, des Bauern auf der einen Seite, und den Interessen des Soldaten und des Fabrikarbeiters, die von ihrer Löhnung oder ihrer Hände Verdienst leben, auf der anderen Seite.*)

Das Heer kostete unter Friedrich dem Großen im Verhältnis bei weitem mehr als heute; denn auch die Friedensstärke desselben war verhältnismäßig viel größer als sie jetzt ist. In der ersten Zeit nach dem Hubertusburger Frieden betrug sie trotz der tiefen Erschöpfung des Landes und bei einer Einwohnerzahl von nur $4^1/_2$ Millionen 154 000 Mann und wuchs dann allmählich, wie Volk und Staat zunahmen, auf 160, 180, zuletzt bis auf 200 000 Mann. Allerdings befand sich ein großer Teil der Mannschaften, nämlich die im Lande Ausgehobenen, jährlich nur einige Monate bei der Fahne; aber die Rahmen, Einrichtungen und Ausrüstungsgegenstände, sowie die Offiziere, mußten doch für alle gehalten werden. Kein Wunder, daß die Armee nach dem Hubertusburger Frieden drei Viertel, später unter dieser Regierung doch noch etwa drei Fünftel der gesamten Staatseinnahmen verschlang.

Gleichwohl hatte der König für jedes nützliche Unternehmen stets Geld; schenkte, unterstützte und vergütete immerfort mit vollen Händen. Im ganzen hat er in solcher Weise während der zwanzig Jahre von 1763 bis 1783 vierundzwanzig Millionen Thaler für Beförderung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe hergegeben. Und woher kamen diese großen Summen, die er dem Volke spendete? Zum Teil eben aus dem Ertrage der verhaßten Regie, zum größeren Teile aber aus den Ersparungen, die der König in seinem eigenen Haushalt machte. Er hatte sich so zu sagen ein Gehalt als König von 1 200 000 Thalern ausgeworfen — eine kleine Summe, wenn man sie mit den Civilisten der anderen Fürsten verglich. Damit bestritt er seinen Hofstaat. Aber er verbrauchte davon sehr wenig, schränkte seine persönlichen Ausgaben ein, wo er nur konnte; je älter er wurde, desto einfacher und kärglicher bestellte er seinen Haushalt, behalf sich zuletzt mit sechs Bedienten (zwei Leibpagen, zwei Kammerhusaren und zwei Kammerlakaien), während andere Fürsten deren hunderte hatten, strich an dem Betrage der Küchenzettel, was ihm zu viel schien, gab keine glänzenden Feste, kaufte sich keine prächtigen Kleider und kam mit dem sechsten Teile jener Summe aus. Ein Fremder, der 1776 Friedrichs Kleiderkammer zu betreten Gelegenheit hatte, sah da zwei blaue Röcke mit roten Aufschlägen und zerrissenem Futter, zwei mit Schnupftabak übersäete gelbe Westen, drei paar gelbe Hosen und ein fast un-

*) W. Naudé, Die Getreidehandelspolitik Friedr. d. Gr., Deutsche Landwirtschaftliche Presse, Jahrg. 22. Berlin 1895.

benutztes, aber schon mehrere Jahre altes, blaues silbergesticktes Kleid, welches so zu sagen Friedrichs Bratenrock war. Eines Schlafrockes, wie in seiner Jugend, bediente sich der König nicht mehr, ebenso wenig einer Nachtmütze oder Pantoffeln. Freilich ging bei ihm im Alter diese Einfachheit in der Kleidung bis zur Vernachlässigung, wie denn sein Rock oft abgetragen und geflickt, sein Hut kahl und sein Hemd zerrissen war. Dagegen gab er etwas auf gutes Essen. Aber wie knapp er trotzdem auch den Küchenaufwand hielt, ersieht man aus folgendem Beispiel.*) Es war ihm (am 9. November 1784) über eine kleine „Extra-Consumtion" von der königlichen Hofküche eine Rechnung „in Summa" von 25 Thalern 10 Groschen $1\frac{1}{8}$ Pfennig eingereicht worden; er schrieb darunter:

„gestollen dann ongefer 100 auster seindt auf den Tisch geweßen Kosten 4 Taller die Kuchen 2 Thaler, quapen Leber 1 Thaler der Fichsch 2 Thaler. Die Kuchen auf Rusisch 2 Thaler macht 11 Thaler, das übrige gestohlen da ein Eßen mehr heute ist geweßen Hering und Erpssen kann 1 Thaler Kosten also was über 12 ist impertinent gestohlen. Fch."

Den Hofleuten mag sein Verfahren als unkönigliche Pfennigfuchserei erschienen sein; aber die Hunderttausende von Thalern, die er an seinem Hofstaate jährlich erübrigte, gab er dann freigebig hin zur Verbesserung des Landes. „Da Preußen arm ist," sprach er, „so muß der Regent dieses Landes sparsam sein und in seinen Angelegenheiten die strengste Ordnung halten. Giebt er das Beispiel der Verschwendung, so werden seine Unterthanen, die arm sind, ihm nachzuahmen suchen und sich ruinieren."

Überhaupt wurden die Fehler, die sich in dem System seiner Verwaltung fanden, durch die persönliche Sorgfalt des Königs zum Teil wieder gut gemacht. Auch durfte er trotz Regie und Adelsbegünstigung mit Recht zu einigen unzufriedenen Unterthanen sagen: „Man solle ihm das Land zeigen, wo es besser wäre, da wolle er mit ihnen hingehen."

In der That leistete das preußische Staatswesen unter ihm für das Volkswohl weit mehr, als anderwärts geschah. Das lehrte der Augenschein. Wie trefflich es gewirkt, zeigte am deutlichsten ein Vergleich des Zustandes der Provinz Schlesien am Ende seiner Regierung mit ihrer Lage zur Zeit, als er sie erwarb. „Wie sehr hat nicht," sagt Svarez, ein Schlesier von damals, „in dieser Periode der Wohlstand unter allen Klassen der Einwohner und der innere Reichtum des Landes zugenommen! Freilich ist dieser vermehrte Wohlstand hauptsächlich das Werk des großen Geistes, der 46 Jahre lang an der Spitze der preußischen Monarchie stand und sich ein eigenes Geschäft daraus gemacht zu haben schien, den Wohlstand dieser seiner Lieblingsprovinz zu bilden und zu befestigen. Aber das Werkzeug, mit welchem er dies schöne Gebäude errichtete, war doch am Ende kein anderes als das vortreffliche preußische Staatssystem, sowie er dasselbe von seinen unmittelbaren Vorfahren

*) Preuß. Friedrich d. Gr. I. 142.

überkommen und durch sein erhabenes Genie ausgebildet und vervollkommnet hatte. Die regelmäßige Ordnung in der ganzen Staatsverwaltung; die strengste Aufsicht auf eine prompte und unparteiische Rechtspflege; die stets wachsame Vorsorge, daß nicht ein Stand, eine Klasse der Nation die Rechte der anderen schmälere, daß nicht der Ärmere und Niedere von seinem reicheren und mächtigeren Mitbürger unterdrückt werde; die unermüdete Sorgfalt für Gründung und Unterstützung gemeinnütziger Anstalten, wodurch der Wohlstand der Einzelnen befördert, wodurch der Landbau, Manufakturen und Fabriken in Aufnahme gebracht werden können; die Achtung für die bürgerliche Freiheit, für die Rechte und das Eigentum der Unterthanen; endlich die vollkommenste Religions- und Gewissensfreiheit — dies sind die Grundsäulen des Systems der preußischen Staatsverfassung."

Besonders wegen zweierlei Dinge ist Friedrich der Große in ganz Europa beim gemeinen Manne berühmt gewesen: zunächst als siegreicher Kriegsheld, dann aber auch als gerechter Richter. Unter den entferntesten Nationen, in Portugal und Sicilien, priesen die Bänkelsänger, stellten die Puppentheater die Sage vom Windmüller Vogel bei Sanssouci dar, der den König von Preußen, als dieser ihm mit Gewalt seine klappernde Mühle abkaufen wollte, mit dem Berliner Kammergerichte bedroht habe, worauf der König sich in das Geklapper gefügt, und die Geschichte vom Wassermüller Arnold bei Pommerzig, um den so viele vornehme Herren auf die Festung oder doch vom Amte kamen.*) Der alte Fritz mit seinem Krückstock ward durch sie der populärste Fürst in der weiten Welt. Was war das für ein Jubel, als das Volk in Lissabon ihn einmal leibhaftig vor sich sah! Es war aber nur der Schiffskapitän Nettelbeck, den sie faßten und im Triumph durch die Straßen trugen. Nun wissen wir zwar, daß Friedrich in der Sache des Müllers Arnold in Wirklichkeit sich sehr vergriff; er hatte ja auch so gut wie gar keine juristische Vorbildung genossen.**) Die Küstriner Richter, die den Mann verurteilten und die Mühle verkaufen ließen, thaten nach dem Gesetz, und der Graf Schmettau, dem sie für rückständigen Zins den Erlös zusprachen, und der Großkanzler und die Berliner Kammer-Gerichtsräte, die das Urteil bestätigten, verletzten keineswegs das Recht. Denn die Behauptung des Müllers, daß ihm von einem Dritten durch Anlegung eines Karpfenteiches das Wasser entzogen, und er dadurch in die Unmöglichkeit versetzt worden sei, den Zins zu entrichten, war eine Unwahrheit, obgleich sie vom Könige auf falschen Bericht eines Offiziers hin geglaubt wurde. Zu spät erkannte er nachmals, daß wenigstens hier der kleine Mann gegen den großen Unrecht gehabt habe. Aber die edlen Absichten des Königs,

*) Vgl. A. Stolzel, Brand.-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung. Berlin 1888. II. 276. M. Dickel, Friedr. d. Gr. und die Prozesse des Müllers Arnold, Marburg 1891. — G. Winter, Nochmals Müller Arnold. Münch. Allg. Ztg. 1891. Nr. 277, Beilage. — W. Raudé, Aus d. Zt. des Müller Arnoldschen Prozesses. Forsch. 1892. V. S. 314 ff.

**) F. Holtze, Die juriſt. Vorbildung Friedr. d. Gr., Mitteil. des Vereins f. d. Gesch. Berlins. 1896.

seine strenge Gerechtigkeitsliebe leuchten ewig hell auch aus dieser Übereilung hervor, und gerade dieser Fall trug nicht wenig dazu bei, die Mächtigen zu schrecken und das Vertrauen des Volkes, das jener Potsdamer Windmüller einer Drohung des Königs gegenüber in den Worten „es giebt noch Richter in Berlin!“ so einfach schön aussprach, aufs stärkste zu befestigen. In der That, Friedrichs Rechtspflege war des höchsten Lobes wert. Hier hörte bei ihm jede Vorliebe für Personen oder Stände auf, und er war allemal geneigt, eher dem Armen und Geringen beizustimmen. Zu wiederholten Malen schärfte er den Richtern ein, durchaus ohne Ansehen der Person zu richten, es sei Prinz, Edelmann oder Bauer.

Sehr heftig äußerte er sich in diesem Sinne bei Gelegenheit des Müller Arnoldschen Falles, in welchem seiner Meinung nach von den Richtern eine Ungerechtigkeit begangen worden. In dem Protokoll, welches er (am 11. Dezember 1779) über diesen Fall aufnahm und allen Gerichten zuschickte, heißt es: „Die Justizkollegia müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja der Bettler eben sowohl ein Mensch ist wie Se. Majestät, und dem alle Justiz widerfahren muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der gegen einen Bauern klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich und muß nach der Gerechtigkeit verfahren werden ohne Ansehen der Person. Darnach mögen sich die Justizkollegien in allen Provinzen nur zu richten haben, und wo sie nicht mit der Justiz ohne alles Ansehen der Person und des Standes gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen, so sollen sie es mit Se. Majestät zu thun kriegen. Denn ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeit ausübt, ist gefährlicher und schlimmer als eine Diebesbande.“ Auch ließ er bekannt machen, jedermann könne zu jeder Zeit sich persönlich an ihn richten, wenn ihm Unrecht geschehe. Er betrachtete sich als Anwalt der Armen und Gedrückten, und während er den Adel sonst vielfach begünstigte, duldete er doch nie, daß derselbe sich Übergriffe gegen die anderen Stände erlaubte. Er strafte unnachsichtlich, wenn ihm solche Fälle zu Ohren kamen, und dadurch wurde besonders die Lage der Bauern erleichtert. Denn sie wußten, wie wohlgesinnt ihnen der König war, der ihren Stand als die Grundfeste des Staates ansah, und sie machten von der Erlaubnis, sich mit ihren Beschwerden unmittelbar an ihn zu wenden, reichlich Gebrauch. Auch ließ sich der König in dieser bauernfreundlichen Haltung nicht durch den Mißbrauch beirren, der zuweilen von den armen Leuten damit getrieben wurde. Als der Justizminister einmal (1774) die Bestrafung eines Landmanns, der sich mit Ungrund beschwert hatte, beantragte, schlug Friedrich dies ab mit den Worten: „Es ist meinen Gesinnungen zuwider, dergleichen arme Bauersleute deshalb gleich ins Gefängnis werfen zu lassen, und ob sie schon öfters Unrecht haben, so kann ich ihnen doch als Landesvater das Gehör nicht versagen.“ Kurz, die Bauern befanden sich, was ihre Behandlung betraf, kaum irgendwo in einem so erträglichen Zustande wie in

Preußen, hatten nirgends so viel Schutz gegen die Unbill der Beamten und Edelleute wie hier.

Ganz konnten Friedrichs vortreffliche Absichten, die auf Befreiung der Bauern gingen, freilich nicht erfüllt werden, weil dazu eine völlige Erneuerung des gesellschaftlichen Zustandes notwendig gewesen wäre. Er überzeugte sich durch eine Probe selbst davon. Am 23. Mai 1763 erließ er von Kolberg aus den Befehl: „Es sollen absolut und ohne das geringste Räsonnieren alle Leibeigenschaften sowohl in königlichen als adligen und städtischen Dörfern von Stund an gänzlich abgeschafft werden." Die Stände widersprachen einmütig: „es sei die sogenannte Leibeigenschaft in Pommern und überhaupt in Preußen nur eine Gutspflichtigkeit, die ohne Ruin der Gutsbesitzer nicht könne aufgehoben werden; auch werde die Folge sein: Wegziehen der Bauern, Entvölkerung des Landes, Austreten der waffenfähigen jungen Mannschaft." Da ließ es Friedrich in einem Bezirk (im Amte Balster in der Neumark) versuchen, hob die Leibeigenschaft auf und machte die Bauern zu Eigentümern der Höfe und Betriebsbestände. Alsbald ging ein großer Teil der Freigelassenen auf und davon nach der Weichsel, nach der Oder, überhaupt dahin, wo besserer Absatz der Erzeugnisse und besserer Arbeitslohn zu finden war. Viele verkauften sogar ihr Vieh und entwichen mit dem Erlös. Kurz, die Prophezeiung der Stände traf ein, und der König erneuerte diesen Versuch, der so schlecht abgelaufen war, nicht wieder. Aber wenn er die großen Mißstände des Feudalwesens, die noch auf dem platten Lande herrschten, nicht abschaffen konnte, so bemühte er sich wenigstens sie zu mildern. Er verlangte z. B. 1763 für Pommern die Einschränkung der Frondienste auf höchstens drei bis vier Tage in der Woche und entband 1773 den Landmann von allen neuen Fronden. Allein die Gutsbesitzer wußten die Ausführung der wohlmeinenden Verordnungen Friedrichs großenteils zu vereiteln; es blieb hier im wesentlichen beim Alten.

Die schwere Last der Militärdienstpflicht, die fast ganz auf dem Bauern- und niederen Bürgerstande lag, suchte der König dadurch zu erleichtern, daß er Maßregeln traf, die der Willkür und den Mißbräuchen bei der Aushebung steuerten. Er schaffte nämlich 1763 die Kompanie-Kantone ab und setzte an deren Stelle Regiments-Kantone, wodurch die Hauptleute ihre Gewalt über das Lebensgeschick der wehrpflichtigen jungen Mannschaft des Bezirkes verloren, und stellte das Aushebungsgeschäft unter die besondere Aufsicht der Regierung, beauftragte in jedem Regiments-Kanton eine aus Civilbeamten und Offizieren gemischte Kommission, was eine Gewähr gab für gerechtes und billiges Verfahren.*) Recht schien ihm freilich auch, daß der Sohn eines Bauern oder eines Handwerkers nicht über den Stand des Vaters hinaus wolle. Als man einmal das Gesuch an ihn richtete, Bauern- und Bürgersöhne, die studieren wollten, grundsätzlich von der Militärpflicht zu entbinden, lehnte er es ab; nur in besonderen Ausnahmefällen gewährte er solchen die Befreiung.

Ein bleibendes Denkmal seiner Fürsorge für eine gute Rechtspflege ist

*) Vgl. H. v. Gansauge, Das brandenburg-preuß. Kriegswesen. Berlin 1838, S. 100.

das allgemeine preußische Landrecht, welches er gegen Ende seiner Regierung durch den Großkanzler Carmer ausarbeiten ließ. Dieses neue Gesetzbuch war das erste, welches in deutscher Sprache erschien, und das Ergebnis der gründlichsten Untersuchungen, der gewissenhaftesten Bemühungen und eines freisinnigen Geistes. Carmer, selbst ein ausgezeichneter Jurist, bediente sich dabei der Hilfe eines vorzüglichen Fachmanns, des durch gediegenes Wissen, wie durch unermüdliche Wirksamkeit hervorragenden Geheimrats Svarez.*) Im April 1784 legte Carmer auf Befehl des Königs den Entwurf auch dem Publikum zur Prüfung vor. Zugleich wurden für diejenigen, die Verbesserungen angeben würden, Preise von 50 und 24 Dukaten ausgesetzt. Den Abschluß des Ganzen erlebte Friedrich selbst nicht mehr; es trat erst 1794 in Kraft und bildet noch jetzt eine Hauptgrundlage des in Preußen geltenden Rechts.

Die materiellen Interessen des Staates nahmen einen so großen Teil der Einkünfte in Anspruch, daß für die geistigen wenig übrig blieb. Es erschien zwar gleich nach dem Frieden (1763) ein vortreffliches „General-Landschulreglement"; aber die beabsichtigte allgemeine Verbesserung des Volksschulwesens wurde aus Mangel an Geldmitteln dann doch wieder unterlassen. Auch benachteiligte der König später selbst die Sache der Schule durch eine Maßregel, zu der ihn die Rücksicht auf andere Bedürfnisse bewog. Es lag ihm die Versorgung seiner invaliden Soldaten und Unteroffiziere sehr am Herzen; er ließ viele als Büdner, Holzwärter und in anderen Stellungen auf seinen Domänen ansetzen; aber die Zahl der Bedürftigen war zu groß. Daher befahl er (1779), diejenigen Invaliden, die sich zu Lehrern eignen möchten, als solche anzustellen, und weil er es mit der Befähigung dieser Anwärter nicht so genau nehmen ließ, so kamen hierdurch eine Menge wenig oder gar nicht dazu brauchbarer Leute in den Schuldienst.**) Das Gute, was im einzelnen zur Hebung des öffentlichen Unterrichts geschah, war den gemeinnützigen Bemühungen einiger patriotischer Männer im Lande zu danken, wie denn namentlich der Minister von Zedlitz, die Geistlichen Büsching, Hecker, von Felbiger und der Gutsbesitzer Friedrich von Rochow sich um das Schulwesen manche Verdienste erwarben.***)

Mehr that der König für die Künste, namentlich die Tonkunst, in der er selbst ein Meister war; die Oper und das französische Schauspiel erhielten, letzteres wenigstens bis zum Beginn des bayrischen Erbfolgekrieges 1778, aus dem königlichen Privatsäckel beträchtliche Zuschüsse. Unter den vielen Bauten, die er in dieser Zeit aufführen ließ, zeichnen sich außer dem neuen Palais zu

*) Karl Svarez, geboren am 27. Februar 1746 in Schweidnitz aus einer ursprünglich [illegible] und eigentlich Schwarz heißenden Familie. S. d. Biographie Svarez' von [illegible] Berlin 1885, S. 18. — Vgl. auch A. Stolzel, Ein kronprinzl. Handschreiben an [illegible] z. br. u. pr. Gesch. 1892, V. S. 257 ff.

**) Vgl. A. F. Büsching, Charakter Friedrichs d. Gr., II Karlsruhe 1789, S. 162 ff.

***) [illegible] Der Staatsminister Freiherr v. Zedlitz u. Preußens hoh. Schulwesen [illegible] Friedr. d. Gr., 2. Ausg., Berlin 1886.

Potsdam namentlich die beiden Kirchtürme auf dem Gensdarmenmarkt zu Berlin aus; sie wurden in den Jahren 1780—85 errichtet; ferner ebendaselbst das Bibliotheksgebäude (1777), die Königsbrücke (1778). Seinen treuen und hochverdienten Feldherren Schwerin, Winterfeldt, Keith, Seydlitz, setzte er auf dem Wilhelmsplatz in Berlin Bildsäulen zum ewigen Gedächtnis ihrer ruhmvollen Thaten und zur Nacheiferung für die Überlebenden; nach seinem Tode kamen noch die Denkmäler Zietens und des alten Dessauers hinzu — in Europa die erste und lange Zeit die einzige Heldengalerie dieser Art.

In die kirchlichen Dinge mischte sich Friedrich nur insofern ein, als er jeden Übergriff einer Sekte in das Rechtsgebiet der andern zurückwies. Wenn nur dem Staate gegeben wurde, was des Staates war, so durfte man glauben, was man wollte. Doch verkannte er den Wert der Religiosität für den Staat und für das Glück der Menschheit keineswegs, und auch er forderte, daß die Jugend in wahrer Gottesfurcht erzogen würde. Zu wiederholten Malen hat er den Lehrern eingeschärft, daß sie der Jugend Religion beibringen sollten. Unter allen vorhandenen Religionen hielt er die protestantische für die vergleichsweise beste. Auch wollte er, daß der protestantische Charakter des Staates nicht erschüttert werde. Daher gab er ein wichtiges Civilamt selten und ungern einem Katholiken, während er in der Armee zwischen den beiden Konfessionen keinen Unterschied machte. Juden ließ er gar nicht zu einem Amte zu. Den von der Berliner Akademie der Wissenschaften 1763 zum Mitglied vorgeschlagenen Philosophen Mendelssohn strich er eigenhändig von der Liste aus. Aufnahme in das Land weigerte er um des Glaubens willen niemandem. Bei ihm fanden alle deshalb Verfolgten Schutz. Er duldete in seinen Staaten sogar die Jesuiten, und als Papst Klemens XIV. deren Orden aufhob, durften sie in Preußen bleiben, weil sie sich damals im katholischen Schulwesen nützlich machten, und unter seinem Regiment von ihnen für den kirchlichen Frieden nichts zu fürchten war. Übrigens betrachtete er sich als obersten Bischof sowohl der Katholiken als der Protestanten, und wie er (1773), um die Arbeitszeit zu verlängern, den dritten Feiertag der hohen Feste und von den herkömmlichen vier Bußtagen im Jahre drei aufhob, so strich er auch von den 35 katholischen Festtagen 17, wozu der Papst seine Einwilligung geben mußte.

Bezeichnend ist auch eine andere Verordnung; er änderte nämlich das eingeführte Kirchengebet: „Laß Dir, o Gott empfohlen sein Ihro Majestät, unsern theuersten König" dahin ab, daß es fortan hieß: „Laß Dir, o Gott, empfohlen sein, Deinen Knecht, unsern König." Doch hielt er für seine Person nur die allgemeinsten religiösen Wahrheiten fest und spottete über die meisten Glaubenssätze. „Mein System," schrieb er einst, „besteht darin, daß ich das höchste Wesen anbete, welches allein gut, allein barmherzig und deshalb allein meiner Verehrung würdig ist; daß ich die Lage der unglücklichen Menschen, die mir bekannt sind, erleichtere, alles übrige aber dem Willen des Schöpfers unterwerfe, der über mich verhängen wird, was ihm gut scheint,

und von dem ich, geschehe auch, was da wolle, nichts zu fürchten habe.“ Auf diesem Standpunkt blieb er auch später; die Glaubensmeinungen, die sein Verstand sich nicht aneignen konnte, waren ihm teils gleichgiltig, teils lächerlich.

Die allgemeine Denk- und Gewissensfreiheit, die er gestattete, durfte sich auch in der Presse äußern, nur nicht gegen den Staat. Doch wenn man in Büchern und Zeitungen ihn persönlich angriff, so ließ er es ruhig geschehen. Gegen keinen Fürsten sind so viele Schmähschriften erschienen wie gegen Friedrich den Großen, und zwar vor dessen Augen in Berlin selbst. Er kümmerte sich nicht darum oder lachte darüber, wie er that, als er einmal in der Jägerstraße zu Berlin an einem Hause einen großen Auflauf traf und als Ursache ein Zerrbild dort angeschlagen bemerkte, welches ihn mit einer Kaffeemühle auf dem Schoß darstellte. Er lachte und ließ das Blatt niedriger hängen, damit die Leute es besser sehen könnten. Das Volk jubelte ihm zu und zerriß das Bild.

Friedrichs Vorurteil gegen die deutsche Litteratur konnte durch seine Bekanntschaft mit so mäßig begabten Geistern wie Gottsched und Gellert zwar erschüttert, aber nicht ausgerottet werden; und die Versuche, ihn auf die großen, späteren Erscheinungen des deutschen Schrifttums, namentlich auf Lessing, aufmerksam zu machen, wies er in seiner Verblendnng beharrlich ab. Er meinte, er sei nun ein zu alter Kerl, um sich die neue deutsche Bildung noch anzueignen. Denn er sprach und schrieb gut französisch, aber schlecht deutsch. Doch er schien diesen Mangel zu bedauern. „Was ist,“ schrieb er 1785, „rühmlicher für einen Deutschen, als rein deutsch sprechen und schreiben!“ Auch beschäftigte ihn wunderlicherweise zu einer Zeit, wo Goethes Werther und Götz, Lessings Laokoon und Minna von Barnhelm bereits erschienen waren, der Gedanke, wie der deutschen Litteratur aus ihrer Verkommenheit wohl aufzuhelfen sei. Er verfaßte 1779 eine Abhandlung darüber (veröffentlicht im Winter 1780/81), ein gut gemeintes Schriftchen, welches aber beweist, wie ganz unbekannt er mit dem großen Aufschwung war, den die Sprache, die er verbessern wollte, bereits genommen hatte.

„Der erhabene Verfasser,“ so bemerkt sehr treffend ein zeitgenössischer Beurteiler*) dieser Schrift, „spricht von der deutschen Sprache wie der Blinde von den Farben. Es ist sehr erbaulich zu sehen, daß ein großer Fürst, und was schlimmer, ein großer Geist, der täglich eine beträchtliche Zeit dem Lesen widmet, inmitten seines Vaterlandes lebt, ohne zu wissen, daß dasselbe mehrere Schriftsteller ersten Ranges besitzt, und ohne zu ahnen, daß seine Muttersprache nicht mehr die ist, welche man vor sechzig Jahren sprach und schrieb. Im

*) F. M. Grimm, in einem Briefe vom 7. April 1781 an Katharina II. (s. Berichte d. kais. russ. hist. Gesellschaft, Petersburg 1881, S. 129). — Vgl. G. Gärtner, Über Friedr. d. Gr. Schrift: „De la littérature allemande“, Progr. d. Kgl. Oberrealschule ꝛc., Breslau 1882. — B. Suphan, Friedrichs d. Gr. Schrift über die deutsche Litteratur, Berlin 1888. — A. E. Berger Friedrich d. Gr. u. d. deutsche Litteratur, Bonn 1890.

besten Glauben von der Welt läßt er alles, was seit vierzig Jahren rings um ihn geschrieben worden, und die daraus in der deutschen Sprache und in den deutschen Köpfen entstandene Umwälzung unbeachtet und kann deshalb auch nicht wahrnehmen, daß die meisten Schriftwerke seines Vaterlandes mehr wert sind als alle die geschmacklosen Broschüren, die jetzt in Paris erscheinen und nur die Ideen einiger großer Geister auf tausenderlei Art wiederholen, verdünnen und entstellen."

Freilich, die deutschen Aufsätze, die allein ihm zu Gesicht kamen, nämlich die Berichte seiner Justiz-, Finanz- und anderer Kollegien, waren noch immer in jenem barbarischen Stil voll langatmiger, holpriger Perioden, der seinen Schönheitssinn von jeher so schwer beleidigt hatte. Aber statt nach den deutschen Büchern zu fragen, die jetzt die Geistesnahrung seines Volkes bildeten, begnügte er sich mit guten Wünschen und mit der Hoffnung, daß einst auch die Musen in Preußen ihren Sitz aufschlagen würden. „Einst werden wir," so heißt es in jener Abhandlung, „unsere klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden; unsere Nachbarn werden deutsch lernen; an den Höfen wird man es mit Freuden sprechen. Schon die Hoffnung macht mich glücklich, daß Kunst und Wissenschaft, wie vormals in Griechenland und Italien, dereinst in Preußen ihre Wohnstatt finden werden." Der alte Mann gestand es nicht gern, aber es ging ihm nahe, daß er sich um die gelehrten und schönwissenschaftlichen Arbeiten seiner Nation so wenig bekümmert hatte.

Auf seine Veranlassung wurde in Königsberg eine „deutsche Gesellschaft" gestiftet, welche die Ausbildung der Muttersprache zu ihrem Hauptzweck hatte; auch befahl er, den deutschen Unterricht in den Schulen hinfort zweckmäßiger zu betreiben. Mehr als diese kleinen und vereinzelten Bezeigungen wirkte die Anregung, die er dem deutschen Nationalgeist und damit auch der deutschen Muse durch seine Großthaten gegeben hatte.

Auswärtige Angelegenheiten.

Die erste Teilung Polens.

Der Hubertusburger Frieden beendete zwischen Preußen und Österreich den Krieg, aber nicht die Feindschaft. Die beiden Staaten waren natürliche Nebenbuhler, so lange jeder eine deutsche Großmacht blieb. „Katze bleibt Katze, was sie auch thun mag," pflegte Friedrich von dem Wiener Hof zu sagen; er traute den Österreichern niemals; sie hatten ja freilich auch keinen Grund, ihn zu lieben. Auch zu den anderen Großstaaten hatte Preußen kein freundliches Verhältnis; es stand einsam da, nur auf sich selbst gestützt, und da es in Hinsicht auf seine materiellen Mittel, auf Bevölkerung und Landgebiet, bei weitem die kleinste unter den europäischen Großmächten war, so enthielt diese Vereinzelung

große Gefahren. Zu schwer war der Kampf mit ganz Europa gewesen, als daß Friedrich sich ihm noch einmal hätte aussetzen mögen, und da von allen seinen früheren Feinden Rußland sich ihm am gefährlichsten erwiesen, so suchte er jetzt dessen Freundschaft. Im Jahre 1764 schloß er mit der Kaiserin Katharina ein Bündnis zu gegenseitiger Unterstützung in Notfällen. Dadurch kam er nun zwar, was ihm zunächst das wichtigste war, aus seiner Vereinzelung heraus; aber das Verhältnis, in welches er eintrat, hatte freilich auch sein Bedenkliches. Denn Preußen konnte von seinem Bundesgenossen nicht Nutzen ziehen wollen, ohne seinerseits demselben Vorteile zu gewähren. Es fragte sich, ob die Interessen beider Staaten überall gehörig zusammenstimmten, und dies war doch keineswegs der Fall. Friedrich wußte es wohl, aber er mußte die Dinge nehmen, wie sie lagen; übrigens war er keineswegs gemeint, sich mehr benutzen zu lassen, als billig wäre. Er machte die Freundschaft mit Rußland zu einem Grundsatz der preußischen Politik; aber er war nicht der Mann, aus der Freundschaft eine Vasallenschaft werden zu lassen. Er brauchte für seine Stellung in der Mitte Europas eine Rückendeckung im Osten; gerade deshalb konnte er nicht darauf verzichten, auf den Osten mitgestaltend einzuwirken. Und eben jetzt bereiteten sich dort die größten Veränderungen vor.

Rußlands gewaltige Naturkraft, klug geleitet und scharf gespornt von einer herrschsüchtigen Fürstin, die sich gern die Semiramis des Nordens nennen ließ, drängte immer gewaltiger gegen die schwachen Bollwerke von Mittel- und Südeuropa, gegen Polen und die Türkei. Friedrichs Wachsamkeit entging keiner der begehrlichen Blicke, die Katharina II. zunächst auf Polen warf. Dieser große, aber verrottete Staat schien zum warnenden Beispiel ausersehen, wohin die ungezügelte Herrschaft von Edelleuten und Priestern ein Volk führen muß. „Lange bevor die treulose Politik der Nachbarn dort gewaltsam in die Dinge eingriff, war das endliche Loos dieser zerrütteten Staatsverbindung mit Sicherheit vorauszusehen: erlag sie nicht einem gewaltsamen Stoße von außen, so mußte sie an dem Prozesse innerer Zersetzung zu Grunde gehen, den der Mangel aller gesunden gesellschaftlichen Bildung und jeder staatlichen Organisation langsam, aber sicher vorbereitete. Ein Volk von Sklaven, tumultuarisch geleitet von einer leichtfertigen und abenteuernden Aristokratie, in welcher sich die Untugenden der Barbarei mit Lastern der Civilisation verschmolzen, rohes Sarmatentum und überfeines, verfaulendes Franzosentum aneinander geklebt — das alles unter einer sogenannten republikanischen Verfassung, welche die Anarchie der Einzelwillkür (das liberum veto eines jeden der 170 000 Edelleute) und die Gedanken- und Gesetzesverwirrung auf den Thron erhob, wer wollte von diesem unheilbaren Wüste eine gedeihliche Entwickelung erwarten?“ *) Denn auch die Möglichkeit der Besserung fehlte, der Kern jeder Volkskraft, das Bürgertum. Hier gab es keinen Mittelstand, nur Herren und Knechte. Die Städte bestanden mit wenigen Ausnahmen größtenteils aus elenden Hütten, die in den meisten deutschen Dörfern als schlecht erschienen wären und im Innern von

*) Häusser, Deutsche Geschichte I. 138.

Schmutz starrten. Handel und Wandel lag in den Händen der Juden, die, beinahe eine Million Köpfe stark, mit dem Adel und der katholischen Geistlichkeit um die Wette das leibeigene Volk ausbeuteten.

Grauenvoll war der Zustand dieser Leibeigenen, welche die große Mehrzahl der Nation ausmachten. „Vor meinen Augen," schreibt ein Zeitgenosse, ein Pole, „stehen fünf Sechstel des polnischen Volkes, bedeckt mit Fellen und rauhem Tuche, von Schmutz und Rauch entstellt, mit tiefliegenden Augen, kurzatmig, mürrisch, verkommen, verdummt; sie empfinden wenig, denken wenig, kaum erkennt man in ihnen die vernünftige Seele. Sie haben mehr das Ansehen von Tieren als von Menschen. Ihre gewöhnliche Speise ist Brot mit Spreu gemischt, den vierten Teil des Jahres über nur Kräuter. Sie trinken Wasser und Branntwein; sie wohnen in Erdhütten oder in Behausungen, die mit dem Erdboden fast in gleicher Höhe stehen; dorthin dringt keine Sonne durch, Rauch und Ausdünstungen ersticken darin den Menschen und töten ihn oft in kindlichem Alter. Erschöpft von der Tagesarbeit schläft dort der Hausvater zusammen mit seinen nackten Kindern auf faulem Stroh, auf demselben Lager, auf dem seine Kuh mit ihrem Kalbe steht und das Schwein mit seinen Ferkeln liegt." Viele hatten übrigens auch Kuh und Schweine nicht, und so heißt es denn in einem andern Bericht von der Masse des polnischen Landvolks: „Sie unterscheiden sich wenig vom Vieh, haben keinerlei Eigentum, leben von einem Tage zum andern, faulen in Schmutz und Dürftigkeit. Aus Mangel an Licht und Lebensmitteln geht die Hälfte ihrer Nachkommenschaft zu Grunde, und zuletzt gehen auch sie selbst unter durch Hunger, wenn ein Jahr des Mißwachses kommt. Man muß bekennen, daß, welches Los auch Polen treffen sollte, ihr Zustand sich nicht verschlimmern kann." *).

So war der Untergrund der polnischen „Republik" beschaffen; ihr Oberbau war in anderer Weise trostlos. Im Staate wie in den Haushaltungen der regierenden Klassen herrschte jene wüste „polnische Wirtschaft", die in der ganzen Welt berüchtigt war, und Lenker des Staates waren ein Wahlkönig ohne Macht und ein Reichstag, der keinen Beschluß fassen konnte, ohne die ganze Nation in wilder Parteiung zu spalten. Seufzend gestand damals der Primas Polens, der Erzbischof von Gnesen: „In der Geschichte wird niemand ein Beispiel solcher Unordnung finden, und man muß deshalb schließen, ein Reich von so elender Beschaffenheit werde entweder ein Raub der Feinde werden oder mit der Zeit sich in tatarische Felder verwandeln." Seit Jahrhunderten hatten die Polen nichts gethan, um ihr Gemeinwesen aus den Zuständen des Mittelalters herauszuführen; es fehlten ihm denn auch die beiden Säulen moderner Staatsmacht: ein geordnetes Finanzwesen und ein tüchtiges Kriegsheer. Zu dem Umfang und der Volkszahl des Reiches — 13 000 Quadratmeilen und 13 Millionen Menschen — stand die Kleinheit seiner Machtmittel in lächerlichem Gegensatze. Denn die gesamten Staatseinkünfte betrugen nur 13 Millionen polnischer Gulden (gleich $6\frac{1}{2}$ Millionen Mark), und das stehende Heer noch

*) Der Pole Staszic bei E. von der Brüggen, Polens Auflösung, Leipzig 1878, S. 54.

nicht 18 000 Mann. Unzulänglich bewehrt, von morschem Bau und faul in ihrem Grunde mußte die polnische Republik beim ersten Ansturm eines kraftvollen äußeren Feindes in Trümmer fallen.

Schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war den Nachbarstaaten der sehr natürliche Gedanke gekommen, dies ohnmächtige, zerrüttete Reich unter sich zu teilen. Sie waren aber damals bei weitem noch nicht groß genug, einen solchen Bissen verschlingen und verdauen zu können. Seitdem hatten sie in leiblichem und geistigem Wachstum noch größere Fortschritte als Polen Rückschritte gemacht. Namentlich waren mittlerweile Rußland und Preußen Großmächte geworden, und das letztere bedurfte zu seinem weiteren Gedeihen wenigstens desjenigen Stückes von Polen, das von Natur, durch Lage und Geschichte zu Deutschland und Preußen gehörte, nämlich des polnischen Westpreußens, eines deutschen Landes, welches die Polen nur nach dem Rechte der Gewalt besaßen. Seit Ostpreußen mit Brandenburg vereinigt war, seit es einen brandenburgisch-preußischen Staat gab, war die Ausfüllung der Lücke nur eine Frage der Zeit, und Friedrich der Große hatte schon als Kronprinz die Erwerbung Westpreußens als dringend notwendig erkannt.

Dennoch war Rußland für Polen ein viel gefährlicherer Feind; es wollte nicht eine polnische Provinz, es wollte ganz Polen an sich reißen oder dieses Reich doch mindestens in völlige Abhängigkeit von sich bringen. Dies war schon Peters des Großen Absicht, sie vererbte auf seine Nachfolger, und Katharina II. war fest entschlossen, sie durchzuführen. Eine große Gefahr für das ganze Abendland! Die furchtbare, eroberungssüchtige russische Macht, durch Polens Besitz oder Beherrschung ins Riesenhafte gewachsen, stand dann an der Schwelle Deutschlands, des Herzens von Europa. „Es könnte dann wohl," schrieb Friedrich seinem Bruder Heinrich, „den Österreichern Schmerz und Reue bereiten, daß sie dies barbarische Volk nach Deutschland gerufen und es den Krieg gelehrt haben; aber ihre Leidenschaft und ihr Haß hat sie über die Folgen verblendet, und wie die Sachen jetzt stehen, sehe ich keine Rettung mehr, als daß man mit der Zeit einen Bund der größten Staaten bildet, um sich diesem gefährlichen Strome entgegenzustellen." Allein dazu war in der That keine Aussicht. Von den schlaffen Regierungen Frankreichs und Englands konnte Friedrich für sich nichts Gutes, von dem neid- und haßerfüllten Wiener Hofe konnte er nur Schlimmes erwarten. Er mußte daher an seinem Bunde mit Rußland festhalten, weil sein dringendstes Bedürfnis jetzt Frieden, Ruhe war. Und so blieb das polnische Reich der Herrschsucht Katharinas überlassen.

Aber eben dieses Bundesverhältnis gewährte dem preußischen Könige einigen Einfluß auf die russische Politik; er benutzte denselben sehr gewandt dazu, Rußlands ungeduldige Eroberungslust zu zügeln und möglichst zu seinem eigenen Vorteil zu verwenden. Katharina II. hatte nach dem Tode Augusts III. die Wahl des polnischen Edelmanns Stanislaus Poniatowski zum Könige von Polen erzwungen (1764) und gebrauchte nun ihre Macht, um die Lage der

Dissidenten in Polen zu verbessern. Als natürliche Schirmherrin der Griechisch-Katholischen forderte sie für diese und, hierbei von Friedrich unterstützt, auch für die Evangelischen gleiche Rechte mit den Römisch-Katholischen. Darüber entbrannte in Polen der Bürgerkrieg. Ein Teil des Adels verbündete — oder wie der Ausdruck damals war, „konföderierte" — sich gegen, ein anderer für die Russen und deren Schützlinge. Katharina ließ Truppen in das Land einrücken und warf die russenfeindliche Partei nieder. Zugleich bedrohte sie das osmanische Reich, und da es sich emporraffte, um Polen und sich selbst gegen die moskowitischen Übergriffe zu schützen (1768), entriß sie ihm in einem glücklichen Kriege die Moldau und die Wallachai, und schien nicht gesonnen, diese wichtigen Länder wieder herauszugeben. Damit griff sie aber dem habsburgischen Donaureiche an die empfindlichste Stelle; außer der polnischen brannte nun auch die türkische Frage; die eine wie die andere gefährdete Deutschlands Sicherheit und den Frieden Europas. Kam es zum Kriege zwischen Rußland und Österreich, so mußte Friedrich kraft des Vertrages von 1764 dem ersteren bewaffneten Beistand leisten; dazu hatte er aber gar keine Lust. Es war ihm schon beschwerlich genug, daß er in Gemäßheit jenes Vertrages an Rußland, seit es mit der Türkei im Kriege war, ein Hilfsgeld (jährlich 480 000 Thaler) zahlen mußte. Er versuchte deshalb eine Annäherung an den Wiener Hof; in der That konnte die russische Übermacht nur durch festes Zusammenhalten der beiden deutschen Großstaaten zurückgedrängt werden. Daher veranlaßte er den jungen Kaiser Josef II., den Nachfolger Franz I., ihm einen freundschaftlichen Besuch zu machen, welcher am 25. August 1769 zu Neiße stattfand. Friedrich sprach bei dieser Gelegenheit die beherzigenswerten Worte: „Wir Deutschen haben lange genug unter einander unser Blut vergossen; es ist ein Jammer, daß wir nicht zu einem besseren Verständnis kommen können." Im folgenden Jahre (3. September) erwiderte er diesen Besuch zu Neustadt in Mähren. „Für Österreich," sprach Josef verbindlich, „giebt es kein Schlesien mehr."

Es blieb indes bei schönen Worten. Denn wenn Josef II. auch nicht umhin konnte, manches an dem großen Könige zu bewundern, so haßte er ihn im Grunde doch nicht minder, als Maria Theresia selber es that.*) Das gegenseitige Mißtrauen wurde nicht gehoben; doch erreichte Friedrich durch diese Annäherung an Österreich den beabsichtigten Zweck, Rußland einzuschüchtern und es für einen Vorschlag, den er schon im März 1769 als Auskunftsmittel zur Lösung der östlichen Wirren hatte thun lassen, williger zu machen. Damals hatte er durch seinen Gesandten in Petersburg bemerklich gemacht, der Zwist mit Österreich wäre zu heben, wenn Rußland den Türken einen billigen Frieden zugestehen und sich mit Preußen und Österreich zu einer Teilung Polens verbinden möchte.**) Damals war Katharina nicht darauf eingegangen. Jetzt

*) Vgl. Maria Theresias u. Josefs II. Briefwechsel, herausg. v. Arneth, I. 300 ff. u. a.

**) Vgl. Beer, Erste Teilung Polens, II. 39 ff. — E. Reimann, Neuere Geschichte des preußischen Staates, I. Gotha 1882, S. 277.

aber, da Österreich in betreff der Donaufürstentümer eine drohende Haltung annahm, da die Türken zum Widerstand neuen Mut faßten und in Polen die Konföderierten sich wieder erhoben, fing sie an, ihre Ansprüche herabzustimmen.

Den entscheidenden Anstoß gab dann, daß Maria Theresia noch im Jahre 1769 zum Schutze ihrer Grenzen und auf Grund angeblicher alter Ansprüche ein Stück polnischen Gebietes, den Zipser Kreis, besetzen und im nächsten Jahre ihre Grenzen noch erheblich weiter in Polen vorrücken ließ. Die Zarin brachte nun ihrerseits — zunächst in einem Gespräch mit dem Prinzen Heinrich von Preußen, der im Januar 1771 Petersburg besuchte — den Gedanken einer Teilung Polens auf die Bahn. Friedrich förderte denselben weiter, vermittelte auf Grund desselben zwischen Wien und Petersburg. Dort wie hier mußte man diesen Ausweg als das kleinere von zwei Übeln, die zur Wahl standen, anerkennen. Am 15. August 1772 schlossen die drei Mächte zu Petersburg den Teilungsvertrag. Kraft desselben nahm Rußland Littauen (2000 Quadratmeilen), Österreich Galizien (1300), Preußen aber das untere Weichselland, Westpreußen und den Netzedistrikt (645 Quadratmeilen), in Besitz. Den polnischen Reichstag und den König zwangen sie durch Waffengewalt zur Einwilligung. So gelang es Friedrich dem Großen, den Frieden zu erhalten, das osmanische Reich und den größten Teil Polens aus Rußlands Klauen zu erretten und seinen eigenen Staat um eine höchst wichtige Provinz zu vergrößern. Sein Anteil war äußerlich zwar der kleinste, aber durch Lage und Beschaffenheit des Landes ungemein wertvoll. Westpreußen mit Marienburg, Elbing, Kulm, Pommerellen und Ermland (doch ohne Danzig und Thorn, die noch polnisch blieben), dies Gebiet schloß die Lücke zwischen Ostpreußen und dem Kerne der Monarchie und brachte schon hierdurch der inneren Kraft des Staates einen beträchtlichen Zuwachs. So reich freilich wie Schlesien war die neue Provinz nicht; ihr Boden war im ganzen nur von mittelmäßiger Beschaffenheit und die Volkszahl nicht eben groß. Aber dieselbe betrug doch gegen 600 000 Menschen, die in der Mehrheit Deutsche waren, und die Einkünfte, die der Staat aus dieser Provinz zog, beliefen sich bald (im Jahre 1779) auf fünf Millionen Thaler. Friedrich hat mit ihrer Hilfe sein Heer um 25 200 Mann vermehrt, deren Unterhalt — jährlich 1 250 000 Thaler — auf Westpreußen angewiesen ward. Am meisten gereichte es dem Könige zur Befriedigung, daß diese wichtige Erwerbung ihm nur Geld, aber kein Blut gekostet hatte.

So ward „Neudeutschland," welches der Habsburger Kaiser Friedrich III. einst ruhig hatte den Polen ausliefern lassen, durch den hohenzollernschen Friedrich dem Vaterlande wieder zurückgebracht. War die Teilung Polens auch ein Gewaltstreich, das deutsche Volk hat doch allen Grund, Friedrich dem Großen dafür dankbar zu sein; Westpreußen selber segnet den Tag, da Friedrich es wieder deutsch machte. Ganz Europa, am lautesten Frankreich, schrie Zeter über die unerhörte Gewaltthat der drei Ostmächte. Letzteres versuchte durch den Herzog von Aiguillon eine englisch-französische Demonstration gegen das Vorgehen der drei östlichen Teilungsmächte zu stande zu bringen. Der Plan

scheiterte jedoch an Englands Unlust, sich einzumischen.*) Da man überall Friedrich für den Urheber hielt, während er doch nur der Vermittler war, so fiel auf ihn am meisten das Gehässige der That. Aber war es so schlimm, daß ein deutscher Fürst den Polen 1772 ein deutsches Land fortnahm, welches sie 1466 von Deutschland abgerissen hatten? Und wenn dies nicht anders geschehen konnte, als daß zugleich polnische Länder an Rußland und Österreich kamen, wo sonst lag die Schuld davon als in dem Unverstand der Polen, welche die Russen ins Land gerufen, in der Zerrüttung ihres Staates, der nicht mehr lebensfähig war, und in der Unthätigkeit der Westmächte, welche der ganzen Entwickelung müßig zugesehen hatten, anstatt rechtzeitig einzugreifen.

Schon am 13. September 1772 nahm Friedrich Westpreußen in Besitz; am 27. ließ er sich in Marienburg huldigen. Er nannte sich seitdem nicht mehr König in Preußen, sondern König von Preußen, weil er nun auch den westlichen Teil besaß. Ein Jahr darauf genehmigte der polnische Reichstag diese Abtretung, verzichtete auch auf den dereinstigen Rückfall Preußens nach dem Erlöschen des brandenburgischen Hauses, ebenso auf die Oberlehnshoheit über Bütow und Lauenburg und auf die Einlösung des Amtes Draheim. Im Mai 1755 ließ Friedrich auch zu Inowrazlaw im Netzedistrikt die Huldigung vornehmen. Gleich in den ersten Jahren baute er zur Sicherung des Gewonnenen eine neue Festung, Graudenz, die 1776 fertig war. Er hatte übrigens die Grenzen gegen Polen etwas weiter ausgedehnt, als er eigentlich durfte. Er that es nach dem Beispiele Österreichs, dessen Beherrscherin die Teilung Polens zwar beklagte, doch zugleich nach Möglichkeit ausnutzte. „Sie weinte und jammerte" (sagte Friedrich der Große von Maria Theresia), „aber dabei riß sie ein weit größeres Stück an sich, als abgemacht war."

Die neue Provinz — sie empfing von dem Könige den Namen „Westpreußen" — wurde sehr schnell auf preußischen Fuß eingerichtet und aller der Wohlthaten teilhaftig, welche die alten Lande unter Friedrichs Zepter genossen: Gewissensfreiheit — die vornehmlich den zahlreichen und bisher gedrückten Protestanten erwünscht war —, rasche und unparteiische Rechtspflege, besseres Schulwesen (das hier ganz im argen gelegen) und eine Verwaltung, die, wenn sie vom Lande an Steuern und Rekruten viel verlangte, dagegen auch alle Erwerbszweige belebte und neue Hilfsquellen eröffnete. In letzter Beziehung wirkte außer der Einführung der Post namentlich der Bromberger Kanal sehr heilsam, den Friedrich binnen eines Jahres (1773—74) zur Verbindung der Brahe bei Bromberg mit der Netze bei Nakel, also der Weichsel mit der Oder, erbauen ließ. Er kostete 740 000 Thaler, aber er hob die Binnenschiffahrt nicht nur in Westpreußen, sondern auch in den weiter westlich gelegenen Provinzen sehr beträchtlich, und der wichtige polnische Getreide- und Holzhandel kam nun größtenteils in preußische Hände. Auch der ähnlich nützende Kraffohlkanal zwischen den Flüssen Elbing und Nogat stammt aus Friedrichs Zeit

*) W. Michael, Englands Stellung zur ersten Teilung Polens. Hamburg u. Leipzig 1890.

(1783). In den Städten wurde den Evangelischen und Deutschen das Übergewicht, wo sie es verloren, wieder zurückgegeben, und die Jesuitenkollegien in Gymnasien verwandelt. Auf dem Lande begann das Kolonisieren, wie es die Hohenzollern überall gepflegt, wohin sie vordrangen. Friedrich hat in diesen Gegenden etwa 2200 deutsche Familien mit 11 000 Seelen angesiedelt. Doch auch das eingeborene Landvolk fand Ursache, den Herrschaftswechsel zu segnen. Friedrich schaffte die persönliche Leibeigenschaft der Bauern, die an vielen Orten bestand, samt ihren barbarischen Sitten ab, und indem er zahlreiche Elementarschulen errichtete und die Herrschaft des Gesetzes an die Stelle der früheren Adels- und Priesterwillkür setzte, hob er das niedere Volk allmählich aus der geistigen Stumpfheit empor, in welche es, seitdem das Land zu Polen gehörte, versunken war. Bald kam das deutsche Wesen hier wieder in Blüte, und die alte polnische Wirtschaft zog sich vor ihm immer weiter an die Grenze zurück. Denn unermüdlich war der König im Antreiben, Helfen, Lehren, um das Volk zur Ordnung, Reinlichkeit und Arbeitsamkeit, die Gutsbesitzer an Rührigkeit, die Bürger an Betriebsamkeit zu gewöhnen und durch Beispiele zur Nachahmung aufzumuntern. Dabei sparte er auch das Geld nicht. Im ganzen hat er für Verbesserung seiner „polnischen Acquisition," seines „Kanada," wie er das arme, halb wilde Land nannte, für Bauten, Entwässerungen, Kolonisation Schulen, Apotheken und vieles andere in elf Jahren über sieben Millionen Thaler ausgegeben.

Die Kulturssiege, die Friedrich hier erfocht, gehören zu den schönsten Erinnerungen an seine Zeit; aber der Dank für sie gebührt zum großen Teil auch den eifrigen und umsichtigen Gehilfen, die er bei diesem Werke hatte, den beiden Präsidenten von Domhardt und von Brenckenhoff, zweien Beamten, die um Westpreußens Verdeutschung die größten Verdienste gehabt haben.

Friedrich Domhardt (geboren 1712 zu Allrode am Harz, gestorben 1781 zu Königsberg in Preußen), Präsident von Ost- und Westpreußen, hatte sich zuerst während der Russenzeit im siebenjährigen Kriege sehr ausgezeichnet. Er war damals Direktor der königlichen Kammer zu Gumbinnen und benutzte diese Stellung, um mit Umsicht und Kühnheit und mit Gefahr seines Lebens heimlich Staatsgelder und Rekruten aus dem von den Russen besetzten Lande zum Könige zu schaffen. Nach dem Frieden an die Spitze der ostpreußischen, später auch der westpreußischen Verwaltung gestellt, that er viel, um deren Einrichtungen, sowie den Anbau des Landes zu verbessern.

Auch Franz Balthasar Schönberg von Brenckenhoff (geboren 1723 zu Reideburg bei Halle, gestorben 1789 zu Hohenkarzig bei Friedeberg,) Regierungspräsident der Neumark und von Hinterpommern, leistete Großes. Ein Mann von vorzüglichem praktischem Geschick, ungemeiner Arbeitskraft und hingebendem Eifer, war er bei der Wiederherstellung der Neumark und Pommerns nach dem siebenjährigen Kriege des Königs rechte Hand. Der Wiederaufbau der Ortschaften, die Unterstützung des Gutsadels, die Entwässerung der Brüche, die Herbeiziehung der Kolonisten, alle Arten von Landverbesserungen wurden

hier mit seiner Hilfe ins Werk gesetzt, und viele gingen von ihm selbst aus. Ebenso wirkte er dann nach der Teilung Polens im Netzedistrikte. Er hat auch den Bau des Bromberger Kanals entworfen und ausgeführt. Dem Ackerbau nützte er unter anderm dadurch, daß er Roggen aus Archangel einführte, welcher reichere Ernten lieferte als der einheimische und denn auch in Preußen, Pommern, Brandenburg, Schlesien Verbreitung fand. Achtzehn Jahre lang, von 1762, wo er aus dessauischem Dienste herübergetreten war, bis an seinen Tod im Jahre 1780, diente er so mit ersprießlicher Thätigkeit dem preußischen Staate, und er setzte dabei sein Vermögen zu, weil er für seine gemeinnützigen Unternehmungen und Anregungen auch mit seinem Vermögen eintrat.*) In dankbarer Erinnerung an sein Wirken hat ihm die Nachwelt (1882) zu Driesen an der Netze ein Ehrendenkmal errichtet.

Der bayrische Erbfolgekrieg und der deutsche Fürstenbund.

Als Josef II. nach dem Tode seines Vaters Franz I. 1765 von den Kurfürsten zum deutschen Kaiser gewählt worden war, da gedachte der junge Fürst große Dinge mit seinem neuen, hochklingenden Titel auszuführen, ein starkes deutsches Kaisertum herzustellen und das Reichswesen zu verbessern. Er fand aber sehr bald, daß dieser schöne Traum sich nicht verwirklichen ließ. Auch der kleinste Versuch, in den Wust der Reichsverhältnisse Ordnung zu bringen, und die verknöcherten Formen zu beleben, scheiterte. Seine Reformen vermehrten nur den unermeßlichen Ballast von Akten, den die Schreiber des Reichshofrates und Reichskammergerichts seit Jahrhunderten aufgehäuft. Auch der kleinste Landesherr wollte kein Titelchen seines souveränen Rechtes oder Unrechtes aufgeben; die großen dachten ohnehin nicht daran. Nachdem er sich einige Jahre in diesem hoffnungslosen Beginnen vergeblich abgemüht, gab Josef seine redlichen Absichten notgedrungen auf und schlug sich auf die große Heerstraße, die seine Vorgänger seit Rudolf I. gegangen waren; er beschloß, da er dem Reiche nicht helfen konnte, das Kaisertum zum Nutzen seines Hauses auszubeuten, wie Habsburg es immer und mit so viel Erfolg gethan. Darin traf er mit den alten Überlieferungen der Wiener Hofburg und mit der Politik des Ministers seiner Mutter, des Grafen oder, wie seit 1764 sein Titel lautete, des Fürsten Kaunitz, zusammen. In Wien konnte man es nicht verschmerzen, daß man in Schlesien nicht nur eine schöne Provinz, sondern auch einen großen Teil des alten Einflusses auf Deutschland verloren, daß sich neben Österreich eine andere deutsche Großmacht gebildet hatte. Man beschloß, sich für Schlesien an einem anderen deutschen Lande zu entschädigen, und als im Jahre 1777 die bayrische Linie des Hauses Wittelsbach mit dem Kurfürsten Max Josef ausstarb, schien dies eine vortreffliche Gelegenheit, um Bayern zu erwerben. Zwar gab es noch eine pfälzische Linie Wittelsbach, und sie war erbberechtigt.

*) Vgl. Leben des Franz Schönberg von Brenckenhof, Kgl. Preuß. Geheimen Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänenrathes. (von Meißner), Leipzig 1782.

Aber Josef II. bewog das Haupt derselben, den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, ihm einen großen Teil von Bayern abzutreten; dagegen wollte er dessen uneheliche Kinder mit Titeln, Einkünften und Ländereien versorgen, auch zum Besten der verschwenderischen Hofhaltung des Kurfürsten ein gutes Stück Geld hergeben. So wurden die Bayern, wie eine Herde Vieh, verhandelt. Im Januar 1778 besetzten die österreichischen Truppen das Land. Josef II. meinte, so die schlesische Unternehmung Friedrichs des Großen nachahmen zu können.

Er hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Jede Vergrößerung Österreichs in Deutschland war ein Nachteil für Preußen; Friedrich schritt daher ein, er veranlaßte den nächstberechtigten Erben, den Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, gegen Österreichs Gewaltthat Einspruch zu thun und Preußen um Hilfe anzurufen, und als seine Verhandlungen mit dem Wiener Hofe nichts fruchteten, zog er, obgleich schon ein Greis, das Schwert und brach in Böhmen ein (5. Juli 1778). Es erregte Staunen in der Welt, mit welcher Kraftentfaltung dies geschah. Zwei Heere, jedes von 80 000 Mann, ließ er marschieren. Die französische Regierung schickte einen hohen Offizier ab, um zu untersuchen, ob es wirklich wahr sei, daß der König von Preußen zwei solche Heere, mit allem Nötigen versehen, innerhalb einiger Wochen habe ins Feld rücken lassen und die dazu erforderlichen Packknechte und Zugpferde aus seinem Lande nehmen können. Der Augenschein bewies es dem Abgesandten, und er gestand, daß Frankreich solches nicht vermöge.*) Allerdings hat Friedrich auch, um dies zu erreichen, erhebliche Aufwendungen aus dem Staatsschatze (dem Großen und Kleinen Tresor) machen müssen.**)

Inzwischen hatten die Österreicher ihre Truppen in Böhmen rasch verstärkt und bezogen nun eine feste Stellung zwischen Prag und der oberen Elbe. Zu einem bedeutenden Zusammenstoß kam es nicht; denn Maria Theresia, nun alt und friedfertig, mochte sich und ihre Völker nicht wieder in die Schrecken eines großen Krieges stürzen, sah auch ein, wie ungerecht dieser bayrische Handel war. Auf ihren Befehl mußte Kaunitz die abgebrochenen Unterhandlungen mit Friedrich dem Großen wieder anknüpfen. Auch das Ausland mischte sich hinein; Rußland drohte, Frankreich vermittelte. Zuletzt gab Josef II. nach. So ward am 13. Mai 1779 der Friede zu Teschen geschlossen, in welchem Österreich mit einem kleinen Teile Bayerns, dem sogenannten Innviertel, abgefunden wurde, alles übrige aber wieder herausgeben mußte. Josefs Plan war gescheitert, und Friedrich hatte Bayern gerettet.***)

*) A. F. Büsching, Zuverlässige Beiträge zur Geschichte Friedrichs II. von Preußen [illegible] 1790. S. 425.

**) Vgl. E. Reimann, Neuere Geschichte des Preußischen Staates vom Hubertsburger Frieden bis zum Wiener Kongreß. Bd. II. Gotha 1888. — A. Naudé, Der preuß. Staatsschatz unter König Friedrich Wilhelm II. u. i. Erichopfung. Forsch. 1892. V. S. 230 f.

***) Mémoires de mon temps, dictés par S. A. le Landgrave Charles, Prince de Hesse. Kopenhague 1861, deutsch von A. Bernhardi, Kassel 1866. — Vgl. Hist. Ztschr. XVII. 195 und Forsch. 1897. IX. S. 638 f.

Dieser bayrische Erbfolgekrieg — Kartoffelkrieg nannten ihn die Soldaten, weil es bei Streifzügen und Fouragierungen geblieben war — kostete dem preußischen Staate doch 17 Millionen Thaler und 20 000 Mann, welche durch Seuchen im Lager und auf den Märschen in Böhmen umgekommen waren. Dafür hatte Preußen eine große moralische Eroberung gemacht; es stand als Schützer der kleinen deutschen Fürsten gegen die habsburgische Vergrößerungspolitik da. Selbst katholische Stifter flehten nun in Berlin um Hilfe, weil Josef II. fortfuhr, machtlose Reichszustände zu vergewaltigen. Hatte früher Österreich die Reichszustände in sein Schlepptau genommen, so fiel diese Rolle nun Preußen zu. Friedrich der Große übernahm sie mit gewohnter Thatkraft. Es mochte ihm wohl seltsam vorkommen, jetzt in seinem Alter den Schirmherrn jener verrotteten Reichsverfassung zu spielen, die man abgeschmackter Weise die deutsche Freiheit nannte, und die er sein lebelang verachtet hatte; aber er that es gern, weil er dadurch den leitenden Einfluß in den deutschen Dingen in die Hand bekam. Übrigens, wenn man, wie es doch sein sollte, mit dem Kaisertum den Begriff des mächtigen Schutzes für die Kleinen und Schwachen und einer starken Anwaltschaft für das Volk verband, so mußte man gestehen, Friedrich der Große entsprach diesem kaiserlichen Wesen gar wohl. Denn er war doch der einzige deutsche Fürst, der in seinem Staate einen festen Rechtszustand, eine gesicherte Wirksamkeit der Gerichte einführte und aufrecht hielt; er, obwohl Protestant oder Freigeist, wenn man will, doch der einzige, der selbst die katholischen Kirchengüter und Orden, die damals von den angesehensten katholischen Regierungen auf das gewaltthätigste behandelt wurden, in seinen Landen ungekränkt ließ; er endlich der einzige, der den niederträchtigen Menschenhandel, welchen eben jetzt wieder so viele deutsche „Landesväter", namentlich die von Hannover, Hessen-Kassel, Ansbach, Zerbst, mit ihren geduldigen Unterthanen betrieben, nicht nur mit Worten an den Pranger stellte, sondern auch mit der That bekämpfte. Er verweigerte im Jahre 1777 den als Kanonenfutter nach Amerika verkauften Truppen den Durchzug durch seine Staaten und erschwerte dadurch diesen Menschenhandel so, daß das Geschäft ins Stocken geriet, wie denn namentlich ein von England mit dem Herzog von Württemberg beabsichtigter Lieferungsvertrag nun, wegen der Sperrung des Rheins bei Wesel, nicht zustande kam. Friedrich that dies zunächst freilich, um Deutschlands Wehrkraft daheim zu behalten und weil er der von England bekämpften jungen Republik wohlwollte — er zuerst von allen unbeteiligten Souveränen hat sie anerkannt, hat ihren Gesandten Benjamin Franklin empfangen und mit der Union einen Freundschafts- und Handelsvertrag voll freisinniger und humaner Grundsätze geschlossen (10. September 1785) —; aber er befeindete jene Seelenverkäuferei doch auch darum, weil sie eben sein Herz empörte. Auch war es noch in frischem Angedenken, wie nachdrücklich er in einem andern Falle sich der Bevölkerung eines deutschen Kleinstaates wider fürstliche Willkür angenommen. Als kurz nach dem siebenjährigen Kriege der Herzog Karl von Württemberg die Verfassung seines Landes und die Gerechtsame der protestanti-

schen Kirche in demselben verletzt hatte, wurde er von den württembergischen Ständen vergebens bei dem Reichshofsrat in Wien verklagt. Da wandten sie sich um Hilfe nach Berlin. Sofort ließ Friedrich dem Reichshofrat erklären, er fordere ein rasches und unparteiisches Erkenntnis in der württembergischen Sache, und seinen Gesandten in Stuttgart, den Grafen Schulenburg, wies er an, „wenn der Herzog bei seinem Stück beharre, in hohem Tone zu ihm zu sprechen und ihm die Zähne zu zeigen“ (Juli 1766). Dies half; der Herzog lenkte ein, vertrug sich mit seinen Ständen und stellte die württembergische Verfassung wieder her. Dann hatte die Rettung Bayerns gezeigt, daß Friedrich so gut die Fürsten wie das Volk in ihrem Rechte zu schützen verstand. Kurz, gegenüber der revolutionären Politik, die Kaiser Josef mit löblichem Reformeifer, aber ohne Friedrichs praktisches Genie, daher in überstürzender Hast verfolgte — „ein guter Kopf“, sagte Friedrich von ihm, „schade, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat!“ — gegenüber dem tumultuarischen Reformieren in Österreich, wo Josef nach seiner Mutter Tode (1780) das unterste zu oberst kehrte, um im Nu die zahllosen feudalen und priesterlichen Mißbräuche auszurotten; gegenüber den Angriffen, die der Kaiser, um das Kaisertum zu stärken, gerade nur auf die wehrlosen Reichsglieder versuchte — mußte Friedrichs freisinnige und kühne, aber zugleich besonnene und gerechte Art den Deutschen im besten Lichte einer echt konservativen Politik erscheinen.

So erlebte man es, daß der Friedensbrecher von 1740, der Gründer einer Großmacht, für welche die Fessel des Reichsverbandes nicht mehr vorhanden war, vierzig Jahre darauf die Aufgabe erhielt, das alte deutsche Reich gegen den Kaiser zu vertreten. Es war dies eine natürliche Folge von der Nebenbuhlerschaft der beiden deutschen Großstaaten und von der Politik Josefs II., Vergrößerung auf Kosten des Reichs zu suchen.

Der Kaiser seinerseits, durch den Fehlschlag von 1779 belehrt, nicht abgeschreckt, ging nun umsichtiger zu Werke; er gewann Rußland für seine Pläne in Deutschland, indem er Katharinas II. Anschläge auf das türkische Reich zu unterstützen versprach. Friedrich war wieder vereinzelt; um so eifriger suchte er eine Stütze der preußischen Macht in Deutschland selbst herzustellen. Ein Umstand kam ihm dabei sehr zu statten. Schon seit 1783 finden sich nämlich in Deutschland Unionsbestrebungen einiger kleinerer Fürsten. Man wollte einen Bund nur der Kleinstaaten schaffen unter Garantie von Preußen und vielleicht auch Österreichs, aber keineswegs etwa einen „preußischen Fürstenbund“. Die treibenden Kräfte hierbei waren: Karl Friedrich von Baden und sein Minister Edelsheim, Karl August von Weimar und Franz von Dessau. In Preußen interessierten sich zunächst nur Prinz Friedrich Wilhelm und der Minister Hertzberg für die Angelegenheit. Erst seit Februar 1784 beschäftigte sich auch Friedrich ernstlich mit diesen Bestrebungen und bald übernahm Preußen die Führung. Dann im Januar 1785 trat ein österreichischer Plan ans Licht, der die deutschen Fürstenhäuser mit Furcht und Zorn erfüllte und so

fein angelegt war, daß er schien gelingen zu müssen. Josef II. machte nämlich dem Kurfürsten Karl Theodor von Bayern den Vorschlag eines Ländertausches; er sollte Bayern an Österreich abtreten und dagegen die österreichischen Niederlande mit dem glänzenden Titel eines Königs von Burgund erhalten. Rußland unterstützte den Vorschlag, Frankreich trat demselben wenigstens nicht entgegen. Karl Theodor, prunksüchtig und eitel, übrigens ohne rechtmäßige Leibeserben und daher nur um die Versorgung seiner Bastarde bekümmert, war dazu bereit; kurz Bayern wurde jetzt doch noch eine österreichische Provinz, wofern nicht Preußen wiederum dazwischen trat. Verzweiflungsvoll meldete der Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken diese neue Gefahr nach Berlin: „Eure Majestät", schrieb er an Friedrich den Großen, „sind allein im stande, die umfassenden Entwürfe eines Fürsten aufzuhalten, dessen verzehrender Ehrgeiz und Habgier mit seiner Macht zunimmt. Ihre Großmut und erhabene Weisheit geben Ihnen den Willen, Ihre Macht die Mittel dazu. Achtungsvoll und dringend flehe ich Sie an, die Vernichtung eines Fürstenhauses abzuwenden, das Eure Majestät schon einmal so großmütig gerettet haben." Friedrich war hurtig genug mit der Hilfe bei der Hand. Diese schöne Gelegenheit, für die Sache der deutschen Fürsten, die sich alle durch Österreichs Verfahren verletzt fühlten, im Bunde zugleich mit der Volksstimmung, welche über das schnöde Verhandeln von Land und Leuten empört war, im Interesse endlich des europäischen Gleichgewichts, das durch einen solchen Zuwachs der österreichischen Macht gestört wurde, also mit den besten Rechtstiteln die Hegemonie in Deutschland zu übernehmen — diese Gelegenheit ließ er sich nicht entschlüpfen. Hierzu kam noch, daß er sah, wie Rußland sich Österreich nähere und von Preußen abwende, und er an den deutschen Fürsten Bundesgenossen zu bekommen wünschte. Er schickte daher sofort einen energischen Protest gegen den beabsichtigten Ländertausch nach Wien, nötigte dadurch den Kaiser und den Kurfürsten, den Tauschplan abzuleugnen, was sie ungeschickt genug thaten, und betrieb trotz seiner 73 Jahre mit jugendlichem Feuer den Abschluß eines „deutschen Fürstenbundes" zur Verteidigung der deutschen Reichs- und Rechtsverhältnisse. Am 17. März 1785 stellte er den Unionsentwurf auf, mit dem die eigentliche Geschichte des Fürstenbundes erst beginnt. Die erschreckten Mittel- und Kleinstaaten gingen gern darauf ein. Am 23. Juli 1785 erfolgte zu Berlin zunächst durch Preußen, Hannover und Sachsen die Unterzeichnung dieser neu gestifteten Union, die, nach Art der schmalkaldischen eingerichtet, nur den Zweck hatte, ihre Mitglieder gegen willkürliche Beschlüsse des Reichsoberhauptes zu sichern. Außer Preußen, dem Haupte dieses Vereins, nahmen teil: Hannover, Sachsen, Kurmainz, Weimar, Gotha, Zweibrücken, Braunschweig, Baden, Hessen-Kassel, Anhalt, Ansbach, und einige andere Kleinstaaten; namentlich die wehrlosen, kleinsten, drängten sich scharenweise unter Preußens Ägide.*) Eine wirkliche Verbesserung der Reichs-

*) Politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden 1783—1806, her. von B. Erdmannsdörffer u. K. Obser, 4 Bde., Heidelberg 1888—1896. — K. Obser, Zur Gesch. des

verhältnisse, eine Heilung der deutschen Zerrissenheit wurde mit diesem Fürstenbunde weder beabsichtigt noch herbeigeführt; aber den Zweck, den Friedrich damit verfolgte, hat er vollständig erreicht: Österreich mußte abermals seine Pläne auf Bayern fahren lassen. Mit Josefs Übergriffen in Deutschland war es vorbei, und Preußen stand da im Glorienschein eines Horts der deutschen Reichsverfassung, welche die Nation damals, so sonderbar es uns heute scheinen mag, als ein der Erhaltung wertes Gut betrachtete. Allerdings war jene Verfassung trotz ihrer Erbärmlichkeit doch das einzige politische Band, welches die deutschen Völker noch einigermaßen zusammenhielt. Insofern machte sich Friedrich durch die Stiftung des deutschen Fürstenbundes in der That um Deutschland verdient. Es war das letzte politische Werk in seinem ruhmvollen Regentenleben.

So schloß durch eine seltsame Fügung der Politik, die im Verkehr der Völker so oft die Macht über das Recht gesetzt, die so viel Althergebrachtes über den Haufen geworfen, mit einer Konservierung des Altbestehenden, deren Beweggrund wie Rechtsgefühl aussah. Doch verdient der Retter Bayerns, der Stifter des Fürstenbundes ebensowenig das Lob der Sittenrichter, wie der Eroberer Schlesiens und Westpreußens ihren Tadel. Denn diese urteilen nach einem Gesetzbuch, welches, wenn es für die Staaten gelten sollte, der natürlichen Entwickelung der Dinge Gewalt anthäte. Aber die oberste Pflicht der Könige ist ihre Pflicht gegen den eigenen Staat, und Preußen mußte wachsen, um zu leben. Wenn sein Wachstum heute diesen beschädigte, morgen jenem aufhalf, so kann man das eine bedauern, sich über das andere freuen; aber man wird von dem Urheber dieses Wachstums nur sagen dürfen, er habe in beiden Fällen seine Pflicht gethan. Es ist wahr, Friedrich handelte gegen auswärtige Mächte oft ohne Achtung vor Verträgen und ohne Berücksichtigung ihrer Wohlfahrt, er beraubte Österreich, zerstückelte Polen, täuschte Frankreich, er demütigte und verletzte halb Europa, er war in der That ein böser Nachbar. Aber er war es nur darum, weil er mit mehr Klugheit und Kraft jene Politik des eigenen Staatsvorteiles trieb, die jeder andere Monarch auch verfolgte oder doch anstatt einer persönlichen oder Familienpolitik hätte verfolgen sollen. Er that, was sach- und zeitgemäß, was für Preußen nötig und nützlich war — er regierte sein politisch unreifes Volk nicht wie ein konstitutioneller König von England, sondern als ein aufgeklärter und wohlmeinender Despot und hantierte die fremden Mächte nicht wie ein Jurist, sondern als der Schöpfer eines Großstaates und im Kampfe um dessen Dasein. So in den auswärtigen wie in den inneren Angelegenheiten Preußens lediglich nach dem fragend und um das bemüht, was unter den gegebenen Verhältnissen jedesmal das Beste für Preußen war, erwarb er sich den dauernden Dank seines Volkes, welcher den einzig richtigen Maßstab für die Güte eines Regenten giebt.

Fürstenbundes. Forsch. 1892, V. 471 ff. — P. Bailleu, Karl August, Goethe u. d. Fürstenbund. Hist. Ztschr. N. F. 37. Bd., München u. Leipzig 1894, S. 14 ff.

Friedrichs des Großen Ende.

Die große Königssonne ging nun zur Ruhe, das Leben glänzte und funkelte nicht mehr in Sanssouci: einer nach dem andern waren die alten Freunde dahin gestorben, und die wenigen Genossen der Jugend waren altersschwach und stumpf geworden; aber die Sorgen blieben. Friedrich selbst bereiteten allerlei Krankheitsfälle vor, das abgetragene Futteral seiner Seele, wie er sich ausdrückte, zu verlassen.*) Seit er seine Vorderzähne verloren, hatte er auch die treue Flöte fortlegen müssen. Die heiteren Späße seiner Franzosen waren verhallt. Er kam auch von seiner Bewunderung des französischen Wesens zurück. „Ich will keine Franzosen mehr", schrieb er 1777, „sie sind gar zu liederlich und machen lauter liederliche Sachen." Eigentlich hatte er die Franzosen im allgemeinen nie sehr gern gehabt; nur die einzelnen glänzenden Köpfe unter ihnen waren ihm wert gewesen; aber jetzt fehlten auch diese. Freudlos und düster ging's zuletzt an seinem Hofe her. Witz und Geist belustigten nicht mehr, und auf gemütliches Behagen war der Sinn des eigenartigen Mannes nicht gerichtet, der von Sanssouci die Huld und Anmut der Frauen, der von seinem Hause das liebevolle Walten eines Weibes ausgeschlossen hatte. Selbst nach weiblicher Pflege in Krankheit und Alter trug Friedrich kein Verlangen; seine Gemahlin blieb getrennt von ihm; in Werken der Mildthätigkeit Befriedigung suchend, verbrachte sie abseits von ihm ihr harmloses, tugendreiches Leben. Auch die spärlichsten Hoffeste boten in Friedrichs Einsiedelei kaum Zerstreuung; sie waren meist bloße Förmlichkeiten oder Staatshandlungen. Der sorgenvolle grämliche König, nur in seiner Arbeit lebend, suchte und spendete kein Vergnügen; er hieß in seiner eigenen Familie der „alte Sauertopf." Nur hin und wieder ergötzte ihn ein interessanter Besuch, z. B. Mirabeau's (am 25. Januar 1786).**) Seine Hunde waren noch seine einzige Freude; sein altes Herz hing an ihnen mit einer Zärtlichkeit, die es für keinen Menschen mehr empfand.

Aber dieser alte, abgelebte und einsame Mensch verrichtete seine Königsarbeit fort und fort mit derselben Pflichttreue und dem nämlichen Aufwande von Geist und Kraft wie in den Tagen seiner Jugend. Als ihm im Jahre 1782 die Gicht seine rechte Hand unbrauchbar machte, da lernte der siebzigjährige Greis noch mit der linken Hand leserlich schreiben. Die Schwächen des Alters, die Gebrechen des Leibes bezwangen ihm den großen Willen niemals. „Ein König von Preußen", sprach er, „darf nicht schlafen." Er kannte wohl diese seltene Monarchie. Sie war kein Staat, den gleichsam die Natur hatte erwachsen lassen, „sondern eine äußerst künstliche und sehr zusammengesetzte, auf tiefe Berechnung gegründete Maschine, in der alle Teile genau in einander griffen, für welche der Fürst zugleich Schöpfer, Triebkraft und immer wacher Aufseher war."

*) Über die letzten Tage Friedrichs siehe den späteren Bericht des Ministers v. Hertzberg u. seine gleichzeitigen Briefe aus Sanssouci in der Deutschen Rundschau 1886 (Augustheft).

**) A. Stern, Mirabeau in Berlin, Deutsche Rundschau, Bd. LX, Berlin 1889.

„Da saß der alte Meister, der wundervolle Mann des Krieges, wie ihn der große Pitt nannte, nun im viele Jahre langen Frieden in seinem Sanssouci und rechnete von früh bis spät und sah nach, daß die Zähne des künstlichen, vielfach abgestumpften Räderwerks vollkommen in einander griffen, daß die Reibung nicht zu stark würde, oder wohl gar die Zapfen aus den Löchern wichen; immer half er Stockungen nach, änderte aber im wesentlichen nichts; denn er würde das ganze vernichtet haben, das noch Dauer versprach; sondern suchte nur noch die Bewegung zu erleichtern und zu beschleunigen, ohne doch die Federkraft zu erhöhen, denn diese war schon bis auf das äußerste gespannt. Er war's selbst. Aber schon ein Blick des alten Zauberers, eine strenge Formel beflügelte alles und spornte zur äußersten Anstrengung. Da saß er bis zuletzt, sein immer waches, durch die Nacht dringendes Auge abwechselnd um sich her werfend und auf die Maschine heftend, ohne der Liebe Freuden, ohne des Glaubens Tröstungen, ohne der Hoffnung Süßigkeiten zu bedürfen, wie ein Gott, und schöpfte den Urquell seiner Thatkraft aus sich, zur unabwendbaren Erfüllung seiner Pflicht, der Erhaltung der allgemeinen Ordnung und des Rechts für alle, vom Könige bis zum Bauer, und zum Schutze der Unterdrückten gegen ihre Dränger, eins der größten Wunder der Welt, welches den Sterblichen erschienen, um ihnen zu zeigen, was die Allmacht des göttlichen Schöpfers vermag, und die Brust mit Glauben und Demut zu erfüllen.“*)

Auch war die Verehrung, mit der sein Volk zu ihm emporblickte, so groß und allgemein, daß die menschlichen Schwächen und Fehler, von denen ja auch er nicht frei war, eben wie die Flecken an der Sonne betrachtet wurden und ein Tadelwort über diesen König fast wie eine Gotteslästerung erschien. Und die Nichtpreußen dachten kaum geringer von ihm; er war die Bewunderung von ganz Europa, das Muster, wenn auch zugleich der Schrecken, seiner Feinde; in den benachbarten deutschen Ländern hieß er vorzugsweise „der König.“**) Wohl wenige unter den Fremden, die nach Berlin kamen, fanden es, wie Georg Forster that, unbegreiflich, daß hier „alles bis auf die gescheitesten, einsichtsvollsten Leute den König wie närrisch anbete“, oder meinten, wie Wieland in Weimar: „Friedrich ist ein großer Mann, aber vor dem Glück unter seinem Stock zu leben bewahre uns der Himmel!“ Denn allerdings war der preußische Staat eine Despotie, wenn auch die beste; aber die anderen deutschen und festländischen Monarchieen waren allesamt eben auch Despotieen und keineswegs die besten. Und wenn man aus den schönen Worten, die Friedrich kurz vor seinem Tode geäußert haben soll: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen“, eine Anklage gegen ihn selbst hat machen wollen, so war das eine Ungerechtigkeit. Friedrich hat den Sklavensinn, der in dem deutschen Unterthan steckte, nicht geschaffen, er fand ihn vor als einen Grund-

*) [illegible] S. II. 5. (Einleitung).

**) [illegible] Riesbeck, Briefe eines Franzosen über Deutschland. 1783. II. 129. — S. auch [illegible] Friedrichs durch den schwedischen Gesandten Karl v. Karisien, mitget. von [illegible] Zürich 1859 II S. 265 f.

pfeiler des absoluten Staates. Hätte er den Staat umstürzen und mit einem unmündigen Volke die Gewalt teilen sollen, die niemand so gut zu gebrauchen verstand wie er? Ein so thörichter Gedanke lag eben sowenig in den Bedürfnissen der Zeit, die vielmehr einen aufgeklärten und edlen Despotismus verlangte, wie in den Neigungen des Philosophen von Sanssouci. Aber indem Friedrich die Unwissenheit und die Vorurteile bekämpfte, die Köpfe aufklärte und die Geister regsamer machte, hatte er das seinige dazu gethan, die Dummheit der Völker zu brechen, welche die stärkste Stütze ihrer Knechtschaft ist. Der Instinkt des Volkes selbst, welches den alten Fritz mit seinem Krückstock zu seiner Lieblingsfigur gemacht hat, irrt nicht.

Auch freute er sich über die Liebe, mit der das Volk an ihm hing; er sah in ihr und nicht in sklavischer Unterwürfigkeit den Hort der Monarchie. In diesem Sinne äußerte er sich einmal — es war wenige Monate vor seinem Tode — zu seinem jungen Großneffen, dem späteren Könige Friedrich Wilhelm III., indem er auf den Obelisken vor dem Thore des Parkes zu Sanssouci deutete: „Sieh ihn an, schlank aufstrebend und hoch und doch fest in Sturm und Ungewitter. Die Pyramide spricht zu dir: Meine Stärke ist meine Geradheit! Die höchste Spitze krönt das Ganze, aber sie wird getragen von allem, was unter ihr ist, besonders vom Fundament. Das Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es dich liebe und dir vertraue, dann allein kannst du stark und glücklich sein." Wenn irgend einer, so ist Friedrich der Große ein rechter Volkskönig gewesen.

Ein Augenzeuge,*) der ihn (am 21. Mai 1785) in Berlin sah, erzählt: „Der König kam von einer Revue durch das Hallesche Thor. Er ritt auf einem großen, weißen Pferde. Er trug die einfache blaue Montierung mit roten Aufschlägen, Kragen und goldenem Achselband, alt und bestaubt, die gelbe Weste voll Tabak; dazu hatte er schwarze Sammethosen und einen alten, dreieckigen Montierungshut auf, mit der Spitze nach vorn. Hinter ihm waren eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondeel (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmsstraße waren gedrückt voll von Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Durch das ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der Berliner Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Bei dem Palais der Prinzessin Amalie (die er zu besuchen kam) war die Menge noch dichter, der Vorhof gedrängt voll, doch in der Mitte, ohne Anwesenheit irgend einer Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine

*) v. d. Marwitz, Nachlaß, Berlin 1852, I. 18 ff.

Begleiter. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügelthüren gingen auf, und die alte, lahme Prinzessin, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen herab, ihm entgegen. Sowie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut, umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe hinauf. Die Flügelthüren gingen zu, alles war verschwunden, und noch stand die Menge entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging. Und doch war nichts geschehen; keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, kein Trommeln und Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereignis. Nein, nur ein dreiundsiebzigjähriger Mann, schlicht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit 45 Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte. Jedermann sah auch die Früchte *seiner* Arbeiten, nah und fern, rund um sich her, und wenn man auf ihn blickte, so regten sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz alle edleren Gefühle des Menschen."

Dieses treue Leben lief nun ab. Schon seit Jahren peinigte ihn die Gicht, im Frühling 1786 bildete sich bei ihm die Wassersucht aus; er konnte nicht mehr liegen, mußte Tag und Nacht sitzend auf dem Stuhl zubringen, er litt unendlich, aber ohne Klage und ohne die Regierungsgeschäfte im geringsten zu unterbrechen. Die Kabinettsräte, die sonst erst um 6 Uhr morgens erschienen, wurden jetzt vielmehr schon um 4 Uhr gerufen. „Mein Zustand," sagte er ihnen, „nötigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen; sie gehört nicht mir, sondern dem Staate." Noch am 15. August, der Krankheit fast schon erlegen, besorgte er seine Regierungsgeschäfte; am folgenden Tage schritt die Auflösung näher; in der Nacht darauf 2 Uhr 20 Minuten früh, Donnerstag am 17. August 1786 brach sein Auge auf immer.

Erschütternd ging die Trauerkunde vom Tode des größten Fürsten durch die Welt. „Wann wird wieder ein so großer König das Zepter führen?" sprach sein Feind, Fürst Kaunitz in Wien. — Damals wurde von den Astronomen ein neuer Stern entdeckt; mit Begeisterung nahmen ihn alle Akademieen als „Friedrichs Ehre" in ihre Karten auf. Wenn am Himmel ein Stern vergeht, so glänzt sein Licht noch lange in die weiten Fernen; so war es auch mit Friedrich. Er war längst tot, als entlegene Völker ihn noch zu den Wundern der Erde rechneten. Im Jahre 1787 reiste Goethe in Sicilien; aus Caltanisetta berichtet er: „Wir mußten von Friedrich II. erzählen, und die Teilnahme der Einwohner an diesem großen König war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unsern Wirten verhaßt zu werden."

Friedrich hatte gewünscht, im Garten zu Sanssouci neben seinen getreuen Hunden begraben zu werden; der Nachfolger erfüllte jedoch diesen Wunsch nicht, sondern ließ die Leiche in der Gruft der Garnisonkirche zu Potsdam beisetzen. Tausende eilten von nah und fern herbei, dem großen Toten das Geleit zu geben. Die Gedächtnisrede wurde im ganzen Lande über die Bibelstelle 1. Chronica 18, 8 gehalten: „Ich habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben." Er selbst aber durfte in seinem Testamente von sich sagen: „Seitdem ich zur Führung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsichten mich bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetze und Gerechtigkeit herrschen lassen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen und in die Armee jene Zucht gebracht, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europas den Vorrang erhalten hat." Er hätte hinzusetzen können: „Ich habe eine neue Kriegskunst begründet, indem ich zuerst die Waffen dem Gelände anpaßte, den Kreis der großen Kriegsunternehmungen erweiterte und zum Zweck des Feldzuges wieder die Zertrümmerung der feindlichen Armee machte, und eine neue Politik geschaffen, indem ich den Regenten für den ersten Diener des Staates erklärte." — Und was für ein Erbe hinterließ er! Ein Gebiet von fast 3600 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von $5^2/_3$ Millionen gegen 2200 Quadratmeilen und $2^1/_2$ Millionen Einwohner, die er vorgefunden; ein Heer von 200 000, welches bei seiner Thronbesteigung 83 000 gezählt; zu den alten Wohnstätten 800 neu angelegte Ortschaften; die Einkünfte waren von $7^1/_2$ auf 22 Millionen Thaler gehoben und der Staatsschatz mit 52 Millionen Thaler gefüllt: „der verhältnismäßig größte Barbestand, den Preußen bis auf den heutigen Tag besessen hat."*) Mehr als dies: Preußen war aus einer Mittelmacht eine Großmacht geworden, und glänzendster Kriegsruhm, starkes Selbstbewußtsein, kräftige Nationalität — diese Errungenschaften waren Güter, die ihm nie mehr konnten ganz verloren gehen, weil auch im Unglück die Erinnerung an Friedrich den Großen ein nie ruhender Sporn sein mußte, die erstiegenen Höhen der Ehre und Macht wieder zu gewinnen. — „Meine letzten Wünsche," so schließt Friedrichs Testament, „in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten verteidigte Staat sein! O möge Preußen in höchster Blüte bis an das Ende der Zeiten dauern!" —

*) A. Naudé, Der preußische Staatsschatz unter Friedrich Wilhelm II. und seine Erschöpfung, I. Teil, Forsch. z. br. u. pr. Gesch. 1892, V. S. 221.

Innere Zustände Preußens unter Friedrich dem Großen.

In einem partriarchalisch regierten Staate nehmen die Unterthanen rasch den Ton des Hofes an, am ersten die Bewohner der Hauptstadt; so geschah es auch in Preußen unter Friedrich II. Aber der Einfluß, der von seinem Hofe und seiner gewaltigen Persönlichkeit auf die Weise seines Volkes, zunächst der Berliner, ausging, wirkte nicht in jeder Hinsicht heilsam. Denn man ahmte auch das Bedenkliche nach, das sich neben dem vielen Guten und Großen in dem glänzenden Vorbilde fand, und übertrieb es ins Verwerfliche. Die Berliner waren von jeher aufgeweckteren Geistes als die anderen Preußen; sie hatten eine Meinung für sich und äußerten sie, wenn's ging. Weshalb schon Friedrich Wilhelm I., der kein Räsonnieren vertragen konnte, zu sagen pflegte: „Die Berliner taugen nichts". Als nun Friedrich II. ans Ruder kam mit seinem geistvollen Wesen, seinem ungebundenen Witz, da wurde es bald Mode, im Denken und Urteilen, im Reden und Schreiben das Kühne und Neue, Feine und Blendende dem schlicht Verständigen und Nüchternen vorzuziehen. Die geschmacklosen Scharteken und seichten Abhandlungen, die noch in den vierziger Jahren erschienen waren, verschwanden, aber sie machten vielfach nur leichtfertigen Schriften Platz; an Stelle der philiströsen, aber ehrbaren Rede trat oft nichts als ein schlüpfriger Witz, der auch die ehrwürdigsten Dinge in den Kot zog. Freche Spötter hielten sich für Schöngeister, urteilten keck über alles und jedes ab. Eben diese Zügellosigkeit der Presse veranlaßte den König, sie durch Verordnung vom 14. April 1748 wieder zu beschränken, indem er den Druck anstößiger Aufsätze und Schmähschriften verbot; doch handhabte er die Censur so milde, daß nur das Ärgste fern gehalten wurde.

Die Anregung, die er dem Nationalgeiste gab, trug indes auch gesunde und edle Früchte. Es bildeten sich tüchtige Köpfe; es erschienen wertvolle gelehrte Arbeiten, namentlich im Gebiete der vaterländischen Geschichte: Beckmanns märkische Historien (1750), Dreyhaupts Beschreibung des Saalkreises, Lenz', Herzbergs, Gerckens diplomatische Quellenschriften, Buchholtz' Geschichte der Kurmark (1759), Paulis preußische Geschichte. Es erschienen seit 1750 sogar ästhetische Schriften: eine kritische Musikzeitung, die erste in Preußen, eine Litteraturzeitung von Ramler und Sulzer, das erste gute kritische Blatt dieser Art in Deutschland.

Einen besonders wichtigen Abschnitt in der Geschichte des geistigen Lebens machte dann der siebenjährige Krieg. Der Geschmack für das Lesen drang durch ihn erst tief in das Publikum. Namentlich der Berliner Bürger kümmerte sich angelegentlicher als je um Zeitungen und Flugschriften; man wollte immer das Neueste vom Kriegsschauplatz wissen, man interessierte sich für die öffentlichen Angelegenheiten ebenso sehr als für die eigenen. Damals entstanden denn auch in Berlin die „politischen Kannegießer, die im dortigen Lustgarten das Schicksal der Staaten und Nationen im voraus entschieden, Blut wie Wasserströme vergossen und im Sande ungeheure Pläne, Lager und Entwürfe

zu schrecklichen Belagerungen zeichneten." Indessen die Neugier weckte doch auch eine edle Wißbegierde, und die Teilnahme an den wechselvollen Schicksalen des großen Königs pflanzte in das Volk den ersten Keim zum Staatsbürgertum. Geschichtliche, geographische, politische Kenntnisse stiegen im Wert, und der Buchhandel hob sich ungemein. Die Lust zu lesen erhielt sich auch, als der merkwürdige Krieg beendet war; sie artete sogar allmählich fast zur Sucht aus. Der Aufschwung, den die deutsche Litteratur damals überhaupt nahm, förderte natürlich diesen Trieb. Belesenheit wurde in Kreisen ein Lob, wo man vordem nur von Dingen des Haushalts geredet. Bald nahm auch das weibliche Geschlecht daran teil; es gab selbst eine Dichterin, die Schuhmacherfrau Anna Luise Karsch*), die in Berlin nicht wenig Aufsehen erregte. Sogar Mägde und Bediente fingen an zu lesen; allerorten entstanden Leihbibliotheken, die stark benutzt wurden, sowie eine Unzahl von litterarischen Zeitschriften und Lesegesellschaften. Neben dem Guten und Schönen, was heraus floß, zeigte sich freilich auch manche üble Folge; es gab jetzt viel mehr Wissen im Volke, aber dieses Wissen war doch zum größten Teil oberflächlich und unverdaut.

Ein ähnlicher Umschwung erfolgte im Schulwesen; man trieb nicht mehr so pedantisch und einseitig die alten Sprachen, man führte neben den toten auch die lebenden ein und neben den Sprachen die Realien; aber ehe man die rechte Mitte fand, verging immerhin einige Zeit, und inzwischen brachte man es nur zu einer ungründlichen Vielwisserei.

Im ganzen jedoch war der Fortschritt sehr bedeutend. Viel trug zur Klärung der Köpfe, zur Veredelung des Geschmacks die „Allgemeine deutsche Bibliothek" bei, eine kritische Zeitschrift, welche, seit 1765 in Berlin von dem Buchhändler Nikolai herausgegeben, das Publikum über gute und schlechte Erzeugnisse der deutschen Litteratur belehrte. Sie war die Fortsetzung der berühmten „Litteraturbriefe", die, in den Jahren 1759 bis 1765 bei Nikolai in Berlin herausgekommen hier zuerst ein kritisches Tribunal errichteten. Der vorzüglichste Mitarbeiter an denselben war anfangs Lessing, der Schöpfer der wissenschaftlichen Kritik und der Erneuerer der deutschen Prosa, in beiden Richtungen ein bahnbrechendes Genie; durch Anteilnahme an jener Zeitschrift und durch öfteren, längeren Aufenthalt in Preußen damals dem preußischen Kreise angehörig. Auch ist die Perle der Lessing'schen Dichtung, das Lustspiel „Minna von Barnhelm", welches er 1763 in Breslau verfaßte, diese edelste poetische Frucht des siebenjährigen Krieges, ein wahrhaftes preußisches Nationaldrama. Berlin war nun einer der Hauptbrennpunkte aller geistigen, namentlich aber der ästhetisch-litterarischen Bestrebungen; es zog als große Stadt und als Hauptstadt des gefeiertsten Königs eine Menge fremder Talente an, die sich freilich auf die Länge hier selten heimisch fühlten, weil es ihnen an Aufmunterung von oben fehlte. Die deutsche Muse ging unbelohnt und „ungeehrt von des großen Friedrichs Throne", obwohl sie ihm doch nicht bloß in der barocken Gestalt der Karsch näher getreten war. Dafür wurde die deutsche

*) Geboren 1722 auf dem Meierhof Hammer bei Schwiebus, gestorben 1791 in Berlin.

Muse aber auch keine Hofmuse; sie bewahrte sich ihre edle Selbständigkeit; an dem kleinen Fürsten, der ihr in Weimar einen freien, schönen Sitz bereitete, fand sie einen Freund und Pfleger, der seine Bedeutung nicht sich, sondern ihr verdankte.

Es war doch ein sehr ansehnliches Kontingent, das Preußen zu dem Heere deutscher Geister stellte, welches damals in der Wissenschaft und in der schönen Litteratur so reiche Lorbeern errang. Unter den sechs Dichterfürsten, welche als die Heroen deutscher Schriftverfassung gelten, waren zwei geborene Preußen: der erhabene Dichter der Oden und des Messias Friedrich Gottlieb Klopstock (geboren 1724 in Quedlinburg), der zuerst im deutschen Schrifttum die drei Hauptelemente unserer Gesittung, den deutschen Geist, das christliche Gefühl und den antik-klassischen Formensinn, zu einem schönen, harmonischen Ganzen verschmolz, und der Entdecker der reichsten Quellen der Poesie Johann Gottfried Herder (geboren 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen). Um die Ästhetik erwarb sich Johann Winckelmann (geboren 1717 zu Stendal) als Erklärer der antiken Schönheitsmuster und Begründer der Kunstgeschichte kaum geringere Verdienste. Diese Männer blühten und wirkten freilich nicht in der Heimat. Eigentlich preußische Dichter waren Ewald von Kleist (geboren 1715 zu Zeblin in Pommern) und Gleim, der Sänger der „Lieder eines preußischen Grenadiers". Gleim (geboren zu Ermsleben bei Aschersleben 1719, gestorben zu Halberstadt 1803) machte sich auch als Gönner der Kunst, durch Unterstützung jüngerer Schriftsteller, verdient; er bildete in Halberstadt den Mittelpunkt eines poetischen Freundschaftsbundes, zu welchem auch Ramler in Berlin (ein geborener Kolberger) gehörte. Eigentümlich in seiner Art war der Humoristiker Theodor von Hippel aus Gerdauen in Ostpreußen. Würdig reiht sich diesen deutschen Dichtern ein littauischer an, Christian Donaleitis (geboren 1714 zu Lasdinelen bei Gumbinnen, gestorben 1780 zu Tolmingkemen), der Dichter des „Jahres," des einzigen in littauischer Sprache geschriebenen Kunstepos. — Zahlreicher als die Poeten waren in Preußen die wissenschaftlichen Größen: in der Theologie Spalding in Berlin, berühmt als lichtvoller Kanzelredner, die Rationalisten Semler in Halle und Teller in Berlin, welche die Bibel in einer freisinnigen Weise erklärten und auf den Geist, auf die Sittenlehre des Christentums das Hauptgewicht legten; ferner jener geistvolle Mystiker Hamann (geboren 1730 zu Königsberg, gestorben 1788 zu Münster, den man den Magus des Nordens genannt hat; in der Rechtsgelehrsamkeit Cocceji, dann Carmer und Svarez; in der Anatomie Lieberkühn; in der Chemie Marggraf, der Entdecker des Rübenzuckers, ferner Pott, Wilhelm von Kleist, Rose; in der Mathematik Euler, Lambert, Lagrange; in der Naturgeschichte Reinhold Forster, der Weltumsegler; in der Kriegskunst der König selbst, Stille, Gaudi, Tempelhof, Struensee; in der Statistik, Geschichte und Topographie Büsching, Zimmermann, Dohm; in der Pädagogik Hecker, Meierotto, Rochow, der große hallesche Philologe F. A. Wolf und viele andere, deren Namen und Bestrebungen man in Deninas „gelehrtem Preußen"*)

*) La Prusse littéraire sous Frédéric II par l'abbé Denina, 3 T. Berlin 1790, 91

findet. Endlich die Philosophen Garve, Engel, der Philosoph für die Welt, und der Jude Moses Mendelssohn, den seine Glaubensgenossen als einen Reformator ihrer Bildung feiern.

Aber unendlich größer als diese in ihrer Art bedeutenden Männer ist der eine Preuße, auf dessen Schultern die ganze deutsche Philosophie steht, und dem sie es vornehmlich zu danken hat, daß sie der Forschung aller andern Nationen voraus ist: der Königsberger Immanuel Kant. Er gehört auch ganz und gar seinem Vaterlande an, in welchem er am 22. April 1724 geboren war; er kam kaum je über das Weichbild seiner Vaterstadt hinaus, wo er auch (am 12. Februar 1804) starb. Die Denker Englands und Frankreichs hatten es in der Weltweisheit nicht weiter als bis zum Zweifel gebracht; in Deutschland war die Philosophie gar nur in methodischem Geschwätz und in spitzfindiger Dialektik beschlossen. Kant, seit 1750 Professor in Königsberg, deckte das Ungründliche und Unwissenschaftliche in der deutschen, das Unbefriedigende in der ausländischen Philosophie auf, klärte die Erkenntnis und berichtigte ihre Weise. Denn indem er die Denkkraft in allen ihren Gründen und Äußerungen einer scharfen und erschöpfenden Prüfung unterwarf und an die Stelle einer falschen die wahre Logik setzte, stellte er den Boden fest, von dem aus man bestimmte Erkenntnisse finden könne. Sodann sonderte er in der Metaphysik scharf und genau die Gebiete des Glaubens und des Wissens von einander, womit er der Theologie ebenso sehr nützte wie der Philosophie, und lehrte auch die anderen Wissenschaften in echt wissenschaftlicher Weise behandeln, namentlich die Ästhetik, die Moral, die Naturlehre. Die Hauptwerke, in denen er seine kritische Philosophie veröffentlichte, sind die „Kritik der reinen Vernunft“ (1781), die „Kritik der praktischen Vernunft“ und die „Kritik der Urteilskraft“ (1790). Es war eine ungeheure Umwälzung, die Kant durch seine kühne und sichere Methode in der gesamten Wissenschaft hervorbrachte. Sie war nicht minder groß und folgenreich als einst in der Naturkunde die That seines Landsmannes Kopernikus.

Während die Wissenschaften in Preußen schön erblühten, gedieh die Kunst nur langsam. Zwar Berlin, wie es der Mittelpunkt der Aufklärung war, zeichnete sich auch durch gar manches aus, was das Leben schmückt, besonders durch viele schöne Werke der bildenden Kunst, aber bei weitem die meisten derselben rührten von ausländischen Meistern her. Die einzigen wahren Künstler unter den einheimischen waren der Maler Antoine Pesne*), der 1757 starb, und der Kupferstecher Daniel Chodowiecky, der „preußische Hogarth“ (geboren 1726 zu Danzig, gestorben 1801 zu Berlin). Besser stand es um die Tonkunst. Eine ähnliche großartige Erhebung wie in der deutschen Litteratur fand damals in der deutschen Musik statt, und einer der namhaftesten Meister dieser Kunst wurde im Preußischen geboren, siedelte dann freilich ins Ausland

*) P. Seidel, Antoine Pesne, premier peintre de Frédéric le Grand, Gazette des beaux arts, Paris 1890. 1891.

über, nämlich Georg Friedrich Händel (geboren am 23. Februar 1685 zu Halle, gestorben 1759 zu London), wie sein größerer Zeitgenoß Sebastian Bach ein Schöpfer der erhabensten kirchlichen Tongedichte. Quanz, 1741 an Friedrichs Hof berufen und bis zu seinem Tode (1773) im Dienste des Königs, leistete Tüchtiges; doch konnte sich Berlin noch eines bedeutenderen Komponisten rühmen, des königlichen Kapellmeisters Graun, der seit 1742 hier seine anmutigen Opern schrieb. Lange haben diese sanften, schönen Graunschen Melodieen das Berliner Publikum entzückt; es wußte sie beinahe auswendig. Sie milderten den Sinn, läuterten den Geschmack; sie drangen auch tief ins Volk und wurden zu dessen Lieblingsweisen. 1754 führte Graun in der Domkirche zum erstenmal sein Meisterwerk, den „Tod Jesu", auf. Er starb am 8. August 1759 zu Berlin. Neben ihm wirkten Benda und Kirnberger, später (seit 1776) der Königsberger Reichardt als verdienstvolle Kapellmeister und Komponisten. Der König selbst, der ein so eifriger Liebhaber der Musik war und in den Konzerten bei Hofe oft mitwirkte, gab dieser Kunst Würde und Ansehen; er hielt auch auf einen reinen und edlen Geschmack, auf Natur und Empfindung, wie es denn bekannt ist, daß seine Hauptstärke auf der Flöte in den schmelzenden und rührenden Adagios beruhte, die er meisterhaft vortrug.*) Seine Lieblinge waren die Werke von Graun, Hasse, Händel, Bach. Daß ein so großer König die Musik mit solcher Vorliebe und Sachkenntnis behandelte, war der wirksamste Sporn für bedeutende Virtuosen, in seine Dienste zu treten; denn die Besoldung war bei Friedrichs Sparsamkeit nur gering. Dennoch machten sich auch sehr gesuchte Tonkünstler eine Ehre daraus, ihm anzugehören, und seine Kapelle und Oper war immer vortrefflich besetzt. Sängerinnen, wie die Astroa und Mara, Sänger, wie Salimbeni und Porporino, bezauberten damals das Berliner Publikum. „Kunstreisen" zum Nebenerwerb waren unter der Würde dieser Kunstler, so schlecht sie auch im Vergleich zu anderen Höfen bezahlt wurden; Porporino wies eine solche Aufforderung, als man sie ihm einmal machte, stolz zurück: „Meine Stimme gehört nur Gott und dem Könige." Dies änderte sich erst in den letzten Jahren Friedrichs des Großen, als er vom Alter gehindert wurde, sich thätig an der Musik zu beteiligen; erst dann riß allmählich eine wenig würdevolle Behandlung der Musik ein. Das Beispiel des Hofes erweckte den Sinn für musikalische Unterhaltungen auch im Publikum; es wurde in Berlin unter den vornehmen Leuten Mode, sich zu den Liebhaberkonzerten und musikalischen Assembleen, Aufführungen, welche seit 1740 von den königlichen Tonkünstlern veranstaltet wurden, herbeizudrängen; 1749 entstand hier sogar eine „musikübende Gesellschaft" von Offizieren, Edelleuten und Beamten, deren Zweck war, sich durch Ausübung der Tonkunst gemeinschaftlich zu vergnügen. Mit dem Aufschwung der deutschen Litteratur kam auch das deutsche Schauspiel empor, und wie die Tüchtigkeit der Darsteller und des

*) Vgl. G. Thouret, Friedr. d. Gr. Verhältnis zur Musik. Wissensch. Beil. z. Jahresb. d. Neustädt. Gymn. zu Berlin, 1895.

Dargestellten zunahm, so wuchs bei dem Publikum das Interesse. Seit 1771 gab es zu Berlin eine bleibende deutsche Bühne. Auch sonst drang die Kunst mehr und mehr ins Leben der Menge ein; man fand Gefallen an jeder Art von Zierrat; namentlich die Emailmalerei kam in Mode. Doch waren fast alle bildenden Künstler nichts weiter als Handwerker, und was sie lieferten, war höchstens Mittelgut. Nur die Bronzeindustrie wurde damals zu einer ganz einzigartigen Mannigfaltigkeit und Vollendung gebracht durch den Schweizer Johann Melchior Kambly, der ausgezeichnete Bronzearbeiten, namentlich für das Potsdamer Stadtschloß und für Sanssouci anfertigte.*)

Regelmäßige Straßen, schöne große Plätze, zahlreiche Prachtgebäude machten die Hauptstadt Friedrichs des Großen zu einer der schönsten Städte in Europa. Ein großes Verdienst erwarb sich hier wie in Potsdam einer von des Königs Baumeistern, der talentvolle und charakterfeste Karl v. Gontard.**) Der große Fremdenverkehr, die Zunahme der einheimischen Bevölkerung (150 000 Seelen im Jahre 1786 gegen 98 000 im Jahre 1740) und die Umwandlung in eine Fabrikstadt, die damals stattfand, machten Berlin auch zu einer der lebhaftesten Städte der Erde. Der Charakter der Bewohner hatte sich ebenso sehr verändert, aber nicht zu seinem Vorteil. Berlin war die französierteste Stadt in Deutschland. An Stelle der bärenhaften, biederen, altdeutschen Sitten aus Friedrich Wilhelms I. Zeit trat ein schimmernder ausländischer Firnis, der sehr oft eine tiefe Verderbtheit umhüllte. Die heitere Lebensfreude, die seit 1740 einzog, artete rasch in üppige Genußsucht, die Aufklärung in zügellose Freigeisterei aus, und die Ungründlichkeit im Denken und Reden ging Hand in Hand mit der Grundsatzlosigkeit im Handeln.

Zuerst entarteten die höheren Stände. Sie gaben sich ganz der Ausländerei hin, die der Hof trieb. Wer nicht französisch sprechen oder radebrechen konnte, war nicht hoffähig, konnte sich bald auch in weniger vornehmen Kreisen nicht sehen lassen. Mit der Sprache äffte man die Denkart, die Moden und Manieren, dann die Laster der Pariser nach; auch das Unsittlichste galt als elegant, wenn es französisch war. Nach und nach wirkte das Beispiel der Vornehmen auf die Geringeren; immer allgemeiner verdrängten fremde Weisen die altväterische Art. Man wurde gewandter und beweglicher, aber auch leichtfertiger und seichter. Da es Mode war, selbst das Ehrwürdigste und Heiligste zu bewitzeln, so verlor sich die religiöse Gesinnung und dann die Moralität.

Man erlag um so leichter der Versuchung, weil der äußere Wohlstand wuchs. Die materiellen Mittel vermehrten sich hier sogar im siebenjährigen Kriege; während die Provinzen schwer durch ihn litten, floß der Hauptstadt gerade in dieser Zeit viel Geld zu. Ein sehr beträchtlicher Teil der Kriegs-

*) P. Seidel, Die Metallbildhauer Friedr. d. Gr., Jahrb. der kgl. preuß. Kunstsammlungen, Bd. 16, Berlin 1895.

**) (Max) Schmid, Friedrich d. Gr. als Bauherr, Festrede ꝛc., Aachen 1894. — Vgl. P. Walle, Leben u. Wirken Karl v. Gontards, Berlin 1891.

bedürfnisse ward aus Berlin bezogen; hier waren die Werkstätten, die Fabriken in rastloser Thätigkeit, Uniformen, Wagen u. dgl. zu verfertigen; hier wurden fortwährend Naturallieferungen und Wechselgeschäfte für das Heer besorgt. Es bildete sich ein zahlreicher Stand von Bankiers. Besonders nahm die Judenschaft an Zahl und Wohlstand zu, sehr wider den Willen des Königs, der ihre Vermehrung vergebens durch allerlei beschränkende Verordnungen zu hemmen bemüht war. Auch gar viele andere Leute wurden schnell reich. Der leichte Gewinnst aber verführte zur Üppigkeit, und nachdem man die Annehmlichkeiten des Luxus kennen gelernt, wollte man ihnen auch dann nicht entsagen, wenn die Mittel versiegten. Die Genußsucht mit der Freigeisterei im Bunde erzeugte vielmehr eine Denkungsart, bei der zur stärksten Triebfeder alles Handelns das Geld wurde. Schwere Verbrechen kamen freilich in Berlin selten vor; solche wurden in Preußen überhaupt nicht gerade häufig begangen. Denn obgleich der König Todesurteile selten milderte, und das Strafgesetz damals härter war als heute, so wurden doch bei einer Bevölkerung von mehr als fünf Millionen jährlich im Durchschnitt nur 14 Hinrichtungen vollstreckt. Aber die kleineren Fehltritte mehrten sich in Berlin auffallend; es wurde weniger gemordet als ehedem, aber mehr betrogen.

Vielleicht die schlimmste Veränderung trat im Familienleben ein. Zuerst fand das weibliche Geschlecht an dem modischen Wesen in Kleidung und Lebensart Gefallen. Es vergeudete Zeit und Geld in Putz- und Musiksucht; ernste Häuslichkeit, Arbeitsamkeit und jungfräuliche Zucht kamen in Abnahme. Die Männer trieben andern Aufwand; sie suchten in Weinschenken, welche massenhaft entstanden, im Prassen und Spielen ihr Vergnügen. Verschwendung und Unordentlichkeit auf beiden Seiten; so wurden viele Ehen unglücklich. Einen übeln Einfluß hatte in dieser Beziehung auch das Junggesellenleben des Königs. Man sah, Friedrich schätzte für seine Person die Ehe und das häusliche Glück nicht, da er ja von seiner Gemahlin getrennt lebte. Um so mehr machte sich in Berlin und anderwärts in Preußen jener Wachtstubenton breit, der die Würde der Frauen nicht kennt. Auch der Thronfolger, des Königs Neffe Kronprinz Friedrich Wilhelm, gab in seinem ehelichen Leben ein schlechtes Beispiel. Von seiner ersten Frau, einer Prinzessin Elisabeth von Braunschweig, war er geschieden; neben der zweiten, Prinzeß Friederike von Hessen-Darmstadt, die ihm fünf Kinder geboren, hielt er sich Gunstdamen. Der König mit seiner Weiberfeindschaft, der Kronprinz mit seinen Liebschaften waren für den Berliner Ehemann üble Vorbilder. Die große Leichtigkeit, Ehen zu scheiden und wieder zu knüpfen, untergrub ebenfalls die Stellung der Hausfrau; dazu der Mangel an Gottesfurcht und die Zügellosigkeit im Denken: so kam es, daß die echten Früchte der Ehe ganz allgemein verletzt oder doch mißachtet wurden. Verführung und Ehebruch waren an der Tagesordnung. Es war in jener Zeit, daß in Berlin die Matressen und Rebsweiber, die Cicisbeos und Galane entstanden, die man sonst hier fast nur dem Namen nach gekannt hatte. Außerdem mehrte sich die Zahl der feilen Dirnen in erschrecklicher Menge, und zwar

hauptsächlich durch die Umwandlung der Residenz in eine Fabrikstadt. Es stellte sich eine sehr zahlreiche Fabrikbevölkerung ein mit allem dem sittlichen und leiblichen Elend, welches überall deren Begleitung zu sein pflegt. Die Fabrikherren äußerten wohl selber, sie könnten darum ihre Ware so billig stellen, weil die Arbeiterinnen nur einen sehr geringen Lohn erhielten, aber dabei beständen, da sie das Fehlende abends reichlich als Dienerinnen der Wollust erwürben.

Mit Trauer und Zorn sahen die alten „Friedrich-Wilhelms-Männer", deren Reihen immer dünner wurden, wie die Zucht und Sitte der Väter verschwand, wie die Hetzjagd nach Geld und Genuß alles hinriß, wie die Beispiele von Betrügereien und Veruntreuungen, von Schuldenmachen und Bankerotten, von Ausschweifungen aller Art sich rings um sie von Jahr zu Jahr vermehrten. Die ebenso große Zunahme der Verfeinerung des Schönheitssinnes und der Bequemlichkeit schien dagegen doch ein zweifelhafter Gewinn. Welch ein Unterschied schon im Äußeren gegen die gute alte Zeit! War man sonst zufrieden mit dem wohlfeilen und gesunden Bernauer, Ruppiner oder Stadtbier und ergötzte sich, wenn es hoch kam, an einem guten Glase Frankenwein, Sekt, Picardan oder Klaret, so verlangte der verwöhnte Gaumen jetzt nach Rheinwein, Champagner, Burgunder. Das Bier mußte den ausländischen Getränken weichen, es wurde schlecht, und der gemeine Mann griff daher lieber zum Branntwein, dessen schädlicher Genuß nun immer mehr aufkam. Auch in den Wohnungen zeigte sich der Luxus. Es ward Bedürfnis, fast zu jeder Verrichtung besondere Örter im Hause zu haben; man verlangte immer bequemere, weitläufigere Wohnungen; sie sollten auch eleganter sein. Dadurch stiegen die Mieten unverhältnismäßig; die Klagen über ihre Teuerung und über den Häuserschwindel wurden schon damals laut, wenn auch die Wohnverhältnisse anders lagen, da die Häuser kleiner, aber verhältnismäßig zahlreicher waren als heute, nämlich 1789 für 150 000 Einwohner 6600, 1889 für $1^1/_2$ Millionen 20 000. Selbst in den Zeiten der Dinge wurde geneuert; sonst hatte man um 12 Uhr zu Mittag gegessen, jetzt aß man um 1, ja um 2 Uhr. Auch das alte dauerhafte Hausgerät mußte weichen; es machte modernen Möbeln Platz, die alle zehn Jahre wieder von einer neuen Mode verdrängt wurden. Besonderen Anstoß erregten den Anhängern des Alten die neuen Kleidertrachten. Dem Beispiele des Hofes folgend, erschienen nun die vornehmen Frauen und Mädchen in ungeheuren Reifröcken und den anderen Erfordernissen der Pariser Etikette. Nach dem siebenjährigen Kriege fand die fremde Tracht der Hofdamen und der Schauspielerinnen aber auch im Bürgerstande Nachahmung. Da sah man die Berlinerinnen mit entblößten Brüsten, in knappen Korsetten, engen Schuhen, theatralischen Frisuren, geschminkt und mit Schönheitspflästerchen beklebt. Ähnliche Veränderungen gingen in dem Aufzuge der Männer vor. Statt der steifen Zöpfe trug man nun nach Franzosenart große Haarbeutel, auf dem gepuderten Haupte ein kleines, dreieckiges, mit Tressen besetztes Hütchen, nach Soldatenmanier keck rechtshin ins Auge gedrückt. Der Adel trug darauf

eine weiße Feder, der Bürgerstand eine schwarze. Der Rock war von kurzer Taille, mit langen Schößen, breiten Ärmeln, großen Knöpfen und je nach dem Geschmacke des Einzelnen von heller, heiterer Farbe, pfirsichblüten, feuerrot, blau, gelb oder weiß, auch wohl bestickt und betreßt. Eine kostbare Pariser Weste galt als unerläßlich für einen modisch gekleideten Mann; desgleichen recht feine Leibwäsche; dazu ein kleiner Galanteriedegen mit einer farbigen Schleife; seidenes Taschentuch; in der Rechten ein Mignonstöckchen mit Bernsteinknopf — so sah ein Berliner Stutzer jener Zeit aus.

Noch bis zum siebenjährigen Kriege bestand in der Kleidung und Lebensweise der Berliner ein scharfer Standesunterschied. Alle adligen Männer trugen Degen und dreieckige Hüte mit weißen Straußenfedern, und namentlich diese Federn und bei Maskenfesten rosa Domino waren ausschließliches Vorrecht des Adels. Durch den Krieg aber änderte sich die Vermögenslage der verschiedenen Stände so bedeutend, daß dies auf ihre Lebensweise nicht ohne großen Einfluß bleiben konnte. Dem Kaufmann, Fabrikanten und Handwerker strömte ein reicher und schneller Erwerb zu, während der Sold des Beamten durch die Entwertung des Papiergeldes, in welchem derselbe gezahlt wurde, und das Gut des Edelmanns durch die Verheerung des Krieges sehr beträchtlichen Abbruch erlitt. Die vornehmeren Klassen mußten sich daher aufs äußerste einschränken; der Bürger dagegen machte großen Aufwand; und da Handel und Wandel sich nach dem Frieden im ganzen noch viel mehr hoben, so behielt der wohlhabende Mittelstand seine luxuriösere Lebensweise bei. Es galt nun nicht mehr für unschicklich, wenn ein Kaufmann oder Handwerker den Aufwand eines Gelehrten, Beamten oder Adligen trieb; vielmehr suchte ein jeder dem andern es im Luxus zuvorzuthun. Der Flitterstaat, der Prunk überhaupt, nahm überhand. Reichte das Geld nicht hin, so war Kredit da. Selbst das Gesinde erhöhte seine Ansprüche an das Leben; es wurde schwer, im Äußern Herrn und Diener, Frau und Magd zu unterscheiden; und die Mittel verschafften sich die Kleinen auf ebenso leichtsinnige Weise wie die Großen.

Da seufzten wohl manchmal die wenigen Anhänger des Alten, die Zeitgenossen und Zöglinge des ehrlichen, schlichten Friedrich Wilhelm, über die Verderbtheit des neuen Geschlechtes. Die Söhne waren Stutzer, Spieler, Säufer, Wollüstlinge und Windbeutel geworden, die Töchter aber schlechte Hauswirtinnen und Modenärrinnen oder noch etwas Schlimmeres. Der Schwarm von Fremden, die aus allen Himmelsgegenden hier zusammenkamen, verwischte die noch übrigen schwachen Grundzüge des ehrwürdigen Charakters der alten Berliner, zumal durch die Verheiratungen mit den Landestöchtern, wodurch ein Mischmasch in den Generationen entstand, der buntscheckig und lustig genug war.[1])

Auch Friedrich der Große bemerkte mit Kummer, wie anders es jetzt um

[1]) Nicolai, Berlin, V. 2. 311.

seine Berliner stand. Er hatte das Franzosentum in Mode gebracht, bis er den üblen Folgen zuletzt selbst nicht mehr Einhalt thun konnte. Er äußerte einmal in seinen alten Tagen: „er würde einen Finger drum geben, wenn die Berliner wieder so sittenrein würden, wie sie es unter seinem Vater gewesen," und manchmal, wenn er zur Karnevalszeit im Berliner Schloß am Fenster stand und mißmütig die Gecken und Modenärrinnen draußen beobachtete, oder wenn er trotz aller Regie den Luxus immer wachsen sah, so hörte man ihn oft sagen: „die Berliner taugen nichts." Dasselbe hatte schon Friedrich Wilhelm I. gesagt, aber aus anderem Grunde, weil ihm die Berliner nicht willig genug zu parieren schienen. Diesen Fehler wenigstens hatte sein Sohn nicht zu rügen. Die Berliner verehrten ihn ja fast wie ein göttliches Wesen. Zuweilen ging die Ehrfurcht selbst bis ins Abgeschmackte. Als der König einst in Potsdam bei dem Kinde eines Offiziers Pate stand, sprach der Geistliche die Taufformel so: „Ich taufe dich im Namen Friedrichs des Großen." „Sei Er kein Narr!" herrschte ihn der König an, „taufe Er, wie Seines Amtes ist!" „Die Preußen," schrieb 1772 aus Berlin Lord Malmesbury, „glauben in ihrer Eitelkeit, ihre eigene Größe in der Größe ihres Monarchen zu erblicken. Ihre Unwissenheit und ihr Mangel an Grundsätzen erstickt in ihnen jeden Begriff von Freiheit, Selbstgefühl und Opposition."

Malmesbury beurteilt hier das ganze Volk nach der Hauptstadt; was die Unterthänigkeit anbetrifft, so hat er recht. Überall in preußischen Landen gehorchte man dem Könige mit gleicher Unbedingtheit. Sonst aber war in den Sitten und Gewohnheiten nicht allzuviel Übereinstimmung. Die Französierung und die Sittenlosigkeit drangen besonders in den entlegenen Provinzen bei weitem nicht so tief in das Volk; sie blieben mehr in den vornehmeren Klassen der Gesellschaft, im Kreise der Edelleute, Beamten und Offiziere. Die letzteren bildeten unbestritten den ersten Stand im Staate, dessen Größe ja wesentlich auf dem Heere beruhte. Sie gehörten übrigens dem Adel an und genossen schon darum große gesellschaftliche Vorrechte, die ihnen von den Bürgerlichen in der Regel auch bereitwillig zugestanden wurden. Denn noch war die öffentliche Meinung in Deutschland keineswegs so aufgeklärt, daß man den überlieferten Respekt vor adligen Namen und Titeln hätte abschütteln können. Der märkische und pommersche Adel war freilich wenig begütert, sein Besitztum oft nur der Degen; aber man wußte, daß er ihn unter dem großen Könige mit Heldenmut und Aufopferung geführt. Der Offizierstand war daher in der ersten Zeit nach dem siebenjährigen Kriege beim Volke keineswegs unbeliebt. Auch hielt der König ihn scharf im Zaume; er duldete keine Übergriffe. Ebenso wenig ließ er im Heere die Zerfahrenheit und Verweichlichung aufkommen, die ihm an dem neuen Geschlechte so sehr mißfiel, und als gutes Mittel, die alte Tüchtigkeit wiederherzustellen, erschien ihm die Dressur, durch die sein Vater ein so brauchbares Heer geschaffen hatte. Er sah daher streng darauf, daß in Kleidung und Haltung der Truppen, wie in ihren Bewegungen alles bis auf die geringste Kleinigkeit genau vorschriftsmäßig war, und da

seinem scharfen Blicke bei den jährlichen Musterungen nichts entging, eine mangelhafte Leistung einer Truppe aber sofort an dem Befehlshaber durch schimpfliches Fortjagen geahndet zu werden pflegte, so war der Dienst mühsam genug. Fortwährend wurde geputzt und exerziert, exerziert und geputzt; allerorten Militär — unter kaum sechs Millionen Menschen beinahe eine Viertelmillion Soldaten; — da mußte freilich dem italienischen Dichter Alfieri, der 1770 Berlin besuchte, die Hauptstadt wie eine große Kaserne und der ganze preußische Staat wie eine ungeheure, ununterbrochene Wachtstube vorkommen.

Vergleicht man die Berichte, welche fremde Besucher damals über den Charakter der Berliner entwarfen, so ist es interessant zu sehen, wie jeder etwas anderes zu tadeln weiß. Dem Engländer mißfällt der Mangel an Opposition gegen die unumschränkte Regierung, dem Italiener das uniforme soldatische Wesen; Hamann, der fromme Schwärmer nennt Berlin, weil es voller Freigeisterei, ein „Babel"; Georg Forster spricht von der „Prasserei, fast Gefräßigkeit" der Berliner (einer Untugend, die wohl meistens nur Großthuerei war); in einem stimmen sie alle überein, daß die Sittenlosigkeit hier groß sei. Ohne Zweifel erschien sie noch weit größer, als sie wirklich war, weil sie sich so breit machen durfte, weil kein Friedrich Wilhelm seinen Stock über sie schwang. Übrigens besaßen die Berliner von damals auch manche gar löbliche Eigenschaft: man rühmte an ihnen die Geschliffenheit, die Liebe zur Geselligkeit, die Freiheit im Umgange, den scharfen Blick auf die Gegenstände, welche sie umgaben, und besonders den Hang zum Mitleiden und zum Wohlthun. Es war ein leichtsinniges, frivoles Völkchen, aber gutherzig und nachsichtig gegen andere wie gegen sich selbst, duldsam gegen Andersgläubige, aufgeklärt und milde und voll reger Vaterlandsliebe; dabei rührig und voll Interesse für alles Bedeutende; nur mit Gauklern, Wundermännern, Kraftgenies und Schwärmern durfte man ihm nicht kommen; sie fanden hier selten ihre Rechnung; dazu war man in Berlin schon zu kritisch, wenn auch sonst hier der Wahlspruch galt: „Leben und leben lassen."

Einsichtsvolle Vaterlandsfreunde konnten freilich der übrigen Nation nur Glück dazu wünschen, daß sie zwar nicht so verfeinert wie die Leute in der Hauptstadt, aber auch nicht so entartet war; daß sie sich ein gutes Stück des alten Ernstes, der alten Ehrbarkeit bewahrt hatte; kurz, daß die Provinzen trotz des allgemeinen Preußentums, welches sie verband, und welches sich am bestimmtesten in der Verehrung des Königs ausdrückte, doch bei weitem nicht in dem Verhältnis zu Berlin standen, wie etwa Frankreich zu Paris, und daher ihre guten Eigentümlichkeiten trotz des Einflusses der Residenz im großen und ganzen festzuhalten vermochten.

Verfall der alten Monarchie.

Friedrich Wilhelm II.

Friedrich der Große hinterließ keine Kinder. Es folgte ihm daher auf dem Throne sein Neffe Friedrich Wilhelm, der Sohn des 1758 verstorbenen Prinzen Wilhelm.*) Das war freilich kein Mann, der die schwere Rolle eines Königs von Preußen würdig hätte weiter spielen können. Friedrich Wilhelm II. oder Wilhelm der Dicke, wie das Volk ihn nannte, war ein „seelenguter" Mann, ein aufrichtiger Menschenfreund, weichherzig und wohlwollend; auch eine stattliche Erscheinung von sechs Fuß Höhe; aber dieses weiche Herz wurde allzusehr von der Sinnlichkeit beherrscht, und in diesem großen Körper wohnten ein mittelmäßiger Verstand und ein schwacher Wille; so fiel er, unfähig sich selbst zu beherrschen, früh Günstlingen in die Hände, die das Edlere in ihm, die großherzigen Anregungen, denen seine Natur zugänglich war, einen gewissen ritterlichen Geist, der in ihm steckte, irre führten. Und da das Alter — er war bei seinem Regierungsantritt 42 Jahre alt (geboren am 25. September 1744) — sein Urteil nicht reifer gemacht hatte, so blieb er auch als König ein Werkzeug der Leute, welche die Schwächen dieses Gefühlsmenschen zu nutzen wußten. Schon als Kronprinz war er Ausschweifungen mit dem andern Geschlecht ergeben gewesen, und weder die Ehe noch die herzliche Zuneigung zu einer Jugendgeliebten, der schönen und gutartigen Friederike Enke (Tochter eines Kammermusikus), hatte ihn von diesem Fehler geheilt. Jetzt trat der Hang nach solchem Genuß noch ungescheuter hervor; eine Gunstdame löste die andere ab; nur das Verhältnis zur Enke, die er zum Schein mit seinem Kammerdiener Rietz verheiratet hatte und später zur Gräfin von Lichtenau erhob, blieb ein dauerndes, weil es sich auf wahre, gegenseitige Freundschaft gründete. Es wäre für ihn gut gewesen, wenn diese Schwäche keine andere Folge gehabt hätte als das Ärgernis, welches sie gab. Denn einigermaßen entschuldigten ihn die Sitten der Zeit, auch sah es in dieser Beziehung damals an andern Höfen noch bei weitem schlimmer aus, und vor allem, politischen Einfluß gewährte er den Frauen, bei denen er Zerstreuung suchte, niemals. Aber dadurch wirkte dieser Hang sehr schädlich, daß er viel dazu beitrug, den König geistig wie leiblich zu entnerven, ihn der ernsten Arbeit zu entfremden, ihn der Gegenwehr gegen die Stimmungen und Eingebungen des Augenblicks zu entwöhnen. Dazu gesellte sich nun eine andere Schwäche. Keinen lieberen Gefährten hat die Sinnlichkeit als den Mysticismus. So war es auch bei Friedrich Wilhelm. Das Romantische reizte ihn in jeder

*) Vgl. M. Th. Heigel, Deutsche Gesch. vom Tode Friedr. d. Gr. bis zur Auflösung des alten Reichs. I. Bd., Stuttgart 1899. Politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden 1783–1806, bearb. v. B. Erdmannsdörffer u. M. Obser, 4 Bde. (–1804), Heidelberg 1888/96.

Geſtalt; aber wenn es ſich mit dem Religiöſen verquickte, ſo war es für ihn unwiderſtehlich. Hier war er für ſchlaue Berechnung ein leichtes, bereites Opfer. Auch größere Geiſter, als er war, ließen ſich damals von jener Richtung der Zeit ergreifen, die an den Wundern des Mesmerismus, an den Seltſamkeiten Caglioſtros, an den Geheimlehren der Freimaurerlogen Gefallen fand.

So kam es, daß, während ſeine Sinne die Freude ſuchten, ſein Geiſt umnebelt, ſein Wille geleitet wurde von zwei Günſtlingen, deren Ränke nur um ſo gefährlicher waren, weil ſie ſich in den Mantel der Frömmigkeit hüllten. Der eine war der Major Rudolf von Biſchoffswerder*), ein Höfling von glatteſter Form, aber dabei ein feiner Intrigant, der die reizbare Phantaſie und die romantiſchen Anwandlungen des Königs mißbrauchte, um ihm durch die Vorſpiegelungen übermenſchlicher Vermögen zu imponieren. Geheimnisvoll, myſtiſch-feierlich trat er ihm in den Stunden entgegen, wo jener, vom Genuß ermüdet, nach Höherem verlangte, und enthüllte ihm die Myſterien eines Ordens, deſſen übernatürliche Weisheit ſo alt wie die Pyramiden Ägyptens ſei, des erhabenen Ordens der Gold- und Roſenkreuzer. Dieſer Orden war eine Art freimaureriſcher Brüderſchaft, die im Gegenſatz zu den freigeiſtigen Illuminaten in der Kirche die Strenggläubigkeit, im Staate den Abſolutismus und die Legitimität verfocht. Jeſuitiſch wie ſeine Zwecke waren auch ſeine Mittel und das wirkſamſte darunter war der Myſticismus. Dieſes Mittel machte ſich Biſchoffswerder zu nutze, nachdem er, damals noch Adjutant des Prinzen von Preußen, in den Orden eingetreten war und dann (1781) Friedrich Wilhelm ſelbſt zum Eintritt bewogen hatte. Wie er den Prinzen umgarnt hatte, ſo wußte er ihn auch, als er König war, in dem Netze feſtzuhalten. Auf ſeine Zauberbeſchwörung erſchienen die Geiſter, die Stimmen der Luft, die Bilder im Spiegel und bekräftigten das Wort des Meiſters. Wenn dann der tolle Spuk verſchwand, ſo nahm der ſchlaue Menſchenkenner wieder jene unergründliche Zurückhaltung an, die den König längſt hatte ahnen laſſen, daß er es hier mit einem tiefen und großen Geiſte zu thun habe. Geſichert wurde das ſo gewonnene Anſehen durch die Uneigennützigkeit, welche Biſchoffswerder zur Schau trug. Er vermied es, für ſich etwas zu erbitten oder ſichtbar ſeine Macht zu üben; es wurde ihm, was er wünſchte, von ſelbſt zu teil. Er verſtand ſich eben auf die Kunſt, nichts zu ſcheinen und viel zu ſein.

Dabei unterſtützte ihn aufs beſte der zweite Günſtling des Königs, der Geheimrat Chriſtoph Wöllner oder, wie er nun hieß, von Wöllner.**) Er war ein Menſch von noch größerer Gewandtheit und Schlauheit wie Biſchoffswerder; geiſtig begabter und kenntnisreicher, aber auch der durchtriebenſte Heuchler und ränkevollſte Selbſtling. Von Hauſe aus Theolog, hatte er nach

*) [illegible] 1741 in Thüringen und aus ſächſiſchem Dienſt 1778 in preußiſchen getreten.

**) [illegible] Landpfarrers, geboren 1732 zu Doberitz bei Spandau. Vgl. über ihn: [illegible] Geſchichte des preußiſchen Staatsweſens vom Tode Friedrichs d. Gr. bis [illegible] Kriegen. I. Leipzig 1880, S. 69 ff.

und nach die verschiedensten Masken getragen; erst Hauslehrer und Reisehofmeister eines jungen Edelmanns von Itzenplitz, dann dessen Schwager und nun, durch seine vornehme Frau gefördert, die Dorfpastorei mit Staatswissenschaften, die Provinz mit Berlin vertauschend, Domänenrat des Prinzen Heinrich, daneben eine Zeitlang sentimentaler und aufgeklärter Schriftsteller; darauf Mitglied, bald Seele des Rosenkreuzerordens, in welchem er mit Bischoffswerder und dem Prinzen von Preußen vertraut wurde. Jetzt verlegte er sich auf die Frömmelei; denn Friedrich Wilhelm fühlte das Bedürfnis, seine fleischlichen Sünden durch kirchliche Frommheit gut zu machen, und hier bot sich für Wöllner die beste Handhabe, auf den Prinzen Einfluß zu gewinnen. Schon als Ordenshaupt war er diesem ehrwürdig; es gelang ihm, gleichsam dessen geistlicher Rat und Beichtvater zu werden. Nach Friedrich Wilhelms Thronbesteigung kam auch er nun zu Macht; er wurde königlicher Geheimer Finanzrat und erhielt die Verwaltung der königlichen Dispositionskasse. Diese suchte er mit Erfolg aus einer Staatskasse umzuwandeln in eine Privatschatulle des Königs — wie es Hofstaatskasse und Schatulle schon waren —, indem er dem Monarchen vorstellte, daß die Überschüsse der Staatsverwaltung, die in die Dispositionskasse kamen, eigentlich Ersparnisse des Fürsten seien und daher von ihm für seine oder des Hofes Bedürfnisse verausgabt werden könnten. Hierdurch weit mehr als durch seine kirchliche und politische Stellungnahme machte er sich dem Könige angenehm und unentbehrlich und vermochte in der That, da er das Ohr des Königs hatte, in allen Sachen oft mehr als die Minister. Sein Ziel war, leitender Minister zu werden; und zwar nahm er für sich die Einwirkung auf die innere Politik in Aussicht, während Bischoffswerder mehr die äußere zu beeinflussen suchte. Die beiden Günstlinge und Ordensbrüder arbeiteten einander getreulich in die Hände, der eine als Hoftheosoph, der andere als Hoftheolog, beide die Häupter eines Schwarms von selbstsüchtigen Hofschranzen und Dunkelmännern; das waren jetzt die Räte und Diener des preußischen Königtums.*)

Dennoch empfing die gedankenlose Menge den neuen Herrscher, wie sie pflegt, mit Jubel; und die ersten beiden Jahre seiner Regierung schienen ihr Recht zu geben. Friedrich II. hatte die deutsche Sprache und Muse gering geschätzt und unbillig die französische bevorzugt. Friedrich Wilhelm II. schaffte hier erwünschte Wandlung; er setzte bei Hofe und in der höheren Gesellschaft das Deutsche wieder in sein Recht ein; die Höflinge, die so lange französisch parliert, mußten nun wieder der Muttersprache die Ehre geben. Er zeigte auch zu dem deutschen Geschmack das Vertrauen, das bisher auf dem Throne gefehlt hatte. Auf Antrag des Ministers von Heinitz stellte er die seit langen Jahren eingegangene Akademie der Künste wieder her. Er brachte bei Hofe ferner das deutsche Theater zu gebührender Geltung, errichtete in Berlin unter

*) Vgl. R. Koser, Aus d. ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm II., Forsch. 1891, IV. S. 593 ff.

königlicher Verwaltung ein deutsches Schauspiel und eine deutsche Oper. Der Tonkunst wie sein großer Oheim ergeben und sie auf dem Violoncell, wie jener auf der Flöte, selber trefflich übend, förderte er das Berliner Musikleben zu größerer Vielseitigkeit und höherem Aufschwung durch Begünstigung der von Mozart u. a. vertretenen neuen deutschen Musik, deren Sieg über das Fremde oder Veraltete er damit anbahnte.

Noch allgemeiner merkbar war eine andere Besserung des Bestehenden, durch welche der neue König die öffentliche Gunst, die ihm entgegen getragen wurde, zu verdienen suchte. Friedrichs des Großen Regiment war in mancher Beziehung hart gewesen; den Nachfolger trieb schon seine Herzensgüte wohlzuthun. Er hob die verhaßte französische Regie samt dem Kaffee- und Tabaksmonopol auf, entließ die französischen Zollbeamten und ersetzte sie durch Inländer. Auch einzelne andere Schroffheiten des herrschenden Merkantilsystems wurden gemildert, und der Steuerdruck ein wenig erleichtert. Ebenso suchte der König einige Härten des Heerwesens abzustellen; wie denn namentlich Verordnungen erschienen, welche das Werbewesen im Auslande besser ordneten und gewaltsames Pressen von Rekruten, sowie die rohe Behandlung der gemeinen Soldaten untersagten. Manche Einseitigkeiten ferner der bisherigen Pflege der Landeswohlfahrt sollten ausgeglichen werden. So hatte die vorige Regierung außerordentlich viel für die Wasserstraßen, aber wenig für die Landwege gethan. Hier besserte Friedrich Wilhelm II., indem er den Chausseebau einführte; er begann damit 1788 in der Grafschaft Mark.

Auch für das Erziehungswesen geschah manches Gute. Unter Leitung des alten Ministers von Zedlitz, der auf seinen eigenen Gütern wahre Musterschulen eingerichtet hatte, wurde ein „Oberschulkollegium" aus praktischen Schulmännern errichtet, welches in den gesamten öffentlichen Unterricht mehr Plan und Zusammenhang bringen, namentlich auch die verschiedenen Bildungsarten, die altklassische für das Gelehrtentum, die reale für den Bürgerstand, die elementare für das niedere Volk klarer von einander sondern und jede nach ihren Bedürfnissen behandeln sollte (Februar 1787). Ein anderes königliches Edikt vom 9. Oktober 1787 verfügte die Aufhebung des Jesuitenordens und die Einziehung der liegenden Gründe desselben und überwies die Einkünfte von diesen teils an die katholischen Schulen, teils an die Universitäten Halle und Frankfurt a. O.*)

Aber alle diese Maßregeln berührten nur die Oberfläche des Übels. Es handelte sich um ganz anderes: es galt, den Staat von Grund aus neu zu gestalten. Denn diese Großmacht Preußen setzte, um sich zu halten, einen Herrscher voraus von Friedrichs des Großen Gaben. Kein kleinerer Geist konnte den Mangel des Staats an natürlicher Kraft ersetzen. Die alte Monarchie hatte sich in dem Augenblicke überlebt, da Friedrich

*) M. Lehmann, Preußen u. d. kath. Kirche seit 1640, Bd. VI u. VII, Leipzig 1893 f. 94.

die Augen schloß. Einsichtige Zeitgenossen, wie Mirabeau, fragten mit Recht: „Kann man hoffen, daß alle Nachfolger Friedrichs so unermüdlich sein werden wie er, daß sie jährlich gleich ihm in allen Teilen des Staats die Inspektionen vornehmen, daß sie alle Berichte über jedes einzelne Regiment lesen und prüfen, daß weder der Einfluß eines Höflings noch eines Freundes, noch einer Geliebten einen Augenblick das Interesse des Heeres überwiegen, oder niemals irgend eine Parteilichkeit, Genuß oder Intrigue auf die Leitung des Ganzen einwirken werden?" „Wenn nach dem Tode dieses Fürsten," so hatte ein anderer französischer Schriftsteller prophezeit, „wenn nach Friedrich dem Großen, dessen Genie allein dieses unvollkommene Gebäude erhält, ein schwacher König ohne Talent folgt, so wird man in wenigen Jahren das preußische Militär entarten und in Verfall geraten sehen; man wird diese Eintagsmacht in die Stellung zurückkehren sehen, welche ihre wirklichen Mittel ihr anweisen, und sie wird vielleicht einige Jahre Ruhmes sehr teuer bezahlen müssen."*) Nun folgte in der That ein schwacher König ohne Talent. Um so mehr hätte der weise Rat Mirabeaus**) befolgt werden müssen, der eine zeitgemäße und gründliche Reform des alten Soldaten- und Beamtenstandes anempfahl. Es hätte namentlich müssen die feudale Scheidung der Stände beseitigt, das Vorrecht des Adels in bürgerlichen und militärischen Ämtern aufgehoben, Privilegien und Monopole vernichtet, die Systeme des Heeresersatzes und der Besteuerung nach dem Grundsatz der Gleichheit der Pflichten verändert, die Verwaltung in selbständigen Fachministerien centralisiert, überhaupt dem ganzen Staatswesen ein frischer Antrieb politischen und geistigen Lebens mitgeteilt werden. Diese Forderungen wurden großenteils schon damals von einzelnen Denkern, wie eben Mirabeau einer war, geäußert. Aber solche Stimmen verhallten unbeachtet; man wiegte sich in Preußen in stolzer Selbsttäuschung; man hielt die alte Monarchie für unübertrefflich, obwohl nur der alte Monarch es gewesen war. Am wenigsten fühlte Friedrich Wilhelm II. den Beruf und die Kraft zu einer so großartigen Reform. Er besaß nicht einmal die Energie, die vereinzelten kleinen Verbesserungen, die er bei seiner Thronbesteigung vornahm, gehörig durchzuführen; er kam aus den Anläufen nicht heraus, und da sich denn bald zeigte, daß man ungestraft an dem überlieferten Staatswesen Einzelnheiten nicht verändern konnte, daß z. B. die Abschaffung der Regie und des Kaffee- und Tabaksmonopols einen Ausfall in den Einnahmen herbeiführte, der von selbst sich nicht deckte, so griff man zu einer Erhöhung der Brotmehlsteuer und anderen Künsteleien, die fast ebenso drückten wie die alten Steuern und doch weniger leisteten. Kurz, die Maßregeln der neuen Regierung waren nichts als eine wohlmeinende Pfuscherei. Sie lenkte aber bald in eine Bahn ein, die geradezu verderblich war.

*) Guibert, Œuvres militaires I. 90.

**) Mirabeau, De la monarchie Prussienne I. 191, IV. 343 etc. — Vgl. A. Stern, Mirabeau in Berlin, Deutsche Rundschau, Band LX, Berlin 1889.

Zu den ſchlimmſten Schäden des damaligen Lebens gehörten ohne Zweifel die Frivolität des Meinens und die Verkommenheit des Glaubens; ſie erzeugten nicht bloß Gleichgiltigkeit gegen alles Kirchliche und freche Religionsſpötterei, ſondern auch jene Gottloſigkeit im Handeln, die man unter dem neuen freigeiſtigen Geſchlechte ſo häufig wahrnahm. Die ungezügelte Aufklärung hatte in der That zu einem „Aufkläricht“ geführt, einem widrigen Gemiſch von Flachheit und Gemeinplätzen, vor welchem ſchon 1769 dem edelſten Vertreter der wahren Aufklärung, Leſſing, ein Ekel ankam, wenn er ſah, wie unverſchämt jeder Windbeutel in Berlin ſein Geſchwätz gegen das Unverſtandene wie gegen das Unverſtändliche der überlieferten Religionslehren vorbrachte. Eine Regierung, welche das Volk wieder zur alten Glaubenseinfalt und Frömmigkeit erzogen hätte, würde ſich den Dank aller Urteilsfähigen erworben haben. Friedrich Wilhelm II. ſtrebte nach dieſem Verdienſte. Aber er meinte, durch bloße Machtſprüche und polizeiliche Maßregeln herſtellen zu können, was nur durch weiſe Zucht und durch ein erbauliches Beiſpiel zu erwirken war. Der tüchtige Miniſter v. Zedlitz hatte, veranlaßt durch die Abſonderung der ſchleſiſchen Schulen von der Aufſicht des Oberſchulkollegiums im September 1787 ſein Entlaſſungsgeſuch eingereicht. Aber erſt am 3. Juli 1788 ernannte der König Wöllner zum Miniſter der Juſtiz und der geiſtlichen Angelegenheiten. Bald darauf (am 9. Juli) erſchien ein **Religionsedikt**, welches allen Geiſtlichen und Lehrern befahl, ſofort zur alten Rechtgläubigkeit zurückzukehren und nur die orthodoxe Kirchenlehre zu verkündigen. Es bezeichnete den Charakter dieſer Orthodoxie, daß man daneben das Kirchengebet für den König wieder in den alten höfiſchen Stil veränderte: der König wurde nun Gott nicht mehr als deſſen Knecht, ſondern als Seine Majeſtät anempfohlen, und die Bitte, daß ihm Gott königliche Gedanken, heilſame Ratſchläge u. ſ. w. geben möge, wurde fortgelaſſen. Die Hauptſache war, es wurde die ſtrengſte Überwachung der Pfarrer und Lehrer und die Zurückweiſung aller Kandidaten angeordnet, welche irgendwie von dem alten Lehrbegriff abwichen. Während das Religionsedikt die Gewiſſen zu ketten beſtimmt war, ſollte das **Cenſuredikt** (vom 19. Dezember 1788) die Preſſe knebeln; die Freiheit derſelben, ſoweit ſie unter Friedrich dem Großen beſtanden, wurde aufgehoben und den Cenſoren große Macht anvertraut, wobei denn die Finſterlinge unter denſelben ſich beeiferten, alle Schriften, wiſſenſchaftliche wie populäre, in denen auch nur eine Spur von Freiſinn zu finden war, mit gleicher Strenge zu unterdrücken. So gedachten Wöllner und ſeine Genoſſen der Aufklärung Meiſter zu werden.*)

Friedrich Wilhelm II. verſuchte alſo, den Volksgeiſt wieder in ſtrengere Zucht zu nehmen, in Glauben und Denkart der Unterthanen, wo möglich die Zeiten ſeines Großvaters, des Königs Friedrich Wilhelm I., zu erneuern.

*) [illegible] Lehmann, a. a. O. — C. Grunhagen, Der Kampf gegen die „Aufklärung“ unter [illegible] II. [illegible] Zeitſchr. d. Ver. f. Geſch. u. Altert. Schleſiens, Bd. 27, Breslau 1893. [illegible] Der Staatsminiſter Freiherr v. Zedlitz ꝛc., 2. Ausg., Berlin 1886, S. 207.

Aber wie weit wich er selbst in seiner Lebensführung von diesem Vorbilde ab! Gestattete er sich doch sogar neben seiner rechtmäßigen Gemahlin eine Art von halbehelichem Verhältnis zu einer Gunstdame! Die erste, die in diese Stellung trat, war ein Fräulein Julie von Voß, im Mai 1787. Sie bekam vom Könige den Titel Gräfin von Ingenheim, starb aber schon im März 1789. Ihre Nachfolgerin wurde dann, im April 1790, ein gräfliches Fräulein Sophie von Dönhoff. Diese gebar dem Könige zwei Kinder, die den Titel Graf und Gräfin von Brandenburg empfingen. Da sie sich in politische Dinge mischte und dem Könige überhaupt lästig wurde, so verwies er sie schon 1792 wieder vom Hofe*). Eine wirkliche Trauung fand in keinem der beiden Fälle statt, sondern beide Male, wie es scheint, nur eine Art von geistlicher Einsegnung, welche dazu dienen sollte, die Gewissen des Paares, besonders des weiblichen Teiles, über das Verhältnis zu beruhigen, und von den beiden Damen als eine „Trauung zur linken Hand" aufgefaßt wurde. Die Königin gab zu diesen Verhältnissen aus manchen Gründen ihre vom Könige nachgesuchte Genehmigung.

Solche Vorgänge am Hofe, die auf alle Ernstdenkenden den ungünstigsten Eindruck machen mußten, waren nicht geeignet, den Religions- und Censur-Edikten der Regierung eine gute Statt im Volke zu bereiten. Vielmehr verschärften sie bei den Gegnern dieser Maßregeln den Widerspruch. „Wer sind," so fragte man sich in den Kreisen des Unglaubens, „wer sind diese Leute, die uns Religion predigen und selber so gottlos leben? Ein König, der Ehebruch treibt, und von dem es heißt, daß er, nicht zufrieden mit seinen Mätressen, sich noch ein Kebsweib zur linken Hand hat antrauen lassen; ein Gaukler, Bischoffswerder, ein Pharisäer Wöllner — solche Menschen wollen die Richter über die Sitten und den Glauben sein? Es sind Splitterrichter, heuchlerische Frömmler und Mucker!" Ein allgemeiner Unwille erhob sich unter den Freigeistern gegen die kirchliche Reaktion, und statt den Unglauben auszurotten, nötigte sie ihn nur, sich, wo es nützlich schien, in die Maske religiöser Heuchelei zu hüllen.

Die Wirkungen des Censurgesetzes waren nicht besser. Denn die Schandblätter und Schmähschriften, die man mit Recht fern halten wollte, kamen auf Umwegen doch unter das Publikum; es las sie nur um so begieriger, weil sie verboten waren; und die ernsten, tüchtigen Werke, die den großen Haufen weniger anzogen, hatten nun oft auch noch mit einer engherzigen und unverständigen Censur zu kämpfen.

Übrigens wurde der Minister bei seinen Maßregeln wider die Presse gar nicht selten von seinen eigenen Beamten im Stiche gelassen. So erschien einmal in Berlin eine Schrift, die mit den Worten schloß: „Wehe dem Lande, dessen Minister Esel sind!" Entrüstet ließ Wöllner den Censor kommen; es war der

*) Vgl. Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe. Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin Sophie Gräfin von Voß. Leipzig 1876. S. 124 ff. — Koser, a. a. O.

Konſiſtorialrat Cosmar. „Befehlen Euer Excellenz vielleicht," verantwortete ſich dieſer, „daß ich ſtatt ‚Wehe dem Lande' hätte ſollen drucken laſſen: ‚Wohl dem Lande, deſſen Miniſter Eſel ſind'?" Wöllner ſuchte ſich zu helfen, indem er ihm mißliebige Bücher, welche die Cenſur beſtanden hatten, aus eigener Machtvollkommenheit verbot. Aber die Verleger reichten nun gegen den Cenſor eine Klage auf Schadenerſatz ein, und das Urteil des Kammergerichts fiel zu Ungunſten des Miniſteriums aus.

Das Mißvergnügen über den Abfall des preußiſchen Königtums von der Sache der Aufklärung war namentlich in den höheren Ständen groß; die Maſſe des Volkes hatte bald noch andere Gründe, mit dem neuen Regenten unzufrieden zu ſein. Die Bürger klagten über neue und ſchlechter verteilte Steuern an Stelle der wenigen, die abgeſchafft worden, über die Fortdauer der Monopole, über die nutzloſe Vermehrung des Adels, dem der König bei ſeiner Thronbeſteigung im Jahre 1786 eine große Zahl neuer Mitglieder durch Ernennung zugeſellt hatte. Die Bauern klagten, daß der Edelmann ſie wieder überbürden und prügeln dürfe, und daß die geſetzliche Feſtſtellung ihrer Hofdienſte, welche Friedrich der Große eingeführt, aber nicht vollendet hatte, wieder in Verfall komme. Die tüchtigen alten Beamten ſahen mit Schmerz, wie die Regierung vom Staatsgedanken abwich, die Ämter nur nach Gunſt beſetzte und die wichtigſten Geſchäfte vernachläſſigte oder falſch angriff. Daß Friedrichs des Großen Nachfolger nicht deſſen beiſpielloſe Arbeitsluſt und Arbeitskraft beſaß, war natürlich, und daß er deshalb unter anderm auch nicht mehr, wie jener gethan, die ganze Kriegsverwaltung perſönlich führte, ſondern für dieſelbe ein „Kriegsdirektorium" ſchuf, deſſen Leitung der Herzog Karl von Braunſchweig (Neffe des berühmten Prinzen Ferdinand) und der Feldmarſchall von Möllendorf erhielten, dies war in der Ordnung. Aber es fehlte dem neuen Könige auch an der Luſt und Ausdauer, die Diener, denen er ſeine Arbeit überließ, gehörig zu überwachen und ſich von der Art, wie ſeine Abſichten ausgeführt wurden, ſelber zu überzeugen; und dies war ſchlimm. Je größer die Erwartungen geweſen, mit denen das Publikum den neuen König empfangen wie hatte man ihn angeſungen und beweihräuchert, Friedrich Wilhelm den „Vielgeliebten!" — deſto herber war nun die Enttäuſchung; der Vielgeliebte ward ein Vielgeſchmähter, und diesmal hatte die öffentliche Stimme mehr recht. Wie erinnerte man ſich jetzt mit Reue daran, daß man an dem Vorgänger ſo manchmal und ſo boshaft gekrittelt! Die jetzige Mißregierung und beſonders Wöllners Geiſtesdeſpotie in einem Kulturſtaate wie Preußen ſetzte den Segen der fridericianiſchen Denk-, Preß- und Rechtsfreiheit erſt in volles Licht. Zwang im Gebiete des Glaubens und Meinens hat immer am meiſten empört. Jetzt ſah man recht, was man verloren.

Mit gleichem Ungeſchick behandelte der König die auswärtige Politik. Es ſchien, als wenn hier die Überlieferungen Friedrichs des Großen, beſonders der Grundſatz, ſich in keinen Bund oder Krieg einzulaſſen, bei welchem nicht etwas Reelles zu gewinnen ſei, ſowie der Gegenſatz zu Öſterreich, in Kraft

bleiben würden. Wirklich überließ Friedrich Wilhelm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten anfangs dem alten Minister von Hertzberg, einem Staatsmanne aus Friedrichs Schule. Aber abgesehen davon, daß Hertzberg bei weitem nicht das praktische Talent seines großen Meisters besaß, sein Wort vermochte auf die Dauer wenig gegen den Einfluß, welchen die Finkensteinsche und Schulenburgische Gegenpartei auf den König ausübte. In einem Staate wie Preußen kam eben alles auf die Persönlichkeit des Fürsten an. Hertzbergs Lieblingsgedanke war, die glorreiche Rolle eines Schiedsrichters der europäischen Angelegenheiten und des Gleichgewichts, die Friedrich der Große gespielt hatte, dem Nachfolger zu erhalten, ja zu noch größerer Geltung zu bringen. Der erste Anlauf, den die neue Regierung dazu nahm, fiel, wie es schien, ungemein glücklich aus.

In Holland lagen damals seit einigen Jahren die alten Parteien der aristokratischen Republikaner und der monarchischen Oranier wieder mit einander in erbittertem Streite: jene durch die Erfolge der jungen nordamerikanischen Republik zu neuer Freiheitslust gereizt, strebten die Macht und das Recht des Erbstatthalters zu verringern; diese waren bemüht, sie vielmehr, nach dem Wunsche ihres Hauptes, Wilhelms V., und besonders seiner stolzen und herrschsüchtigen Gemahlin Wilhelmine, einer Schwester des Königs von Preußen, noch über die gesetzlichen Grenzen zu erweitern. Die Oranier suchten, wie immer, bei England eine Stütze; die Gegner lehnten sich an Frankreich. Die Parteiung, die das Land entzweite, ging im Mai 1787 von Wortgefechten zu Gewaltthätigkeiten über und trieb einem Bürgerkriege zu. Friedrich Wilhelm, von seiner Schwester mit Bitten um Hilfe bestürmt, war doch zuerst nicht geneigt, sich mit Waffengewalt einzumischen. Sein großer Oheim hatte dasselbe Ansinnen, in Holland mit den Waffen einzuschreiten, mit den Worten abgeschlagen: „Wenn ich mich in jede Zänkerei meiner Familie einmischen wollte, so würde ich bald mit ganz Europa verwickelt sein.“ Hieran mochte sich Friedrich Wilhelm erinnern; er suchte zu vermitteln. Da unternahm die Prinzessin (im Juni 1787) eine Reise mitten durch das aufgeregte Land, auf welcher sie an der Grenze der Provinz Holland von der Bürgerwache in ungeschickter Weise angehalten und zur Umkehr genötigt wurde; diesen Vorfall stellte sie nun ihrem Bruder als eine schwere Beleidigung dar, und Friedrich Wilhelm glaubte, seine königliche und ritterliche Ehre gebiete ihm hier einzuschreiten. In drohendem Tone verlangte er sofort von den holländischen Behörden Genugthuung, und als diese im Vertrauen auf die Hilfe, welche Frankreich versprach, ausweichend antworteten, ließ er (13. September 1787) preußische Truppen, einige zwanzigtausend Mann stark, unter dem Feldmarschall Herzog Karl von Braunschweig bei Nimwegen und Arnheim in Holland einmarschieren. Die Bürgerwehren und Freischaren, welche die „Patrioten,“ d. h. die republikanische Partei, hier zusammengebracht, erwiesen sich als ganz unfähig, es mit regelmäßigen Truppen aufzunehmen; seit lange war das Volk des Krieges ungewohnt, die Festungen in Verfall, und da Frankreich sich zurückhielt, so fiel

fast ohne Schwertstreich das ganze Land in die Gewalt der Preußen; binnen vier Wochen hatten sie alle wichtigen Punkte besetzt, den Aufstand unterdrückt und die Regierung des Erbstatthalters wieder hergestellt.*)

Allein hiermit endete auch die Unternehmung. Nachdem sie der oranischen Partei das Heft in die Hand gegeben, kehrten die Sieger, die übrigens eine musterhafte Manneszucht gehalten hatten, wieder heim; der König erklärte, er habe nur für die Ehre seiner Schwester zu den Waffen gegriffen und verzichte, da er seinen Zweck erreicht, auf jeden andern Vorteil. Das war freilich sehr großmütig, aber weder gerecht noch verständig; denn die Kriegskosten betrugen mehrere Millionen Thaler, die Friedrich Wilhelm allerdings nicht aus dem eigentlichen Schatze, sondern aus den baren Überschüssen desselben entnahm.**) Der einzige Nutzen dieser „militärischen Promenade" bestand in der Bestätigung der hohen Meinung, die man im In- und Auslande von der Macht Preußens hatte, und in dem Dreibunde, der im folgenden Jahre zwischen den Regierungen von Preußen, Holland und England geschlossen wurde. Aber selbst dieser Gewinn war nur scheinbar; in der That haben die neuen Verbündeten Preußen sehr wenig genützt, und die moralische Wirkung des holländischen Siegeszuges ist sogar verderblich gewesen. Denn jener wohlfeile Triumph über Spießbürger und ungeübte Soldaten bestärkte die preußischen Offiziere in der Einbildung von ihrer Unüberwindlichkeit und in ihrer Verachtung des Bürgers und jeder Art von Volkswehr. Der Herzog von Braunschweig hielt sich seitdem für einen Cäsar an Feldherrnkunst. Der Übermut und die Verblendung des militärischen Preußentums jener Zeit ließen nun vollends keinen Gedanken an eine Reform des Kriegswesens aufkommen.

Noch ungeschickter benahm sich der König bei dem zweiten und sehr großartigen Anlauf, den die Hertzbergische Politik 1790 that, jetzt gegen Preußens Nebenbuhler, Österreich. Dieser Staat befand sich damals durch Schuld der unruhigen Neuerungssucht Josefs II. im Zustande tiefster Zerrüttung; seine belgischen Provinzen waren in offenem Aufstande, Ungarn in heftigster Gärung. Dazu hatte sich Josef II. vergrößerungsluftig in einen Krieg mit den Türken gestürzt, der die Mittel des Reiches aufzehrte, ohne entsprechende Vorteile zu bringen, während seine Bundesgenossen, die Russen, die größten Erfolge errangen, die Krim, die Donaufürstentümer eroberten und sich den Weg nach Konstantinopel öffneten. Sein einziger aufrichtiger Freund endlich, sein Schwager Ludwig XVI. von Frankreich, war selber hilfsbedürftig, lag im Kampfe mit dem eigenen Volke. Im Notfalle war auch auf Rußland wenig zu rechnen; denn diese Macht war selbst sehr gefährdet: ihr drohten ein wütender Aufstand in ihren neuen polnischen Provinzen, der Ingrimm der

*) Sendke: Der preußische Feldzug in den Niederlanden i. J. 1787. Berlin 1893. — [illegible] Zeitung. 18. Jahrg., Nr. 36 bis 43. Berlin 1893. — Rogalla von Bieberstein: Die Ereignisse von Amsterdam 1787. Deutsche Revue. 14. Jahrg. Bd. I. Breslau 1889.

**) H. Rachfahl: Der preuß. Staatsschatz unter König Friedr. Wilh. II. u. s. Erschöpfung. Jahrb. f. [illegible] 1892. V. S. 203 ff.

übrigen Polen, der Haß der Schweden, die sich eben jetzt anschickten, ihre verlorenen Besitzungen in Finnland mit den Waffen wieder zu gewinnen. Die preußische Regierung war nicht blind gegen die großen Vorteile, welche diese Verhältnisse, wenn man sie gut benutzte, ihr verschaffen mußten. Hertzberg meinte mit Recht, „noch nie sei der Moment günstiger gewesen für eine Erhebung Preußens auf Kosten der österreichischen und russischen Macht.“ Sein Plan war, während in Frankreich der revolutionäre Vulkan unberührt und nicht genährt von auswärtiger Einmischung in sich selber austobe, sollte die vereinigte Macht Mitteleuropas, die Seestaaten, Schweden, Polen und die Pforte, sich unter preußischer Leitung und mit Begünstigung der Volksbewegungen in den belgischen, ungarischen, polnischen Ländern gegen das zerrüttete Österreich und gegen Rußland wenden. So könne Preußen die Nebenbuhlerschaft des einen, die drohende Übermacht des andern für immer brechen, um dann in Deutschland die österreichische, in Polen die russische Erbschaft anzutreten.

Friedrich Wilhelm ging auf diese kühnen Entwürfe ein; man empfing zu Berlin Abgesandte der Polen und der Ungarn, man unterhandelte mit Schweden*), schloß im Anfang des Jahres 1790 einen Bund mit der Türkei und mit Polen; zugleich wurden die umfassendsten militärischen Rüstungen vorgenommen, um rechtzeitig aus der diplomatischen Verhandlung in den Krieg hinüber zu treten. Im Sommer des Jahres 1790 schien nun dieser, zunächst zwischen Preußen und Österreich, ausbrechen zu müssen. Denn die Konferenzen der Gesandten beider Mächte, welche Ende Juni zu **Reichenbach** (bei Glatz) begannen, führten zu keinem für Preußen günstigen Ergebnis. Hertzberg verlangte, Österreich solle seinen empörten Unterthanen und den Türken einen billigen Frieden gewähren, den Polen ein Stück von Galizien zurückgeben; Preußen selbst sollte für seine Vermittlung von Polen die Städte Danzig und Thorn erhalten. Natürlich waren die Beteiligten nicht geneigt, das Geforderte ohne Not zu gewähren, zumal da auch die Seemächte jene Vergrößerung Preußens nicht unterstützten; und als es nun darauf ankam, das kühn Begonnene thatkräftig durchzuführen und alle Schwierigkeiten mit dem Schwerte zu durchhauen, da änderte der König plötzlich seine Politik. Das diplomatische Ringen mit den schlauen und zähen Österreichern ermüdete ihn, nachdem er es kaum angefangen. Um so williger lieh er sein Ohr den Einflüsterungen der Gegner Hertzbergs in seiner Umgebung, die ihm vorstellten, wie bedenklich es sei, sich mit den Freunden des Umsturzes einzulassen; man wies auf die bedrohlichen Fortschritte hin, welche die Revolution in Frankreich machte; man pries die Reaktion, welche jetzt nach Josefs II. (am 20. Februar 1790 erfolgten) Tode in Österreich zur Herrschaft kam. Und freilich war der neue Kaiser Leopold II. ein Mann, mit dem Friedrich

*) Svenska beskickningars berättelser om främmande makter år 1793, I. Preussen. II. Polen. Utgifna af C. E. B. Taube, Stockholm 1893.

Wilhelm eher sympathisieren konnte. Leopold war in allem seinem schroffen Bruder und Vorgänger unähnlich; in seiner Regierung ein feiner, geschmeidiger Staatsmann, der mit großer Schlauheit sich aus den Schwierigkeiten, die seinen Thron umgaben, herauszuwickeln verstand; in seinem Privatleben ein Wollüstling und ein Frömmler. Es geschah, was Hertzberg längst gefürchtet: der König ward unentschlossen, schwankte, ließ im entscheidenden Augenblick seine hochfliegenden Pläne fallen und ging in die Netze der österreichischen Diplomatie, die ihn unter dem Scheine, sich die Friedensbedingungen vorschreiben zu lassen, um alle Früchte seiner bisherigen Politik brachten. Sie faßten ihn bei seiner Großmut, schmeichelten ihm mit dem Gedanken, er vermittele zwischen Österreich und der Türkei den Frieden, ohne sich für seine ehrenvollen Bemühungen mit einem materiellen Vorteil bezahlen zu lassen. Er gab nach und willigte in einen Vertrag (zu Reichenbach am 27. Juli 1790), der den Frieden auf den Stand vor dem letzten Türkenkriege festsetzte, aber alle anderen europäischen Fragen unerledigt ließ. Preußens Einmischung hatte also weiter nichts bewirkt, als daß die Österreicher auf Eroberungen in der Türkei verzichteten, die sie ohnehin schwerlich hätten behaupten können. Auch wurde die Welt durch Friedrich Wilhelms unzeitige Großmut nicht getäuscht; sie sah, er hatte aus Mangel an Ausdauer und Energie sich auf den Rückzug begeben und wieder einen großen Teil von Friedrichs II. Schatze für nutzlose Rüstungen vergeudet. So bildet der Reichenbacher Vertrag den Wendepunkt der preußischen Politik: bis 1790 fortwährend im Aufsteigen, sinkt sie jetzt; die Rolle eines Schiedsrichters Europas war von diesem Augenblicke an ausgespielt. Die Welt wußte, daß der Nachfolger Friedrichs des Großen dessen gebietende Stellung zu behaupten nicht vermochte. Zunächst in den deutschen Dingen zeigten sich die üblen Folgen: Sachsen entzog sich der Führerschaft Preußens; der Fürstenbund löste sich thatsächlich auf. Kurz, eine schwere moralische Niederlage, erkauft durch die kostspieligsten Kriegsvorbereitungen, das war das Ende des großartigsten Planes, den Preußen je verfolgt hatte. Der König merkte bald selber, wie sehr er zu Reichenbach überlistet worden war; aber er maß die Schuld nicht sich, sondern seinem Minister bei und hielt seine Niederlage nur für die unvermeidliche Folge der Hertzbergschen Politik, gewissermaßen für eine gerechte Strafe, weil er mit der Revolution geliebäugelt. Die Ereignisse in Frankreich bestärkten ihn vollends in dem Entschluß, die Überlieferungen seines Vorgängers, die Gegnerschaft zu Österreich, die Verfolgung rein preußischer Interessen, aufzugeben und eine neue Richtung einzuschlagen.

Die Feldzüge gegen die französische Revolution.

Der Absolutismus, der im siebzehnten Jahrhundert in Frankreich zur Herrschaft kam, beugte zwar den ganzen Feudalstaat unter das Joch des Königs, aber er ließ ihn bestehen. Die mittelalterlichen Mißbräuche in Staat

und Kirche, die Ausbeutung des Volkes durch die bevorrechteten Stände blieben in Kraft. Es kam nur ein neuer Mißstand hinzu, die Bevormundung aller von oben herab, und eine neue Last, die Erhaltung eines verschwenderischen Hofes mit einer Unzahl von Beamten und eines kostspieligen stehenden Heeres, welches meist zu bloßen Kabinettskriegen gebraucht wurde. Nun waren dies Übel, die anderwärts in Europa auch bestanden; aber in Frankreich wurden sie auf die Spitze getrieben. Der Hof wirtschaftete mit den Mitteln des Staates in der sinnlosesten Weise, übte einen Despotismus, wie er schlimmer kaum bei den knechtischen Nationen des Orients je gewesen, und hielt den Adel und die Geistlichkeit dadurch schadlos, daß ihnen erlaubt ward, ihrerseits die Masse des Volkes ungestört zu bedrücken und auszusaugen. Nirgends in der Welt handelte man so schamlos wie hier nach dem Grundsatz, daß das Volk zunächst um des Königs, sodann um der Edelleute und Priester willen da sei. Unter Ludwig XIV. war doch noch manches geschehen, woran die Nation sich erfreuen konnte, einzelne Verbesserungen in der innern, glänzende Erfolge in der auswärtigen Politik. Seine Nachfolger, der Regent Philipp von Orleans und der König Ludwig XV., leisteten weder nach außen noch im Innern das geringste Gute; sie vernachlässigten und verdarben die Geschäfte; Schmach auf Schmach, erst im siebenjährigen Kriege, dann in den andern Welthändeln, häufte sich über den Staat. Alle Zweige der Verwaltung kamen in Verfall, die Finanzen waren in Zerrüttung, die Rechtspflege parteiisch, denn der Reiche und der Vornehme siegten fast immer über den Armen und Geringen; der öffentliche Unterricht lag in den Händen unwissender Mönche; die Ämter gehörten durchgängig dem Meistbietenden oder dem Günstlinge. Endlich — was das Gefährlichste war — das Heer litt unter nicht geringeren Mißbräuchen als die übrigen Organe des Staats. Die Soldaten haßten oder verachteten ihre adeligen Offiziere und waren empört über das Prügelsystem, das man nach preußischem Muster bei ihnen eingeführt. Obwohl nun der Staat durch und durch faul war, so untergruben die Machthaber doch selbst die stärkste Stütze, die er noch hatte, nämlich die Meinung von dem göttlichen Recht der herrschenden Gewalten. Die Freigeisterei, die frechste Religionsspötterei war gerade in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft zu Hause. Sie verband sich mit der ärgsten Sittenlosigkeit; der Hof, der Adel, die hohe Geistlichkeit überboten sich in schandbaren Ausschweifungen. Kein menschliches, kein göttliches Recht war ihnen heilig und ehrwürdig; sie traten Menschenwürde und Religion mit Füßen; sie wetteiferten gleichsam, durch Wort und That sich eben so sehr die Verachtung als den Haß des Volkes zu erwerben. Nach uns die Sintflut! rief der entartete König Ludwig XV., der mit seinen Orgien die vornehme Welt Frankreichs bis ins Mark verpestete.

Während die bevorrechteten Stände sich in einem Pfuhl von Gottlosigkeit und Sünde wälzten, stach gegen ihren maßlosen Luxus, ihre unersättliche Genußsucht und gedankenlose Verschwendung das Elend des Volkes grell ab.

Es war eben so maßlos wie dort die Üppigkeit. Denn nicht genug, daß zwei Drittel des gesamten Grundeigentums sich in den Händen der Krone, des Adels und der Geistlichkeit befanden, der Bürger und Bauer, der das letzte Drittel besaß, mußte auch noch alle Lasten des Staats tragen, dessen Vorteile jenen zufielen.

Solche Zustände mußten den Widerspruch jedes Denkenden herausfordern, und die Lehren der Aufklärer fanden nirgends so allgemeinen Beifall wie in Frankreich; denn sie richteten sich ja nicht bloß gegen die kirchlichen, sondern auch gegen die gesellschaftlichen Vorurteile. Unter den revolutionären Schriftstellern, die in der Mitte des Jahrhunderts auftraten, war nun einer, der, voll Schwärmerei für staatliche und gesellschaftliche Ideale, es verstand, sie in volkstümlicher Sprache und mit hinreißender Begeisterung darzustellen, ein Sohn des Volkes, Jean Jacques Rousseau. In seiner berühmten Schrift: „Über den Gesellschaftsvertrag" besprach er den Ursprung und den Zweck des Staates und stellte den Grundsatz auf, nach Vernunft und Geschichte sei der allgemeine Volkswille die einzig berechtigte Grundlage jeder Staatsverfassung. Begierig nahm die Nation diese Lehre auf; aber es bedurfte eines Beispiels, eines praktischen Vorgangs, um sie zu überzeugen, daß und wie die Theorie verwirklicht werden könne, die sich auf jenen Lehrsatz erbaute.

Dieses Beispiel gab Amerika; Rousseaus demokratisches Ideal wurde in wesentlichen Stücken verwirklicht durch die nordamerikanische Revolution; sie ist die Mutter der französischen. Von ihrem Könige mit Unterdrückung bedroht, erhoben sich 1773 die englischen Ansiedelungen in Nordamerika, das puritanische Massachusetts voran, für ihre Freiheit und setzten der Lehre vom göttlichen Recht der Könige das Bewußtsein vom natürlichen Recht der Völker entgegen, erklärten sich 1776 zur Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika und erkämpften nach zehnjährigem Ringen unter des edlen Washington Leitung ihre Unabhängigkeit. Da sah man Beispiele republikanischer Tugenden, die an die Blüte der Freistaaten des Altertums erinnerten; einen gewählten Volksführer, der die Lorbeern des Feldherrn und Staatsmanns bescheiden auf dem Altar des Vaterlandes niederlegte und, ein zweiter Cincinnatus, nachdem er das Land gerettet, still in die Reihen seiner Mitbürger zurücktrat. Wie wirkte nun dies erhebende Schauspiel auf die alten Völker Europas? In Deutschland sang man es an; Klopstock vor allen begrüßte in jenem Freiheitskampfe „die Morgenröte eines nahenden großen Tages". Aber zu Thaten kam es in Deutschland nicht. Und doch gab es auch hier arge Mißstände. Friedrich der Große erkannte sie wohl; er sah mit Besorgnis in die Zukunft; ihm ahnte, daß auch in Europa die Sklaven bald würden an ihren Ketten zerren. „Ich fürchte", sprach er einmal zu seinem Großneffen Friedrich Wilhelm, „nach meinem Tode wird's pêle-mêle gehen. Überall liegen Gährungsstoffe, und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt sie zu beruhigen und auszutilgen. Die Massen fangen schon an, von unten auf zu drangen, und wenn dies zum Ausbruch kommt, ist der Teufel los!" *)

*) Ernst: Charakterzüge u. historische Fragmente a. d. Leben Friedr. Wilh. III., I. 455 ff.

In der That, überall, wo das Volk mit dem Gedanken eines gewaltsamen Widerstandes gegen verhaßte Machthaber vertrauter war als in Deutschland, erfüllten sich die oppositionellen Parteien mit neuem Eifer; in Holland, Belgien, Ungarn, Polen rührten sich die Massen; aber diese Bewegungen wurden um so leichter erstickt, weil sie nicht von der Gesamtheit der Völker ausgingen, und weil sie größtenteils Sonderinteressen dienten. Hier entzündeten die Funken, die über den Ocean herflogen, nur Rebellionen, welche aufflackerten und rasch erloschen; in Frankreich entzündeten sie eine Revolution, die zum Weltbrande ward. Denn in Frankreich waren nicht nur die Übel am ärgsten und allgemeinsten; man stand auch im innigsten und lebendigsten Verkehr mit jener Republik und ihrem Freiheitskampfe. Frankreich hatte ja ein großes Verdienst um dessen glücklichen Ausgang; es war der Bundesgenosse der Kolonien gegen die Engländer gewesen. Die edelsten Jünglinge seiner vornehmen Geschlechter, der junge Marquis de Lafayette voran, hatten Seite an Seite mit den Yankees gefochten; ein hochadliger, französischer Marschall, der Graf von Rochambeau, war des Bürgergenerals Washington Kriegskamerad gewesen. Enthusiastisch, voll unklarer Freiheitsideen und besonders voll Haß gegen die Briten, die so oft über Frankreich triumphiert, waren sie ausgezogen; begeistert von dem Bilde einer echten, leibhaftigen Republik und voll Haß gegen jede Tyrannei kehrten sie heim. Sie wurden die Vorhut des großen Heeres, welches bald auch in Frankreich die Theorie der Revolution praktisch anwendete.

Es bedurfte nur eines geringen Anstoßes, um den Staat, dessen Grundlage so unterwühlt war, zum Fall zu bringen. Diesen Anstoß gab der König selbst. Ludwig XVI. (seit 1774 auf dem Throne) war ein gutherziger, wohlmeinender, sittenreiner Mann, aber von schwachem Willen und beschränkter Einsicht. In seiner äußeren Erscheinung linkisch und schwerfällig, in seinem Benehmen philiströs, vermochte er den Franzosen nicht zu imponieren; er war ihnen lächerlich und darum verächtlich. Übrigens haßten sie in ihm den Bourbon; die Sünden der Dynastie konnten sie dem unschuldigen Erben nie verzeihen.

Die schlechte Verwaltung, die unsinnige Verschwendung hatte den Staatshaushalt so zerrüttet, daß ein Staatsbankerott unvermeidlich schien. Der König wußte daher keinen andern Rat, als sich an die Nation zu wenden; er berief 1787 eine Versammlung von Notabeln aus den Vertretern des Adels und der Geistlichkeit und ließ ihr die Lage des Reiches vortragen. Der Absolutismus hatte sich damit für zahlungsunfähig erklärt; die französische Aristokratie gedachte in seine Stelle einzurücken; ihr schwebte als Muster eines guten Staatswesens die parlamentarische Regierung Englands vor, in welcher der Adel die Hauptrolle spielte. Die „Notabeln“ lehnten also die Vorlagen der Krone ab und forderten, wie die öffentliche Meinung, daß eine wahre Nationalvertretung, daß Reichsstände, gewählt von dem gesamten Volke, einberufen würden. Der König gab nach, und nun begann im ganzen Lande eine ungeheuere Wahlbewegung, die alle Köpfe mit Politik und alle Herzen mit Begeisterung erfüllte.

Der Reichstag war nach Ständen berufen, Adel, Geistlichkeit und „dritter Stand“ (d. h. Bürger und Bauern). Aber das Volk wollte von dieser bisherigen Teilung des Staats nichts wissen. Eine Flugschrift des Abbé Sieyès sprach es kühn aus: „Was ist der dritte Stand? Er ist das Volk, er soll der Staat sein.“ Am 5. Mai 1789 traten die Reichsstände zu ihrer ersten Sitzung in Versailles zusammen, und sofort entbrannte der Streit über den Punkt, der alles entschied: ob nach Köpfen oder Ständen abgestimmt werden solle. Der „dritte Stand“, geführt vom Grafen Mirabeau, drang kühn und fest vor, erklärte sich am 17. Juni zur „Nationalversammlung“. Die freisinnigen Abgeordneten des Adels und der Geistlichkeit gingen zu ihm über; seine Beharrlichkeit begeisterte das Volk, und der König wagte nicht, mit Gewalt einzuschreiten. Als er dann, von seiner Gemahlin Marie Antoinette überredet, sich der demokratischen Strömung entgegenzustellen versuchte, brach ein Aufstand in Paris auf, die Truppen versagten den Gehorsam, und das Volk erstürmte die Bastille (14. Juli). Der Sieg der Nationalversammlung über den Hof, wie des Bürgertums über die alte Regierungsform, war damit entschieden, und erstere nahm nun eine gründliche Erneuerung des Staates vor. Voll edler Begeisterung legte der liberale Teil der Aristokratie selbst dem morschen Feudalwesen die Axt an die Wurzel und veranlaßte, daß in der denkwürdigen Nachtsitzung am 4. August alle mittelalterlichen Feudallasten und sonstigen Mißbräuche: Leibeigenschaft, Zinspflicht an „tote Hand“, Patrimonialgerichtsbarkeit, Jagdrecht, Zehnten, städtische und provinziale Privilegien, Standesvorrechte, Ungleichheit der Besteuerung, Ämterkauf, Zunftzwang — samt und sonders abgeschafft wurden. Immer weiter griff nun der Brand. Mit dem Feudalstaat fiel die Hierarchie, mit dem Absolutismus die Bevorrechtung. Am 13. Februar 1790 erfolgte die Aufhebung aller Klöster und geistlichen Orden, das Verbot willkürlicher Verhaftsbefehle, die Beseitigung aller äußerlichen Zeichen der Standesunterschiede. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit war fortan die Losung. Dem einmütigen Willen des Volkes, mit dem die Truppen gemeinschaftliche Sache machten, konnte der Hof nicht Widerstand leisten; die Anläufe, die er dazu von Zeit zu Zeit nahm, vermehrten nur die Erbitterung des Volkes und die Zahl und die Macht derer, welche eine vollkommene Demokratie erstrebten. Sie drangen schon 1791 durch; denn die Verfassung, die man in diesem Jahre entwarf, beruhte auf der unbedingten Anerkennung der unverjährbaren Menschenrechte und auf der Souveränität des Volkes; sie machte den König zum bloßen Beamten der Nation.

Auf diesem Punkte war die Revolution angelangt, als die Einmischung des Auslandes Öl ins Feuer goß und zum Teil verschuldete, daß jene nun ins Maßlose und Greuelhafte umschlug. Denn sie bot den Demagogen den hochwillkommenen Vorwand, die jakobinische Sache zur Sache der Nation zu machen und alle Gemäßigten als Feinde Frankreichs und Verräter des Vaterlandes darzustellen. Auch gab es in der That solche Verräter; jene Einmischung wurde wirklich von einem Teile der Franzosen selbst herbeigerufen.

Während die Mehrzahl des französischen Adels und Klerus sich mit dem Volke zu einem gemeinsamen Staatsbürgertum verbrüderte oder wenigstens gute Miene zum bösen Spiel machte und sich in die Zeit schickte, wanderten die übrigen, Prinzen und Grafen, Marquis und Barone, Bischöfe, Abbés u. s. w. voll Erbitterung aus und erfüllten die Nachbarländer mit ihren Klagen und Verwünschungen. Nirgends fanden diese Emigranten so gute Aufnahme als an den zahlreichen deutschen Fürstenhöfen, wo dieselbe aristokratische und pfäffische Wirtschaft herrschte, die in Frankreich zu Fall gekommen war. Man bemitleidete sie als unglückliche Opfer eines nichtswürdigen Pöbels; man beratschlagte, wie ihnen zu helfen sei, und fürchtete, daß am Ende auch das deutsche Volk auf die gallischen Sprünge kommen möchte. Welche Gefahr für das verrottete „heilige deutsche Reich" mit seinen 289 Landesherrschaften und seinen Millionen geknechteter und ausgesogener Unterthanen, wenn das Jakobinertum jenseit des Rheins siegreich blieb. Die ganze Fürstenschaft Deutschlands, ja Europas stand auf einem Vulkan, der sie jeden Augenblick mit ihren Thronen in die Luft sprengen konnte; und mit den alten Staaten war die Kirche, war der Bestand der ganzen höheren Gesittung in Frage gestellt. So sahen die kleinen weltlichen und geistlichen Fürsten am Rhein und Main die Sache an. Aber was konnten sie thun? Sie bewirteten ihre Vettern aus Frankreich, ließen sie auf ihren Gebieten Rüstungen vornehmen, besonders in der „Pfaffengasse am Rhein", in Worms und in Koblenz, und hofften auf ihre großen Öhme in Wien und Berlin.

Kaiser Leopold und Friedrich Wilhelm waren nun beide dem demokratischen Wesen, den revolutionären Ideen von Herzen abhold; aber die Interessen ihrer Staaten waren hier ganz verschieden. Leopold hatte allerdings Grund, gegen die französische Revolution aufzutreten; denn als deutschem Kaiser lag ihm ob, die Besitzrechte der Reichsstände zu schützen, von denen manche im Elsaß und in Lothringen begütert waren und durch die Abschaffung des Feudalwesens in Frankreich Schaden erlitten hatten, und als Bruder der unglücklichen Marie Antoinette konnte er den Fall des französischen Königtums nicht gleichgiltig mit ansehen. Für Preußen dagegen war jene Umwälzung von Nutzen, weil sie die alte Allianz zwischen Frankreich und Österreich beseitigte. Friedrich Wilhelm verkannte dies nicht; aber der Umsturz von Thron und Altar in Frankreich schien ihm doch eine allgemeine Gefahr. Er ging daher auf Leopolds Lockungen ein, der ihm vorstellen ließ, „es sei hohe Zeit, daß die Fürsten Europas bald die Augen öffneten, daß sie ihren politischen Streitigkeiten" (d. h. dem Aufstreben Preußens auf Kosten Österreichs) „und den Kabalen der Diplomaten" (d. h. Hertzbergs) „ein Ende machten, weil sie offenbar dadurch ihrem neuen Feinde, der Revolution, zur Beute gemacht würden. Man müsse sich gegen diese neuen Ideen fest und eng vereinigen." Solidarität der konservativen Interessen — das war das Stichwort, womit Leopold seinen kurzsichtigen Nebenbuhler zu ködern wußte. Bischoffswerder vermittelte; der erste Erfolg der Wiener Politik war der Vertrag zu Reichen-

bach gewesen, der zweite war die Beseitigung Hertzbergs. Der König entzog ihm (1. Mai 1791) die eigentliche Geschäftsleitung und nötigte ihn dadurch abzutreten.

Nun erst nahm Leopold eine feindliche Haltung gegen das revolutionäre Frankreich an. In einer persönlichen Zusammenkunft zu Pillnitz (26. August 1791) besprachen die beiden Monarchen dann zu Ludwigs Rettung Schritte, indem sie eine bewaffnete Einmischung in die französischen Dinge in Aussicht nahmen.*) Ein förmlicher Bundesvertrag (vom 7. Februar 1792) besiegelte das Einverständnis der beiden Mächte; sie gewährleisteten in demselben einander den Besitzstand und verpflichteten sich zu gemeinsamer Abwehr, falls auf sie selbst oder auf das deutsche Reich ein Angriff gerichtet würde. Obwohl nun Leopold weit davon entfernt war, dem Drachen der Revolution wirklich mit dem Schwerte zu Leibe zu gehen, so waren doch schon seine diplomatischen Umtriebe ganz geeignet, den Zorn der Nation, die er bedrohte, herauszufordern, und die Parteien, die in Paris auf die Errichtung einer demokratischen Republik hindrängten, wetteiferten mit einander, den Volksgeist zur Wut „gegen die Fremden, gegen die Könige Europas, gegen die entarteten Söhne Frankreichs, gegen alle Tyrannen und Tyrannenknechte" zu erhitzen. Die Stimmung der Volksvertretung und der Hauptstadt — jetzt des Kopfes und des Herzens der Nation — nötigte Ludwig XVI. zum Bruch, trieb den Staat zum Kriege mit Österreich; im April 1792 erfolgte Frankreichs Kriegserklärung.

Leopold II. war damals schon gestorben; sein Sohn Franz II. (seit dem 1. März 1792 auf dem Throne) war noch weit weniger der Mann dazu, in dem Kampfe zwischen den alten Feudalstaaten und dem neuen revolutionären Frankreich eine ehrenvolle Rolle zu spielen. Von allen den Fürsten, die Europa gegen die „Pest der Demokratie" schützen wollten, die widerwärtigste Erscheinung: ein vollendeter und herzloser Selbstling mit der Miene eines Frommen; klein an Verstand und Willen, außer wo es die Unbeschränktheit seiner fürstlichen Gewalt und überhaupt seinen persönlichen Vorteil betraf, denn für diesen hatte er einen scharfen Instinkt und verfolgte ihn mit zäher Ausdauer; ohne anderes Interesse für den Staat, als sofern dieser seinen Absolutismus bedeutete; voll Haß, Mißgunst, Rachsucht unter der Maske eines gemütlichen Despoten; grob aus Berechnung, weil er bemerkt hatte, daß ihn die Wiener darum für einen Biedermann hielten — so war der „gute Kaiser Franz" beschaffen, der in der Verstellungskunst für jetzt zwar nur ein Anfänger war (er zählte, da er den Thron bestieg, erst 24 Jahre), aber im übrigen schon jetzt diesem Bilde glich, welches den gereiftesten Mann abspiegelt. Ohne Lust und Fähigkeit zu den Geschäften der Regierung überließ er dieselben seinen Höflingen, unter denen der Baron von Thugut, ein geist- und charakterloser Schwätzer, bald die erste Rolle spielte. Die Verwaltung kam denn auch unter Thuguts Leitung in einen Zu-

*) Vgl. Hanenblas, Österreich im Kriege gegen d. franz. Revolution 1792. Mitt. des [illegible] Kriegsarchivs in Wien N. F. Bd 5 u. 7. Wien 1891 u. 1893. — L. Pingaud, L'invasion austro-prussienne 1792—1794, Paris 1895.

stand der Verwirrung und Erschlaffung, der an die schlimmsten Zeiten weiland Kaiser Karls VI. erinnerte.

Es war kein Zweifel, wenn die deutschen Großmächte schnell und mit Nachdruck den Krieg begannen, welchen die französische Demokratie ihnen so leichtfertig erklärt hatte, so war er wirklich der militärische Spaziergang, für den ihn die übermütigen Berliner Gardeoffiziere hielten. Denn die französischen Truppen, die zwischen Paris und der deutschen Grenze lagen, waren in diesem Augenblicke fast aufgelöst, ohne Zucht und Ordnung, zum Teil in offener Meuterei gegen ihre Offiziere. Die Regierung war noch ganz ungerüstet; die Revolution hatte vorerst nur ein Chaos geschaffen, in welchem sich noch niemand zurecht fand. Aber Österreich und Preußen ließen die kostbare Zeit unbenutzt. Anstatt sofort dem Feind ins Land zu fallen, beratschlagte man höchst methodisch hin und her über den besten Kriegsplan. Zum Oberbefehlshaber bestellte man den Herzog Karl von Braunschweig, einen Feldherrn, dem es an Einsicht in die Verhältnisse nicht fehlte, der aber nicht die rasche, durchgreifende Entschlossenheit besaß, das, was er für richtig erkannte, auch ins Werk zu setzen. Übrigens mißbilligte er im Grunde eben so sehr den Kreuzzug gegen Frankreich wie den Bund mit Österreich, weil beides ein Abfall von den Überlieferungen Friedrichs des Großen war; aber er fügte sich. Auch trugen die wohlfeilen Lorbeern, die er 1787 gegen die holländischen Republikaner gepflückt, nicht wenig dazu bei, ihm die Widerstandskraft der französischen Demokratie, wennschon er sie nicht ganz verkannte, doch geringer erscheinen zu lassen, als sie immerhin war.

Am 19. Juli 1792 tagte zu Mainz eine glänzende Versammlung: der König von Preußen, der neugekrönte deutsche Kaiser, der König von Neapel (Franz' II. Vetter), die Kurfürsten von Trier und Köln und viele andere deutsche Fürsten und Prälaten, dazu eine Unzahl von Ministern, Generalen, Prinzen und der ganze Troß der Emigranten, der alles mit aufgeblasenen Prahlereien und lügnerischen Berichten über die Lage Frankreichs erfüllte. Hier hielt zum letztenmale das „heilige römische Reich" eine solenne Galavorstellung; die alte Welt gegen die neue; ein Triumphfest vor dem Siege — man hatte keine Ahnung davon, daß man mit einem Volk in Waffen werde kämpfen müssen; man rechnete nur mit den Kräften, die man kannte. Es war von Marie Antoinette ein Schreiben eingetroffen, in welchem die Königin bat, Europa möge den Jakobinern, die das französische Königtum immer härter bedrängten, endlich ein starkes drohendes Halt zurufen. Die Verbündeten erließen infolgedessen in der Form einer Proklamation des Herzogs Karl von Braunschweig als des Oberbefehlshabers ein „Manifest an die französische Nation" (25. Juli). Dieses Manifest kündigte, wie sich ein französischer Historiker ausdrückt, „den Franzosen allen Jammer eines feindlichen Einfalles offen an und überdies die Rückkehr des Despotismus und die Rache." Es drohte, Paris und alle Orte, die sich widersetzen würden, dem Erdboden gleich zu machen.*) Aber diese

*) M. Th. Heigel, Das Manifest des Herzogs von Braunschweig vom 25. Juli 1792.

Sprache schüchterte die Franzosen nicht ein, sondern entflammte sie zur Wut. Frankreich antwortete mit einem anderen Manifest; es war ein Lied, das seine Söhne seitdem auf hundert Schlachtfeldern zum Siege begeisterte, die Marseillaise, die Hymne und das Tedeum der Revolution. Die Erbitterung des Volkes erhöhte nur die Macht der demokratischen Partei und stürzte vollends den Thron; der König wurde als „heimlicher Freund und Genoß des Auslandes, als Verräter des Vaterlandes und der Volksrechte" abgesetzt und eine jakobinische Regierung hergestellt. Bei den Verbündeten hingegen folgten den großen Worten keineswegs große Thaten. Ihre Heere rückten nur sehr langsam vor; erst am 19. August überschritten die preußischen Truppen die französische Grenze und marschierten in die Champagne ein. Hier, auf französischem Boden, sah man bald, wie schwierig der Feldzug sein würde, den die Emigranten so leicht dargestellt. Zwar fielen ein paar feste Plätze, Longwy und Verdun; doch von Sympathie unter den Eingeborenen war keine Spur zu bemerken. Desto größer zeigten sich bald die Hindernisse, die das ungünstige Herbstwetter bereitete: grundlose Straßen, im Heere durch Nässe und Kälte, Hunger und Strapazen die Ruhr. Am übelsten wirkte die fehlerhafte und widerspruchsvolle Oberleitung. Der König befahl, kühn und rasch vorwärts zu marschieren; der Herzog ging vor, aber langsam und unentschlossen.

Mittlerweile gab die französische Regierung ihrem Heere in dem General Dumouriez einen Führer, der es verstand, die zerfahrenen Truppen wieder in Ordnung und in eine zuversichtliche Haltung zu bringen. Er setzte sich in den Pässen des Argonnerwaldes fest, und obgleich er hier, leichtfertig auf sein immerhin bedeutendes Feldherrntalent pochend, einige Fehler beging, auch eine Schlappe erlitt, so waren doch die Fehler seiner Gegner noch größer. Der Herzog von Braunschweig ließ sich die besten Gelegenheiten entschlüpfen und verdarb mit seiner Bedächtigkeit, was die Gunst der Umstände ihm fast aufzwang. Die Franzosen, ungefähr 60 000 Mann, standen zwischen Saint Menehould und Valmy; dort der Oberfeldherr Dumouriez, hier, von ihm getrennt, der General Kellermann, der auf einem Höhenzuge eine Stellung eingenommen hatte, die fester aussah, als sie war. Morgens 7 Uhr den 20. September erreichte letzteren hier die Vorhut des preußischen Heeres, welches etwa 40 000 Mann zählte. Es war in bester Stimmung, kampfmutig und voll Zuversicht; so begann es die Kanonade, die unter den Reulingen Kellermanns rasch eine große Verwirrung anrichtete.*) Aber anstatt anzugreifen, wie der König riet, blieb der Herzog allzu vorsichtig stehen; bis zum Abend kanonierte man auf einander, in der Nacht zog sich dann Kellermann auf das Hauptheer,

Zeitschr. d. kgl. bayr. Akad. d. Wissensch. zu München. Heft 4. München 1896. — Techend, Mitteilungsbl. d. kgl. Generalstabs über den Feldzug von 1792 ꝛc., Neue Milit. Blätter, Bd. XXXVI. S. 443 ff., 537 ff.

*) Wilh. C. v. Stamford, Tagebuch aus d. Feldzuge in der Champagne 1792 von Hans Christian von Stamford (Ztschr. d. Ver. f. hess. Gesch. u. Landesk., N. F. Bd. 20. Kassel 1895). A. Chuquet, La retraite de Brunswick. Paris 1887.

zu Dumouriez, zurück. Dieses an sich ganz unbedeutende Gefecht, das eigentlich nur eine Demonstration war, bildete gleichwohl den Wendepunkt des Krieges. Denn für die öffentliche Meinung war sein Ergebnis groß: die Armee Friedrichs des Großen hatte also nicht gewagt, diesem Heer von Neulingen auf den Leib zu gehen. Das war für die Franzosen fast so viel wie ein Sieg; ihre jungen Soldaten hatten in der Kanonade gelernt, „daß nichts im Kriege so gefährlich ist, als es aussieht.“ Noch kurz zuvor voll Angst und Schrecken vor den altberühmten Truppen, die gegen sie zogen, waren sie jetzt mit einem Selbstvertrauen erfüllt, das bis zum Hochmut ging. Andrerseits schlug nun bei einem Teile der Umgebung des Königs der frühere Kriegseifer in völlige Unlust um; man hatte wohl einen Spaziergang nach Paris, aber nicht einen gefährlichen Feldzug durch knietiefen Kot, unter strömendem Regen, ohne Brot und geschwächt durch Krankheiten unternehmen wollen. Diese Stimmung benutzte Dumouriez, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, bis er selbst sich verstärkt hätte, die Lage des preußischen Heeres aber, angesichts des Brotmangels und der Ruhr, sehr bedenklich geworden wäre. Der Herzog von Braunschweig ging zum Schein auf die Unterhandlungen ein, um ungestört den Rückzug aus der Champagne nach Luxemburg anzutreten (30. September). Dumouriez störte ihn nicht, weil er meinte, Preußen werde nun von dem Bunde mit Österreich zurücktreten und den Krieg aufgeben.

In derselben Hoffnung machte die Regierung zu Paris, wo soeben eine neue Nationalversammlung, der „Konvent,“ zusammengetreten und die Republik hergestellt war, vielfache Versuche, durch Schmeicheleien und Freundschaftsversicherungen Preußen zu gewinnen, und wenn auch Friedrich Wilhelm selbst fest blieb, so fand in seiner Umgebung und im Heere die Meinung doch immer mehr Anhänger, der Krieg nütze nur den Österreichern, denen es mehr um irgend eine Landerwerbung als um die Sache des Fürstenrechtes zu thun sei, und die gleichwohl die größere Last auf Preußen zu wälzen suchten. Auch die Rüstungen des deutschen Reiches waren durchaus unzulänglich gewesen; in den geistlichen und weltlichen Kleinstaaten am Rhein gab es große Worte genug, viel Dünkel, überall Soldatenspielerei, aber nirgends ein tüchtiges Heer, dagegen im Volke viel Unzufriedenheit mit den alten staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Mit solchen Mitteln in den Kampf gegen das revolutionäre Frankreich eingetreten, erlagen sie fast ohne Schwertstreich. Anfangs Oktober überfielen 18 000 Franzosen unter dem General Custine die Bistümer Speyer und Worms, nahmen sie ohne Mühe ein und rückten dann vor Mainz. In kopfloser Angst flüchteten der Kurfürst und die Vornehmen aus dieser wichtigen Festung, und die wenigen Kreistruppen, die darin lagen, hatten zum Unglück einen eben so feigen Befehlshaber. Am 29. Oktober war Mainz, der Schlüssel zu Mitteldeutschland, in Frankreichs Händen. Entsetzen ergriff alle die kleinen Höfe vom Breisgau bis nach Westfalen hinunter und von der Rheinpfalz bis nach Thüringen; überall in den zahllosen Residenzen der deutschen Vaterländchen ging's an ein hastiges Einpacken, um mit den geheiligten Personen

der Landesväter auch den Troß des Hofstaates und die Schätze in Sicherheit zu bringen. Der Schreck war um so größer, als die Franzosen nicht bloß den Krieg, sondern auch die viel gefährlichere Brandfackel der Revolution hineintrugen. Namentlich in Mainz schien das Jakobinertum festen Fuß zu fassen, und eine Schar deutscher Aufklärer schloß hier Brüderschaft mit den neufränkischen Republikanern. Aber die Franzosen sorgten dafür, daß die Gunst, die sie bei dem westdeutschen Volke gefunden, rasch wieder verschwand. Denn sie raubten und plünderten, wohin sie kamen, und während sie die Volkssouveränität verkündeten, vereinigten sie die besetzten deutschen Länder mit Frankreich. Ihr übermütiges und gewaltthätiges Wesen verbitterte dem deutschen Bürger und Bauer die Wohlthaten, die sie ihm aufdrangen. Diese Wohlthaten waren übrigens groß und dauernd; der ganze Augiasstall von Mißbräuchen ward ausgefegt: die Lehnslasten, Zehnten, Fronden, die Leibeigenschaft, das herrschaftliche — Jagdrecht, alle diese feudalen Übel wurden in den eroberten Ländern mit einem Schlage (durch Beschluß des Nationalkonvents vom 15. Dezember 1792) abgeschafft.

Unterdessen hatte sich Dumouriez von der Champagne nach Belgien gewandt, die österreichische Truppenmacht, die hier stand, bei Jemappes besiegt und um die Mitte Dezember ganz Belgien eingenommen. Zugleich brachen in Frankreich die letzten Dämme, die noch den wilden Strom der Revolution eingeengt. Die jakobinische Partei des „Berges", geführt von Danton und Robespierre, riß der gemäßigten Partei, den sogenannten Girondisten, allen Einfluß aus den Händen und setzte die Anklage, die Verurteilung und (am 21. Januar 1793) die Hinrichtung des unglücklichen Ludwig XVI., als eines Hochverräters am Volke, durch. Damit hatte der Konvent alle Brücken zur Verständigung mit den Gegnern der Revolution hinter sich abgebrochen. „Tod allen Fürsten! Vernichtung allen Monarchieen! Untergang allen Vorrechten! Freiheit und Gleichheit auf Erden!" war sein Fehderuf an das alte Europa. Auch ohne jene Unthat hätten sich die Herrscher von Preußen und Österreich genötigt gesehen, den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen; man mußte den Franzosen die deutschen Länder, die sie erobert, wieder abnehmen. Man wollte sich dann für die aufgewandten Kosten an einer französischen Provinz oder in Polen entschädigen; übrigens, da Ludwig XVI. nicht mehr zu helfen war, so gedachte man jetzt, die inneren Angelegenheiten Frankreichs auf sich beruhen zu lassen. Ähnliche, mehr oder weniger selbstsüchtige Beweggründe trieben jetzt auch England auf den Kampfplatz; die stolze Aristokratie, die dort regierte, haßte und verabscheute zwar das demokratische Treiben jenseit des Kanals, aber hauptsächlich war es ihr doch um eine Schwächung der politischen Macht Frankreichs und um Eroberungen zu thun; außerdem sollte die Erhitzung des alten Franzosenhasses beitragen, John Bull vor Reformgelüsten zu behüten. Daher verbündete sich England nicht bloß mit den deutschen Mächten, sondern betrieb auch den Anschluß der übrigen europäischen Monarchen an diese große Koalition. Zuerst traten, vom Konvent bedroht, die anderen Nachbarn Frank-

reichs bei, nämlich Holland, Spanien und die italienischen Fürsten. Die französische Republik schien erliegen zu müssen; denn zugleich entbrannte in ihrem Innern ein wütender Bürgerkrieg in der Vendee, die sich dem Schreckensregiment, das nun in Paris anhob, nicht fügen wollte.

Der Feldzug von 1793 wurde denn auch, wenigstens auf deutscher Seite, mit Erfolg eröffnet. Ein österreichisches Heer unter dem Herzog von Koburg siegte bei Neerwinden über Dumouriez und eroberte Belgien wieder. Die Preußen drängten am Mittelrhein die Franzosen auf die linke Seite des Stroms und belagerten Mainz; Oberbefehlshaber der Belagerungsarmee war Graf Kalckreuth. Überall zeigten sich die deutschen Truppen, wo die Führung nicht allzu schlecht war, den Gegnern noch immer überlegen. „Man muß sich" — sagt ein preußischer Offizier, der damals mitgefochten*) — „die französische Armee jener Zeit nicht so denken, wie wir sie später in ihren glänzenden Perioden haben kennen lernen. Die zerlumpten Karmagnolen, ohne wahren militärischen Geist und Haltung, die uns Schimpfreden und matte Kugeln (unerwidert) täglich über den breiten Rhein zusendeten, flößten auf keine Weise Respekt ein. Es war auch nicht ein Soldat in der Armee, der sich nicht seiner inneren Überlegenheit bewußt und des Erfolges sicher gefühlt hätte, wenn es dazu kommen würde, sich ernstlich mit ihnen zu messen." Aber eben die Führung taugte nichts. Der Herzog von Braunschweig war von seiner zopfmäßigen Bedächtigkeit nicht abzubringen, versäumte wieder manche gute Gelegenheit, und was er etwa klug ausgesonnen, scheiterte dann an dem Ungehorsam seines Unterfeldherrn, des österreichischen Generals Wurmser, der nur mit Widerwillen sich und seine Truppenabteilung unter preußischen Oberbefehl gestellt sah.**)

Doch wurde Mainz auf Drängen seitens Friedrich Wilhelms hin endlich energisch angegriffen, beschossen und (am 22. Juli) wieder erobert; so ward der deutsche Boden vom Feinde gesäubert.***) Dafür kamen die geflüchteten Landesväter mit ihren Höflingen und allen Mißbräuchen des alten Staatswesens wieder zurück; eine wüste Reaktion trat ein und eine grimmige Verfolgung aller, die man im Verdacht revolutionärer Umtriebe hatte. Inzwischen waren die Österreicher nebst einigen Reichstruppen aus Belgien siegreich auf französisches Gebiet vorgedrungen und eroberten Valenciennes. 250 000 Mann geübter Truppen — Österreicher, Preußen, Engländer, Hannoveraner, Hessen und andere Reichskontingente — standen nun von der Mündung der Schelde bis an den Neckar hin, zum Marsch auf Paris bereit. Aber der große

*) H. v. Valentini, Erinnerungen, S. 26. — Vgl. auch R. Wille, Ein Märtyrer des Roten Kreuzes vor hundert Jahren. Preuß. Jahrb. Bd. 73, Berlin 1893.

**) Techend, der zweite Abschnitt des Rheinfeldzuges 1793 ꝛc., Jahrb. f. d. deutsche Armee u. Marine, Bd. 69, Berlin 1889.

***) M. G. Bockenheimer, Die Wiedereroberung von Mainz durch die Deutschen im Sommer 1793. Zeitschrift des Ver. f. Erforsch. d. Rhein. Gesch. u. Altert. in Mainz. Bd. 4, Heft 1, Mainz 1893.

Mächtebund verscherzte den Sieg, indem er zauderte. Es lag dies zum Teil an der langsamen, unentschlossenen und uneinigen Oberleitung der Heere, aber noch weit mehr an dem Mangel an Übereinstimmung in dem Bunde selbst; er war in sich selber gespalten; jedes Mitglied verfolgte Sonderinteressen, so ward der Gang des Ganzen gelähmt. In Wien war man neidisch auf den Machtzuwachs, den Preußen in Polen erstrebte; auch in Berlin blickte man mehr nach Osten als nach Westen, der französische Krieg ward, da Deutschland befreit war, mit jedem Tage unerwünschter. Friedrich Wilhelm ließ daher seine Truppen bei Mainz stehen und wartete ab, was seine Verbündeten thun würden. Sie belagerten die Seefestung Dünkirchen, welche England für sich beanspruchte; sie richteten im französischen Flandern die österreichische Herrschaft ein; an den Zug nach Paris schienen sie nicht zu denken; warum sollten es die Preußen? So vergeudete man die Zeit. Mittlerweile begann die fürchterliche Thatkraft des Konvents, der schon jetzt hunderte von „Aristokraten und Volksfeinden" zur Guillotine lieferte, zu wirken: das Massenaufgebot, das er angeordnet, kam in Fluß. Zuerst verstärkte sich die Nordarmee und rang den Österreichern im September einen Teil Flanderns wieder ab. Am Mittelrhein siegten zwar die Preußen über den General Moreau bei Pirmasens (14. September) und eroberten die Verschanzungen in den Vogesen, einen Teil der Weißenburger Linien (26.—28. September); aber sie hielten dann inne, weil jetzt die polnischen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit ihres Königs fast völlig in Anspruch nahmen.

Die zweite Teilung Polens.

Die entsetzliche Lehre, welche die Ereignisse des Jahres 1772 den Polen gegeben hatten, war an ihnen nicht ganz verloren; sie sahen den Abgrund, in den ihr Staat fallen mußte, wenn die rechten Mittel zur Rettung nicht ergriffen würden.*) Als solche erkannten die wahren Vaterlandsfreunde eine gründliche Reform des Staats und den Bund mit Preußen, mit derjenigen Macht, welche nach den Überlieferungen Friedrichs des Großen den meisten Willen hatte, das Vordringen Rußlands zu hemmen. Sie setzten auch beides ins Werk; am 3. Mai 1791 verkündigten und beschworen der König und der Reichstag zu Warschau eine neue, zeitgemäße Verfassung, welche die alten Schäden heilen konnte: das liberum veto wurde abgeschafft und eine erbliche, konstitutionelle Monarchie hergestellt, in welcher der König eine starke vollstreckende Gewalt und der Reichstag nur die gesetzgebende hatte. Auch manche andere Mißbräuche fielen fort: die willkürliche Behandlung der Bauern, die Bedrückung der Dissidenten. Mit Preußen war schon im März 1790 ein Verteidigungsbündnis geschlossen.

Aber die Russen gaben ihr Spiel darum nicht verloren, und sie fanden

*) Vgl. R. Roepell, Zur Genesis d. Verfassung Polens vom 3. Mai 1791. Hist. Zeitschr., München u. Leipzig 1891 — R. Nisbet Bain, The second partition of Poland 1793, The English Historical Review, Vol. VI, London 1891.

unter den Polen selbst die wirksamsten Gehilfen. Von jeher waren die polnischen Magnaten gewohnt, den Thron nach ihrem Privatvorteil für Ämter und Würden und besonders für Geld zu vergeben; es war kein so weiter Schritt vom Verkauf der Krone zum Verhandeln der übrigen staatlichen Interessen; und diesen Schritt machten jetzt auch viele. Zu diesen Verrätern gehörten gerade die Einflußreichsten; der Kronfeldherr Branicki und der Starost Potocki standen öffentlich an der Spitze der russischen Söldlinge, der König selbst, Stanislaus Poniatowski, und viele vom hohen Adel hielten es insgeheim mit ihnen, während sie vor den Augen des Landes die Patrioten spielten. Die russische Partei bildete nun unter Führung Potockis und Rzewuskis eine Konföderation, welche (zu Targowicz 14. Mai 1792) gegen die neue Konstitution Einspruch erhob, den Bürgerkrieg entzündete und den Schutz der Russen für die alte „polnische Freiheit" anrief. Fünf Tage darauf rückten 100 000 Russen in das Land ein.

Wer sollte ihnen die lang erstrebte Beute streitig machen? Deutschland konnte es. Aber seine Hauptmächte schickten sich soeben an, den Kampf mit der französischen Revolution aufzunehmen, und Katharina II. setzte alle Mittel ihrer geschickten Diplomatie in Bewegung, um diesen Legitimitätseifer immer heftiger anzustacheln. Übrigens war in Berlin die Freundschaft mit Polen bereits ein überwundener Standpunkt, und die Polen hatten diese Veränderung, über die sie dann sehr ergrimmt waren, selbst verschuldet. Von Anfang an machte die preußische Regierung kein Hehl daraus, daß sie für ihren Beistand einige Vorteile erwarte: sie wünschte die deutschen Städte Danzig und Thorn als Preis ihrer Freundschaft, und die Erwerbung war in der That für das Gedeihen der Provinz Westpreußen und namentlich des preußischen Weichselhandels eine Lebensfrage. Aber die Polen lehnten dies Verlangen aufs entschiedenste ab (1790). Um so weniger hätte es sie befremden sollen, daß Preußen dann auch ihnen nichts leistete. Dennoch würde die Klugheit den preußischen Staatsmännern geboten haben, Rußlands Absichten entgegenzutreten, hätten nicht eben die Polen selbst durch ihre Zwietracht ihrem furchtbaren Feinde in die Hände gearbeitet. So mußte sich das Geschick des unglücklichen Landes erfüllen. Zwar brachten die wahren Vaterlandsfreunde ein Heer auf, welches unter dem General Thaddäus Kosciuszko mit großer Tapferkeit focht, namentlich bei Dubienka (am Bug, südöstlich von Lublin) — 17. Juli —; aber die russische Übermacht siegte, und was schlimmer war, der König Stanislaus trat bald darauf selbst zur Targowiczer Konföderation über. Ganz Polen fiel nun in die Hände der Russen, der Reichstag hob die neue Verfassung auf und stellte die alte, elende Wirtschaft wieder her. Konnte Preußen, auch wenn es nicht anderwärts beschäftigt gewesen wäre, die Verteidigung einer Nation übernehmen, die sich selbst verriet? Vielmehr handelte es sich nur darum, ob Polen völlig in Rußland aufgehen, oder ob es zwischen Rußland und Deutschland geteilt werden solle; Preußen mußte sich für das letztere entscheiden.

Es verabredete also mit Rußland eine abermalige Teilung (23. Januar 1793) und ließ ebenfalls Truppen in Polen einrücken. Zuerst (Ende Februar) wurde Großpolen, dann (im März) Danzig besetzt. In den Erklärungen, welche Katharina und Friedrich Wilhelm über die Gewaltthat abgaben, hieß es, um den Bruch des Völkerrechts zu beschönigen: „Sie müßten aus Rücksicht auf die eigenen Staatsinteressen in dem Nachbarlande die übelgesinnten Aufwiegler und Ruhestörer unterdrücken und die Ordnung wiederherstellen; Polen sei von der jakobinischen Seuche angesteckt und sie glaubten, es nicht besser heilen zu können, als wenn sie die Grenzprovinzen ihren Staaten einverleibten und so gegen das Gift der revolutionären Meinungen schützten." Durch preußisches und russisches Geld wurde dann ein Teil der polnischen Reichstagsabgeordneten gewonnen, durch Drohungen ein anderer Teil eingeschüchtert. So geschah es, daß der in Grodno versammelte und von russischen Truppen umgebene Reichstag am 22. Juli 1793 in die von Rußland und am 23. September desselben Jahres auch in die von Preußen geforderten Abtretungen einwilligte. Durch die zweite Teilung Polens erhielt Rußland die östliche Hälfte Polens, nämlich Littauen, Podolien und die Ukraine (4000 Quadratmeilen); Preußens Anteil waren außer Danzig und Thorn die Gebiete von Posen, Gnesen, Kalisch, Kujavien — etwa das heutige Großherzogtum Posen —, ferner Lentschitz, Sieradien und ein Teil der Woiwodschaften Krakau, Rawa und Plock, im ganzen ungefähr 1000 Quadratmeilen mit 1 100 000 Einwohnern. Diese neue Besitzung erhielt den Namen „Südpreußen" und wurde unter besonderer Mitwirkung der Minister von Voß und von Struensee, sowie des Generals von Möllendorf sofort dem preußischen Staate einverleibt.*) Ihr Wert beruhte nicht zum wenigsten darin, daß Preußen nun im Osten wohl abgerundet war und eine bessere Grenze gegen Rußland hatte.

Fortsetzung der Feldzüge gegen die französische Revolution.

Friedrich Wilhelms II. Eifer für den Kampf gegen die französische Demokratie war seit dem schlechten Ausgange des Feldzugs in der Champagne schon erheblich abgekühlt; wenn derselbe jetzt noch mehr erkaltete, so war der Unwille über Österreich daran Schuld, dessen Diplomatie dem preußischen Interesse in Polen entgegengearbeitet hatte. Zwar erkannte es nun die Teilung, da sie geschehen war, an; aber die Eifersucht und das Mißtrauen blieben. Auf den Gang des französischen Krieges hatte dies einen sehr schlimmen Einfluß. Nach der Abreise des Königs handelten Wurmser und der Herzog von Braunschweig eine kurze Zeit lang im Einvernehmen und errangen dann auch einige Erfolge. Vereinigt eroberten sie (11. bis 14. Oktober) die Weißenburger Linien völlig und trieben die Franzosen bis unter die Mauern von Straßburg. Dann

*) Das Jahr 1793. Urkunden und Aktenstücke z. Gesch. der Organisation Südpreußens. Herausg. v. R. Prümers, Posen 1895.

aber erneuerte sich der alte Zwiespalt. Keiner der beiden Feldherrn unterstützte den andern; Wurmser blieb bei seinem Eigensinn, seiner Unbesonnenheit, der Herzog von Braunschweig bei seiner Unentschlossenheit und übermäßigen Bedächtigkeit, zumal da die Nachrichten aus Berlin keine rechte Gewißheit gaben, ob der König den Krieg fortsetzen werde. Doch gewannen die Preußen noch einen schönen Sieg. Sie standen 20 000 Mann stark, darunter einige tausend Sachsen, bei Kaiserslautern.*). Hier wurden sie am 28. November von der französischen „Moselarmee" unter General Hoche mit doppelter Zahl angegriffen, schlugen aber alle Angriffe an diesem und an den beiden folgenden Tagen mit glänzender Tapferkeit ab. Zu dem bedeutenden Erfolge der Verbündeten in dieser Schlacht trug besonders Herzog Karl August von Weimar bei, der Chef des 6. preußischen Kürassierregiments und (seit 1790) Inspekteur der Magdeburger Kavallerie-Inspektion war.**) Mittags den 30sten trat Hoche den Rückzug an. Nur 800 Deutsche, aber 3500 Franzosen waren gefallen, das war jedoch der einzige Vorteil; denn der Herzog benutzte den Sieg nicht. Ebenso wenig that Wurmser etwas Ersprießliches. Zuletzt mußten beide ihre Stellung in den Vogesen und die Belagerung Landaus aufgeben, weil der Feind sich übermächtig verstärkte, und die deutschen Truppen durch eine Reihe von kleinen Gefechten, durch ungünstige Witterung und mangelhafte Verpflegung viel litten. Zuerst trat Wurmser den Rückzug an, er ging (am 30. Dezember) bis auf das rechte Rheinufer zurück; die Preußen, nun auch zum Rückzug genötigt, hielten sich wenigstens auf dem linken Ufer; sie bezogen die Winterquartiere zwischen Nahe und Rhein.

Ebenso erfolglos endete dieser Feldzug auf den andern Kriegsschauplätzen, namentlich in Belgien. Dadurch wurde die Mißstimmung zwischen den Verbündeten noch größer; sie schoben sich gegenseitig die Schuld zu. Der Herzog legte unmutig den Oberbefehl nieder. „Wenn eine große Nation wie die französische" (schrieb er dem Könige) „durch Schrecken und Begeisterung zu großen Thaten geführt wird, so sollte ein einziger Wille, ein einziger Grundsatz alle Schritte der Verbündeten leiten. Allein wenn statt dessen jedes Heer für sich ohne festen Plan, ohne Einheit, ohne Grundsatz und ohne Methode handelt, dann müssen die Ergebnisse so sein, wie wir sie erlebt haben." Übrigens meinte er, dieser Krieg sei überhaupt gegen Preußens Interesse. Dieselbe Ansicht herrschte im Heere, im Volke, im Ministerium; nur der König mochte sich aus falschem Ehrgefühl noch nicht entschließen, die Waffen niederzulegen. Aber der Staatsschatz war erschöpft, die Finanzen zerrüttet; auf eigene Kosten konnte Preußen den Kampf nicht mehr fortsetzen. Anstatt nun zurückzutreten, wie es des Staats wohlverstandener Vorteil gebot, ließ sich Friedrich

*) Kriegsgeich. Einzelschriften, herausg. v. Gr. Generalstab, Heft 16: Pirmasens und Kaiserslautern, Berlin 1893. — J. K., Die Schlacht von Kaiserslautern am 28., 29. und 30. November 1793 ꝛc., Kaiserslautern 1893.

**) P. von Bojanowski, Karl August als Chef des 6. Preuß. Kürassier-Regiments 1787—1794, Weimar 1894.

Wilhelm II. herbei, seine Truppen den Seemächten, England und Holland, zum ferneren Kriege gegen Frankreich zu vermieten; ein preußisches Heer von 62 400 Mann unter dem General Möllendorf ward für 50 000 Pfund Sterling monatlich den Seemächten zur Verfügung gestellt, „um die von der Revolution bedrohte bürgerliche Gesellschaft zu beschützen"; etwaige Eroberungen sollten den Seemächten gehören. Dies der Inhalt des unrühmlichen Vertrages, den der preußische Minister von Haugwitz am 19. April 1794 im Haag auf Befehl seines Königs abschloß.

Die auseinanderstrebende Genossenschaft war also für eine Weile noch zusammengehalten und immerhin war ihre Sache, wenn man auf die Machtmittel sah, noch keineswegs aussichtslos. Zwar die Überlegenheit der Zahl war jetzt auf Frankreichs Seite, und die Zahl wurde noch gewichtiger durch die Heftigkeit der Leidenschaften, welche diese Hunderttausende bewegten. Nicht mehr ein demoralisiertes Militär, sondern die ganze ungeheure Kraft einer großen, in allen Tiefen ihres Geistes aufgewühlten Nation warf sich, für Vaterland und Freiheit, für den Ruhm und die Selbständigkeit des Ganzen wie des Einzelnen begeistert, dem Auslande entgegen. Aber dieses Volksheer bestand doch noch größtenteils aus Neulingen. Der Bauer, Handwerker, Kaufmann, den der Konvent bewaffnete, war doch nicht sofort ein Soldat; vorerst kam er an Kriegstüchtigkeit, besonders an Ordnung und Marschfähigkeit dem britischen oder deutschen Soldaten nicht gleich. Die Männer, die an der Spitze der Republik standen, suchten den Mangel an Schulung bei den Truppen auf andere Weise zu ersetzen. Frankreich revolutionierte seine Kriegskunst wie seine Politik. Der Kriegsminister Carnot schuf die neuen Elemente in Verbindung mit den alten Truppenresten zu kleineren, beweglichen Truppenkörpern um, den sogenannten Halbbrigaden, in denen verschiedene Waffengattungen vereinigt waren, und wies sie an, den Feind durch zahllose einzelne Schläge zu verwirren, zu ermüden und seine Verbindung zu zerreißen, bis der Zeitpunkt gekommen sei, mit einem letzten gewaltigen Stoße die Kraft des Gegners zu zertrümmern. Mit rücksichtsloser Thatkraft schritt Carnot andererseits gegen die Auswüchse der Demokratie im Heerwesen ein. Zu tausenden beseitigte er die unfähigen Offiziere, die aus der Wahl der Truppen hervorgegangen waren, und brach so den Talenten freie Bahn; rasch arbeiteten sie sich zu den höchsten Stellen empor. Aber die neuen Mittel und die neuen Männer brauchten doch Zeit, um zu wirken; für jetzt war die größere militärische Tüchtigkeit noch bei den Heeren der Verbündeten. Allein die Gründe, die bisher deren Kriegführung unfruchtbar gemacht hatten, bestanden fort, und so blieben auch die Folgen die nämlichen.

Der Feldzug des Jahres 1794 begann in den Niederlanden; hier standen jetzt von den Ardennen bis nach Dünkirchen 300 000 Franzosen unter einem jungen, tüchtigen Feldherrn, Pichegru; die Verbündeten stellten ihnen 160 000 Mann, Österreicher, Preußen, Reichstruppen und Engländer entgegen. Der Anfang war glücklich; sie brachten den Franzosen eine Schlappe bei und

eroberten die Festung Landrecies (30. April). Aber die Uneinigkeit der Generale und der Diplomaten, sowie die Einmischung des Kaisers Franz, der sich im Hauptquartier zu Brüssel befand, und seiner Höflinge verdarb alle weiteren Unternehmungen. Nicht viel besser ging es am Mittelrhein her. Dort warf Möllendorf mit seinen Preußen nach einem neuen Siege bei Kaiserslautern (23. Mai) die Franzosen aus ihren Verschanzungen in die Vogesen zurück, und als der französische Befehlshaber Desaix dann noch einen Versuch machte, wieder bis zum Hardtgebirge vorzudringen, schlug ihn der Husarenoberst von Blücher durch einen kühnen Reiterangriff zwischen Kirweiler und Edesheim zurück (28. Mai). Das war der erste Sieg, den der nachmalige „Marschall Vorwärts" selbständig gewann. Schon damals hatte er den Ruf eines rastlos anstürmenden Reiterführers und war mit seinen roten und braunen Husaren der Schrecken der Franzosen; bewundernd nannten sie ihn den „roten König". Aber die Diplomatie lähmte wieder jeden Fortschritt des siegreichen Heeres. Die Seemächte verlangten, daß die Preußen nach Belgien marschierten; in Berlin bestand man darauf die Truppen am Mittelrhein zu lassen; so verging die Zeit in unersprießlichen Verhandlungen. Auch Österreich suchte nur nach einem schicklichen Vorwande, sich diesem Kriege zu entziehen. Es führte ihn ohne Nachdruck; es wollte wie Preußen seine Kraft für die polnischen Angelegenheiten verwenden, die eben wieder zu einer Einmischung dringend aufforderten. So kam es, daß die Verbündeten aus den meisten Stellungen in Flandern und Belgien verdrängt wurden. Der österreichische General, Prinz von Koburg, gab sogar freiwillig einen Sieg auf, den ihm seine Truppen bei Fleurus (26. Juni) errangen und zog sich aus diplomatischen Gründen bis hinter die Maas zurück. Es war unter diesen Umständen fruchtlos, daß die Preußen unter Führung des Prinzen von Hohenlohe-Ingelfingen zum drittenmale bei Kaiserslautern in einer Reihe von Gefechten (18. bis 20. September) glänzend siegten. Die Friedenspolitiker ließen es unbenutzt, und die Österreicher gingen immer weiter zurück, im Oktober bis über den Rhein. Der Mächtebund fiel offenbar auseinander; der Keil, der ihn spaltete, war die polnische Frage.

Die dritte Teilung Polens.

Von dem großen Reiche der Jagellonen, das sich einst vom baltischen bis zum schwarzen Meere über ein Gebiet von 13 000 Quadratmeilen erstreckte, war nunmehr nur ein Dritteil übrig, und auch diesen Rest beherrschte der Erbfeind, Rußland, durch sein Geld und durch seine Bajonette. Ingrimmig trug die Nation ihr schweres Geschick. Im März 1794 raffte sie sich in wildem Aufruhr empor; verjagte die Russen und schickte sich an, das Reich in den alten Grenzen wieder herzustellen. So fiel eine neue Kriegslast auf Preußens Schultern, und es hatte jetzt nicht bloß die Beute von 1793 zu verteidigen, es mußte auch suchen, sich noch soviel wie möglich zu vergrößern. Denn daß der

schwache Überrest des polnischen Staats den Russen erliegen würde, war unzweifelhaft. Man mußte also den Russen zuvorkommen. Im Mai 1794 rückten daher 50 000 Preußen ein, besiegten am 6. Juni die Scharen Kosciuszkos bei Szczekocyn und bemächtigten sich Krakaus. Der König selbst eilte auf den Kriegsschauplatz und belagerte Warschau. Aber die Unentschlossenheit des Oberbefehlshabers Grafen Schwerin, Mangel an Lebensmitteln, Krankheiten und die Unsicherheit aller Verkehrsmittel in dem weiten und halbwilden Lande hemmten die Thätigkeit des Heeres.*) Dazu kam ein Aufstand im Posenschen, also im Rücken des Heeres. In dieser gefährlichen Situation erwarb sich das höchste Verdienst der Generallieutnant Freiherr von Günther, der treffliche Führer der preußischen Bosniaken. Mit seinen kaum zulänglichen Truppen deckte er vorzüglich die Provinz; mehr zu leisten vermochte auch er nicht.**) Es mußte endlich (im September) die Belagerung Warschaus wieder aufgehoben werden; Friedrich Wilhelm kehrte mißmütig nach Südpreußen zurück, wo der Aufstand rasch unterdrückt wurde. Die Frucht seiner Anstrengungen erntete Rußland; denn die polnische Volkserhebung war durch den Einfall der Preußen zwar nicht niedergeworfen, aber doch sehr geschwächt worden; auch krankte sie bereits an innerer Zwietracht, an dem Hader zwischen der demokratischen und aristokratischen Partei; so wurde den Russen, die nun mit einem großen Heere unter Suworow einrückten, der Sieg nicht allzu schwer. Mit wenigen, freilich gewaltigen Schlägen zertrümmerten sie Kosciuszkos Streitmacht; bei Maciejowice am 10. Oktober ward die letzte Entscheidungsschlacht geliefert. Die Tapferkeit der Polen konnte sie nicht retten; die Übermacht siegte. Kosciuszko selbst ward verwundet und gefangen, und Polens Untergang war nun besiegelt. Am 4. November nahm Suworow Praga mit Sturm; dann ergab sich auch Warschau. Der König Stanislaus mußte die Krone niederlegen und als russischer Pensionär in Petersburg leben.

Jetzt änderte Rußland seine Sprache gegen den alten Bundesgenossen; anstatt sich wie früher, mit Preußen über die polnischen Dinge zu einigen, schloß es mit Österreich (am 3. Januar 1795) einen Teilungsvertrag, kraft dessen Rußland wieder den Löwenanteil, über 2000 Quadratmeilen, Österreich ein Gebiet von 1000 Quadratmeilen mit Krakau, Preußen aber den Überrest, Masovien, das Gebiet von Warschau und Bialystock — etwa 900 Quadratmeilen mit einer Million Einwohner — erhalten sollte. Außerdem verabredeten die beiden Kaiserhöfe, auch in der türkischen Angelegenheit gemeinsam vorzugehen und nach beiden Richtungen ihren Willen nötigenfalls mit den Waffen durchzusetzen. Die drohende Stellung, welche sie annahmen, war vornehmlich auf Preußen berechnet. Dieser Staat hätte das polnische Reich in den Grenzen

*) Vgl. W. E. v. Natzmer, Der polnische Feldzug im Jahre 1794 ꝛc., Neue Milit. Bibliothek Bd. 40 u. 41. Dievenow a. d. Ostsee 1892.

**) A. Graf (Generallieutenant Freiherr v. Günther ꝛc., Altpreuß. Monatsschr., Bd. 28, Königsberg 1891. Derselbe, Die preuß. Bosniaken, Sitzungsb. d. Altertumsgesellsch. Prussia, Königsberg 1890.

von 1793 gern als ein, wenn auch schwaches, Bollwerk gegen die immer weiter vorrückende moskovitische Weltmacht bestehen lassen. Allein durch den französischen Krieg in Anspruch genommen, wagte Preußen es nicht, in einen neuen und größeren Kampf einzutreten. Nachdem sich der König lange gesträubt, trat er jenen Abmachungen über die dritte Teilung Polens doch endlich bei (24. Oktober 1795). Die neuen Besitzungen wurden unter dem Namen Neuostpreußen dem Staate einverleibt.

Aber der gerechte Unwille über die Treulosigkeit seiner Verbündeten trug viel dazu bei, ihn zum Austritt aus der Koalition und zum Frieden mit Frankreich zu bestimmen. Dazu bewogen ihn indes noch andere und ganz gewichtige Gründe: die Erschöpfung der Finanzen, die Weigerung Englands, ferner Hilfsgelder zu zahlen, die Ohnmacht oder die Saumseligkeit der kleinen deutschen Fürsten, welche nach Frieden schrieen, ohne hinreichende Mittel zum Kriege aufzubringen, die Zerrüttung der Koalition, in der jedes Mitglied bloß selbstsüchtige Zwecke verfolgte, die Friedensverhandlungen, die der bourbonische König von Spanien und der habsburgische Großherzog von Toskana mit dem „Wohlfahrtsausschuß" in Paris, also mit den Königsmördern von 1793, eröffneten, endlich der Verdacht, der in der That durchaus begründet war, daß Thugut heimlich mit den Franzosen um einen Sonderfrieden verhandele.*) So entschloß er sich denn, nach Anhörung der Ratschläge des Prinzen Heinrich und des Feldmarschalls Möllendorf und einer zu diesem Zwecke im Oktober 1794 eingesetzten Kommission (Struensee, Alvensleben, Geusau, Goldbeck, Werder), so gut es ging, mit der französischen Republik Frieden zu machen.**) Am 5. April 1795 wurde derselbe durch den preußischen Bevollmächtigten Freiherrn von Hardenberg zu Basel abgeschlossen. Preußen überließ darin den Franzosen, was sie erobert hatten, nämlich das linke Rheinufer und damit auch 43 Quadratmeilen preußischen Gebiets, allerdings nur vorläufig; die endgültige Festsetzung darüber wurde einem allgemeinen Frieden vorbehalten. Dagegen verbürgte Frankreich für den Fall, daß es in demselben seine Grenze bis an den Rhein ausdehne, Preußen eine Entschädigung im inneren Deutschland. Norddeutschland ward für neutral erklärt; auch andere deutsche Reichsstände, die Preußens Vermittelung anrufen würden, sollten einen billigen Frieden erhalten. Eine Scheidelinie von Ems bis Münster und rings um die hessischen und fränkischen Kreislande machte die dahinter liegenden Länder schon jetzt parteilos.

So hatte Friedrich Wilhelm II. sich in einen verderblichen und kostspieligen, über seine Kräfte gehenden Krieg gestürzt, um einen Frieden zu schließen, der die Großmachtstellung Preußens in einem sehr zweideutigen Lichte erscheinen ließ. Der bedeutende Staatsschatz Friedrichs des Großen war außerdem jetzt

*) H. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit 1789—1795, Bd. III., 1860, S. 428 f.

**) P. Bailleu, Über die wirtschaftl. u. finanzielle Vorgeschichte des Friedens von Basel, Vorträge ꝛc., Forsch. 1895, VIII. S. 640 f. und 642, und Hist. Ztschr. Bd. 75, S. 237.

(Mai 1795), vornehmlich durch die Schuld Wöllners, völlig verbraucht.*) Das alles war die bittere Frucht des Reichenberger Vertrages. Gleichwohl hielten nicht bloß Haugwitz, Lucchesini, Lombard u. a., sondern selbst bedeutendere Staatsmänner, namentlich Hardenberg, den Baseler Frieden für sicher, ehrenvoll und vorteilhaft! So weit war die preußische Diplomatie von der Höhe Friedrichs des Großen herabgesunken. Es zeigte sich aber bald, daß Preußen durch jenen Sonderfrieden nicht bloß an europäischer Geltung, sondern auch in der Meinung Deutschlands viel verloren hatte. Österreich, durch starke englische Hilfsgelder mit neuem Kriegseifer erfüllt und voll Hoffnung, durch militärische Leistungen seiner Vergrößerungslust irgendwo, am liebsten in Deutschland selbst, dienen zu können, unterließ nichts, die Mißstimmung der Deutschen gegen Preußen aufzureizen. Eingriffe, die der König in die Rechte einiger fränkischer Reichsritter that, boten dazu eine neue Veranlassung.

Im Jahre 1769 war die Linie Bayreuth des Hauses Hohenzollern ausgestorben, und der Markgraf Karl Alexander von Ansbach hatte beide Länder unter seiner Herrschaft vereinigt; da er indes der letzte seines Stammes war, so trat er dieselben (116 Quadratmeilen mit 420 000 Einwohnern) am 2. Dezember 1791 gegen ein Jahresgehalt von 500 000 Gulden an den König von Preußen ab, der am 3. Januar 1792 Besitz ergriff und zu Ehren des Stammlandes seiner Ahnen den in Ansbach und Bayreuth bestehenden roten Adlerorden zum zweiten Hausorden des Königreichs Preußen erklärte. Die neue Regierung eignete sich bald Hoheitsrechte über die Reichsritter, die hier angesessen waren, sowie über die Reichsstadt Nürnberg an (welche übrigens 1796 selbst ihre Unterwerfung anbot) und erregte dadurch bei den übrigen Reichsständen einen Unwillen, den Österreich für sich zu benutzen wußte. So diente Kleines und Großes, den Zwiespalt Deutschlands zu erweitern.

Friedrich Wilhelms II. Ende.

Wenn eine neue Erwerbung an das hohenzollernsche Haus kam, so pflegte ihr Zustand sich rasch zu verbessern; die preußische Verwaltung war berühmt wegen ihrer Pflichttreue und Unbestechlichkeit. Auch die Einwohner der unter Friedrich Wilhelm II. hinzugekommenen Provinzen gewannen dabei, daß sie preußisch wurden. Die Bevölkerung von Ansbach und Bayreuth empfing die Vorteile, welche der Großstaat seinen Bürgern gewährt; die Polen in Süd- und Neuostpreußen wurden Angehörige eines Staatswesens, wo Gesetz und Ordnung herrschten und eine höhere Kultur bestand. Aber damit waren der polnische Adel und Klerus, die bisher hier regiert hatten, schlecht zufrieden; sie fugten sich dem wesentlich deutschen und protestantischen Reiche nur widerwillig und äußerlich ein. So hatten denn die eifrigen und pflichttreuen, allerdings

*) A. Rauch, Der preuß. Staatsschatz unter Friedr. Wilhelm II. u. seine Erschöpfung, [illegible] 1892 V. S. 305 ff.

oft nicht recht sachkundigen preußischen Beamten (Voß, Hoym, Buggenhagen, Buchholtz, Danckelmann, Goldbeck u. a.) in den neuen Provinzen einen schweren Stand. Aber auch dem Hofe gegenüber ließen sie es mitunter an der nötigen Energie fehlen und verhinderten königliche Maßregeln nicht, die sie mißbilligten und als schädlich für das Staatswohl erkannten. Denn anstatt die Hilfsquellen der neuen Gebiete möglichst nutzbar zu machen, verschleuderte der König polnische Güter, die dem Fiskus zugefallen waren, ohne Wahl an seine Höflinge und Günstlinge.*)

Namentlich bei der Verwaltung Südpreußens wurde in dieser Beziehung arg gesündigt. Hier war nach Unterdrückung des polnischen Aufstandes von 1794, an welchem sich die meisten Staroſten (polnische Amtsleute) und der Klerus beteiligt hatten, vom Könige die Einziehung vieler staroſtlichen und geistlichen Güter verfügt worden; man spiegelte ihm vor, daß es zur Hebung der Kultur gut sei, sie nicht dem Domänenbesitz hinzuzufügen, sondern sie weiter zu geben, und so wurden hunderte von wertvollen Gütern teils verschenkt, teils für Spottpreise verkauft. Der Staatskasse entgingen dadurch Millionen von Thalern, die meisten der verschleuderten Güter aber dienten in der Wirklichkeit dann nicht dem Anbau und der Germanisierung des Landes, sondern der Bereicherung ihrer oft sehr unwürdigen Empfänger, die sie schleunigst weiter verkauften. So kam es, daß die großen Landerwerbungen Friedrich Wilhelms II. weit weniger einbrachten, als seine Feldzüge gekostet, und daß das Soll und Haben bei seinem Tode ungünstig ausfiel; er hatte den Staat mit 35 Millionen Thaler Schulden beschwert. Und dabei hatte man doch wieder die alten drückenden Finanzkünste anwenden müssen; das Tabakmonopol war 1797 aufs neue eingeführt worden.

Reformen von irgend welcher Erheblichkeit waren unter diesem Könige auch sonst nirgends zustande gekommen; die Übel, an denen alle alten Staaten krankten, blieben auch in Preußen, wie sie waren. Im Gefolge der Günstlingsherrschaft hatte sich sogar ein neuer Mißbrauch eingeschlichen, nämlich Unterordnung der Staatszwecke unter rein persönliche Interessen der niedrigsten Art.

Allerdings gab es unter den älteren Staatsdienern, unter den Beamten aus Friedrichs Schule gar manche, welche die alte Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit ihres Standes sich bewahrt hatten. Mit Schmerz und Unwillen betrachteten sie diese schlimme Wirtschaft. Aber sie waren machtlos. Als im Jahre 1796 einer von ihnen, der Kriegsrat Zerboni in Petrikau, dem wegen seines Adelsstolzes verhaßten Minister für Schlesien und Südpreußen, Grafen Hoym, freilich in unpassender Sprache, gewisse Mißgriffe und Ungesetzlichkeiten vorwarf, ließ ihn der König, bei welchem Hoym sich beschwerte, auf die Festung setzen, ohne den Grund oder Ungrund der wider Hoym erhobenen

*) Stadelmann a. a. O. III. Leipzig 1885. S. 35. — Vgl. C. Grünhagen, Die südpreuß. Güterverleihungen 1796–1797. (Zschr. d. Hist. Gesellsch. f. d. Prov. Posen, Bd. 10, Posen 1895. — M. Lehmann, a. a. O.

schweren Anschuldigungen zu untersuchen. Es stellte sich heraus, daß Zerboni mit einigen patriotisch gesinnten Männern einen geheimen Bund, „die moralische Vehme," gestiftet hatte, welche den Zweck verfolgte, alle im Staat und in der Gesellschaft vorkommenden und straflos gebliebenen Ungerechtigkeiten aufzuspüren und ans Licht der Öffentlichkeit zu bringen. Dies genügte, um Zerboni dem Könige als einen sehr gefährlichen Jakobiner erscheinen zu lassen. Ein andrer, der Minister Schulenburg-Blumberg, der den Tresor schonend, die Militärausgaben zum Teil der Dispositionskasse auferlegen wollte, konnte gegen Wöllner nichts ausrichten und endete (Mai 1790) in Verzweiflung durch Selbstmord.

Mit den anderen Zweigen der Verwaltung verfiel auch das Heerwesen. Schon im Jahre 1795 bestanden die Offizierkorps ganzer Regimenter aus Invaliden an Körper und Geist. „Es kam vor, daß sämtliche Offiziere von Reiterregimentern vom Oberlieutenant aufwärts vor lauter Schmerbäuchigkeit, Gicht und Hämorrhoiden nicht mehr zu Pferde steigen oder wenigstens es nicht mehr zu Pferde aushalten konnten. Der Geist der friedrischen Ära war aus dem Heere entwichen, und mit ihm die moralische Zucht. Geblieben war aber der tote Mechanismus, die Puder-, Zopf- und Gamaschenqual und die brutalste Fuchtelei; wo der Reisende innerhalb Preußens einen Exerzierplatz betrat, konnte er Offiziere und Korporale auf die Schultern und Beine der Rekruten losschlagen sehen und das ‚Ihr verfluchten Hundekerle, das Donnerwetter soll euch zerschmeißen!' schallte ihm unaufhörlich in die Ohren."*) Zwar fanden sich unter den Offizieren jener Zeit auch viele achtungswerte; es fehlte nicht an guten geistigen Bestrebungen; namentlich in Berlin und Potsdam wurden mit großer Emsigkeit kriegswissenschaftliche Studien getrieben, die freilich meist nur einem eiteln Theoretisieren Vorschub leisteten, und hunderte von Offizieren suchten geistige Erhellung und Erhebung in den Freimaurerlogen.**) Aber es war dies doch der kleinere Teil und gerade der Teil, der den Ton nicht angab. Übrigens hatte sich die Sittenverderbnis, wenigstens in den Residenzen, allen Ständen mitgeteilt, wenngleich die Vornehmen es am wüstesten trieben.***) Das schlechte Beispiel, welches der König durch seine in geschlechtlichen Dingen sehr schlaffe Moral gab, bestärkte in dieser Richtung, zumal da das Gerücht, wie es pflegt, was schlimm war, ins Maßlose und das Vergnügen zur Orgie vergrößerte. Daß der König in allen andern Stücken eher einfach als üppig lebte, kam dagegen bei den Wenigsten in Betracht.

So konnte denn der Vaterlandsfreund es nur für ein Glück erachten, daß

*) S. v. Martens. Denkwürdigkeiten aus dem kriegerischen und politischen Leben eines [illegible] S. 24.

**) [illegible] Memoiren I 118. — O. Tschirch, Eine verschollene Flugschrift, K. Fr. v. [illegible] „Europa an den Frieden. London 1794". Vortrag ꝛc., Forsch. 1897, IX. S. 599. [illegible] Varnhagen Denkwürdigkeiten. 2. Aufl. II. 328.

***) Varnhagen Tagebücher. Leipzig 1861. I. 334. — Fouqué, Rüchel II. 33, 29.

diese Regierung sich rasch ihrem Ende zuneigte. Friedrich Wilhelms Körper war nicht so widerstandsfähig, wie er aussah. Die Strapazen der Feldzüge, besonders des polnischen, hatten ihn sehr angegriffen; es bildete sich schon im Jahre 1795 der Keim einer schweren Krankheit in ihm aus. Bald zeigte sich die Wassersucht. Vergebens nahm man die verschiedensten, zum Teil seltsamsten Kuren mit ihm vor; vergebens gaben ihm seine Rosenkreuzer aurum potabile, „trinkbares Gold", ein. Nach langen Leiden, in denen ihn die Lichtenau mit aufopfernder Hingebung gepflegt hatte, starb er am 16. November 1797, 53 Jahre alt.

Er hinterließ den Staat in Verfall und von seiner Großmachtstellung herabgesunken, obwohl das Ländergebiet, besonders durch die polnische Beute, von 3524 auf 5537 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl von 5 660 000 auf 8 687 000 angewachsen war. Aber der Zuwachs glich einer ungesunden Aufgedunsenheit, und Warschau, das Danaergeschenk war nur ein Pfahl im Fleische des Staates, der in Gefahr stand, durch den polnischen Ballast mehr an seinem Deutschtum einzubüßen, als er an Machtmitteln gewann.

Friedrich Wilhelm III.

„Man kann sich jetzt gar nicht mehr vorstellen", sagte nachmals ein Zeitgenosse, der alte Schadow, „wie wohlthätig auf das üppige Leben des Vorgängers das Beispiel Friedrich Wilhelms III. kam, die stille Häuslichkeit, die Schönheit und Bravheit der Königin." In der That, der junge Monarch und seine Frau Luise führten mit einander ein Leben voll innigster Zuneigung, voll Sittenreinheit und ehrbarer Zucht, wie es damals auf den Thronen unerhört war. Einfach und mäßig, schlicht und wahrhaftig, so war der Kronprinz unter der ernsten Leitung seiner Erzieher erwachsen; und so blieb er als König. Es war etwas Bürgerliches in ihm; seine Art, seine Neigungen hatten das Biedere, Gemütliche eines wohlmeinenden Mannes aus dem Mittelstande. Er fühlte sich nirgends wohler als im Kreise seiner Familie, wo es ohne Prunk und steife Etikette herging. Da saß er stillvergnügt bei Frau und Kindern und seinem Freunde, dem Generaladjutanten von Köckritz, dem die Königin, wie man sich im Volke erzählte, nach Tische wohl selber die gestopfte Pfeife und den brennenden Fidibus reichte. So ein Bild gefiel dem Bürgersmann; König und Königin wuchsen ihm ans Herz. Auch die andern vorherrschenden Züge in dem Charakter Friedrich Wilhelms III. stimmten zu jener Schlichtheit: seine nüchterne Verständigkeit, sein strenges Pflichtgefühl, seine Liebe zur Sparsamkeit, Ordnung und Gerechtigkeit.

Aber wennschon höchst achtungswert als Mensch und ein musterhafter Hausvater, besaß er doch zu seinem schwierigen Königsamte nur sehr mäßige und in manchen und höchstwichtigen Stücken ganz mangelhafte Fähigkeiten. Er war nun, da er den Thron bestieg, 27 Jahre alt (geboren zu Potsdam den 3. August 1770); ein schöner Mann von schlankem, hochem Wuchs, militärischer

Haltung, ernstem, mildem Gesichtsausdruck; aber noch immer klebte seinem Wesen die Schüchternheit an, zu der die pedantisch strenge Art seines ersten Lehrers Behnisch den Grund gelegt hatte. Sie verließ ihn nie ganz; selbst in seiner Sprechweise war etwas Linkisches; abgebrochen und ungelenk kamen die Worte heraus, meist im Infinitiv. Und diese Redeform bezeichnete auch ganz treffend den Fleck, wo es ihm fehlte: es gebrach ihm an Selbstvertrauen, an rascher, kühner Entschlossenheit und durchgreifendem Willen, überhaupt an bedeutender Persönlichkeit; ein Mangel, den gerade seine Bescheidenheit verschlimmerte. Dazu kam ein Charakterfehler: sein Urteil, bei ruhigem Zustande seines Gemütes meist zutreffend, — manchmal sogar, freilich nur, wenn es darauf ankam, die Schwächen einer Sache oder Person zu enthüllen, scharfsinnig zu nennen —, verwirrte sich, sobald der zu beurteilende Gegenstand ernste Entschlüsse forderte, und er suchte sich dann die Sache so gut es anging vom Halse zu schaffen. „Solange es Gegenstände betraf, die den König zu keinem neuen Entschluß drängten und sich nach bestehenden Gesetzen entscheiden ließen, war sein Urteil gerecht und klar, immer zur Milde geneigt . . . Aber sobald von einem neuen, großen, wichtigen Entschlusse die Rede war, da schien er plötzlich ein ganz anderer Mensch zu werden und sprach unzusammenhängender als sonst, war heftig und gab sowohl den ihm vorgetragenen Gründen als auch seinen früheren eigenen Worten oft andere Deutungen." *) Die Anlagen seines Geistes, der von Natur einen Instinkt für das Rechte und Richtige der Dinge und Menschen hatte, waren durch seine Erziehung nicht beträchtlich entwickelt worden; eine umfassende und großartige Anschauung der Dinge hatte sie ihm nicht gegeben. Seine Auffassung der Welt- und Volksverhältnisse war daher oft unklar und einseitig. Er fühlte dies und war um so eher geneigt, fremdem Urteil mehr als dem seinigen zu folgen. Da hätte nun die Umgebung des Königs sehr nützlich auf ihn wirken können. Leider waren von Köckritz und einige andere Männer, die Friedrich Wilhelm gern hatte, z. B. ein General von Zastrow, zwar sehr rechtschaffene, aber wenig begabte Leute; sie wußten kein höheres Glück für den preußischen Staat als Ruhe und Frieden von außen und Verträglichkeit im Innern. Es gab freilich im Bereiche des Königs Männer, die fähiger waren als diese und höher dachten; aber ihnen fehlte es wieder an Einfluß auf ihn. Denn seiner Vorliebe für ehrbare Mittelmäßigkeiten, wie Köckritz, Zastrow u. a. kam nur seine Abneigung gegen alles Große und Geniale, Ungewöhnliche und Energische gleich, und daher hörte er oft auf Ratschläge, die schlechter waren, als was er selbst meinte. Andrerseits bewirkte seine Unentschiedenheit, daß er keinen Rat ganz und rein befolgte. Sein Lieblingswort war „kalmieren", weil die Sache seiner Natur so sehr entsprach; nämlich so lange es ging, in den einmal breitgetretenen Geleisen ruhig und ehrbar fortzuwandeln. Jeder „Eklat" war verpönt und auch dieses ein Lieblings- und Stichwort; es sollte durchaus nie

*) H. v. Boyen, Erinnerungen, herausg. von Nippold, Leipzig 1889, II. 18 f., 28 f.

ein Eklat stattfinden; „wer schrie, bekam Recht, damit er nu
der Diener, der nicht gewandt genug war, den Eklat zu erstic
Unrecht.“ *)

Dieser Stimmung und Neigung wirkte sein Familienglück nich
es machte ihm die Ruhe vielmehr noch werter. Die Königin Lui
am 10. März 1776 zu Hannover, wo ihr Vater, Prinz Karl von M
Strelitz, damals noch nicht regierender Herzog, den Posten eines G
bekleidete) prangte jetzt, 21 Jahre alt, in reizendster Jugendbli
Schönheit ersten Ranges,“ so zeigt ihr Bild sie, „von hoher ur
Gestalt, edler Fülle, anmutsvollster Haltung und Bewegung. Ih
schnitt, mit Ausnahme der etwas zu stumpfen Nase von helleniſch
und belebt durch große, blaue Augen, welche die Klarheit ihres G
die Wahrheit und Güte ihres Charakters strahlend ausdrückten.“
nun freilich“, erzählt ein Zeitgenosse, „das war eine Frau, die wi
überirdisches Wesen vor einem schwebt, in einer englischen Gestal
honigsüßer Beredsamkeit, mit der sie allen die Strahlen ihrer Hold
warf, so daß jeder wie in einem zauberischen Traume glauben mu
lebendige, regsame Feenbild sei in ihn verliebt, und er dürfe nun
verliebt sein.“ **) Dem Zauber, den sie auf alle, die ihr nahe ka
hatte auch Friedrich Wilhelm nicht widerstanden; seine Heirat war e
bund gewesen, und seine Liebe zu ihr blieb in der Ehe ungeschwe
politischen Einfluß zu üben, fühlte Luise sich nicht berufen; sie war
daß ihr Gemahl sich bei seiner Weise wohl fühlte, und sie zweifelte
er selbst am besten wisse, was seines Amtes sei.***)

Der Kronprinz hatte Friedrich geheißen, der König ließ sich
Wilhelm nennen; er meinte mit Recht, dieser Name lasse sich au
Throne leichter tragen. Er meinte aber auch, die berühmte Ma
Friedrich der Große in seinem Staats- und Heerwesen hinterlassen
bleiben, wie sie eben war; und darin irrte er sich sehr. Von F
zerfressen, konnte sie so Großes nicht leisten, als die Zeit jetzt verla
gründliche Heilung des ganzen Staatskörpers, eine Umgestaltung jene
in einen lebendigen, von dem Geiste des ganzen Volkes erfüllten S
— das that not Aber Friedrich Wilhelm hatte zu so großen Din
ebenso wenig den Willen als die Kraft. Er haßte alles Revolut
Grund seines Herzens, und als revolutionär war ihm alles verdi
dem herkömmlichen feudalen und absoluten Wesen des Staates zu
Übrigens war man auch im Volke über den eigentlichen Sitz des Ü

*) H. von Lang, Skizzen aus meinem Leben, Braunschweig 1842, II. 56.
**) v. Lang a. a. O. 44.
***) Vgl. P. Bailleu, Königin Luise, Allg. deutsche Biographie XIX, 815. — Briefe der Königin Luise an die Oberhofmeisterin Gräfin Voß (1796—1810), D
schau, Bd. 86, Berlin 1897. — H. Vaihinger, Königin Luise als Erzieherin, 1894. — Bellardi, Königin Luise und ihr Andenken in Berlin, Berlin 1893.

wegs im klaren. Man wiegte sich noch immer in der Einbildung von der Vortrefflichkeit des Staates und besonders des Heeres; man war voll Dünkels auf eine Großmachtstellung, die doch schon bedenklich schwankte. Die Lorbeern Friedrichs des Großen verblendeten den König, aber auch die Nation. „Ein richtiger Altpreuße von damals, Offizier oder Beamter gleich viel, ging einher wie jener indische Brahmane, welcher alles Ernstes überzeugt war, daß er Feuer genug in seinem Bauche habe, um damit nötigenfalls die ganze Welt zu verbrennen.“ Allerdings fehlte es nicht an Ausnahmen. Unter den Beamten vom alten Schlage war mehr als einer, der wie Zerboni dachte und den Unterschied zwischen dem Einst und Jetzt gar wohl begriff. Ganz von selbst hatte sich in der letzten Zeit Friedrich Wilhelms II. erst innerhalb der Staatsdienerschaft, dann von hier weiter sich verbreitend auch innerhalb des Bürgertums eine Oppositionspartei gebildet. An sich klein und ohne Einfluß, hatte sie alles vom Kronprinzen gehofft. Jetzt, da er den Thron bestiegen, war sie voll Erwartung. Vorzüglich wünschte sie die Säuberung der Ministerien und Oberbehörden von allen Elementen, die dem Staate zum Nachteil oder zur Unehre gereichten.

Aber von ihren Erwartungen wurden nur wenige erfüllt. Friedrich Wilhelm III. begnügte sich, gegen einige der schreiendsten Mißstände einzuschreiten, und auch dies that er mit Halbheit. Die ihm persönlich verhaßte Gräfin Lichtenau ließ er sofort nach dem Ableben seines Vaters verhaften und dann aus der Stadt verweisen: eine mehr harte als gerechte Maßregel. Den Kriegsrat Zerboni begnadigte er; aber den Minister, welchen dieser angeklagt hatte, sowie die meisten andern hohen Beamten, über die man schon geglaubt hatte, ein Strafgericht hereinbrechen zu sehen, ließ er unangefochten. Da half es denn wenig, daß er durch ein Rundschreiben den Behörden die Entfernung träger, unfähiger oder unredlicher Beamten, eine bessere Aufsicht und Sparsamkeit in der Verwaltung, Ordnung und Rührigkeit in allen Zweigen des Staatswesens anempfahl. So erschien auch eine Kabinettsordre, die den Offizieren aufs strengste das „Brüskieren“ der Civilpersonen verbot. Aber andrerseits bestärkte der König den Hochmut der Offiziere, indem er sie im Range den Civilbeamten unverhältnismäßig voranstellte.

Nur in einem Stücke besserte er gründlich. Er entzog dem Muckertum die Hofgunst, an der es sich genährt hatte. Er war aufrichtig fromm, aber seine Religiosität zeigte sich im praktischen Christentum, legte das Hauptgewicht auf die Moral. Er hob die orthodoxe Prüfungskommission und das Religionsedikt auf und entließ deren Urheber. „Früher ist kein Religionsedikt im Lande gewesen,“ schrieb er an Wöllner, „aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei.“ Auch Bischoffswerder verlor seinen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Der König war zum Entsetzen der Dunkelmänner sogar freisinnig genug, dem Philosophen Fichte, der im Streit mit den strenggläubigen Theologen sich um sein Amt in Jena gebracht, den Aufenthalt in Berlin zu gestatten 1799. „Wenn es wahr ist,“ meinte er, „daß der Fichte mit dem

lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das nichts."

Auch für die materiellen Interessen des Landes geschah einiges Gute. In der Verwaltung setzte der König durch Ordnung und Sparsamkeit das Finanzwesen allmählich in besseren Stand. Aber er entzog andererseits dem Staate eine aussichtsvolle Einnahme, indem er 1798 der Volksgunst zu Liebe das Tabaksmonopol aufhob.*) Die von den Vorgängern in der Regierung zur Hebung des Landbaues und der Gewerbe eingeleiteten Unternehmungen wurden weiter geführt, Privatbestrebungen in dieser Richtung ermuntert, wie denn der König dem Berliner Naturforscher Franz Achard, dem Erfinder der Fabrikation des Rübenzuckers 1799 die Mittel gewährte, seine wichtige Erfindung nutzbar zu machen.

Indessen, das war auch alles; man blieb im ganzen mit dem Nachbessern doch nur auf der Oberfläche.

Die Enttäuschung der „Gutgesinnten," wie sie sich nannten, war groß. Aber immer noch meinten viele, es liege nur daran, daß der König nicht wisse, wie es in Wahrheit um manche seiner höchsten Diener und Räte bestellt sei. Ein Freund Zerbonis, der Oberzollrat von Held, unternahm es, dem Könige diese Einsicht beizubringen.**)

Hans von Held (geboren 1764 zu Auras bei Breslau) war ohne Zweifel einer der besten Patrioten, die in der letzten Zeit der alten Monarchie namhaft geworden sind. Der Ruhm und die Wohlfahrt des preußischen Staates galten ihm alles, und er haßte leidenschaftlich, was diesen Gütern Abbruch that. Von jeher ein Eiferer für Wahrheit und Recht — schon als Student in Frankfurt a. O. und Halle hatte er eine Art Tugendbund, den „Konstantinorden," gestiftet, den er jedoch später als unpraktisch wieder aufgab —, in seinem Amte zugleich von seltener, geschäftlicher Tüchtigkeit und durchweg ein ehrenhafter Charakter, ertrug er es nicht, daß Personen, die er für Staatsverderber hielt, ungestört in den wichtigsten und einflußreichsten Ämtern sitzen sollten. In Posen, wo er 1793 als Ober-Accise- und Zoll-Rat angestellt worden, hatte er viel Ungesetzliches mit ansehen müssen; aber als er darüber sich zu freie Äußerungen erlaubte, war er 1797 zur Strafe nach Brandenburg a. H. versetzt worden. Auch Zerbonis Schicksal bewies ihm dann, daß es ein nutzloses Opfer sei, mit ungeschlossenem Visier gegen die Machthaber aufzutreten. Er beschloß deshalb, lediglich die Thatsachen sprechen zu lassen. Unter der vorigen Regierung war ein Amtmann und Domänenpächter in Krotoschin, Namens Fruensen, durch die obersten Behörden der Verwaltung und der Justiz aus seinem Besitz gebracht worden. Die beiden Minister von Hoym und von Goldbeck, auf deren Verfügung dies geschehen,

*) Charpentier, Das altpreuß. Tabaksmonopol. Preuß. Jahrb., Bd. 61, Berl. 1888.

**) Vgl. A. Grünhagen, Zerboni und Held in ihren Konflikten mit der Staatsgewalt 1796–1802. Berlin 1897. – Ebenderselbe, Der Ausgang der Zerbonischen Prozesse, Ztschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schlesiens, Breslau 1896.

hatten damals nach Helds Überzeugung schweres Unrecht verübt, und zwar in einer Weise und aus Beweggründen, daß dieser Fall sich ganz besonders eignete, den Mißbrauch, den sie mit ihrem Amte getrieben, darzuthun und dem Könige über ihre Unwürdigkeit die Augen zu öffnen. Er verschaffte sich also die Fruensonschen Prozeßakten und machte den Fall zum Gegenstand einer Schrift, die er im Winter 1800 zu 1801 heimlich und anonym bei dem Buchhändler Frölich in Berlin drucken ließ. Die für ihn bestimmten Abdrücke schickte er zum Einbinden nach einer benachbarten sächsischen Stadt. Der Buchbinder gab ihnen (wohl auf Helds Anweisung) schwarzen Umschlag und schwarzen Schnitt und auf dem Rücken als Aufschrift in silbernen Buchstaben die Namen jener beiden Minister. Von dieser Ausstattung erhielt die Schrift dann den Namen „das schwarze Buch." Der wirkliche Titel lautete so: „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate oder aktenmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preußischer Staatsminister." Darunter statt des Druckortes: „Nirgends und überall" und die Jahreszahl 1801.

Von dieser Schrift sandte Held — immer anonym — anfangs Februar 1801 drei Exemplare mit der Post nach Berlin, eins an den König, eins an dessen Vertrauten, den General von Köckritz, das dritte an den Minister Grafen von der Schulenburg-Kehnert, der für einen Gegner der Angegriffenen galt. Zu gleicher Zeit sollten die übrigen Abzüge unter das Publikum kommen und so mit einem Male der Sturm losbrechen. Zu diesem Zwecke hatte Frölich die ganze Auflage nach Leipzig geschafft; von dort sollten die Abdrücke in die Welt gehen. Aber ein falscher Freund Helds verriet den bedrohten Ministern, was im Werke war. Sie wußten rechtzeitig den König gegen das Pamphlet und den Skandalmacher, der es in die Welt gesetzt, einzunehmen, und durften zur Unterdrückung des öffentlichen Ärgernisses ihre Maßregeln treffen. Das Buch wurde konfisziert, der Verleger, den man bald ermittelte, verhaftet und nun auf den Autor gefahndet. Held hätte sich durch die Flucht retten können; aber da er und Frölich einander Verschwiegenheit gelobt, so blieb er. Sein Vertrauen täuschte ihn: Frölich nannte den Verfasser, und nun wurde auch Held in Verhaft genommen und wegen Schmähung der Minister und Verletzung der Ehrfurcht gegen den König in Untersuchung gezogen. Das Ende war, daß Frölich auf ein halbes Jahr, Held auf anderthalb Jahre auf die Festung kam. Denn der Minister von Hoym war in der That nicht so schuldig, wie Held, Zerboni und ihre Freunde annahmen.*) Als man Held abführte und er am königlichen Schloß in Berlin vorbeikam, rief er, die Arme zum Himmel erhebend: „Nun, Schicksal, du wirst Richter sein!" — Vorerst hatte er nur die Genugthuung, daß die öffentliche Meinung, die freilich wenig vermochte, für ihn Partei ergriff. Denn wenn auch die meisten Sendungen seines Buches in die Hände der Polizei fielen, einige drangen doch durch und machten

*) S. die gesammelten Schriften R. Grünhagens.

großes Aufsehen. Indes gelang es den Ministern, auch von diesen Exemplaren die Mehrzahl in ihre Gewalt zu bekommen, und in kurzem war die Brandschrift so selten geworden, daß man sie seitdem fast als verschollen betrachten konnte.

Das Buch begann mit einer Einleitung, in der sich der Verfasser an den König wendete, in einer Sprache, die von unerhörter, ja stellenweise übermäßiger Freimütigkeit war. Kein Wunder, daß sie ihren Zweck verfehlte. So ungestüm durfte zu Friedrich Wilhelm III. kein Unterthan reden.

Held berief sich darauf, daß, was er gesagt, wahr sei. Er verfaßte in Kolberg, wo er die ihm zuerkannte Strafe abbüßte, eine Rechtfertigungsschrift, in welcher er neue Thatsachen wider von Hoym und von Goldbeck beibrachte, und er schickte diese Schrift, der man den Namen „das schwarze Register" gegeben hat, im Jahre 1802 dem Gerichte ein. Doch half ihm dies nichts. Daß jene Minister sich unter der vorigen Regierung manches hatten zu Schulden kommen lassen, bezweifelte der König wohl nicht; aber er hatte ein für allemal entschieden, die alten Geschichten sollten nicht wieder aufgerührt werden. Nichts in der Welt haßte er nun einmal so sehr, wie einen „Eklat"; darum und aus Pietät gegen das Andenken seines Vaters, der jene Verwaltungssünden zugelassen, blieb er dabei, auf den Inhalt der Heldschen Denunziation nicht einzugehen, aber deren Form als straffällig zu betrachten. Übrigens beleidigte ihn nicht bloß der Ton, in welchem Held sprach. Es mißfiel ihm überhaupt, es galt ihm als eine nicht zu duldende Überhebung, wenn ein Unterthan ihm in Staatssachen ungefragt die Wahrheit sagte und Lehren gab.

Es erschienen damals, heimlich gedruckt, noch andere Broschüren, welche das Mißvergnügen der Oppositionspartei kundgaben; eine, betitelt „Das gepriesene Preußen," richtete ihre Angriffe sogar unmittelbar gegen den regierenden König selber. Aber sie erbitterten ihn nur und bekehrten auch in seiner Umgebung niemand; es blieben Stimmen in der Wüste.

Am wenigsten wurde an dem Heerwesen und an der äußeren Politik etwas geändert. Der König beließ die unfähigen Männer, den Minister von Haugwitz, den Kabinettsrat Lombard u. a., in ihren einflußreichen Stellen, wie er denn überhaupt die Staatsdienerschaft, die er vorgefunden, im großen und ganzen beibehielt. Ja er vertraute dem Grafen Haugwitz im Jahre 1802, als die beiden anderen Kabinettsminister, die Grafen Karl Wilhelm von Finkenstein und Philipp Karl von Alvensleben gestorben waren, als einzigem Kabinettsminister die ausschließliche Leitung der auswärtigen Politik an.*) Für das bestehende System, welches er durch ein besseres zu ersetzen sich nicht getraute, schienen ihm eben diese Leute, weil sie Erfahrung hatten und den Geschäftsgang kannten, immerhin die brauchbarsten Diener zu sein. Überdies hatte er, wie vor allem Neuen, so insbesondere vor neuen Gesichtern eine fast

*) G. Roloff, Die Neuorganisation im Ministerium des Auswärtigen im Jahre 1802, Forsch. 1892, V. S. 265 ff und 1894, VII. S. 97 ff.

unüberwindliche Scheu. So trieb denn die alte Monarchie haltlos der großen Katastrophe zu, unwillig und unvorbereitet in den Weltkampf, der rings sie umbrandete.

Jena.

Der rasende Freiheitschwindel der Revolution hatte ausgetobt; Frankreich war müde der Greuel, die im Namen der Republik an seinen Kindern verübt wurden; schon war es auch der Republik selber müde. Aber geblieben waren die Kriegslust, die Raub- und Ruhmgier, welche die Revolution im Kampfe mit dem Auslande entzündet hatte. Und wenn es nur gar wenige Republikaner mehr gab, so waren desto mehr Soldaten da, die Geschmack an dem Handwerk fanden, nachdem sie es einmal ergriffen hatten. Der Jakobinismus lag in den letzten Zügen, aber er hinterließ ein ungeheures Material von Kriegs-, von Machtmitteln und die Nation in Feindschaft mit aller Welt. So schlug die Demokratie in ein Säbelregiment und die Republik in ein Cäsarentum um. Denn schon war der glückliche Soldat da, der die Erbschaft der Revolution anzutreten und mit der gewaltigen Kraft seines Genies den Sieg an seine Fahnen und im Heere ganz Frankreich an seine Person zu ketten verstand.

Am 5. Oktober 1795 gab es in Paris wieder einmal einen Aufstand: der Kern der Pariser Bürgerschaft stürmte gegen den Konvent, dessen Ansehen schon sehr gesunken war. Es galt, ihn vollends zu stürzen. Aber der Konvent, obgleich schon in halber Auflösung, bot dem Sturm mutig Trotz und ernannte auf des Abgeordneten Barras' Vorschlag zum Führer der Truppen einen jungen Artillerieoffizier, Napoleon Bonaparte. Die Wahl traf den Rechten. Der junge Offizier bemächtigt sich eines Parks Kanonen und schmettert mit großer Ruhe die Volksmasse nieder. Auf ihn gestützt, werfen dann Barras und ein paar andere sich zur „Direktorialregierung" auf. Bonaparte wird zum Dank im nächsten Frühjahr als General nach Italien geschickt. Er war damals erst 26 Jahre alt (geboren am 15. August 1769 zu Ajaccio in Korsika)*) eine unscheinbare Gestalt, klein, sehr hager, ein längliches olivengelbes Gesicht; aber „die scharf ausgeprägten Züge, das lebhafte, forschende Auge, das drastische Gebärdenspiel verrieten eine Feuerseele und die breite, gedankenschwere Stirn einen Denker;" und die Truppen lernten bald ihren jungen General als den Kriegsgott erkennen, der er war. Denn mit dämonischer Gewalt wußte er Personen und Verhältnisse stets seinen Zwecken dienstbar zu machen; das größte praktische Genie, welches Frankreich und Italien je erzeugt haben, vereinigte er mit dem Feuer und der Geschmeidigkeit des Südländers eine eiserne Willenskraft; dabei war er trotz seiner Jugend voll Erfahrung und Menschenkenntnis und, obwohl sein Glücksstern eben erst aufglimmte, fest überzeugt, daß derselbe über alle emporflammen und niemals untergehen werde. Sein Heer glaubte

*) Fournier, Napoleon I, Bd. 1. S. 5 und S. 235 f. — Vgl R. Jung, Lucien Bonaparte et ses Memoires, Paris 1882.

ihm; führte er es nicht wundergleich von Sieg zu Sieg über jedes Hindernis unaufhaltsam dahin? Die Sardinier, die Österreicher wurden geschlagen, über den Haufen geworfen, Oberitalien erobert, Mittel- und Süditalien niedergescheucht. Mit Schrecken sah die Welt eine neue furchtbare Macht erstehen, aus dem Chaos der Revolution die letzte, entsetzliche Geburt: den Bonapartismus, ein Ungetüm, das des Gegners Heere schlug, die Völker köderte, die Regierungen entzweite und einschüchterte, alle aber, Freund und Feind, an der Furcht und an der Selbstsucht faßte und mit eigener, schnödester Selbstsucht ausnutzte. Im nächsten Feldzug errang Bonaparte — Macchiavelli und Cäsar in einer Person — noch glänzendere Triumphe. Er trug sein siegreiches Banner aus Italien in die Alpenländer, bis in das Herz der österreichischen Monarchie und erreichte, dank der Engherzigkeit, Feigheit und Kurzsichtigkeit Franz' II., den Frieden von Campoformio. „Lieber dem Feinde eine Provinz opfern als das Volk bewaffnen, denn dies hieße den Thron umstürzen," meinte Kaiser Franz und trat (im Oktober 1797) das linke Rheinufer, die Niederlande und Oberitalien an Frankreich ab, wogegen er als Schmerzensgeld Venedig erhielt.

Der Kongreß zu Rastatt sollte dann auch zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche Frieden schaffen.*) In dieser Diplomatenversammlung spielten die Franzosen nun auf empörendste Weise die Herren. Die elende Verfassung Deutschlands mit den hunderten von Landesfürsten, sowie die jämmerliche Politik der beiden deutschen Großstaaten erleichterte ihnen das Spiel. „Wenn der deutsche Reichskörper nicht vorhanden wäre, so müßte man ihn ausdrücklich zu Frankreichs Nutzen erschaffen", schrieb Napoleon damals höhnend, aber wahr nach Paris.

Die Dinge gestalteten sich zwar wieder für Deutschland etwas günstiger. Denn während Napoleons Abwesenheit, den das Direktorium zur Eroberung Ägyptens abgesandt, trat Österreich abermals in den Krieg ein, und Rußland schickte ein Heer zu Hilfe. Rasch trieben Erzherzog Karl und der Russe Suworow den Feind aus Deutschland, aus Italien. Da kehrte (Oktober 1799) Napoleon aus Ägypten zurück; ganz Frankreich jauchzte ihm als dem Manne der Zeit zu. Er eilte nach Paris, stürzte (10. November) mit Soldaten die Regierung und ließ sich zum „ersten Konsul der Republik" ernennen; in der That war er nun ihr unumschränkter Herr geworden, wenngleich er es noch für nützlich hielt, den neuen Despotismus mit alten republikanischen Formen und Redensarten einigermaßen zu verhüllen. Die Einsichtigeren erkannten zwar schon jetzt die schrankenlose Selbstsucht, die maßlose Herrsch- und Ruhmgier und die eisige Menschenverachtung dieses „Konsuls"; die Menge aber freute sich, daß nun eine „starke Regierung" dem ewigen Hin- und Herschwanken der öffentlichen Verhältnisse ein Ende machen, Ordnung und Gesetz fest herstellen und Frankreich zugleich mit Ruhm und Beute bereichern werde.

*) Über den Gesandtenmord läßt sich auch jetzt noch kein endgiltiges Urteil fällen. Vgl. Pol. Korr. Karl Friedrichs von Baden. III. Bd. und Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins. N. F. XI, 49 ff.

Dieſer Mann ſtand jetzt alſo an der Spitze Frankreichs und über deſſen geſamte Kraft verfügend den Herrſchern Europas gegenüber. Es bezeichnet ihre Verblendung, daß ſie die Gefahr nun für geringer hielten. Er war doch der Bezwinger der Revolution; freilich ein niedriggeborener, aber die Revolution beendigt zu haben, dies Verdienſt adelte den Advokatenſohn. So ſah namentlich der Berliner Hof die Dinge an.*) Auch ſprach der franzöſiſche Diktator ſo gemäßigt, redete ſo gut von ſeiner Friedensliebe und beſonders von ſeiner Freundſchaft für Preußen. Friedrich Wilhelm hielt alſo feſter als je an ſeiner Politik der „freien Hand", der Neutralität, des Abwartens. Sie galt ihm in dieſem Weltkampfe für die größte Weisheit. Schon im vorigen Jahre, als Preußens Beitritt zu der „zweiten Koalition", die England zuſammengebracht, von jedem wahren Staatsmann hätte für notwendig erklärt werden müſſen, widerſtand der König dem Andringen Rußlands und Öſterreichs und blieb parteilos. Seine Höflinge nannten das abwartende Klugheit, was „im letzten Grunde doch nur kleinmütige Unentſchloſſenheit und Mangel an großſtaatlichem Selbſtvertrauen" war. Der franzöſiſche Geſandte in Berlin, der kluge Sieyès, ſchrieb damals ſehr treffend an Talleyrand: „Der König von Preußen faßt die ſchlechteſte aller Entſchließungen, die, ſich für keine zu entſcheiden. Preußen will allein bleiben; das iſt ſehr bequem für Frankreich: es kann während dieſer preußiſchen Betäubung mit den andern fertig werden. Mit Unrecht ſagt man, Berlin ſei der Mittelpunkt der europäiſchen Unterhandlungen; die ganze Weisheit des Berliner Hofes beſteht darin, mit Ausdauer und Hartnäckigkeit eine paſſive Rolle zu ſpielen." Friedrich Wilhelm beharrte auch jetzt dabei, nichts zu thun. Die Meinung, man werde ihn in Ruhe laſſen, wenn er die anderen nicht ſtöre, ging bei ihm bis zum Aberglauben. Er konnte ſich ſagen, Preußen bedürfe des Friedens, um ſich innerlich ganz neu zu geſtalten und ſo erſt in rechten Verteidigungszuſtand zu ſetzen. Aber eben dieſe Neugeſtaltung unterließ er: es blieb im weſentlichen alles beim alten.

Inzwiſchen war Kaiſer Paul von Rußland aus dem Bunde der gegen Frankreich kämpfenden Mächte geſchieden, hatte ſogar zu Napoleons Freude in Verbindung mit Schweden und Dänemark, um Englands Seeherrſchaft zu beſchränken, die „nordiſche Neutralität" errichtet und drängte nun Preußen in dieſelbe Richtung; Friedrich Wilhelm trat 1800 der nordiſchen Neutralität bei, ſchien alſo auf die Lehre der Franzoſen, Preußen und Frankreich ſeien natürliche Verbündete, mehr als bisher zu geben. Ihn beſtärkte darin das Mißgeſchick, das über Öſterreichs Waffen waltete. Es hatte mutig ausgehalten, aber das Glück warf dem erſten Konſul bei Marengo (Juni 1800) den Sieg in den Schoß; er eroberte die Lombardei, und auch in Süddeutſchland gewannen die Franzoſen eine große Schlacht bei Hohenlinden. Die Frucht dieſes Feldzuges war der Friede zu Luneville (Februar 1801), in welchem

*) Vgl. F. Bailleu: Preußen u. Frankreich von 1795—1807. Publikationen VIII. XXIX.

A. Brückner: Materialien zur Lebensbeſchreibung des Grafen Nikita Petrowitſch Panin. 3 Bd. Petersburg 1871—72.

Österreich und das deutsche Reich die Bedingungen des Siegers annehmen mußten: Italien (außer Venedig), Holland und die Schweiz kamen als Tochterrepubliken, das ganze deutsche Rheinland als Provinz in Frankreichs Hände. Friedrich Wilhelm ging nun einen Schritt weiter auf dem neuen Wege, den seine Politik eingeschlagen; er besetzte (1801) zum Schutz der Nordseeküste Hannover und ließ es sich gefallen, wie die anderen größeren deutschen Fürsten, die durch den Luneviller Vertrag Einbuße erlitten, auf Kosten der kleinen Reichsstände, besonders durch Verweltlichung geistlicher Güter entschädigt zu werden; der Regensburger Reichs-Deputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 ordnete unter Frankreichs und Rußlands Vermittelung dieses Geschäft, welches durch die schamlose Selbstsucht, durch das Feilschen und Zugreifen der meisten Beteiligten noch widerwärtiger wurde. Preußen erhielt dabei zum Lohne für seine Fügsamkeit gegen Frankreichs Politik eine nicht unbeträchtliche Vergrößerung: es hatte Geldern, Mörs und einen Teil von Kleve verloren, 43 Quadratmeilen mit 127 000 Einwohnern, und bekam für diese linksrheinischen Besitzungen einen Ersatz im inneren Deutschland, der das Vierfache an Umfang und Bevölkerung betrug, nämlich die (einst von Karl dem Großen gestifteten Bistümer) Hildesheim und Paderborn, von denen jenes 52 Quadratmeilen mit 90 000 Einwohnern, dieses 54 Quadratmeilen mit 80 000 Einwohnern umfaßte, ferner den größten Teil vom Bistum Münster mit dieser Stadt, Erfurt und andere kurmainzische Gebiete in Thüringen, die Grafschaften Treffurt, Untergleichen, das Eichsfeld, die Abteien Herford, Quedlinburg, Elten, Essen, Werden, Kappenberg und die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar — im ganzen ein Gebiet von 173 Quadratmeilen mit einer halben Million Einwohner und einer Staatseinnahme von vier Millionen Reichs-Gulden.

Aber wog dieser materielle Gewinn den Verlust an Ehre und Ansehen auf, den die Großmacht Preußen durch ihre schwachmütige Haltung erlitten hatte? Zwar weder im deutschen Volke noch in den deutschen Regierungen lebte ein rechtes Gefühl von der Schmach, in die Deutschland versank, da es also vom Auslande behandelt ward. Viele sahen sogar, und mit Recht, eine Wohlthat darin, daß man mit der deutschen Kleinstaaterei gründlich aufräumte, daß so viele kleine Feudalwesen und Pfaffenstaaten verschwanden, daß, wenn es zur Einheit nicht kam, doch nun deren Hindernisse sich verminderten; aber die Hand, die dem Reichsgespenst an sein Scheinleben griff, war eine fremde, und selbst wer nur Preuße, nicht auch Deutscher sein mochte, hätte es für eine Beschädigung der vaterländischen Interessen halten sollen, daß nunmehr ein Neuntel des Flächenraums (1155 Quadratmeilen) und ein Siebentel der Bevölkerung ($3^1/_2$ Millionen) von Deutschland abgerissen und zu Frankreich geschlagen waren, und daß die größeren unter den süddeutschen Staaten, Baden, Württemberg, Bayern, von nun an im Bunde mit Frankreich, mit der Macht standen, durch die sie waren vergrößert worden.

Dennoch beharrte Friedrich Wilhelm III. fort und fort in behaglicher

Selbstzufriedenheit oder redete sich doch ein, daß das Stillschweigen unter den gegebenen Verhältnissen eine Notwendigkeit sei. Er ermannte sich auch dann nicht zu einer That, als Napoleon eine neue Demütigung über Deutschland verhängte, die gerade auch den preußischen Staat beschimpfte und beschädigte. Er schickte sich an, Hannover, welches die Preußen noch 1801 wieder geräumt, selber zu besetzen, da er auf anderen Punkten dem Könige von England nicht beikommen konnte. Nun forderten die Klugheit und die Ehre gleich dringend, daß Preußen diese Verletzung der norddeutschen Neutralität, diesen Bruch des Baseler Friedens nicht dulde. Es durfte die Franzosen nicht in das Herz seines Machtgebietes, nicht in den Besitz der Weser- und Elblinie kommen lassen; es mußte seine Truppen wieder nach Hannover werfen, um den Krieg von seiner Thür fern zu halten oder ihn in besserer Lage annehmen zu können. Aber Friedrich Wilhelm haßte überhaupt die Kriegsgedanken, meinte auch, nicht die Mittel zu einem Kriege mit Frankreich in Händen zu haben, und wähnte, ihn durch Nachgiebigkeit vermeiden zu können. Er überließ daher Hannover seinem Schicksal. Die feige und unfähige Regierung des Landes überlieferte es den Franzosen ohne Schwertstreich (Juni 1803). Was Preußen nicht wagte, konnte dem deutschen Reiche natürlich nicht von fern in den Sinn kommen. Es lag im Sterben, und die kleinen Gemeinwesen darin, welche soeben die kleineren verschlungen hatten, bildeten darum noch keine Macht, weil sie die Macht über das Recht setzten. „Wenn Deutschlands Unabhängigkeit und Selbständigkeit", schrieb 1804 der Reichsritter Freiherr vom Stein, „wenn diese für die Nation so wohlthätigen großen Zwecke erreicht werden sollen, so müssen die kleinen deutschen Staaten mit den beiden großen Monarchieen, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereignis erlebe." Das hatte lange Wege.

Nachdem die preußische Neutralitäts-Politik so vor aller Welt in ihrer Ohnmacht aufgedeckt worden, suchte der König das Ansehen seines Staats durch ein entschiedeneres Anlehnen an Frankreich zu kräftigen, und da Napoleon ihn vor der Hand noch brauchte, so schienen beide eine Zeit lang auf freundschaftlichem Fuße mit einander zu stehen. Am 18. Mai 1804 warf Napoleon die republikanischen Formen ganz beiseite und ließ sich zum erblichen Kaiser der Franzosen ausrufen. Preußen und Österreich wetteiferten, ihn wegen dieses Schrittes zu beglückwünschen; das letztere nahm aber davon Veranlassung, sich ebenfalls mit der Kaiserwürde zu schmücken, was um so ratsamer schien, da es mit dem deutschen Kaisertum zu Ende ging. Am 14. August 1804 erklärte Franz II. seine österreichischen Staaten zu einem erblichen Kaiserreich. Auch Friedrich Wilhelm III. ward der Vorschlag gemacht, sich in ähnlicher Weise zu erhoben; man riet ihm, den Namen eines Kaisers von Preußen anzunehmen; er wollte jedoch davon aus Bescheidenheit nichts wissen.

Trotz aller Freundschaftsversicherungen der Höfe lag indes ein neuer Krieg in der Luft. In ihrem Herzen fühlten die europäischen Fürsten Haß und Groll

gegen ihren neuen Kollegen, diesen Emporkömmling, der es vom namenlosen Artillerielieutenant bis zum Kaiser gebracht, und der vielen unter ihnen so schwere Nackenschläge gegeben hatte. Am feindlichsten war die Stimmung in Wien, wo man die größten Verluste erlitten. Auch der junge und ehrgeizige Kaiser Alexander I. von Rußland zürnte über die weite Ausbreitung der französischen Macht. So wurde es der britischen Regierung nicht schwer, diese beiden Mächte zu einer „dritten Koalition" zu bewegen, welche Frankreichs Übergriffen noch einmal mit den Waffen in der Hand entgegentreten sollte. Beide Parteien bemühten sich wieder um die Hilfe Preußens, und jetzt war für diesen Staat der letzte Augenblick gekommen, wo es noch Zeit war, sich aus seiner schiefen Stellung wieder aufzurichten. Nur durch den Beitritt zur Koalition konnte er noch gerettet werden. Es gab in der Umgebung des Königs Stimmen genug, die dazu rieten; sein Vetter Prinz Louis Ferdinand stand an der Spitze dieser Partei, die den Krieg gegen Frankreich wünschte; auch die Königin wirkte aus Haß gegen die Anmaßungen Napoleons mit und befürwortete den Widerstand. Aber noch eifriger flüsterten die Mutlosen, die Politiker des Nichtsthuens ihre Ratschläge, und der König selbst hatte keine Lust, mit seinem bisherigen System zu brechen. Er meinte, weil er sich bis jetzt so ohne Krieg durchgewunden, so werde ihm solches sich Durchwinden auch in Zukunft möglich sein. Nur zu einem Mittelwege, zu diplomatischem Flickwerk gab er seine Zustimmung: Preußen versuchte, zwischen Paris und Petersburg einen Ausgleich anzubahnen. Damit verdiente es sich nirgend Dank; beide Teile waren zum Kriege entschlossen, der dann im Spätsommer 1805 ausbrach.

Preußens Schwert konnte jetzt die eine oder die andere Wagschale senken. Rußland, zuerst begierig, Preußen zu überrumpeln und seiner östlichen Provinzen zu berauben, meinte dann, als Alexanders Unentschlossenheit den hinterlistigen Plan vereitelte, durch eine Verbindung von trotziger Drohung und liebkosender Schmeichelei den König in die Koalition hineinzwingen zu können. Napoleon lockte mit dem Besitz Hannovers. Preußens höchste Interessen wiesen ins Lager der Verbündeten: die niedere Selbstsucht trieb, zu Napoleon überzugehen; — für eins von beiden mußte man sich entscheiden. Hardenberg, seit 1804 an Haugwitz' Stelle Minister des Äußern, erkannte dies wohl; aber nicht er, sondern die Privatgeber des Königs, der Kabinettsrat Lombard,*) der General Köckritz, der Graf Haugwitz, hatten dessen Ohr, und sie hatten es, weil sie nur anrieten, was der König zu hören wünschte: Neutralität, Neutralität um jeden Preis.**) So verblieb denn Friedrich Wilhelm hartnäckig bei einer Politik, die jeder Einsichtsvolle verurteilen mußte, die „weder die rechte Kraft zum Guten noch den Mut des Schlechten" besaß, die sich un-

*) H. Hüffer. Die Kabinettsregierung in Preußen u. Johann Wilh. Lombard. Ein Beitrag z. Gesch. d. pr. Staates vornehmlich in den Jahren 1797—1810, Lpz. 1891.

**) Vgl. Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg, herausg. von L. v. Ranke. Leipzig 1877. II. 188 ff. u. a

entschlossen bald hierhin, bald dorthin neigte, und die zuletzt an ihrer Schwäche und Halbheit zugrunde ging. Denn während der König von Preußen' still saß, geschah es, daß Napoleons Heere, von Bayern, Württemberg, Baden verstärkt, längs der Donau vordrangen, die schlechtgeführten Österreicher in einer Reihe von Schlachten überwältigten und anfangs November Wien erreichten. Nicht einmal die Verletzung des preußischen Gebiets, der Durchzug französischer Truppen durch Ansbach, brachte den König zu einer That; auch nicht des Zaren persönliche Einwirkung. Alexander kam selbst nach Berlin und schloß mit Friedrich Wilhelm in empfindsamster Weise ein Bündnis; in der Nacht vom 3. zum 4. November 1805 am Sarge Friedrichs des Großen in Potsdam schworen sie einander Freundschaft. Aber nun in diesem letzten, allerletzten Augenblicke wirklich loszuschlagen, dazu fehlte es dem Könige doch wieder an Mut. Vielmehr beschränkte er sich darauf, dem Grafen Haugwitz, den er schon im Oktober dem Minister Hardenberg in der Leitung des Äußeren an die Seite gesetzt hatte, an Napoleon abzuschicken, damit er diesem Vorstellungen mache, und begab sich selbst dann aufs Land nach seinem geliebten Schloß Paretz, um hier, wie er es gern hatte, sich idyllisch zu erholen.

So ging die Gelegenheit zur Rettung unwiderbringlich verloren. Napoleon besetzte Wien, drang in Mähren ein, um dort das russisch-österreichische Hauptheer zu schlagen. In diesem Augenblicke erschien Haugwitz bei ihm; Napoleon gelang es leicht, diesen schwachmütigen Diplomaten, der ohnehin von seinem Könige friedfertige Weisungen erhalten hatte*), durch leere Verhandlungen hinzuhalten (28. November), bis er am 2. Dezember in der „Dreikaiserschlacht" bei Austerlitz die Verbündeten besiegt hatte. Kaiser Franz bat jetzt um Frieden (4. Dezember); er erhielt ihn (zu Preßburg 26. Dezember), aber unter den härtesten Bedingungen: Österreich wurde aus Italien völlig, aus Deutschland fast ganz hinausgedrängt; mit den deutschen Provinzen, die es einbüßte, wurden Napoleons Vasallen, die Herrscher von Bayern, Württemberg, Baden belohnt. Die Koalition war gesprengt; die Russen zogen in ihr Land zurück. Kaiser Alexander sprach nun (in einem Briefe vom 6. Dezember 1805) Friedrich Wilhelm „infolge der Niederlage von den im Potsdamer Vertrage eingegangenen Verpflichtungen frei und stellte ihm eine unmittelbare Verständigung mit Napoleon anheim."**) Auf Haugwitz aber machte Napoleons Glück einen so überwältigenden Eindruck, daß er sich die empörendste Behandlung gefallen ließ, um dann (am 15. Dezember zu Schönbrunn) einen Vertrag zu unterzeichnen, dessen Schimpflichkeit er gar nicht einmal zu fühlen schien; er willigte in die Abtretung preußischer

*) Vgl. H. Kuffer, Haugwitz nach der Schlacht bei Austerlitz. Deutsche Zeitschr. für Geschichtsw. Bd. VI. Freiburg i. B. 1891. — Bailleu, Preußen u. Frankreich. II. 430. — Pertz-Delbrück, Gneisenau. I. 354. v. Schön, Aus den Papieren des Ministers Th. v. Schön, Posen 1875. IV. 545.

**) P. Bailleu, Zum Briefwechsel König Friedrich Wilh. III. mit Kaiser Alexander I., 1805–1806. Hist. Zschr. 70. S. 81.

Provinzen, Ansbach, Wesel, Kleve, Neuenburg, und zum Entgelt sollte Preußen das Kurfürstentum Hannover, das Eigentum des Königs von England, mit dem es in Frieden lebte, nehmen dürfen. Als dieser Vertrag, der Preußen in erniedrigender Weise einen Bissen für die Habgier zuwarf, am Berliner Hofe eintraf, „schäumte nicht nur die Kriegspartei auf, sondern trat sogar der König für einen Augenblick zornvoll aus seinem Phlegma heraus.“ Allein Lombard und der preußische Gesandte in Paris Marquis Luccheſini schläferten diese Aufwallung wieder ein, und auch Hardenberg war kurzsichtig genug, die Annahme des Vertrages und die Abrüstung anzuraten. Friedrich Wilhelm suchte wieder nach einem Mittelweg zwischen Ja und Nein, nahm den Vertrag nicht eigentlich an, lehnte ihn aber auch nicht ab und schickte, während er sein Heer auf den Friedensfuß setzte, Haugwitz nach Paris, um mit dem Kaiser aufs neue zu unterhandeln. Diese haltlose Schwäche, dieses ewige Schwanken veranlaßte Napoleon zu den bittersten Äußerungen: „Der preußische Hof ist ebenso falsch als dumm,“ schrieb er damals an einen seiner Brüder; Preußen wurde ihm zugleich verächtlich und verhaßt. Er überhäufte es von nun an mit Demütigungen und nötigte den König durch Drohungen zu einem Allianz-Vertrage (15. Februar 1806), der für diesen noch schmählicher war als der Schönbrunner; denn es kam noch ein Artikel hinzu, der die preußische Politik an die französische kettete und den Bruch mit England gebot. Hardenberg, der immerhin eine würdigere Richtung verfolgte, mußte nun an Haugwitz völlig den Platz räumen. Aber wenn Friedrich Wilhelm nicht wagte, offen zu widerstehen, so suchte er doch durch heimliche Unterhandlungen aus dem bonapartischen Netze zu entkommen. Er schloß ganz insgeheim einen Bundesvertrag mit dem russischen Kaiser und unterhielt mit diesem — ebenfalls im tiefsten Geheimnis — einen Briefwechsel, der ganz anders lautete als die öffentlichen und offiziellen Depeschen, welche nach Petersburg geschickt wurden.

Mit dieser Schwäche und Charakterlosigkeit des Königs bildete der Dünkel in den oberen Schichten des Volks einen um so widerwärtigeren Gegensatz. Vor allen der Offizierstand zeigte sich in seiner Mehrzahl jeder politischen Bildung und Einsicht bar; diese Eisenfresser, schadenfroh über die Niederlage der Österreicher, meinten, das könne den Blauröcken nie begegnen, so ausgeklopft zu werden wie die Weißröcke. „Generäle wie der Herr von Bonaparte“ — sagte der General von Rüchel auf einer Parade in Potsdam — „hat die Armee Sr. Majestät mehrere aufzuweisen.“ Er selbst, Rüchel, hatte doch nur Exerzier- und Verwaltungstalent und war ein tapferer Soldat, aber kein Feldherr. Am ärgsten bramarbasierten natürlich die jüngeren Offiziere. Der adlig-soldatische Übermut trat bei ihnen, zumal bei den eben aus den Kadettenhäusern entlassenen, halb komisch und halb widerlich zu Tage; er war der häßlichste Charakterzug des Preußentums jener Zeit und machte es besonders den Bewohnern der neuerworbenen Provinzen verhaßt. Ein Zeitgenosse, der es in den Jahren 1803 bis 1806 in Münster beobachtete, meldet

darüber:*) „Die langen Degen in wagerechter Lage an der Seite, sahen die bartlosen Kerlchen mit dem gewaltigen Sturmhut auf dem Heldenhaupt aus wie mit einer Stecknadel aufgespießte Brummfliegen. Diese Knaben-Offiziers stolzierten in langer Front auf dem Prinzipalsmarkt umher und unter den Lauben mit einer Unverschämtheit und Brutalität, die selbst die Verständigen unter den preußischen Beamten empörte. Wer ihnen in den Weg kam und nicht beizeiten auswich oder nicht mehr ausweichen konnte, wurde mit dem Rohrstock oder mit dem Degenknopf beiseite gestoßen, und Frauen und Jungfrauen, die das Unglück hatten, in den Bereich dieser entarteten Jugend zu geraten, wurden durch die schamlosesten Reden und selbst durch Handgriffe insultiert. Diese Bande führte in Wein- und Speisehäusern und bei den Konditoren das große Wort. Wir werden, lärmten sie, den Franzosen und ihrem Bonaparte schon zeigen, um was es sich handelt, wenn sie uns zu nahe kommen. Er soll uns kennen lernen!“ Wie stach dagegen das Benehmen des wirklich verdienten Kriegsmanns, der damals in Münster befehligte, des Generals von Blucher, ab! „Er war gegen den Bürger und gegen die niederen Leute die verkörperte Humanität“, daher auch der einzige in der Stadt beliebte Offizier, den es dort gab. Doch teilte auch er die Meinung von der Unüberwindlichkeit der Armee. Es kam nun die Zeit, sie zu erproben.

Durch die erduldeten Demütigungen hatte Friedrich Wilhelm nichts erkauft als noch schlimmere Kränkungen. Denn Napoleon, heimlich vor Begierde brennend, die berühmten Soldaten Friedrichs des Großen zu schlagen und die Schande von Roßbach glänzend zu tilgen, *suchte* den Krieg. Er trat daher immer feindseliger gegen Preußen auf, schaltete rücksichtslos in den deutschen Dingen, gab Kleve und Berg seinem Schwager Joachim Murat, wie er Holland in ein bonapartisches Königreich verwandelte. Im Februar 1806, zu einer Zeit, wo noch kein Krieg mit Preußen in Aussicht stand, schrieb Napoleon dem Könige von Bayern einen Brief, worin er ihm die preußische Provinz Bayreuth zusagte.**) Dann folgte gar die Stiftung des *Rheinbunds* (12. Juli 1806). Sechzehn deutsche Fürsten trennten sich von dem bisherigen Reichsverbande und erkannten den Kaiser Napoleon als Protektor, d. h. als ihren Herrn an. Damit loste sich das deutsche Reich völlig auf; Franz II. legte (am 6. August 1806) sein Amt als deutscher Kaiser nieder. So zerfiel Deutschland in drei Stücke: Preußen, Österreich und den Rheinbund. Der letztere war bereits in französischer Gewalt, Österreich eben zu Boden geschlagen; die Reihe kam an Preußen. Napoleon ließ ihm keine Wahl mehr; er verhöhnte und betrog es, bot Hannover den Engländern, Preußisch-Polen den Russen an, wenn sie mit ihm Frieden nach seinem Wunsche schlössen, und mahnte heimlich die kleinen norddeutschen Fürsten ab, sich um Preußen zu scharen, obwohl er die Oberherrschaft Preußens

*) [illegible] Wallmann durchs Leben. v. e. Sechsundsechziger. I. 235. Vgl. von Lang [illegible] II. 5.

**) [illegible] a. a. O. S. 144.

über Norddeutschland anzuerkennen versprochen hatte. Hinzu trat, daß die Friedensunterhandlungen, die seit einiger Zeit zwischen Frankreich und Rußland gepflogen wurden, jetzt scheiterten, und die Erneuerung des Krieges der beiden Mächte bevorstand, in welchem Falle Preußen gemäß der Allianz vom 15. Februar zu gewärtigen hatte, daß Napoleon von ihm Hilfeleistung gegen Rußland forderte. Dem mußte zuvorgekommen werden. Kurz, Friedrich Wilhelm sah sich aufs äußerste gebracht und entschloß sich daher nun doch, zum Schwerte zu greifen. Aber jetzt zog er es ebenso unzeitig, als er es früher hatte stecken lassen.

Denn mit welchen Mitteln ging er in den furchtbaren Kampf? Wie stand es in der Wirklichkeit mit dem preußischen Heere, das so hochmütig auf die Lorbeern Friedrichs des Großen pochte? Es war hartnäckig bei einer abgelebten Kampfweise und Wehrverfassung verblieben. „Die Offiziere aufwärts zählten manche treffliche Männer, im ganzen war es aber eine wurmstichige Gesellschaft. Ihre Stellen waren ihre Pfründen, die im Kriege nichts einbrachten, sie liebten daher den Frieden.“ Die meisten Generale waren Invaliden, ihr Körper abgelebt und gebrechlich, ihr Geist im toten Formelwesen erstarrt. Alle höheren Generale zählten 70 Jahre und mehr, alle Stabsoffiziere zwischen 50 und 60 Jahren. Nun wäre freilich das Alter an sich kein Fehler gewesen, eher ein Vorzug — pflegte doch Napoleon zu sagen: gebt mir alte Offiziere und junge Soldaten! Allein da in Preußen die Stellen nur dem Adel zugänglich waren, und bei der Wahl Friedrichs Blick fehlte, vielmehr Dienstalter und einflußreiche Verwandtschaft entschieden, so mangelte es gar sehr an Talenten, oder sie blieben unbeachtet. Es mangelte auch an tüchtigen Charakteren. Und hieran war der König, der Leiter des Militärstaates, gleichfalls selbst schuld. „Er hatte seit dem Antritt seiner Regierung aus großer Gutmütigkeit häufig zu viel Nachsicht in der Behandlung der Kriegszucht und des Dienstes eintreten lassen. Niemals, selbst bei den größten Subordinations-Vergehen hatte er sich entschließen können, die wohlverdiente Todesstrafe vollziehen zu lassen und dadurch, wenn auch wider seine Absicht, zu der schnellen Auflösung des Heeres in dem Augenblick der Gefahr bedeutenden Vorschub gegeben. Ebenso übernachsichtig wurden Vergehen höherer Offiziere oder derer, die bedeutende Fürsprache hatten, bestraft oder ganz übersehen. Im Gegensatz zu Friedrichs des Großen Grundsatz, den Offizier jederzeit außerhalb seiner Heimat anzustellen, begünstigte man jeden Tausch, der dem Offizier die Betreibung seiner Privatgeschäfte so recht bequem machte, und so löste sich nach und nach der eigentliche Dienst und das Hingeben für denselben auf; der kriegerische Geist versank in den Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens.*) Ebenso fehlten Kenntnis und Bildung. Die meisten Offiziere hatten ja schon im zarten Alter, als Knaben von zehn, elf Jahren, das Patent erhalten und seitdem wenig anderes gelernt als die Äußerlichkeiten des Paradedienstes.

*) H. v. Boyen, Lebenserinnerungen, herausg. von Nippold. Leipzig 1889. I. S. 213.

„Diese herkömmliche Einrichtung, Kinder als Kombattanten dem preußischen Heere einzuverleiben, dessen Paniere ihren schwachen Händen anzuvertrauen und dafür ihnen die Anwartschaft auf die Offizierstellen zu erteilen, war freilich für die Eltern sehr bequem. Sie konnten ihre Söhne, nachdem deren Unterricht kaum begonnen, schon aus dem Hause und aus ihrer Zucht entlassen und sich durch einige Thaler monatlicher Zulage von aller Sorge für eine fernere Erziehung derselben loskaufen. Auch hatte der Knabe den Vorteil, früher zu den Befehlshaberstellen hinaufzurücken; so konnte ein Offizier, der 40 Jahre alt war, dem Staate meist eine Dienstzeit von 30 Jahren anrechnen.“*) Mit den gemeinen Soldaten war es nicht klüger bestellt. Sie waren größtenteils zu alt, meistens Familienväter, die ins Feld, in den Krieg zu ziehen nicht viel Lust und Eifer haben konnten. Sold, Ausrüstung und Bewaffnung waren sehr mangelhaft, die Verpflegung elend, der Mann erhielt täglich 2 Pfund schlecht gebackenes Kommißbrot und wöchentlich 1 Pfund Fleisch; die Uniform von losestem Tuch und so knapp und eng, daß die Soldaten sich darin kaum rühren konnten; die Gewehre die schlechtesten in Europa — alles dieses Folgen einer ganz thörichten, aber von Friedrich Wilhelm für nötig gehaltenen Sparsamkeit. Von der neuen Kriegskunst verstand man nichts, man kannte und schätzte nur die veralteten Drillkünste, den Gamaschendienst, die Griffe und Regeln des Exercitiums, die vor 50 Jahren gut gewesen. „Die Zopf- und Puderquälerei ging ins Unglaubliche. Genaues Gleichmaß der Zöpfe eines Regiments war ein Hauptziel der preußischen Kriegskunst.“ Die Exerzierplätze hallten wider von wüsten Flüchen, von rastlosem Gefuchtel. Es war empörend zu sehen, wie halb erwachsene Offiziere für den geringsten Formfehler alte Soldaten oft halbtot prügeln durften. Und doch trotz aller eingeprügelten Paradefertigkeit bewegte sich das Heer im Felde nur langsam. Denn nach alter Mode waren die Soldaten mit schwerem, zum großen Teil unnützem Gepäck (besonders Putzzeug) bepackt, und die Offiziere führten einen ungeheuren Troß mit sich. Als ein verständiger junger Offizier den General von Rüchel darauf aufmerksam machte, daß bei der Infanterie auch die Subalternoffiziere ritten, wodurch unter andern Nachteilen ein Geschleppe von 50 Luxuspferden bei jedem Regiment entstand, schnarrte Herr von Rüchel: „Ein preußischer Edelmann geht nicht zu Fuß.“ So zogen denn die Truppen wie die Lasttiere bepackt, schlecht gekleidet, schlecht ernährt und viel gefuchtelt dahin, ein schwerfälliger, geistloser Haufen.

Auch ihre Zusammensetzung taugte nichts. Sie hatte schon vordem schwere Mängel gehabt; seit einem Menschenalter aber waren diese noch sehr viel größer geworden. Denn die vielen Befreiungen von der Aushebung, welche Friedrich II. nach dem Hubertusburger Frieden, um die Industrie zu heben, gelegentlich eingeführt hatte, waren von Friedrich Wilhelm II. durch Verallgemeinerung einzelner Fälle und durch gesetzliche Feststellung vermehrt und

*) Neueste Welt. bei Pertz, Leben Gneisenaus. I. 380.

verstärkt worden; dies aber hatte die Folge gehabt, daß das Menschenmaterial des Heeres jetzt schlechter war, als es im Heere Friedrich Wilhelms I. und auch im Heere Friedrichs II. bis 1763 gewesen. Die Soldaten gehörten jetzt zu einem viel größeren Teile dem Auswurf aller Nationen an, die man durch Werbung unter die preußischen Fahnen gebracht und durch Prügel zu Exerziermaschinen gedrillt hatte; und die Eingeborenen waren jetzt weit mehr als vor 50 Jahren dem Pöbel entnommen, dem ländlichen und städtischen Proletariat, auch für sie schien der Korporalsstock noch immer ein notwendiges Übel. Von Vaterlandsliebe, von Begeisterung war bei solchen Leuten nicht die Rede; sie konnten in dem Militärdienst nur eine Last sehen. Woher sollte ihnen selbst das rein militärische Ehrgefühl kommen? Sie konnten nie Offiziere werden, standen unter dem Stock, wurden gemißhandelt von ihren Befehlshabern und verachtet oder gehaßt von den Civilpersonen. Nur der Zwang hielt sie bei der Fahne; und ging es ins Feld, so war der Offizier seiner Leute, daß sie nicht entwischten, nur so lange sicher, als er sie in Reih' und Glied dicht zusammenhielt. Mit einer solchen Soldatenschaft konnte man denn auch die von den Franzosen aufgebrachten zweckmäßigen Neuerungen in der Kriegführung nicht nachmachen, nämlich erstens statt des Mitschleppens der Lebensmittel und des Einrichtens von Magazinen, auf welche das Heer im Felde angewiesen war, die zwangsweise Verpflegung der Truppen in Einzelquartieren von seiten der Einwohner, und zweitens in der Schlacht neben dem Kampf mit festgeschlossenen Truppenkörpern den Gebrauch des zerstreuten Gefechtes. Durch das eine wurde bei den Franzosen große Raschheit der Heeresbewegung, durch das andere eine wirksamere Kampfart erreicht. Beides war im preußischen Heere seiner Zusammensetzung wegen unmöglich; es mußte bei seinem veralteten schwerfälligen Linienmarsch und zeitraubenden Magazinwesen verbleiben.

Ebenso morsch wie das Heer waren die anderen überlieferten Einrichtungen des Staats. Die Monarchie hatte auf allen Gebieten die frühere Spannkraft eingebüßt, war schlaff und welk geworden. Das Volk aber, ausgeschlossen von allem Anteil an der Lenkung der vaterländischen Geschicke, in allem und jedem von einer unfähigen Regierung bevormundet, besaß zwar noch den Nationalstolz aus Friedrichs Zeit, aber nicht mehr das freudige Zutrauen zum Könige, der offenbar seinem schwierigen Posten nicht gewachsen war. Übrigens kam damals in Preußen nichts darauf an, was das Volk meinte und dachte. Es hatte bloß zu gehorchen; es sollte nichts sein als eine willenlose Masse von Steuernzahlern und Rekrutenlieferern, und es war denn auch nichts weiter. In den vornehmen Kreisen herrschten Frivolität und Genußsucht, in den untern eine entsetzliche Stumpfheit und Gleichgiltigkeit. Der Bürger und der Bauer hatten wenig Liebe für den Staat, in welchem nur Lasten und Pflichten ihr Teil waren; und wenig Liebe für das Heer, welches sie eher für eine Landplage ansahen und für eine bloße Versorgungsanstalt des hochmütigen Adels. Es war also ein verrottetes Heer und ein verrotteter Staat, diese „Monarchie Friedrichs des Großen," die nun in die Arena trat, mit dem gewaltigen

Kaiserreiche zu ringen, mit den sieggewohnten Streitkräften Napoleons, die ebenso an Geist wie an Zahl ihr weit überlegen waren. Denn welch ein Abstand zwischen den Invaliden, die das preußische, und den jungen, talentvollen Feldherren, die das französische Heer befehligten! Ein ebenso großer wie zwischen den zerprügelten preußischen Söldnern und den ruhmbegierigen französischen Soldaten, deren jeder „in seinem Tornister den Marschallstab" hatte.

Zu alle dem kam noch, daß es auch an Geld fehlte. Trotz aller Sparsamkeit hatte Friedrich Wilhelm III. die Schulden, die sein Vater hinterlassen, noch nicht tilgen, geschweige denn Überschüsse sammeln können; er mußte vielmehr mit der Ausgabe von Papiergeld — von „Tresorscheinen" — (am 1. Juni 1806) sich zu helfen suchen. War es unter diesen Umständen dem Könige sehr zu verargen, daß er dem Kriege so lange aus dem Wege ging, als es sich nur irgend thun ließ? Wohl aber gereicht es ihm zum schweren Vorwurf, daß er beizeiten nichts that, Staat und Heer von Grund aus zu reformieren.

Ein Hauptübel der Regierungsmaschine war, daß es an Einheit und Zusammenhang zwischen den einzelnen Geschäftszweigen fehlte, daß namentlich die diplomatischen und militärischen Angelegenheiten einer starken, einheitlichen Leitung entbehrten. Es gab keinen leitenden Premierminister, sondern der König wollte, wie es Friedrich der Große gethan, alles selbst leiten und bediente sich dabei des Rates von Fachmännern, die ohne Verantwortlichkeit und ohne Verbindung mit den eigentlichen Behörden doch durch ihren persönlichen Einfluß oft in den wichtigsten Staatssachen die letzte Entscheidung gaben; er führte die Regierung mit Hilfe der Generaladjutanten und einiger Kabinettsräte. Das preußische Kabinett verdankt seinen Ursprung Friedrich Wilhelm I. Ein Feind aller Weitschweifigkeiten übertrug er die leichteste der bisher üblichen Geschäftsformen („eigenhändige Schreiben," „Handschreiben" und „Kanzleischreiben" des Königs), ohne deshalb die umständlicheren abzuschaffen, auch auf den Verkehr mit seinen Beamten und Untergebenen, statt wie früher nur mit Nicht-Unterthanen. Ein Freund rascher Entscheidungen nahm er sich einen Sekretär, der stets um seine Person war. Mißtrauisch gegen die Macht der Beredsamkeit, gab er der schriftlichen Bescheidung eine größere Ausdehnung, als sie bisher gehabt hatte. Ganz hatte es übrigens an Rand-Verfügungen des Monarchen auch früher (vor 1713) nicht gefehlt. Niemand konnte ahnen, daß aus diesen bescheidenen Anfängen eine Behörde erwachsen würde, welche die gesamte Verwaltung des preußischen Staates auffog, deren unheilvollen Einfluß zu brechen es der Thatkraft eines der größten Deutschen aller Zeiten bedurfte.[1] Die Kabinettsräte waren neben den eigentlichen Ministern gleichsam Minister ohne den Titel und erregten nicht selten die Eifersucht der

[1] M. Lehmann: Der Ursprung des preuß. Kabinetts in v. Sybels Hist. Ztschr. 1889, IV. S. 271.

ersteren. War der Minister ein energischer und selbstbewußter Mann, so mußte er, wie es der Finanzminister Freiherr vom Stein in einer Denkschrift that, die er im Mai 1806 dem Könige vorlegen ließ, diese Einrichtung des Geheimen-Kabinettsrates, die unter Friedrich dem Großen eine bloß expedierende Behörde gewesen war, jetzt aber zu einer Ober-Instanz über die Minister sich entwickelt hatte, als etwas Schädliches verurteilen. Verschärft wurde freilich der Unmut der Minister dadurch, daß die Kabinettsräte bürgerliche Emporkömmlinge waren; der Adel hielt sich allein für berufen, den Staat zu leiten.*)

Noch weit dringender indes als eine zweckmäßige Erneuerung der Staatsverwaltung war eine Reform des Heerwesens. Friedrich Wilhelm III. ahnte dies wohl; allein er getraute sich nicht, ein so großes Werk vorzunehmen, zumal da seine Umgebung und die militärischen Autoritäten das Heer für vortrefflich hielten. Im Sommer legte der Major von dem Knesebeck einen Plan vor, der den Zweck hatte, die Armee in einer volkstümlichen Weise neu zu gestalten, aus dem veralteten Soldheer ein zeitgemäßes Volksheer zu schaffen. Aber die Militärbehörde wies ihn ab mit der Bemerkung: „Es erscheint ganz unbegreiflich, wie jemand einer siegreichen Armee, die so lange für ganz Europa ein unerreichbares Muster gewesen ist und bleiben wird, eine totale Veränderung ihrer Verfassung zumuten kann, welche sie zu einer bloßen Landmiliz reduzieren würde.“ Ebensowenig Erfolg hatten die Aufforderungen, die behufs Einführung von Reformen an den König selbst gerichtet wurden. Sie kamen übrigens sehr spät — erst im Angesichte der drohenden Gefahr — und betrafen nur die Mißstände des Civilstaates. Der erste Versuch dieser Art war jene Denkschrift Steins vom Mai 1806. Stein wies darin nach, wie unzweckmäßig die bisherige Kabinettsregierung, wie verderblich die Wirksamkeit der Kabinettsräte im allgemeinen und des unfähigen Rates Lombard im besonderen, und wie schädlich auch die Thätigkeit des obersten Ministers Grafen Haugwitz sei; er verlangte die Entfernung dieser Ratgeber und fügte einen Entwurf zu einer zweckmäßigen Erneuerung der Staatsverwaltung bei. „Sollten Ew. Majestät“, so endete er, „sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Änderungen vorzunehmen, sollten Sie fortfahren, unter dem Einfluß des geheimen Kabinetts zu handeln, so ist zu erwarten, daß der preußische Staat entweder sich auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verschwinden. Die Ursachen und die Menschen, die uns an den Rand des Abgrundes gebracht, werden uns ganz hineinstoßen . . . . .“**) Die Antwort des Königs war eine ärgerliche Abweisung; Steins Schritt blieb ohne andere Folgen, als daß ihm der König grollte. Im Juli 1806 schrieb dann Blücher aus Münster an den König einen dringenden Brief, der ebenfalls gegen Haugwitz' Thätigkeit gerichtet war, und am 2. September überreichten die

*) Vgl. F. Noack. Hardenberg und das Geheime Kabinett Friedrich Wilhelms III. Gießen 1881. S. 5.

**) E. Meier. Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg. Leipzig 1881. S. 8.

Prinzen Heinrich, Wilhelm und Louis Ferdinand gemeinsam mit Stein und einigen Generalen ein Gesuch, welches von neuem auf Beseitigung des unfähigen Kabinetts und des Ministers Haugwitz drang. Aber die Bittsteller erreichten nichts: sie wurden barsch angefahren und zornig abgewiesen. Denn trotz seiner Unentschlossenheit und seines Phlegmas besaß Friedrich Wilhelm III. doch eine ungemeine Empfindlichkeit für alles, was seinem unumschränkten Königtum zu nahe zu treten schien. Er war kein Despot, aber ein Absolutist, und solche ungewöhnliche Schritte verstießen nach seiner Meinung ebenso sehr gegen den absolutistischen Charakter des Staates als gegen das Herkommen. Übrigens war es jetzt zu spät, den Staat durch Reformen zu retten. Es mußte mit den bereiten Mitteln der Kampf um das Dasein geführt werden, der nun bevorstand. Die Aussicht in demselben war freilich trübe. Preußen hatte der ungeheuren Übermacht des französischen Kaiserreichs nicht einmal einen tüchtigen Beistand von Bundesgenossen entgegenzusetzen. Der einzige nahe Verbündete war der Kurfürst von Sachsen, und dieser war es mehr aus Furcht; auch betrug dessen Truppenmacht nur 20 000 Mann. Rußland versprach Hilfe, aber sie war noch nicht zur Stelle. Die eigene Armee, die am 10. August mobil gemacht wurde, zählte doch im Oktober erst 130 000 Mann Feldtruppen, die Festungen waren zerfallen oder in den Händen unfähiger, abgelebter Kommandanten. Von anderwärts war nichts zu hoffen; die schlechte Politik des Königs trug nun auch beim Auslande ihre bitteren Früchte: Österreich hielt sich zurück; England blieb unthätig.

Während Preußen, wie Napoleon sich ausdrückte, lächerliche Vorbereitungen traf, rüstete er selbst mit gewohnter Thatkraft. Ein Teil seiner Heere stand noch vom vorigen Jahre hier in Süddeutschland; auf seinen Befehl stießen die Truppen der Rheinbundfürsten dazu. In Franken vereinigte er (Ende Septembers) seine Heeresmassen. 200 000 Mann (ein Fünftel davon Rheinbundstruppen führte er nach Thüringen, wo die preußische Hauptmacht stand. Unter ihm befehligten seine besten Generale, Soult, Ney, Bernadotte, Augereau, Berthier, Lannes, Murat, Lefebvre, Davoust. Am 7. Oktober erhielt er zu Bamberg das preußische Ultimatum, welches vom ihm forderte, daß er Süddeutschland räume und Norddeutschland der preußischen Hegemonie überlasse: er wies es hohnlich zurück und setzte seinen Marsch auf Sachsen fort. Am selben Tage schlug er eine kleine preußische Truppenabteilung unter dem General v. Tauentzien bei Hof, am 10ten eine andere bei Saalfeld, wo deren Führer, der ritterliche Prinz Louis Ferdinand, einen braven Reitertod fand.*) Diese Scharen bildeten die Vorhut des preußischen Hauptheeres, das unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig die Pässe des Thüringer Waldes nach Sachsen hin verteidigen sollte. Es war mit den 20 000 Sachsen kaum 100 000 Mann stark und stand, weithin verzettelt, von Eisenach bis Jena. Der Oberbefehlshaber, nunmehr 71 Jahre alt, war jetzt noch viel unentschlossener und unlustiger

*) Vgl. P. Bailleu: Deutsche Rundschau 1885.

als einst in der Champagne; die Unterfeldherren, Hohenlohe, waren auch nicht die Leute, es mit Napoleon und seinen Mar nehmen. Blücher hatte wenig Einfluß; der König, der sich se quartier befand, war ohne Feldherrngaben und hatte deshalb d Neigung alle Welt um Rat zu fragen." Es gebrach der Leitu und Kraft, an Umsicht und Einsicht; man beriet im Hauptquarti und jede Stunde vermehrte die Verwirrung. Am 14ten hatte d der Armee (etwas mehr als 35 000 Preußen) unter dem Herzog vor bei Auerstädt; der größere (53 000 Verbündete) unter dem F lohe bei Jena Stellung genommen; beide von einander getre Zusammenhang mit einander. Hier griff sie der Feind an; bei fehligte Davoust ungefähr 27 000 Mann, bei Jena Napoleon von denen 54 050 zur Verwendung kamen.*) Auf beiden fochten die Preußen und Sachsen tapfer, aber in Verwirrung Fehlern der Unerfahrenheit. Sie konnten die Mißgriffe ihrer gut machen. Der General Rüchel ist allerdings von dem Vo sprechen, daß er zu spät auf dem Schlachtfelde von Jena erschien fehl zum Abmarsch war ihm nicht rechtzeitig zugegangen.**) U nun noch im entscheidenden Augenblicke der Herzog von Brau eine Kugel getroffen, die ihm beide Augen zerstörte. Jetzt fe sammenhang in der Leitung; jeder einzelne Führer traf Anordnu Hand; die Truppen wurden stückweise ins Gefecht gebracht, Ganzen planlos verbraucht. So endete die Doppelschlacht mit e Niederlage. Die Trümmer des geschlagenen Heeres flohen der

Der Verlust auf dem Schlachtfelde selbst war zwar groß — tot und verwundet, 15 000 gefangen — aber nicht unerhört, Feind hatte 7000 Mann eingebüßt. Die Waffenehre des preußi war nicht befleckt; die Franzosen sprachen selber ihre Verwunder Truppen, die so kärglich gehalten, die geprügelt würden, die, w oder zu Krüppeln geschossen wären, betteln müßten, sich den schlügen." Und die preußischen Offiziere? Die Zahl ihrer T wundeten — 270 — bewies, daß es jenen Junkern von 1806 gebrach. „Man sah" (erzählt ein französischer Geschichtschreib unverhältnismäßig viel Offiziere auf der Erde liegen, die ihre thä schaften edel mit ihrem Leben bezahlt hatten." Und wenn Knaben, denen man die preußischen Banner anvertraut, nicht di für sie zu fechten, so hatten sie doch die Kraft, für sie zu sterbe

*) Vgl. C. von Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 u. 1807, 4 Bde — P. Foucart, Campagne de Prusse (1806), 2 T., Paris 1887 u. 189 Zur Gesch. d. Krieges von 1806, Forsch. 1891, IV. S. 281 ff. — E. Leidol der Jena, Jena 1896.

**) Delbrück, Preuß. Jahre Bd. 68, S. 758 — Vgl. B. v. Treuenfel Jena, 2 Bde, Hannover 1895.

jugendliche Fähnrich von Treskow that. Als alles verloren war, wickelte er sich voll Verzweiflung in seine Fahne und stürzte sich beim Giebichenstein in die Saale, um das teure Kleinod nicht in Feindes Hand fallen zu lassen.*)

Also diese Niederlage bei Jena war weder schimpflich noch unerhört; aber was nun folgte, war beides. Ein panischer Schrecken, so maßlos wie vorher der Hochmut, ergriff sofort fast alle höheren Offiziere. Weil die Armee besiegt worden, glaubten sie dieselbe vernichtet, und weil der Staat auf die Armee gebaut war, hielten sie auch ihn für unrettbar verloren. Unter ihren wie vom Schlage gerührten Händen löste sich das Heer denn auch vollständig auf, und der König, ebenfalls von jener vorgefaßten Meinung befangen, überließ die Truppen, anstatt, wie er hätte sollen, sie durch seine Gegenwart zu ermuntern und um sich zu sammeln, sich selbst und ihrem Schrecken. Er floh in der Hoffnung, daß seine Generale das Mögliche leisten würden, und wähnte, den Siegeslauf Napoleons aufhalten zu können, indem er einen Unterhändler mit der Bitte um Waffenstillstand, um Frieden an ihn abschickte. Aber da der König alles verloren zu geben schien, so thaten es auch die Generale, die nun statt seiner hätten handeln sollen. Wie der Herr so der Knecht; rasch verbreitete sich ein schlechter Geist auch unter den Gemeinen. Scharenweise verließen die Soldaten auf die Nachricht, daß ihre Heimat vom Feinde besetzt sei, die Fahne, verkauften ihre Pferde und Waffen und gingen nach Hause. „Wir haben lange genug gedient", sagten sie wohl mit bitterem Hinweis auf die harte, zwanzigjährige Dienstzeit, „wir wollen nun heim, es giebt ja junge Leute genug, welche die Sache ausmachen können." Diese Gleichgiltigkeit des geringen Mannes gegen das Schicksal des Ganzen zeigte sich in mehr als einem Regiment und vereitelte die Anstrengungen tüchtiger Offiziere. „Was soll man" (schrieb damals einer derselben), „mit Bauern machen, ins Feuer geführt von Edelleuten, deren Gefahren sie teilen, ohne je deren Leidenschaften und Belohnungen zu teilen?" Um so schmachvoller war das kopflose Benehmen der meisten Führer, die, statt einfach ihre Pflicht zu thun, politischen Erwägungen Gehör gaben und meinten, aller fernere Widerstand nütze bei der eigentümlichen Natur dieses abgelebten Militärstaats, den sie jetzt auf einmal als mangelhaft erkannten, doch nichts und könne nur ohne Nutzen viele Menschen unglücklich machen. So geschah es, nicht aus Verrat, auch nicht, abgesehen von einigen wenigen Elenden, aus eigentlicher Feigheit, sondern aus jener Betäubung, die den Selbstzufriedenen, wenn ihn plötzlich ein ungeheures, ein nie für möglich gehaltenes Unglück betrifft, zu lähmen pflegt, daß nicht bloß die invaliden, sondern auch die rüstigen unter den Truppen- und Festungskommandanten sich überstürzten, die Mittel zum Widerstande, welche noch reichlich vorhanden waren, dem rasch nachdringenden Sieger preiszugeben. Und die ihnen untergeordneten Offiziere hinwieder wurden durch die zur Gewohnheit gewordene Pflicht des blinden Gehorsams gelähmt. So kam es zu jenen schändlichen

*) Thiers, Histoire du consulat et de l'empire. VII. 84. — Klaſſen, Fr. Jacob.

Kapitulationen, mit denen selbst Männer, die im Dienste grau geworden und unter Friedrich dem Großen oder in den Revolutionskriegen sich immer ehrenhaft benommen, nun auf einmal sich und den Staat beschimpften. Ohne Schwertstreich überlieferte der Prinz Wilhelm (VI.) von Oranien, dem freilich nur seine hohe Geburt und daß er ein Schwager des Königs war, den Generalsrang verschafft hatte, am 16. Oktober das wichtige Erfurt mit 11 000 Mann und großen Vorräten; der Oberst von Benekendorf am 25sten Spandau. Das Unglaublichste leistete jedoch Fürst Hohenlohe, der, von seinem Generalstabschef Oberst von Massenbach aufs übelste beraten, sich am 28sten bei Prenzlau mit 11 800 Mann einem viel kleineren Franzosentrupp ergab, weil dessen Befehlshaber, Murat, dem leichtgläubigen und leichtfertigen Massenbach vorlog, er habe 64 000 Mann bei sich. Die Soldaten weinten und fluchten, aber es fehlte der Mann, der ihren Unwillen richtig vertreten hätte; die Subordination hielt jedes andere Gefühl zu Boden. Das Merkwürdigste dabei war aber, daß Napoleon bei seinem Übergange über die Elbe schon die Verfolgung des Hohenlohenschen Korps ganz aufgegeben und sie erst in Potsdam auf Grund falscher Meldungen wieder aufgenommen hatte.*) Ebenso schimpflich wie die genannten preußischen Truppenführer kapitulierte am 29. Oktober der 81jährige General von Romberg in Stettin; und geradezu verräterisch am 1. November der Oberst von Ingersleben in Küstrin, der seine Festung mit 3000 Mann ohne weiteres einem französischen Infanterieregiment übergab!

Damit war die Reihe der Schändlichkeiten noch nicht zu Ende. Neue Kapitulationen folgten, als sich die Kunde von Hohenlohes Waffenstreckung verbreitete. Sie gab das Signal zu vielen anderen Nichtswürdigkeiten. „Der Fürst Hohenlohe hat mit der Armee kapituliert," sagte sich mancher verzagte Truppenführer, „was will denn ich machen?" „Der König hat keine Armee mehr," sagte sich der pflichtvergessene Kommandant, „was helfen ihm die Festungen?" So vermehrte jene schnöde That den Kleinmut in allen Herzen, die Verwirrung in allen Köpfen.**) Es ging also weiter im Wettlauf der Schande. Am 8. November lieferte der General Franz von Kleist (an der Spitze von 19 Generalen, die zusammen 1300 Jahre zählten) die Hauptfestung Magdeburg mit 24 000 Mann und ungeheuren Vorräten aus; die jüngeren Offiziere und die Soldaten wüteten, aber auch hier lähmte die Subordination den Willen. Am 22sten ergaben sich die Generale von Schöler und Lecoq in Hameln. Diese That war das Übermaß militärischer Schmach. Denn Hameln war wohlbefestigt und mit 10 000 Mann tüchtiger Truppen und reichen Vorräten versehen, und einen solchen Platz überlieferte der schwachmütige, freilich sechsundsiebzigjährige Kommandant von Schöler einem nur 6000 Mann starken.

*) C. v. Lettow-Vorbeck a. a. O. Derselbe, Die Verfolgung von Jena bis Prenzlau. i. Beiheft z. Militär-Wochenblatt, Berlin 1895. — G. E. v. Natzmer, Zur Gesch. d. preuß. Reservekorps i. J. 1806. Neue milit. Blätter. Bd. 41 u. 42. Dievenow a. d. Ostsee 1892 u. 1893.

**) Vgl. v. d. Marwitz' Bericht bei Höpfner, Der Krieg von 1806, 1807, I. 196.

ohne Belagerungsgeschütz heranziehenden Feinde, ohne eingeschlossen oder auch nur angegriffen zu sein. Er that es auf Betrieb seines Untergebenen, des Generals von Lecoq. Dieser Nichtswürdige begab sich selbst ins feindliche Hauptquartier und diktierte dort die Kapitulation, durch welche die Besatzung kriegsgefangen ward. Furchtbar war die Verzweiflung der Soldaten und ihr Ingrimm. Sie schossen ihre Patronen dem feigen Kommandanten in die Fenster, zerschellten ihre Gewehre an den Steinen; weinend nahmen die alten Brandenburger Abschied von ihren Offizieren. Im Regiment von Haack standen zwei Brüder Warnava, Soldatensöhne; sie setzten einander die Gewehre auf die Brust, drückten zugleich ab; sie wollten die Schmach ihrer Waffen nicht überleben. „Ja wir waren ein treues, starkes Kriegsvolk; o hätten Männer an unserer Spitze gestanden!“ so ruft, der dies erzählt, und der es hatte mit ansehen müssen, ein preußischer Offizier, Adelbert von Chamisso,*) traurig aus.

Nicht viel weniger schimpflich als Massenbach, Ingersleben, Schöler und die andern ergaben sich später die meisten schlesischen Kommandanten. Es war, wie wenn eine förmliche Seuche unter diesen vornehmen Zopfträgern ausgebrochen wäre, denen die Sorge für Heer und Staat oblag. Der König hat sie nachmals nicht eben hart bestraft; aber elend und vergessen, wie sie es verdient, sind die meisten von ihnen gestorben. Freilich, der größte Teil der Schuld fällt auch bei diesen Kapitulationen auf Friedrich Wilhelm selber, der ganz untaugliche Männer auf Posten von der größten Wichtigkeit gestellt oder belassen hatte — zuweilen selbst ungeachtet ihres Eingeständnisses, daß sie dem Amte nicht gewachsen seien! Hatte doch der General von Romberg beim Ausbruch des Krieges ihm geschrieben: „er habe seinen Posten als Kommandant von Stettin nur als eine Art von Versorgung angesehen und sei zu alt und kränklich, um demselben in so ernster Zeit vorzustehen; er bitte daher, ihm einen Nachfolger zu geben.“ Aber der König erfüllte die verständige Bitte nicht. Er wählte sich schlechte Diener, er konnte sich nicht wundern, wenn er schlecht bedient wurde. Nur wenige unter den Kommandierenden retteten 1806 ihre Ehre, darunter Blücher, der sich tapfer von Jena bis Lübeck durchschlug und erst nach hartnäckigem Widerstande und aus Mangel an allen Kriegsvorräten am 7. November zu Ratkau der Übermacht ergab.**) Er wurde dann später gegen den von den Preußen gefangenen französischen General Viktor wieder ausgewechselt.

Aber nicht bloß die Junker, die sich bisher als die Hauptpfeiler des Staates gespreizt, brachen wie dürre Binsen im Winde; auch die anderen Stützen, das Beamten- und Gelehrtentum, die ganze höhere Ge-

*) Brief an Varnhagen v. 22. Nov. 1806. Werke. (Berlin 1856.) V. 184—195.

**) W. v. Kahlden. Eine Skizze zur Schlacht von Lübeck und Zusätze. Neue mitt. [illegible] 43 u. 44. Treptow 1893 u. Berlin 1894. — Beseler. Blüchers Zug nach Lübeck 1806. 2. Berlin. Militär-Wochenblatt. Berlin 1892.

sellschaft bis tief in den Bürgerstand hinab hat sich damals mit Schmach bedeckt. Zur seelenlosen Maschine bestimmt, ging die Verwaltung ruhig ihren Gang weiter, wenig bekümmert, ob sie für diesen oder jenen Souverän arbeite, ob die Spitze Friedrich Wilhelm oder Napoleon hieß. Das zeigt so recht eine Verfügung an die Landräte der Mittelmark, die französischen Truppen mit Lebensmitteln reichlich zu versehen und ihren Marsch möglichst zu erleichtern. Gewohnt, alles Heil von oben zu erwarten, erstickten die hohen Beamten sogar die Regungen des gesunden, kräftigen Geistes, der trotz alledem noch im Volke, wenigstens im sogenannten gemeinen Volke, lebte. Als man in Berlin von der verlorenen Schlacht und vom Herannahen der Franzosen hörte, wollten die Berliner eine Freischar bilden, und es meldeten sich junge Leute zum freiwilligen Eintritt in das Heer. Aber der Gouverneur der Stadt, der einst so tüchtige und energische, jetzt aber körperlich und seelisch gebrochene Graf von Schulenburg-Kehnert,* wies diese patriotischen Anerbietungen zurück und ermahnte in öffentlichem Anschlag: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Ich fordere hierzu alle Einwohner Berlins auf!" Sein Nachfolger, Fürst Hatzfeld, schärfte dann diese Pflicht allen noch einmal ein; ja, um nicht den Zorn Napoleons auf sich zu ziehen, unterließ er sogar, einem ausdrücklichen Befehl des Königs zuwider, die in Berlin lagernden großen Vorräte an Gewehren und anderem Kriegsbedarf nach den Festungen fortzuschaffen, „weil," wie er sagte,**) „dies die in einigen Tagen zu erwartenden Franzosen übel nehmen könnten." Ebenso ging es anderwärts. Nur Stein verlor die Fassung nicht, sondern that, was er konnte, rettete wenigstens die Staatskassen, indem er sie nach Königsberg bringen ließ. Übrigens gab die Umgebung des Königs selber ein schlechtes Beispiel, sie war so mutlos wie die anderen, und Friedrich Wilhelm entließ auch jetzt die untüchtigen Ratgeber, Haugwitz, Lucchesini und Lombard, nicht, schützte und ehrte vielmehr den letzteren, als sich in Berlin und Stettin die Volkswut gegen denselben richtete, durch ein schmeichelhaftes Handschreiben. Der König that nicht gänzlich Unrecht daran. Denn war Lombard auch ein unfähiger Minister, so war er doch als Privatmann untadelig. Er war keineswegs der „frivole Wüstling," „entnervte Roué" und „bestochene Landesverräter," wofür er damals und bis auf unsere Zeit gehalten worden ist.***)

So fanden denn die Franzosen bei ihrem Einmarsch in Berlin (am 24. Oktober) zwar eine dumpfe, totenähnliche Stille, aber keinen Widerstand, und Napoleon, der am 27sten einzog, und dabei bereits von einer Anzahl deutscher Bedientenseelen das gewohnte „Vive l'Empereur!" hörte, konnte die Verwaltung ohne weiteres für sich benutzen. Sieben Minister des Königs und die Beamten leisteten ohne Widerstreben den Eid der Treue.

*) W. Naudé, Graf Schulenburg-Kehnert, Vortrag ꝛc., Forsch. 1897, IX. S. 592 f.

**) v. Bonen a. a. O., S. 223.

***) Val. H. Hüffer, a. a. O.

Besonderes Aufsehen machte der Abfall des damals berühmten Professors Johannes Müller, des Geschichtsschreibers der Schweiz. Dieser Gelehrte, seit kurzem preußischer Beamter, hatte gegen Bonaparte am lautesten geeifert; jetzt beweihräucherte er den großen Kaiser, der ihn durch ein paar Schmeichelworte gewonnen. Auch viele andere deutsche Gelehrten, z. B. die Professoren der Universität Leipzig, bekehrten sich im Handumdrehen und feierten nun Napoleon als den Helden des Zeitalters. Um die übrige gebildete Gesellschaft stand es nicht viel besser. Zwar so tief wie in Süd- und Westdeutschland riß in Preußen das Französeln nicht ein; ganz so massenhaft ließen sich hier die Weiber von den französischen Kriegern nicht besiegen; aber doch gaben sich auch hier sehr viele den Franzosen mit einer Leichtigkeit hin, über welche diese selbst erstaunten.*) Auch ein großer Teil der Bourgeoisie französelte, kroch und verriet. Napoleon gewann sie, indem er in Berlin und anderen eingenommenen Städten eine Art Stadtbehörde mit demokratischem Anstrich und eine Nationalgarde einrichtete. Die Schlaffheit der Vaterlandsliebe unter den sogenannten Gebildeten zeigte sich dabei in beschämender Weise. Denn obgleich jene beiden Körperschaften keinen andern Willen haben durften, als der Franzose ihnen vorschrieb, so spielten die meisten Bürger doch gern mit, und die wohlhabenden Kaufmannssöhne in Berlin brüsteten sich damit, zu Pferde und in prächtiger, hellgrüner Uniform als freiwillige Schützen diesen Dienst zu versehen. Sehr unpatriotisch benahmen sich besonders die Juden. Einer von ihnen, ein gewisser Lange (der eigentlich Davidson oder Dawison hieß) wurde Soldschreiber der Franzosen und gab in Berlin Ende 1806 ein Schandblatt, den „Telegraphen," heraus, in welchem er alles Preußische mit Beschimpfungen begeiferte. Ein anderer, der Bankier Veitel Ephraim, trug den Franzosen Nachrichten zu, ja war sogar schon seit dem Basler Frieden für Frankreich thätig. Aber auch bei manchen christlichen Preußen ging die Kriecherei so weit, daß selbst Franzosen sich darüber ärgerten. Einer zeigte dem französischen Kommandanten in Berlin einen großen königlichen Holzvorrat an. „Laßt es liegen," antwortete der Franzose, „damit euer König übrig behalte, um euch Schurken daran aufzuhängen!" Ähnliches geschah an manchen Orten in den Provinzen. Ein Präsident in Niederschlesien schickte aus seinem Bezirk den Franzosen Lieferungen entgegen, die sie noch gar nicht gefordert, und er begann seinen Kammerbefehlen die Worte: „Wir Napoleon von Gottes Gnaden u. s. w." an die Stirn zu setzen; es mußte ihm dieser Übereifer ausdrücklich untersagt werden.

Unterdessen floh der König mit seiner Familie und den Resten seines Heeres über die Oder, vergebens auf Napoleons Großmut hoffend, den er durch Haugwitz hatte um Frieden bitten lassen.**) Statt dessen erschöpfte der Sieger

[illegible] Kloden, Jugenderinnerungen, S. 256 u. Gneisenaus Brief an s. Frau [illegible] 1806. [illegible] Napoleon I. in Berlin, Allg. Milit. Ztg., 67. Jahrg., Darmstadt 1892.

[illegible] Auszüge a. d. Tagebuche d. Gräfin Bertha Truchseß-Waldenburg, Hof[illegible] Preußen Sitzungsb. d. Altertumsgesellsch. Prussia zu Königsb. 1891.

das Land durch Zwangslieferungen und überhäufte die gestürzte Monarchie mit Schimpf und Schande, ließ aus den Schlössern die besten Kunstwerke, vom Brandenburger-Thor in Berlin die Siegesgöttin, aus dem Potsdamer Stadtschlosse einen Degen Friedrich des Großen rauben und nach Paris schaffen und entehrte sich durch niedrige Schimpfreden, die er in seinen Bulletins gegen die Königin Luise als „Anstifterin des Krieges" ausstieß. Hierin wurde er übrigens von einem deutschen Fürsten noch überboten; sein Satrap, der König Friedrich von Württemberg, trieb die Gemeinheit der Gesinnung so weit, daß er einen württembergischen Censor absetzte, weil der ehrenwerte Mann jene niederträchtigen Schmähungen in den württembergischen Zeitungen nicht wollte abdrucken lassen. Überhaupt betrugen sich Napoleons deutsche Handlanger gegen die Besiegten im ganzen noch schlimmer als seine Franzosen. Zwar Scheußlichkeiten, wie bei der Eroberung Lübecks (am 6. November) und der darauf folgenden, mehrtägigen Plünderung der Stadt, sind damals nur von Soldaten der sogenannten großen Nation begangen worden. Die Franzosen leisteten dort in unsäglicher Bestialität und Barbarei das Äußerste, notzüchtigten z. B. die weiblichen Insassen des Irrenhauses. Aber an Zahl die meisten Greuel sind in diesem Kriege doch von den rheinbündischen Truppen verübt worden. Nicht bloß die Bayern, die sich überhaupt durch Roheit und Zuchtlosigkeit in Feindesland auszuzeichnen pflegten,*) auch die Württemberger und Hessen-Darmstädter quälten ihre deutschen Brüder in den Quartieren, zumal in Schlesien, bis aufs Blut;**) im Plündern wetteiferten sie mit ihren französischen Genossen, an Brutalität übertrafen sie dieselben meistens. Es wirkte hier neben dem Mangel an Manneszucht und an Gesittung der in den deutschen Mittelstaaten aus Neid und Eifersucht auf die Großmachtstellung Preußens entstandene Preußenhaß mit, der bei den katholischen Süddeutschen noch durch den religiösen Gegensatz verschärft wurde. Die Bayern waren denn auch mit besonderer Erbitterung gegen die Preußen ins Feld gezogen***) und verhielten sich demgemäß. Das war ihr Dank für die Wohlthaten Preußens, welches zweimal — 1778 und 1785 — Bayerns Selbständigkeit gerettet hatte. Ihr Führer, General von Wrede teilte die Gesinnung seiner Truppen hinsichts Preußens; übrigens waren die napoleonischen Generale nach dem Beispiele ihres Herrn gewohnt, zu Ausschreitungen der Soldaten und Offiziere in Feindesland durch die Finger zu sehen. Auch wußten sie, daß dem Kaiser gerade an Schonung der Unterthanen des Königs von Preußen am wenigsten gelegen war.

Ohne Spur von Edelmut und Ritterlichkeit handelte Napoleon auch gegen den Herzog von Braunschweig. Er trieb den blinden, todkranken Greis, der sich von Jena auf einer Bahre hatte heimtragen lassen, mit kleinlichen Schmähungen weiter: „er kenne keinen Herzog von Braunschweig, nur einen

*) Vgl. Denkwürdigkeiten des bayrischen Ministers Grafen Montgelas. Stuttgart 1887. S. 150, 155, 190.

**) Vgl. Wolfgang Menzel Denkwürdigkeiten. Bielefeld u. Leipzig 1877. S. 29.

***) Montgelas a. a. O. 149. Vgl. v. Boyen, a. a. O., S. 230.

preußischen General Braunschweig.“ Der unglückliche Fürst mußte aus seinem Erblande flüchten; doch starb er schon am 10. November zu Ottensen, wo er auf demselben Friedhof, der Klopstocks Gebeine birgt, begraben wurde. Was wollte indes das Leiden des Einzelnen, so schwer es war, gegen das große Trauerspiel rings besagen, gegen das Unglück der ganzen Nation? Das Heer zertrümmert, das Land in Feindes Gewalt, Selbständigkeit und Ehre verloren, die leibliche Wohlfahrt ruiniert! Denn auch den Erwerb traf jetzt ein harter Schlag: die **Kontinentalsperre**, die Napoleon am 21. November von Berlin aus gebot, und die den Handel mit dem seemächtigen England zu vernichten bestimmt war.

So lag der alte preußische Staat im Staube. Und erhob sich wider den Feind ein Wehklagen des Volks, ein unendlicher Aufschrei des Schmerzes und der Rache? Noch nicht. Seit Jahrhunderten gelehrt, den Staat als eine fürstliche Anstalt zu betrachten, die den Regierenden, nicht den Regierten gehörte, und gewohnt, nur auf Kommando zu handeln, hielt das Volk sich still, wie es die Behörde ihm befahl: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ Der Bürger empfand wohl gar einige Schadenfreude, als die übermütigen Garde-Offiziere, zumal die hochfahrendsten von allen, die Kürassiere „Gensdarmes“, die einst meinten, sich alles und jedes gegen ihn herausnehmen zu dürfen, jetzt in kläglichem Zustande, beschmutzt und abgerissen, als Gefangene durch die Straßen der Hauptstadt geschafft wurden. Der verhaltene Groll gegen die stolzen Bevorrechteten, gegen die Offiziere, Junker und hohen Beamten war nun entfesselt. „Wer es nicht erlebt hat“, sagt ein Ohrenzeuge,*) „kann es kaum noch glaublich finden, in welchen Ausdrücken der Ingrimm preußischer Patrioten gegen das Militär wütete, mit welcher haßerfüllten Verachtung die einst gepriesenen Namen, auf denen der Vorwurf des Verrats haftete, genannt wurden.“ Gewiß, wäre ein großer Führer aufgetreten, die Vaterlandsliebe hätte sich besser geäußert; sie war im Volke, besonders auf dem Lande, doch rege und der mannhafte Sinn desselben stark genug, um einen tüchtigen Widerstand zu entzünden.**) Aber der König wuchs nicht mit seinem Unglück, und was er von dem Betragen so vieler seiner Beamten und Unterthanen hörte, konnte ihn nicht erheben. Er sah das Heil nur in gewöhnlichen Mitteln, verließ sich auf die Truppen, die noch in der Provinz Preußen standen, und besonders auf den Zaren, der mit einem Heere herrannahte. Daher berief er zwar endlich (29. November) an Haugwitz' Stelle als Leiter der auswärtigen Politik einen tüchtigen Mann, den Minister v. Stein; als aber dieser das Amt nicht annehmen wollte, falls die geheime Kabinettsregierung bestehen bleibe und trotz wiederholter Aufforderungen immer darauf zurückkam, „das Ministerium könne nichts Tüchtiges leisten, wenn es nicht eine wirkliche Macht erhalte, es müsse auch dem Lande gegenüber verantwortlich sein und dürfe

*) [illegible] Denkwürdigkeiten. 2 Aufl., I. 417.

**) [illegible] Berliner Patrioten während d. Franzosenzeit von 1806–1808. Progr. d [illegible] Berlin 1896.

nicht durch unverantwortliche geheime Räte, durch die Schreiber des Kabinetts, durch ein blind gehorchendes Werkzeug der Krone lahm gelegt werden" —: da sprudelte der absolutistische Geist des Königs heftiger denn je auf, und es erfolgte jenes merkwürdige Handschreiben, welches gleichsam die Aufschrift für den Verfall der alten Monarchie ist: „Sie sind", schrieb Friedrich Wilhelm zu Königsberg am 3. Januar 1807 an Stein, „Sie sind ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Hasse handelt . . . Wenn Sie Ihr respektwidriges und unanständiges Betragen nicht zu ändern Willens sind, so kann sich der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen". Stein bat um seinen Abschied, und der König erteilte ihm denselben in Ungnaden (4. Januar).

Tilsit.

Seit der dritten Teilung Polens war der Schwerpunkt des preußischen Staates weit ab vom Herzen Deutschlands und tief nach Osten gerückt, lag das Centrum des Staatsgebiets auf polnischem Boden, halbwegs zwischen Berlin und Warschau, in Posen. Dieser Umstand besiegelte jetzt Preußens Unglück. Denn um in der noch unbezwungenen Osthälfte seines Reiches einen Feldzug mit Erfolg zu führen, hätte der König über deren ganze Kraft verfügen müssen. Aber die polnischen Regimenter waren unzuverlässig, die polnischen Bevölkerungen unter dem Einfluß ihres Adels und des Klerus bereit zum Aufstande. So zerrannen dem Könige hier die Streitmittel unter den Händen, und 25 000 Mann war alles, was er an der Weichsel dem rasch nachdrängenden Feinde entgegensetzen konnte. Napoleon wußte diesen großen Vorteil zu benutzen; schon Ende November 1806 war er in Posen, wo sich die Polen überall für ihn erhoben; er versprach, ihr Reich wieder herzustellen, und gewann dadurch ihren eifrigsten Beistand. So ward ihm der Winterfeldzug, den er vor sich hatte, ungemein erleichtert. Was blieb dem Könige, der die meisten seiner deutschen Provinzen vom Feinde überschwemmt, die polnischen im Abfall sah, übrig, als sich unbedingt seinem mächtigen Bundesgenossen in die Arme zu werfen? Was blieb ihm anderes wenigstens von dem Augenblicke an übrig, da er aus Kleinmut und Kurzsichtigkeit von seinen Kernvölkern, den Märkern, Pommern, Schlesiern, bei denen es noch so viele Mittel zum Widerstande gab, geflohen war, statt im Geiste Friedrichs des Großen sich eher unter den Trümmern des Vaterlandes begraben zu lassen?

Es zeigte sich bald, daß er seine Sache damit verloren hatte. Denn die Russen, die ihm in der Mark oder in Schlesien, wenn er sich irgendwo dort gehalten, ohne Zweifel zu Hilfe gekommen wären, glaubten den Staat nicht retten zu können, dessen besten Teil er so eilfertig aufgegeben. Es nützte

daher nichts, daß die in der Provinz Preußen verfügbaren, freilich geringen Streitkräfte mit großer Tapferkeit die Weichsellinie behaupteten, daß hier, wo der König standhielt, auch die hohen Befehlshaber der Festungen und Truppen den Mut nicht verloren. Friedrich Wilhelm mußte sie unter den Oberbefehl des russischen Generals Bennigsen stellen, der endlich im Gefolge des Zaren mit 60 000 Mann in Preußen erschienen war, und Bennigsen nahm verkehrter Weise sofort eine Rückzugsbewegung vor. Dann rieb derselbe durch zwecklose Märsche die Truppen auf, während die schlechte russische Heeresverwaltung den russischen Soldaten nötigte, das Land ärger als der Feind zu verwüsten. Mehr und mehr zeigten diese Bundesgenossen ihre Unlust an dem Kriege, den sie für einen ihnen eigentlich fremden Krieg hielten; sie drängten immer weiter zurück. Auch hatten sie nach ihrer Art viel weniger Truppen im Felde als auf dem Papiere; denn außer dem Bennigsenschen Heere trafen nur noch 55 000 Mann unter General v. Buxhöwden ein. Den gesamten Oberbefehl übertrug Kaiser Alexander dem sechsundsiebzigjährigen Feldmarschall Kaminskoi, dessen Kränklichkeit ihn bald unbrauchbar machte, dann nach dessen Tode dem noch unfähigeren Bennigsen. An dieser erbärmlichen Leitung scheiterten die Anstrengungen der Truppen. Auch das preußische Corps — noch 13 000 Mann — hatten einen unfähigen Führer an dem altersschwachen General v. Lestocq; indes war diesem ein tüchtiger Generalstabschef, der Oberst Scharnhorst beigegeben. Bei Preußisch-Eilau am 7. Februar 1807 bot Bennigsen dem Feinde endlich die Stirn; die Verbündeten waren hier Napoleon an Truppen beträchtlich überlegen.*) Mit gewohnter Zähigkeit wiesen die Russen in einem langen und heftigen, am folgenden Tage erneuten Kampfe dem französischen Ungestüm ab; als sie gegen Mittag wankten, kam Hilfe vom preußischen Corps, 5000 Mann geführt von Scharnhorst. Diese Schar hatte vier Meilen auf verschneiten Wegen marschieren müssen, um das Schlachtfeld zu erreichen; nun stürzte sie sich auf den Feind und warf ihn zurück. Die Erschöpfung beider Teile ließ den Kampf unentschieden; jedes Heer hatte 20 000 Tote oder Verwundete und doch nicht den Sieg. Napoleon war betroffen; es war die erste Schlacht, die er nicht gewonnen. Er suchte die Gegner diplomatisch zu überreden, sie zu trennen und bot dem König eine abgesonderte Friedensverhandlung an. Dieser war aber zu rechtlich, um darauf einzugehen; er blieb ohne Bedenken seinem Bundesgenossen treu. Beide Heere bezogen nun Winterquartiere, die Verbündeten nordöstlich, die Franzosen südwestlich der Passarge.

Unterdessen fuhr die unfähige preußische Bureaukratie, die bürgerliche wie die militärische, fort, die noch übrigen Wehren des Staates dem Feinde auszuliefern. Nirgends zeigte sich diesmal das Volk so eifrig und aufopferungslustig wie in der Provinz Schlesien; es hätte sich hier durch allgemeine Volks-

*) C. v. Lettow-Vorbeck a. a. O. — Vgl. M. Lehmann, Scharnhorst, Leipzig 1886. — [illegible] Der Winterfeldzug 1807 in Preußen. 2 Beiheft z. Milit.-Wochenbl., Berl. 1892.

bewaffnung der kraftvollste Widerstand ins Werk setzen lasse
Regierenden, der Minister Graf Hoym und der General v. Linde
nur an Ergebung. Graf Hoym — eben jener, um den der wad
sich ins Unglück geschrieben — Hoym bezahlte hier dem Könige t
ihn allen Anklagen zum Trotz in einem so wichtigen Amte belasse
Man forderte ihn auf, aus der zahlreich verfügbaren wehrhaften
der Provinz Bataillone zu errichten; er antwortete: „solche Aufgeb
schädlich; er schaudere, wenn er bloß daran denke.“ Ein nach
Preußen bestimmter Rekrutentransport von 8300 Mann war we
ständischen Bewegungen im Posenschen wieder umgekehrt; man fra
nister, wohin mit den Leuten? Statt sie in die Landesfestungen
wo es an Mannschaft sehr gebrach, befahl er, sie nach Hause
Hoym und die ihm Gleichgesinnten hemmten sogar, was andere
des Vaterlandes unternahmen. Es war da ein patriotischer A
Pückler, der aus eigenem Antrieb eine Art von Landwehr ins Le
suchte. Aber statt ihn, wie der König befahl, zu unterstützen, arl
die Behörden aus Feigheit und Dummheit eher entgegen. Verzn
nahm er sich das Leben. Ähnlich wie Hoym benahm sich Lini
waren die Festungskommandanten untergeben; statt sie zu ermuti
sie merken, daß er alles für verloren erachte, und ermahnte sie,
lange zu halten, als es „*ohne unweise zu sein*“ geschehen könn
Schlesien verloren wie die anderen Provinzen. Auch hier fielen d
schimpflich, zum Teil durch Verräterei; zuerst Glogau durch die
des Generals von Reinhart*), dann Breslau, wo die Generale v
v. Thile, und Schweidnitz, wo v. Hacke befehligte. Zu spät hatte
einen tüchtigen Mann, Graf Götzen, nach Schlesien geschickt; er sa
einen Teil der Mittel zum Kriege vor, die hier so reichlich vo
wesen; doch richtete er wenigstens den kleinen Krieg ein. Wie es
schlechten Leitung lag, wenn der Staat so rasch und vollständig
brach, das bewies das Beispiel Kosels. Diese Festung hatte
Vorräte und eine mäßige Besatzung, die noch dazu teilweise au
stand; seit Ende Januar belagert, wurde sie überdies von Krank
gesucht, und viele Polen entwichen; dennoch hielt ihr Befehlsha
Oberst Neumann und nach dessen Tode der Oberst v. Puttkamer
und Kosel blieb unbezwungen.**) Ebenso behaupteten sich die Fest
wo Graf Götzen kommandierte, und Silberberg. Aber am hell
der Ruhm von Kolbergs zerschossenen Wällen, wo das getreue un
pommersche Volk die rechten Führer, Schill, Nettelbeck und Gnei

Es gab unter den jüngeren Offizieren der preußischen Arm

*) H. v. Below, Zur Gesch. des Jahres 1806, Glogaus Belagerung und
Berlin 1893.

**) Die Verteidigung der Festung Kosel im Jahre 1807, Neue Milit. Bl.,
Berlin 1889.

der Katastrophe von Jena wackere Kriegsmänner genug, aber die Subordination hielt die besseren Bestandteile in ihrem eisernen Bann. Jetzt, da alles aus den Fugen ging, konnte der Einzelne zur Geltung kommen. Unter den Subalternen, die es wagten, auf eigene Faust zu handeln, that sich hoch der Dragonerlieutenant Ferdinand von Schill hervor. Sobald er in Kolberg von einer bei Auerstädt empfangenen Wunde genesen war, begann er gegen die Franzosen, die in Hinterpommern eingedrungen, den kleinen Krieg. Die Eigenschaften eines Parteigängers besaß er in vollem Maße: tapfer bis zur Verwegenheit, voll Unternehmungsgeist und patriotischer Begeisterung, immer bereit, sein Leben in die Schanze zu schlagen, wußte er seinen kühnen, leichten Reitersinn auch den Soldaten und Freischärlern einzuflößen, die er bei Kolberg um sich gesammelt. Allein so rastlos auch Schill dem Feinde mit kleinen Streifzügen zusetzte, noch größeren Anteil an Kolbergs Ruhm hat doch ein schlichter Bürger, Joachim Nettelbeck (geboren am 20. September 1738 zu Kolberg, gestorben daselbst am 29. Januar 1824). Schon bei der Verteidigung Kolbergs im siebenjährigen Kriege hatte er mitgeholfen. Jetzt war er fast siebzigjährig, aber noch frisch wie ein Jüngling. Durchwettert von Stürmen der See und des Schicksals, erprobt in Gefahren und Abenteuern aller Art, war er immer derselbe geblieben, derb und ehrenfest, ein kerniger Mann und voll Gemeinsinns, jetzt in seinem väterlichen Gewerbe, in seiner Brennerei, wie vordem auf seinem Schiff, in Kolberg wie in Ostindien, immer ein rechter Preuße von altem Schrot und Korn. Als im Januar 1807 die Franzosen sich um die Stadt legten, war es der alte Nettelbeck, der in die Bresche trat. Denn der Kommandant, Major von Lucadou, ein Mann von gutem Willen, aber mangelhafter Einsicht, war seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen. Dazu kam, daß die Verteidigungsmittel ungenügend waren, und daß zwischen Civil und Militär hier wie anderwärts ein schlechtes Verhältnis herrschte. Es stand also um diese Festung übel genug, und man hörte schon hie und da von Kapitulieren reden. Aber Nettelbeck ließ solche Gedanken nicht aufkommen. Er befeuert, bewaffnet die Bürgerschaft, treibt sie zum Schanzen und Verpalissadieren, sorgt, daß die Umgegend durch die Schleusen unter Wasser gesetzt, und daß hinreichend Mundvorrat in die Stadt geschafft wird, und schreibt an den König um einen fähigeren Kommandanten.

Am 29. April langte ein solcher an; es war der Major v. Gneisenau, der hier zuerst seine geniale Schöpferkraft bewies. Rasch stellte er zwischen Garnison und Bürgerschaft das gestörte Vertrauen wieder her, belebte oder erhöhte bei allen die kampffreudige Begeisterung, kaufte auf dem Seewege, welcher offen blieb, von Schweden und Engländern Geschütz und Munition und wußte täglich mit geringen Mitteln Neues und Großes dem Feinde in den Weg zu stellen. So schlug er alle Stürme monatelang ab, obwohl die Bomben und Granaten die Besatzung furchtbar lichteten und die halbe Stadt zerstörten. Die Bürgerschaft unterstützte ihn dabei aufs wirksamste, jeder gab willig sein Letztes her; allen voran der alte Nettelbeck. „Nettelbeck," schrieb

Gneisenau damals, „ist allgegenwärtig; zündet der Feind durch
granaten ein Haus an, so steht er mit der Spitze des Schlauchs
der gefährlichsten Stelle. Er geht nicht von dannen, bis das Fe
ist. Greift der Feind ein Außenwerk an, so sitzt er zu Pferd
Siebenzigjährige, kühn wie ein Jüngling, ermuntert im heftigst
Truppen, holt Munition herbei und ist ebenso schnell bei d
kommandanten, um ihm Bericht abzustatten. Ist das Gefecht
schafft er Lebensmittel für die ermatteten Truppen hinaus. Z
Schiff, worauf man Zufuhr von Kriegs- oder Mundbedürfnissen
ist er der Erste an Bord und der Erste zurück, um Kunde davo
Auf den Böden und in den Häusern der Bürger hält er Revisi
leicht Entzündliche dort wegzuschaffen. Der Kommandant hat ih
über die Überschwemmung gegeben, und wehe dem, der aus E
üblem Willen das Wasser um eine Linie vermindern wollte! W
fachen Schleusen etwas Wasser durchsickert, wird er es gewahr.
dürfte die Dämme durchlöchern, und er würde es sogleich wittern;
er Einsicht, Mut und Patriotismus; dies alles thut er umsonst, un
reich. Spiegelt euch daran, ihr Deutschen!“

Ebenso glorreich hielt sich Graudenz. Da befehligte zu
Greis, aber einer von Blüchers und Nettelbecks markiger Kraft;
siebzigjährige General L'homme de Courbière, von Geburt ei
aber ein Friedrichscher Preuße von Gesinnung und That, ein Vete
siebenjährigen Kriege. Er hatte nur 4500 Mann bei sich, und t
ließen nicht ab zu drohen, zu lügen. Doch ihre Überredungskü
Kugeln waren hier verloren. Ihr Anführer Savary meinte seine
zur Übergabe durch die Lüge zu verstärken, ganz Preußen sei ber
zösischer Gewalt, es gebe keinen König von Preußen mehr. „
noch einen König von Graudenz,“ antwortete ihm der alte De
verteidigte sich kaltblütig weiter. Allein solche Männer befehli
Plätzen ersten Ranges nicht, die daher sämtlich übergingen; so
gleich zuletzt (25. Mai), Danzig. Diese Festung war für den
vorstehenden Feldzuges von größter Wichtigkeit, sie bedrohte Napo
und Flanke. Dennoch versäumte Bennigsen, rechtzeitig genügend
ihrer Rettung zu thun, insbesondere sie mit Schießpulver zu ver
es, wie in Kolberg, fehlte, und General v. Kalckreuth, der in Dan
dierte, verteidigte die Festung zwar tapfer, beschränkte sich aber
die Verteidigung der Stadt und ließ sich, ohne viel Widerstan
sowohl von der See wie von dem Hauptheere abschneiden.*) W
dem die ihm anvertraute Festung noch so lange hielt, wie es ge
dies der Tüchtigkeit einiger seiner Untergebenen, namentlich des P
Pullet, sowie der Tapferkeit der Truppen zu danken. Deren Verd
denn auch, daß Kalckreuth den Übergabevertrag auf ehrenvolle

*) C. v. Lettow-Vorbeck, a. a. O. — Vgl. Lehmann, Scharnhorst.

abschließen konnte. Am 27. Mai zog die Besatzung ab (12 000 Mann) durch zehnwöchigen Kampf auf zwei Drittel ihres früheren Bestandes herabgebracht. Der französische Befehlshaber Lefebvre empfing dafür von Napoleon den Titel „Herzog von Danzig;“ die Stadt erlitt nun von den Franzosen jahrelang eine harte, willkürliche Behandlung.

Die Russen, die so wenig zur Verteidigung Preußens thaten, waren desto eifriger im Plündern und Verwüsten. Sie machten das Land zur Einöde, zum Teil aus angeborener moskowitischer Raub- und Zerstörungssucht, zum Teil um ihre eigenen Grenzen durch Wüsten zu decken. Und ihr Kaiser überhäufte zwar den unglücklichen König mit Freundschaftsversicherungen, schwor ihm sentimental schauspielerisch, wie er war, Treue bis in den Tod, versprach ihm im Vertrage von Bartenstein (26. April) noch einmal feierlich Preußens Wiederherstellung. Aber eine einzige verlorene Schlacht genügte dann, ihn umzustimmen.

Napoleon hatte die Zeit der Ruhe gut benutzt; er eröffnete den Sommerfeldzug mit 200 000 Mann, während die Verbündeten ihm höchstens 120 000 entgegenstellen konnten. Doch blieben die ersten Zusammenstöße unentschieden; ein blutiges Treffen bei Heilsberg am 10. Juni endete sogar vorteilhaft für die Verbündeten. Vier Tage darauf aber, am 14. Juni, erlag das russische Heer in einer furchtbaren Schlacht bei Friedland der französischen Kriegskunst und Übermacht. Es räumte das Schlachtfeld, auf dem doch noch mehr französische als russische Leichen lagen, und beschleunigte seinen Rückzug nach der Memel. Nun mußte auch Lestocq, der Königsberg besetzt hatte, folgen, und am 16ten rückten die Franzosen in diese letzte Hauptstadt Preußens ein. Die Schlacht bei Friedland entschied den Krieg. Denn der Widerwille der Stockrussen, die von Anfang an des Zaren Einmischung in die deutschen Dinge gemißbilligt hatten und einen Wortführer an dem Großfürsten Konstantin, dem Bruder Alexanders, fanden, sprach sich jetzt laut und drohend aus: „Warum sollen wir uns,“ murrten sie, „noch ferner für die persönliche Freundschaft unsers Kaisers mit dem König von Preußen schlagen?“ Sie setzten dem Kaiser so lange zu, bis er nachgab und seine Sache von derjenigen Preußens trennte. Er schloß Waffenstillstand und knüpfte Friedensunterhandlungen an. Friedrich Wilhelm, ohne Mittel, den regelmäßigen Krieg allein weiter zu führen, und zu heroischen, verzweifelten Entschlüssen nicht geartet, mußte sich darein ergeben, anzunehmen, was der Zar für ihn ausmachen werde. Sein Vertrauen auf dessen Redlichkeit wurde schmählich betrogen. Der Friede kam in Tilsit*) zustande, aber einzig und allein auf Preußens Kosten und zu Rußlands und Frankreichs Nutzen. In einer persönlichen Zusammenkunft (am 25. Juni in einem Floßpavillon auf der Memel) verständigten sich die beiden Kaiser über die Geschicke Europas.**) Durch Schmeicheleien, mehr noch durch große An-

*) Vgl. M. Lenz, Tilsit. Erster Artikel. Forsch. 1893. VI. S. 181 ff.

**) A. Vandal, Napoléon et Alexandre Ier. L'Alliance russe sous le premier empire. 2 Vol. Paris 1891. 1893.

erbietungen wußte Napoleon den ehrgeizigen und charakterlosen Mann zu gewinnen; er blendete ihn durch das glänzende Bild einer Teilung der Welt in ein Kaisertum des Orients und ein Kaisertum des Occidents; er forderte ihn auf, das schwedische Finnland und das preußische Gebiet bis zur Weichsel („Frontière de la Vistule!“) an sich zu bringen. Ja, Napoleon regte selbst eine Auflösung und Teilung des türkischen Reiches an.*) Auch die ablehnende Haltung des Wiener Kabinetts in betreff kriegerischer Unternehmungen gegen Napoleon blieb nicht ohne Einfluß.**) Hierzu kam nun eben noch, daß die Stimmung des russischen Heeres gegen die Preußen eine durchaus feindselige war, und ein Aufruhr der Truppen zu befürchten stand. So fiel Alexander ab. Aber als Napoleon die Ansicht äußerte, eine etwaige Vereinigung der Moldau und Wallachei mit Rußland bedinge den Gewinn Schlesiens für Frankreich, trat Alexander ganz energisch dem Plane entgegen. Ja selbst, als Napoleon ihm den Besitz Konstantinopels, das alte Ziel des russischen Ehrgeizes, in Aussicht stellte, ließ sich Alexander von seinem Standpunkte nicht abbringen. Am folgenden Tage brachte er zu einer zweiten Unterredung seinen Freund mit; statt aber milder zu werden, behandelte Napoleon diesen vielmehr mit übermütigem Hohne. Welche bitteren Worte mußten der König und seine Vertrauten von den Siegern, ja selbst von den Bundesgenossen hören! Friedrich Wilhelm leerte den Wermutskelch des Unglücks und der Beschimpfung bis zur Neige; er gestattete, daß die Königin Luise von Memel nach Tilsit kam, um durch bewegliche Bitten den harten Sieger zu rühren. Die edle Fürstin brachte dies große Opfer; sie erschien (am 6. Juli) vor dem kaiserlichen Plebejer, der sie so pöbelhaft behandelt hatte, als Bittende, weil sie glaubte, zum Besten des Staates zu handeln. Ohne Zeugen fand die denkwürdige Unterredung statt. Aber die Hoffnungen der Königin erfüllten sich nicht; Napoleon kannte keinen Großmut. „Wie konnten Sie Krieg mit mir anfangen?“ fragte er sie höhnisch. „Dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt,“ antwortete Luise, „uns über unsere Kräfte zu täuschen; wir haben uns getäuscht; so war es beschlossen.“ Auch der König benahm sich vor seinem Überwinder mit Würde. Er trug sein schweres Geschick mit stummem Schmerze.

Am 7. Juli 1807 schloß der Zar mit Napoleon ab: Rußland verlor nichts; es gewann noch den bisher preußischen Kreis Bialystok. Preußen aber mußte die Hälfte seines Gebietes, nämlich alle seine Provinzen westlich der Elbe, sowie alle polnischen Erwerbungen abtreten: jene erhielt Napoleons jüngster Bruder Jerome als „König von Westfalen,“ diese kamen unter dem Titel eines Herzogtums Warschau an den König von Sachsen. Danzig wurde dem Namen nach eine „freie Stadt“ unter sächsisch-polnischem Schutze, in der That eine französische Festung. Mit schwerem Herzen unterzeichnete Friedrich Wilhelm

*) Vandal, l. c. I. p. 70. — Vgl. das Schreiben Alexanders I. an Friedr. Wilhelm vom 27. Juni 1807 bei Bailleu a. a. O.

**) S. die Instruktion des österreichischen Bevollmächtigten in Tilsit, des Generals v. Stutterheim, bei Lettow-Vorbeck.

am 9. Juli diesen Vertrag. Und Napoleon fügte dann noch weitere Machtgebote hinzu, unerschwingliche Kriegskosten, Eintritt in das Kontinentalsystem und andere Opfer, mit denen der König dann nicht einmal erlangte, daß die Franzosen, wie es ausgemacht war, am 10. Oktober 1807 sein Gebiet räumten; 150 000 Mann stark lagerten sie noch bis Ende 1808 in dem unglücklichen Lande, um dessen letzte Kraft auszusaugen.

Das war der Friede zu Tilsit; von der glänzenden Höhe, auf welche Friedrich der Große die preußische Macht erhoben, der tiefe Sturz. Von 5710 Quadratmeilen mit 9 750 000 Einwohnern behielt Preußen nur noch 2870 Quadratmeilen mit 4 940 000 Bewohnern, von seinem Ruhme nur die Erinnerung, von seinen Anstrengungen nichts als die äußerste Erschöpfung und die ärgste Schmach. Die hohenzollernsche Monarchie, nicht mehr von einem seiner großen Aufgabe gewachsenen Geiste geleitet, hatte von dem ererbten Besitze gezehrt, statt ihn durch stete, kluge Arbeit neu zu erwerben; sie war bei den Kräften und Mitteln, die einst genügt hatten, aber jetzt schon längst nichts mehr taugten, nachlässig verblieben, statt dieselben zeitgemäß durch frische zu ersetzen; und sie hatte daher, als die Leistungen einer auf sich selbst gegründeten Großmacht von ihr verlangt wurden, schmählich Bankrott gemacht.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

3 2044 035 97